Felix Dahn's sämtliche Werke poetischen Inhalts

Felix Dahn

EX LI BRIS
KURT WOLFGANG BÖRLIN

Digitized by Google

Felix Dahn's
Sämmtliche
Werke.
Neue Folge. Band I.
Breitkopf & Härtel, Leipzig.

PT
1841
A1
1903
1-2

Digitized by Google

Sigwalt und Sigridh.

Eine nordiſche Erzählung

(frei erfunden)

von

Felix Dahn.

Leipzig
Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel
1903.

Digitized by Google

Alle Rechte,
insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.

Digitized by Google

Vollendet zu Salzburg am 3. August 1898

und

meiner lieben Frau

Therese

zu diesem Tag

unserer silbernen Hochzeit

zugeeignet.

Digitized by Google

Digitized by Google

I

Die Sonne ſank blutrot in die See. Die Schlacht war geſchlagen am einſamen Fjord Allzuviele Speere hatten die Landwüſter geſchwungen, die, aus den Drachenſchiffen geſprungen, Mord, Brand und Raub in die Gehöfte getragen von Halgaland.

Auf ſchaumbedecktem Roß hatte ein Bote um Hilfe gerufen bei König Sigwin Weißbart. Der hatte gerade auf ſeinem Hochſitz in der Halle zu Halga-Björg das Horn erhoben zum Nachttrunk; er ſetzte es nieder, bevor er's zum Munde geführt. „Zu Roß!" ſprach er. „Königshilfe eilt." Und mit den wenigen Helmen, die er um ſich hatte in der Halle, war er den Wikingern entgegengeritten, ſeine Bauern zu ſchützen.

Nun lag er ſpeerwund auf zerſpelltem Schild; der weiße Sand der Düne ward rot von des alten Mannes Blut. Tot neben ihm lagen faſt all' ſeine Gefolgen: in die Ferne, landeinwärts, — gen Mittag — tobte der Lärm der verfolgenden Sieger hinter den Schlachtflüchtigen her. — —

Die Wellen der beginnenden Ebbe wichen mählich, mählich zurück: immer leiſer, leiſer, — wie abſterbend Leben. Es war nun totenſtill auf der Strandheide, darauf vor kurzem der raſſelnde Kampf getoſt.

Der wunde König hatte die Augen geſchloſſen: nun

ſchlug er ſie auf: denn von Niedergang — aus dem nahen Föhrenwald — rauſchten zwei Raben dicht über ſeinem Haupte hin, als wollten ſie ihn wecken. Dann bäumten ſie auf in der alten, morſchen Dünen-Weide.

Der König hob den Kopf und ſah gegen Weſten. Und nickte ſtumm. — Er ſchien ihn zu kennen, den Wanderer, der von daher nahte, langſam herausſchreitend aus dem Saum der düſtern Bäume. Erwartet ſchien er ihn zu haben. Denn als der ſich ſchweigend auf den ſchwarzen Bauta-Stein zu ſeinen Häupten ſetzte, den Speer über die Schulter gelehnt, die der dunkelblaue Mantel bedeckte, das gewaltige Haupt unter dem Schlapphut zu ihm gebeugt, da ſprach der Wunde: „Du hältſt mir Wort.“

„Wie du es mir gehalten.“

„Nach unſrem Bund und Vertrag! Sieg und Glück hatteſt du mir verſprochen: und haſt ſie gewährt all' dieſe langen Jahre. Dafür ſterb' ich jetzt den Bluttod und folge dir nach Walhall, unter deinen Einheriar für dich zu kämpfen.“

„Und Walhalls Wonnen zu teilen. Schau empor! Schon nahen dort im Gewölk auf ihren grauen Roſſen die Walküren. — Aber du blickſt nicht freudig. Fürchte nicht das Sterben: es ſchmerzt nicht. Nur das Leben ſchmerzt: — — zuweilen.“

„Ich fürchte nichts für mich. Aber mein Knabe! Wenige Winter erſt zählt er. Einen Spätling gebar ihn mir die Mutter. Und ſtarb. Schutzlos ſpielt er im Baumanger von Halga-Björg. Meine Geſippen, meine Gefolgen liegen tot. Wer wird ihn ſchützen?“

„Ich! Sein Pate! Der ihm den Namen gab: — Sigwalt Odinsfreund — ſchulde ihm Patengabe. So gelob' ich dir: ich rette ihn jetzt vor allen Feinden. In dieſen Mantel geſchlagen trag' ich ihn hoch durch die Wol-

ken auf ein fernes Eiland ſicher vor Schaden wächſt dort er heran. Zur rechten Zeit kehrt er zurück, ſein Erbe zu erſtreiten mit ſieghaftem Schwert. Alsdann geb' ich ihm zum Schutz einen Schild Einen lebendigen Schild."

„Einen lebendigen Schild?" ſtaunte der Wunde. „Ich kann's nicht faſſen."

„Einen lebendigen Schild, der ihn ſchützt immerdar. Wenn er nicht ſelbſt ihn zerſtört."

„Das wird er nicht."

„Weißt du das? Selbſt die Nornen wußten's nicht, als ich ſie fragte. Denn was ſie weben, — nicht wiſſen's die Weber. Auch nicht die Schickſal-Weberinnen! Sie weben, was ſie müſſen, nicht, was ſie wollen. Aber geſorgt wird für das Patenkind ſo treu der Pate ſorgen kann. Du weißt: ‚reich lohnt Odin . . .'"

„Treue Freundſchaft!" nickte der Held. „Ich danke dir. Sieh, mit letztem Blicke ſchau' ich dort die Walküre nahn. Ich höre das Schnauben ihres Roſſes. Nun wird es Nacht vor meinem Auge . . ."

„Bald wirſt du wieder ſtrahlend Licht erſchaun. Raſch, Helmwine, trag ihn empor!"

II.

Zwanzig Winter waren vergangen.

Der linde Lenz war gelandet auf dem Eiland der Angelſachſen. Auch in den Königsgauen von Kent. Lieblich blaute dort an der Oſtküſte das Meer um die vorſpringenden Landſpitzen und kleinen Eilande, kleine roſig behauchte Wolken zogen über den hellen Himmel hin bei

lauem Südweſt: in Bluſt und Blüte ſtand Weißdorn und Rotdorn: um die ſtark duftenden Dolden flogen emſig die Bienen.

An den feinen weißen Sand des Strandes ſpülten ſanft die Wellen des leiſe atmenden Meeres: Sehnſucht weckte die ſanfte Bewegung, unbeſtimmte, in die Ferne hin wünſchende, hoffende Sehnſucht. Sie flutete auch in den Träumen des Jünglings, der, den Rücken an die ſteil aufſteigende Dünenwand gelehnt, hinaus ſchaute in die unabſehbare See, aus der die Morgenſonne, die Nebel wie mit goldnen Wurflanzen vor ſich niederſtrahlend, ſieghaft aufſtieg wie ein junger Held.

„Soll ich dich freudig grüßen, neuer Tag?“ ſprach der Träumer leiſe vor ſich hin. „Warum freudig? Ich habe keinen Grund zur Freude. — Oh, das war ein undankbar Wort. Hörten's König Hengiſt und die Thane und Hallgenoſſen und — nun, und andere! — mit Recht würden ſie dem Unzufriedenen grollen, an dem ſie Gutes getan — nur Gutes! — dieſe zwei Jahrzehnte. — —

Wenn ich's gedenke! Ein zarter Knabe war ich — in einem bäumereichen Anger — nah einem ſtolzen Königshaus — war ich eingeſchlafen auf blumiger Wieſe. Wie im Traum war mir, als würd' ich aufgehoben und davongetragen von einem Gewaltigen in faltigem, langwallendem Mantel über Wälder und Felſen und Meereswogen dahin. Als ich erwachte, ſaß ich in fackelheller Halle auf eines hohen Mannes Schoß: ringsum ſtanden und ſtaunten ſeine Thane. ‚Heil!‘ riefen ſie. ‚König Hengiſt! Das war Wodan, deiner Sippe Ahnherr ſelbſt, der urplötzlich hier vor deinem Hochſitz ſtand: — nicht hatten die ſcharfen Torhunde angeſchlagen! — in Hut und Mantel und dir den ſchlafenden Knaben auf den Schoß ſetzte, den

Finger mahnend hob und aus der aufgesprungenen Türe wieder verschwand wie ein dunkelblauer Rauch.‘

„Ja,‘ sprach der gute König. ‚Das war Wodan. Und mein Schoßsohn soll der fremde Knabe sein, da mir meine Königin nur eine Tochter gebar, bevor sie starb. Aber wer mag er sein? Wie mag er heißen? Da, schaut auf der Silberspange an seinem Arm, die Runen: „Sigwalt Odinsfreund! — Reich lohnt Odin treue Freundschaft.“ — Aus Norland stammt er: Odin sagen sie dort für Wodan.‘

Da, deutlich zeigt es heute noch die breite Spange. — Und wie einen Sohn wahrlich hat alle Zeit der greise König mich gehalten. Und seine Thane. Und Guntfride, seine Tochter, das viel gute Kind: zur Schwester hat ihre Güte sie mir gemacht. Und Waffen eigne ich, Ringe und Rosse und breite Weizenäcker in drei Shiren: neben dem König sitz’ ich in der Halle, manchen Sieg erfocht ich ihm über die schlimm heerenden Wikinger aus Seeland: schon rühmen Harfen-Skalden mein rasches Schwert . . .!

Und doch!

Unfroh schlägt mir, leer, unausgefüllt das junge Herz in der Brust. Und ein Fremdling bin ich im Lande.

Jüngst sah ich am Ufer des raschen Midway einen stattlichen jungen Baum, eine freudige Buche: mit allen Wurzeln hatte die Überflutung ihn losgerissen von der nährenden Scholle der Heimat und ihn fortgetragen im Braus: nun lag er am Sande: die fröhlichen grünen Zweige welkten gelb: er konnte nicht Wurzel fassen in der Fremde: so starb er hin! —

Und so zehrt an mir ein seltsam Weh. Ist’s Heimweh? Oft zeigt mir ein Gott im Traum ein fernes Land, mit hohen Eisbergen, mit rauschenden Fjorden — einen Baumanger, darüber ragend ein altes Königshaus — wie ich’s in Kindheit-Tagen um mich gesehn — mein Land,

mein Vaterhaus! Aber fremde, feindliche Männer ſchalten darin. Dorthin zieht mich der Seele Drang. Dorthin gehör' ich nach Pflicht und Recht! —

Und auch da drinnen tief in der Bruſt — da klafft ſchmerzend eine Leere. Nicht der milde König, nicht die Hallgenoſſen, nicht das holde Kind füllen ſie und ſtillen das Sehnen. Ach, ein Andres begehr' ich ſo heiß! Allein was? Wen? Wohin zielt dies Sehnen? Alles liegt mir verhüllt: — verſchleiert wie die ferne See dort von weißem, flirrendem, wogendem Nebel! — —

Aber halt! Was ſeh ich? Was taucht auf über jenem Nebeldunſt, hoch, hoch ob der Seeflut? In den Lüften des Himmels! Eilend jagt es heran, unhörbar die zergleitenden Wolken zerteilend! Ein eiſengrau Roß! Darauf ein Weib! Eine raſche Reiterin! Wie fließt aus dem Helm ihr das goldene Haar! Wie glänzt ihr die Brünne im Sonnenglaſt! Sie naht! Schon iſt ſie da! Schon hält vor mir — im Waſſer des Strandes — das ſchnaubende Roß! Wie zauberſchön iſt ſie! Wer biſt du, Jungfrau der Wunder?"

Da lachte ſie freudig, die herrliche Maid und bog ſich zu ihm herab, den Hals dem Roſſe klopfend: „Sigridh heiß ich. Siegvaters Tochter rühm' ich mich und ſeiner Schildjungfrauen jüngſte. Heil dir, Sigwalt, mein Geſell! Denn dir zur Geſellin hat mich Siegvater beſtellt. Wohl tat er daran: denn du gefällſt mir, Siegwalt! Gern werd' ich dir des Sieges walten. Schau dort gen Nordoſt! Schau ſcharf! Weichet, ihr Wolken! Siehſt du nun? Ein Drachenſchiff rauſcht heran. Das führt Arn, deines Vaters alter Waffenträger. Er holt dich heim, Herr Jungkönig von Halgaland. Die Zeit ward reif. Der rechte Erbe ſoll ſein Erbe reißen aus böſer Nachbarn Gewalt. Wohlauf, zum Kampf, zum Sieg, mein Geſelle!"

„Oh halt! Halte noch! Nicht wende das Roß! Nicht enteile ſchon, du Herrliche! Wo — wo — wann ſchau ich dich wieder?“

Da ſprach die Jungfrau ernſt, warnend die Rechte hebend: „Nicht wünſche dir das, mein Geſelle. Wann je du mich wieder ſiehſt, droht dir Verderben. — — Ich aber werde dich gar oft ſchauen, aus den Wolken herab, und dieſer Schild wird oft dich beſchirmen. Du jedoch — wünſche dir nicht, Sigridh wieder zu ſchauen! Und gelobe zu ſchweigen von dieſer Begegnung.“

„Ich gelob' es — bei deinen wunderbaren Augen.“

Sie nickte lächelnd und ſchon verſchwanden Roß und Reiterin im ſonnendurchflimmerten Nebel hoch in den Lüften.

III.

König Hengiſt im grauen Bart ſaß auf dem Hochſitz in ſeiner reichen Halle, um ihn her ſeine Gefolgen, ſeine Schildgenoſſen, ihm zunächſt die tapferſten, treuſten. Unter ihnen eilten hin und her mit hochgehenkelten Krügen voll Metes und Äles weißarmige Maide. Und nicht verſchmähte es ihre Herrin, des Herrſchers junge Tochter, aus goldenem Krug den Geehrteſten der Thane die verſilberten Hörner zu füllen. So tat ſie auch Sigwalt und den drei vor kurzem gelandeten Gäſten, die, in voller Rüſtung ſeefährtiger Männer, neben ihm an einer runden Tafel unterhalb der Stufen des Hochſtuhls ſaßen. Zögernd, traurig ruhte dabei der Blick der ſanften dunkelbraunen Augen auf dem Jüngling.

Der ſah es nicht: ein freudiges, ein ſtrahlendes Lächeln

ſpielte um die halbgeöffneten Lippen, auf denen der blonde Flaumbart ſproßte; die blitzenden grauen Augen hingen an dem Mund des Königs, der nun das hohe Wiſenthorn zur Seite ſchob und begann: „Selten ſchreitet Frau Saelde unbegleitet über der Erden-Männer Schwelle: ein Schatte folgt ihrem Leuchten. So kam auch in dieſe Halle Freude geſchritten, Hand in Hand mit ihrem Zwillingsbruder, Schmerz. Freude muß es ja ſein jung Sigwalts Freunden, daß ihn eine Zaubertat Wodans . . . . ich kann es kaum glauben, konnte es nicht ganz verſtehn! Berichte genauer, Arn, Arnſteins Sohn! Wohl kannt' ich dich ſchon vor vielen Wintern als wahrhaft und treu, König Sigwins Schildträger, als wir alle drei noch in braunen Haaren gingen. Darum glaub' ich deinem Wort, auch was nicht glatt zu glauben. Sprich, wie war es doch?"

Der Alte hob ſich vom fellbedeckten Sitz zur Rechten Sigwalts, neigte ſich dem König und, indem er faſt zärtlich die Linke auf des Jünglings Schulter legte, hob er an: „Reichen Dank ſchulden wir alle dir, wir Männer aus Halgaland, milder König, für alle die Milde, die du unſrem Jungkönig getan haſt immerdar: der Dank fliege — wie eine weiße Taube — meinen Worten voraus. Nun hört, was wunderſam, aber wahr.

Ihr habt wohl durch fahrende Skalden, auch durch eure Kaufſchiffe etwa, die nicht ſelten in unſre Fjorde einſegeln, reichere Güter als unſer rauheres Land eignet, uns zu bringen, — ihr habt wohl vernommen, was bald nach unſres teuren Herrn Fall geſchah. Ich und mein Bruder Arnſtein hier und mein Neffe Arngrimr, Arngers Sohn, ſind die einzigen aus ſeinen Gefolgen, die ihn überlebten: denn wir weilten damals zu Lethra auf Seeland bei dem Dänenkönig als ſeine Boten. Als wir heimkehrten, fanden wir herrſchend in der Halle zu Halga-Björg Swen, Jarl

in Hardaland, einen fernverſippten Vetter unſres Königshauſes. Der war auf das erſte Gerücht von jenem blutigen Tag herbeigeeilt in das verwaiſte, das meiſterloſe, unverteidigte Land: denn die Wikinger waren hurtig wieder abgeſegelt, nachdem ſie ihren reichen Raub auf die Drachen geſchleppt. Swen aber, der Finſtere, hätte wohl auch des Königsknaben, des echten Erben, nicht geſchont, fand er ihn in der leeren Halle! Aber der geplante Mord des Geſippen blieb ihm erſpart: denn wie durch Zauber war das Kind entrückt aus dem wohl umhegten Obſtanger, in deſſen Raſen ſchlummernd es die Wärterin verlaſſen.

Jarl Swen griff nach dem entſunkenen Königsſtab: ſeine mitgebrachten Gauleute — die landfremden! — erzwangen ſeine Wahl. Vergebens eiferten wir drei und unſre Geſippen gegen den Anmaßer: wir forderten, der ſolle nur als Muntwalt des Königsknaben der Herrſchaft einſtweilen walten! — Denn wir gaben die Hoffnung nicht auf, den Verſchollenen wiederzufinden. Aber der Schwarzlockige lachte: ‚Tot iſt der Neſtling des alten Adlers! Wünſcht nicht, mir ihn lebend zu bringen! Oder vielmehr den, welchen ihr für ihn ausgebt: wenige Atemzüge hätte er dann noch zu leben.‘

Wir aber verzagten nicht: wir vermuteten, die Wikinger hätten ihn gefunden und mit den andern Ergriffenen fortgeführt: freilich ſollte er ja ſchon am Abend verſchwunden ſein, noch bevor in der Nacht die Räuber die Halle erreichten: allein wir hofften gegen die Hoffnung und unermüdlich zogen wir aus jedes Frühjahr, ſobald die Fjorde eisfrei geworden, und forſchten und ſuchten in jener Wikinge Heimat — in Svearike — und ſonſt an allen Küſten Nordlands, ja auch Sachslands und ſogar Francias nach dem Verſchwundenen: auch in mancher Hafenſtadt eures weltfernen Eilands: alles vergeblich!

Als wir aber wieder einmal heimgekehrt waren aus dem fundloſen Suchen, da empfing uns in allen Hallen, Höfen und Hütten verzweifelndes Klagen über des Gewaltherrn grauſam hartes Walten. Von Winter zu Winter trieb er's ärger! Nicht als ein König herrſchte er, der doch nur um ſeines Volkes willen waltet über uns freie Nordleute: nein, ſein Wille — laut ſprach er's aus in frevler Überhebung! — ſein Königswille ſollte oberſtes Geſetz ſein in ſeinem Reich. Das aber iſt unerhört bei allen Nordleuten, ſo lange ſie ſchreiten auf der Männer-Erde! Und er ließ es nicht bei dem frevlen Wort rechtloſen, maßloſen, ruchloſen, wahnſinnigen Königsſtolzes: frevle Taten führten es aus. Wer ihm widerſprach, war er noch ſo tapfer im Heerkeil, — noch ſo weiſe im Rat, verbannt ward er aus ſeinem Angeſicht! Gewalt-Druck gegen jeden freien Nacken, der ſich nicht beugte ſeinen Königslaunen, füllte das Land. Da beriefen wir Arninge ein All-Land-Ding nach Halgaſtein an dem Alf-Fjord, zu beraten über den Jammer des Volkes und wie ihm zu helfen ſei. Aber der Gewaltherr erfuhr's: mit ſeinen Gefolgen, den wilden Geſellen aus Hardaland, und mit vielen geworbenen Söldnern, — Wikingern, Landräubern, üblen Zauber-Finnen, — überfiel er uns, ſprengte uns auseinander, mordete, wen er erreichte, vertrieb die übrigen aus der Heimat und wütete nun ohne Widerſtand wilder als zuvor!"

Da ſtöhnte jung Sigwalt, die Hand des Alten abſchüttelnd und mit der Rechten an die Stirne ſchlagend: „Und ich ſaß hier und trank Schoßvaters Met und ließ mein Volk verderben! Aber Geduld, Halgaland! Dein König kommt!" Und zornig ſchlug er mit geballter Fauſt auf den Tiſch, daß die Hörner und Becher erklirrten.

„Gut gekreiſcht, junger Adler!" lächelte der Graubart

wohlgefällig, „ja, bald sollst du die Fänge brauchen! — Wir drei und wenige Genossen waren den Mordbuben entkommen. Noch einmal begannen wir die hoffnungslose Suche: — diesmal bis Friesland! Vergeblich! Wir ankerten zuletzt vor einem kleinen friesischen Werder. Traurig lagen wir drei eines Nachts auf Deck der kleinen Fischernaue, auf der wir entflohen waren. Es war ein nebelreicher, düsterer Herbsttag gewesen: aber jetzt drang zuweilen der Vollmond durch zerrissen Gewölk, das vor dem Winde trieb: und dann erglänzte unser Schifflein, Mast und Luvsegel silberhell. Zum Tode betrübt sprach ich da zum Bruder: ‚Untragbar Hartes legte Odin uns auf. Weder den Königserben läßt er uns finden noch den Machträuber, den Rechtsbrecher stürzen: mit ansehen müssen wir's, wie unser Volk zertreten wird. Ich mag's nicht länger tragen. Ich binde mir den schweren Drei-Anker dort um den Hals und . . .' — ‚Nicht also, mein Bruder,' sprach Arnstein kopfschüttelnd. ‚Wohl wollen wir ein Ende machen. Aber nicht hinab zu Ran, in ihr grausiges Netz . . .' — ‚Und dann gar nach Hel,' rief mein Neffe, dieser Arngrimr da. ‚Nach Hel! Dem ewig freudlosen, wo bleiche Schatten seufzend schweben, noch einmal zu sterben wünschend, um nie mehr zu erwachen. Grauenhaft ist Hel! Nein, heraus die Schwerter, alle drei. Keiner soll den Kampf überleben! Und nach dem Bluttod: — auf, nach Walhall!' — ‚Ja,' schloß ich und griff ans Schwert. ‚Was frommt's zu leben, da jung Sigwalt tot!'

‚Jung Sigwalt lebt!' sprach da eine Stimme hinter uns, vom Strande her, — eine Stimme, deren gleichen ich noch nie gehört: nicht laut: verhalten, aber alldurchdringend. Wir sprangen auf, wir sahen hinter uns: da glitt dicht an unsrem Backbord hin, aus dem Nebel in den

Bereich des Vollmonds tauchend, ein winzig kleiner Kahn: an deſſen Steuer ſtand ein Gewaltiger in dunklem Mantel mit breitrandigem Hut. Wir erſchraken über dem plötzlichen Auftauchen von Schiff und Mann, die nun dicht Bord an Bord mit uns lagen. Bald aber faßte ich mich und ſprach entgegen: ‚Der du unhörbar nahſt und geheime Zwieſprach erlauſcheſt, wie lautet dein Name?‘

‚Nur *eines* Namens genügte mir nie, ſeit ich unter die Völker fuhr.‘ — ‚Und dies Schifflein?‘ fragte Arngrimr. ‚Wie kannſt du auf dieſem Baumblatt in See gehen?‘ — ‚Skidbladnir,‘ lachte der Wirrbart, ‚iſt der Schiffe beſtes.‘ — ‚Einen Kaufmann acht’ ich dich, einen ſchlauen Frieſen,‘ meinte mißtrauiſch der Bruder. — ‚Ja,‘ fuhr ich fort, ‚der nach Golde gehrt. Aber wähnteſt du, durch günſtige Kunde, durch täuſchenden Troſt Gold als Botenlohn von uns zu erliſten und Gabe . . .‘ — ‚Da irrſt du, Freund,‘ lachte traurig mein Neffe, ‚leer ſind uns Ranzen und Taſche.‘ — ‚Alle Lande haben wir durchforſcht nach Sigwalt,‘ ſchloß ich unwillig. ‚Nichts fanden wir! Warum ſollten wir dir glauben?‘ — ‚Nicht glauben ſollt ihr: — ſehen! Schaut her!‘ ſprach der Fremde befehlend. Er reckte den rechten Arm aus dem Mantel vor, bog ihn, ſtemmte die Fauſt auf die Hüfte und gebot: ‚Seht durch dieſes Arm-Bogens Rund. Schaut in die Halle des Königs von Kent.‘

Wir drängten uns vor, dicht heran, die Köpfe dicht aneinander und oh Wunder! Wir ſahen . . .“ — „Nun?“ rief mit weitgeöffneten Augen auf den Erzähler ſtarrend die Königstochter. Aber glühende Röte der Scham übergoß ſofort die Wangen der Jungfrau, die in die Rede der Männer geredet. — „*Ihn* ſahen wir, hold Königskind! Und dich! Und König Hengiſt dort auf jenem Hochſitz und viele dieſer Thane hier ſitzen an dieſen Tiſchen.“ —

„Ja," fuhr der Neffe fort, „und ſo deutlich und hell zeigte ihn uns der Vollmond wie ihn hier die vielen Fackeln nicht zeigen." — „Und ſo ähnlich ſah er ſeinem Vater," ... unterbrach Arn. — „Und ſo ganz ähnlich auch dem Knaben in den Tagen, da er verſchwand ..." — „Daß wir alle drei jubelnd riefen: ‚ja, er iſt's: er lebt! Heil, König von Halgaland!'" — „Und als wir nun die Augen endlich von ihm löſten und dem Zaubermann dankend ins Antlitz ſehen wollten, ..." — „Da verſchwamm der plötzlich in wallendem Nebel ..." — „Dunkel Gewölk zog über den Mond ..." — „Und verſchwunden waren Nachen und Mann!"

„Und erkannten wir da alle, wer der Fremdling geweſen." — „Und erſchauernd ſanken wir auf die Kniee und riefen: ‚Dank dir und Heil, Odin von Asgardh! Du — wahrlich der Wunſchgott!'" — „Und noch in derſelben Nacht lenkten wir unſer Schifflein nordwärts, landeten alsbald an abgelegener Felſenbucht der lieben Heimat, beriefen die nächſten Geſippen, Nachbarn und andre treue Männer in nächtiger Heimlichkeit, verkündeten ihnen die frohe Kunde und fragten, wer mit uns ausziehen wolle, den Königsſohn würdig abzuholen nach Halgaland zum Kampf um ſein Erbe?" — „Und meldeten ſich da ſo viele, — denn der Haß gegen den blutigen Eber war noch immer geſtiegen! — daß wir gar manche zurückweiſen mußten von dem einen Drachenſchiff, das wir nur aufbringen konnten für ſo weite und ſo wichtige Fahrt." — „Und glücklichen Fahrwind, freudigen Oſtnordoſt, blies uns der Wunſch- und Wind-Gott in die Segel, daß wir in nie erhörter Raſchheit dieſen Strand erreichten ..." — „Und gleich unſern Jungkönig trafen, einſam auf dem Dünenſand liegend, voll Sehnſucht, wie er uns ſagte, nach der Heimat und hinweg von hier."

Da traf Sigwalt ein ſchmerzlicher Blick der ſanften braunen Augen. — —

IV.

Allein abermals ſah er das nicht, wie er nun aufſprang und, die Rechte zu dem König emporreckend, freudig rief: „Ja! Mich verzehrte ein Sehnen: — ich wußte nicht, nach was? Nach wem? Nun weiß ich's: nach der Heimat, die den Retter, den Rächer ruft. So heiſch' ich denn Urlaub, König Hengiſt, Schoßvater · — nein, den Blutvater haſt du mir erſetzt. Habe denn Dank, mein Vater, für alle Liebe und Güte! Urlaub heiſch' ich für immerdar!“

Da ſchwebte unhörbar ein Seufzer aus den zuckenden Lippen des Mädchens.

Der alte König aber ſprach gar ernſt: „Leicht wird dir, kurz machſt du das Scheiden — nach ſo langen Jahren! Doch iſt's der Jugend Art: in die Zukunft ſchaut ſie, freudig hoffend, vor-, nicht rückwärts blickt ſie auf das Vergangene! Und ich darf nicht ſchelten, nicht wehren. Dich ruft dein Volk, dich entſendet der waltende Wodan. So zieh hin im Schutze guter Gewalten. Zum Abſchied — als letzte Gabe! — geb' ich dir mit mein beſtes Orlogſchiff und hundert Helme: ich brauche ſie nicht zu bannen zu dieſer Heerfahrt: ich weiß, viel mehr als hundert werden ſich drängen unter deine Fahne: denn aller Herzen — ach aller! — Liebling warſt du hier. In wenigen Nächten ſind Schiff und Schar gerüſtet: dann magſt du ſcheiden — wie du es wünſcheſt! — für immer.“

Des Alten Stimme bebte: er ſtockte: ein raſcher Blick ſuchte der Tochter Auge: aber dieſe hielt die dunkeln

Wimpern tief gesenkt. „Doch," schloß er, „vergiß in der Heimat nicht ganz dieses Landes . . . ." — „Zweite Heimat ward es mir!" rief der Jüngling. — „Noch der treuen Herzen, welche dir hier schlagen." — „Oh mein Vater! Oh Guntfride! Laß dich Schwester nennen! Aber . . . wohin — wie — entschwand die Jungfrau so rasch?"

V.

Und nach wenigen Nächten lag das mächtige Königsschiff neben dem kleineren aus Halgaland segelfertig wie dieses. Und auf beiden Decken standen hinter den hohen und dichtgefügten Schildwehren der Flanken die hundert Krieger von Kent und die sechzig aus Halgaland in voller Waffnung.

Von der Königsburg her führte — außer der breiten Königs- und Heer-Straße — nach der Küste herab ein schmaler Pfad durch einen schönen Wald: diesen Weg, ihm allvertraut und lieb, wählte Sigwalt für seinen letzten Gang, nachdem er von dem König und dessen Thanen Abschied genommen hatte und nun die Seinen auf den Schiffen aufsuchte zur Abfahrt. Langsam schritt er: oft blieb er unterwegs stehen, mancher Stunde des frohen Weidwerks gedenkend, auch mancher des Ballspiels mit der Königstochter und deren Maiden, von manch altem Baum Abschied nehmend, wie von altem Freund.

Gerade hatte er sinnend zu einer mächtigen Esche hinaufgeschaut, — ‚dem Wodan-Wipfel', wie die Krone hieß — und wollte nun fürbaß schreiten: da rauschte es in dem dichten Buschicht von niedrigen Hainbuchen um

den Stamm her und eine ſanfte Stimme ſprach: „Nimm noch was mit!“ Und aus dem Dickicht trat des Königskindes zarte Geſtalt.

„Guntfride!“ rief der Jüngling freudig überraſcht. „Das iſt gütig, iſt freundlich: dies Letzte wie alles zuvor. Umſonſt forſchte ich nach dir oben im Frau'nſaal, Abſchied zu nehmen. Deine Gürtelmaid wußte nicht, wo . . .“

„Ich aber wußte, du werdeſt ihn nochmal grüßen, den Wodanwald. Denn du biſt treu in deiner — Freundſchaft. Und hier, vor unſern lieben Bäumen, ſollteſt du ein Andenken nehmen an Guntfride.“ Sie ſchlug den lichtgrünen Mantel auseinander und reichte ihm dar ein viereckig Stück blaugrauen Tuches, das war in Gold reich mit Runen benäht und mit Bildern beſtickt. Sie hielt es ihm nun, auseinandergeſpreitet, vor die Augen. Freudig griff er danach: „Eine Fahne! Meine Fahne, wie der alte Arn mich gelehrt. Durch den graublauen Himmel hin ſchweben Siegvaters Raben. Und ſieh, ringsherum der Runenſpruch auf meiner Spange: ‚Reich lohnt Odin treue Freundſchaft.‘ Ich danke dir, liebe Schweſter! Wer hat dich all' das gelehrt?“

„Nun: Arn. Und — das Herz. Aber emſig galt es ſticken und nähen. Hatte ich doch nur wenige Tage! So nahm ich die Nächte dazu.“ — „Deshalb alſo ſah man dich faſt nie mehr all' dieſe Zeit!“ — „Wahrſcheinlich deshalb,“ lächelte ſie traurig. — „Möge ſtets der Sieg in dieſer Fahne rauſchen ob deinem Haupt!“ — Da gedachte Sigwalt der herrlichen Walküre, die ihm das Gleiche gewünſcht, — nein, geweisſagt. Schon öffnete er die Lippen, ihr davon zu ſagen: doch er gedachte, wie er Schweigen gelobt. Und er ſchwieg.

„Aber nicht nur Siegvater befreunde dich,“ fuhr ſie fort und ſah zur Erde. „Frigga führe dir zu die freudige

Frau, dir zu dienen in Demut, dir die Halle, dir all' dein Leben zu ſchmücken durch Schönheit. Denn ſolches, dünkt mich, iſt Frauen Art und Amt.“ — Da gedachte Sigwalt der ſchönen Walküre, aber auch ihres Warnworts, ſie wieder ſchauen werde ſein Verderben. So ſchüttelte er leiſe das Haupt. „Guntfridens aber,“ ſchloß ſie, „ſollſt du nur dann gedenken, wann du ihrer bedarfſt. Du oder .... die Deinen. Wohl bin ich nur ein Weib: aber viel mag Weibesfreundſchaft frommen, iſt ſie treu. Und ich bin treu.“ Schon war ſie im Buchen-Dickicht verſchwunden. „Guntfride! Habe Dank! Verweile noch.“ Aber ſchon nickten ganz fern die Büſche, durch die ſie dahinglitt. Noch einen kurzen Blick warf der Jüngling ihr nach; dann ſchlug er das Fahnentuch um die Schulter und jauchzend ſprang er hügelab hinunter zur Küſte.

Nun traten von links her — von der andern Seite des Schmalpfades — aus dem wildverwachſenen Buſchicht ein hoher Mann und — in linnenblüten-farbenem Gewand — eine wunderherrliche Frau. Jener ſah dem enteilenden Helden, dieſe der verſchwundenen Jungfrau nach.

„Arger Gott!“ ſprach zuerſt die königliche Frau. „Abermals führſt du deiner Lieblinge einen zu deinen ſtolzen Zielen und wenig kümmert's dich dabei, geht der Weg dabei über zuckende Herzen. Mich erbarmt des lieben, ſtillen Kindes, des pfeilwunden jungen Rehs! Ich will ihr Vergeſſen in die Seele zaubern.“

Odhin zuckte leiſe die Achſeln: „Tu's, wenn du willſt. — Aber wie ſpracheſt du, als ich die gleiche Gunſt Hilde gönnen wollte nach Helgis Fall? Wie ſprach da die Göttin der echten, weil der treuen Liebe, nicht Freia, die heiße, die wechſelfrohe? ‚Beſſer um Liebe leiden, ja um

Liebe ſterben als ohne Liebe leben.' Haſt du ſeither deinen Sinn gewandelt?"

„Du weiſt, Frigga iſt unwandelbar," ſprach die ſchöne Frau und legte ihre beiden herrlichen Arme auf ſeine beiden Schultern. „So bleibe ihr der Liebe Leid. Auch das iſt Glück. Und vielleicht wird ihr doch noch ein Lohn ihrer Treue."

„Niemand weiß ſinniger Treue zu lohnen, als Frigga, der Treue Göttin ſelbſt," ſprach er und küßte ſie auf die Augen.

VI.

Und wäre nun viel davon zu ſagen, wie Sigwalt mit ſeinen beiden Schiffen, vor gutem Winde treibend, gar raſch an die Küſte ſeiner Heimat gelangte, wie ſie landeten, wie aus allen Heraden und Fylkir die Männer herbeieilten, auf die Kunde, König Sigwins Sohn ſei heimgekehrt, ſein Erbe zu nehmen von dem Landräuber und die gequälten Odalbauern und Bonden zu befreien von Druck und Jochzwang. Und wie ſein Haufe ſchnell anwuchs — wie ein Schneeklumpen, der vom Gletſcher herabrutſcht, — ſo daß er nach wenigen Nächten den Gewaltherrn aufſuchen konnte in ſeiner feſten Zwingburg, die er ſich nahe der alten Königshalle aufgetürmt hatte am Haugar-Fjord, unter harter Fron der Bauern ringsum. Und wie bei dem erſten Sturmlauf jung Sigwalts Adlerhelm der früheſte war, der auftauchte oberhalb des äußern Ringwalls, wie der Schwarzkönig von dem höheren inneren Ringwall herab mit beiden Händen einen viel hundert Pfund ſchweren zackigen Felsſtein wohlgezielt auf deſſen

Helm ſchleuderte, unvermerkt von dem Jüngling, ſo daß der alte Arn hinter ihm, ohnmächtig, ſeinem jungen Herrn zu helfen, laut aufſchrie vor Schreck, wie aber der Fels, gerade bevor er die Spitze der Adlerſchwingen erreichte, ſeitwärts abſprang, wie von unſichtbarem Schild aufgefangen, zum Staunen von Feind und Freund. Wie dann der Königsſohn auch den zweiten Wall erklomm und auf der Krone Swen, der ſich grimmig wehrte, mit dem Speere durchſtach. Wie dann alles Volk zum Ding gebannt wurde bei der alten Halga-Björg und wie der Sieger, hier von allen Männern zum König von Halgaland gekoren, den Hochſitz ſeines Vaters in der Halle beſtieg. Aber oft kömmt kurze Kunde dem Ohr willkommener als langes Lied und auch wuchtigem Werk genügen oft wenige Worte.

König Sigwalt ſandte nun die hundert Kentuwaren, reich bedankt und reich beſchenkt für ſie ſelbſt, für König Hengiſt und deſſen Tochter nach Hauſe, und wandte all' ſeine Sorge dem ſo lang und ſchwer bedrückten Volke zu. Er erließ die Schatzung, die der Goldgehrende allen Freimännern und Freihöfen aufgebürdet und ſpendete reich aus dem Horte, den der Harte habſüchtig hochgehäuft. Und ſangen bald die Skalden ſeiner Taten im Kampf und im Frieden Lob in Liedſtäben, von denen manche auch in dieſe Schlichtrede einſchlüpften.

Allein der junge Herrſcher ward gar oft abgerufen aus den milden Werken des Friedens durch neue und alte Feinde. Toſtig, Swens Sohn, den der zum Jarl von Hardaland beſtellt hatte, war auf Raubfahrt fern geweſen in den blauen Meeren von Grêka-Land, als der Gewaltherr fiel. In die Heimat zurückgekehrt, gelobte er Blutrache für den Vater und fiel heerend ein in Halgaland: mächtig und gefährlich war er durch die Waffen ungezählter Wikinger, die, ſeine alten Raubgenoſſen in gar

mancher kühnen Fahrt, dem Jarl gegen Goldsold und um der Beute willen eifrig halfen: denn Toſtig hatte ihnen geeidet, ſchonungslos ſollten ſie morden, brennen, rauben, Weiber und Kinder fortſchleppen, das ganze Land wüſten und öden dürfen. Das taten ſie denn nach Herzensbegehr und desgleichen Toſtig der Bluträcher und ſeine grimmen Männer aus Hardaland. So mußte denn König Sigwalt gar oft ausziehen bald zu Land, bald zur See, ſeine Bauern zu ſchützen. Dabei ſtaunten nun wieder gar mächtig Feind und Freund: nicht nur, daß er niemals ſieglos ward, — treu, wie ein zahmer Edelfalk, fangen die Skalden — ſchwebte der Sieg ob dem blaugrauen Banner — ſtärker noch, daß der Held unverwundbar ſchien, wie durch Zauber gefeit. Jauchzend warf er ſich in die Speere, in jede Gefahr: und nicht die Haut ward ihm geritzt in ſo vielen, vielen Gefechten. Ohne Geſichtsberge war ſein Helm: offen trug er das Antlitz dem Feind entgegen, in den dichteſten Keil der Speerwerfer von Hardaland ſprang er, in das Schwirrgewölk der Pfeile der finniſchen Bogenſchützen, die der Jarl geworben: jede Spitze, mit dem Saft der Tollkirſche oder dem Gift der Kupferotter beſtrichen, trug den ſichern Tod in jeden Ritz der Haut: — aber hart vor ſeiner Stirn prallten ſie zurück, wie erſchrocken vor der grauen Augen zornigem Blitz.

Einmal ſprengte er — allzukühn! — den Seinen weit voraus einen kahlen Steilfels hinan, von deſſen Krone die Feinde zu vertreiben. Sein Schwarzroß ſtrauchelte und fiel auf die Kniee: der Reiter konnte es nicht aufreißen: in der Linken, der Zügelhand, trug er zugleich den ſchweren Schaft des Rabenbanners, das er nicht preisgeben wollte, ſowenig wie in der Rechten das Schwert: denn ſchon waren die Lanzenträger des Jarls, von oben herabgeſprungen in wilden Sätzen, ganz nahe: lebend hofften

ſie den hilfloſen Reiter im wankenden Sattel zu greifen: — da riß — ſo ſchien es — eine unſichtbare Hand den ſchnaubenden Hengſt in die Höhe und nieder zu Boden rannte er in raſchem Anlauf die Vorderſten.

Ein andermal war Sigwalt, nur von Arngrimr begleitet, zur Nacht ausgefahren in kleinem Boot, die Ankerungen zahlreicher Wikinger aus Dänenland heimlich zu erkunden, die ſich vor dem Haugar-Fjord geſchart hatten, alsbald ein paar hundert Räuber zu landen und abermals alle Schrecken der Heerung in Sigwalts Königsfrieden zu tragen. Trefflich war die Spähung gelungen: die wenig Vorſichtigen ſchmauſten, zechten und lärmten an Bord: kurz vor Sonnenaufgang wandten die Kühnen das Schifflein gen Norden, ungeſehen nach Hauſe zu kommen mit wichtiger Kundſchaft. Aber plötzlich erhob ſich — gerade als die Sonnenſcheibe über die Meeresfläche geſtiegen war und ſie weithin erhellte — ein furchtbarer Sturm aus Nordnordoſt, dem weder Segelkunſt noch Ruderkraft gewachſen war: trotz alles Wider-Ringens der vier ſtarken Arme ward das kleine Fahrzeug wie ein ſchwimmender Strohhalm zurückgeworfen nach Südſüdweſt, zurück ganz in die Nähe der feindlichen Drachen. Bald hatte man nun von deren Maſtkörben aus die hilflos Treibenden entdeckt, erkannt: und jene hochbordigen, tiefgehenden, ſteuergehorſam gebauten Orlogſchiffe, von hundert Rudern beflügelt, konnten es wagen, dem Sturm entgegenzufahren, — wie oft taten ſie das zu eitel Luſtbarkeit! — und jene Nußſchale abzufangen oder durch das bloße Anfahren umzuſtürzen. Alsbald ſahen die Bedrängten die ſtolzen Drachen von vorn und von beiden Flanken heranrauſchen.

„In die Schären dort, gen Oſten, nah zu Land!“ gebot der König, der — ſtehend — das Steuer führte. „Leg dich aus! Zieh ſo ſtark du kannſt. In jenes Seicht

können uns die Tiefgänger nicht folgen · ſonſt zerſchellen ſie am Geklipp ringsum!“ Mit der Kraft der Verzweiflung arbeiteten die beiden Männer. Und wirklich gelang der verwegene Plan: ohne aufzurennen — Arngrimr ſtaunte über des Königs Steuerkunſt, aber dieſer ſelbſt noch mehr! — ſchoß der flache Kiel durch einen gefährlich ſchmalen Spalt mitten in das Gewirr der Baſalt-Klippen, die zum Teil aus dem Waſſer ragten, zum Teil wie ſchwarze Seeungetüme hart unter der Oberfläche zu lauern ſchienen. Und die feindlichen Schiffe vermieden es weislich, den Flüchtlingen hierher zu folgen. Aber, o Schrecken! Sie ließen vor der einzigen Öffnung der kreisförmigen Schären die Anker nieder und hielten jene enge Spalte bewacht, durch die das Bot allein wieder ausfahren konnte.

Die beiden ſchienen verloren! Verhungern oder ſich gefangen geben: — es blieb nichts drittes: ſie waren ſchon gefangen in dem Keſſel, in welchem die Brandung, wütend kreiſelnd, den weißen Giſchtſchaum der giftig-hellgrünen Wogen hoch über die Klippen, über die Helme der Männer ſchleuderte, das kleine Boot fortwährend im Kreiſe herumwirbelte und ſo tief mit Waſſer füllte, daß es zu ſinken drohte: es war ein ohnmächtig Bemühen, dieſe Waſſermengen mit den beiden gewölbten Schilden auszuſchöpfen.

„Wir ſinken,“ ſprach der König, das nutzloſe Werk aufgebend; „Dank für deine Treue. So greifen ſie uns doch nicht lebend.“ Und er ließ den Schild auf den Boden des Nachens gleiten.

„Halt!“ rief Arngrimr. „Schau dorthin — dort im Weſten. Plötzlich! Was fliegt da Weißes, was läßt ſich herab hoch aus der Luft?“ — „Ein weißer Schwan!“ — „Unmöglich! So weit im Meer!“ — „Bei ſolchem Sturm!“ — „Da! Zwiſchen uns und dem Lande ſchwimmt er.“ — „Sieh, er ſchwebt hoch auf den Wellenkämmen, die müſſen

ihn tragen. Nach Osten schwimmt er pfeilgerade.“ — „Nun muß er zerschellen an jener schwarzen Felswand.“ — „Nein! Schau! Da öffnet sich vor ihm ein gähnender Spalt.“ — „Den sah ich doch zuvor nicht!“ — „Brandung deckte ihn und Schaum.“ — „Der Schwan schwimmt darauf los.“ — „Durch schwimmt er. Er ist verschwunden!“ — „Er ist draußen, in der Weitsee!“ — „Folgen wir ihm!“ — „Wir sind gerettet!“

Und sie ruderten mit allen Kräften auf den neu entdeckten Spalt zu: haarscharf schoß das schmale Schifflein durch die Enge, nicht ohne an beiden Borden scharf angeschrammt zu werden. Aber nun waren sie draußen, ostwärts vor dem Kreise der Klippen und durch deren hohe Wände hier den Blicken der Feinde entzogen.

„Schau! Der Schwan! Er fliegt. Denn der Sturm läßt nach.“ — „Er sucht Land! Der kennt sicher den Weg. Er zeigt ihn uns! Folgen wir ihm. An Land!“ — „In die Heimat! In die Freiheit!“

Als aber der alte Arn das von dem Schwan vernahm, nickte er bedeutsam mit dem Haupte: „Das war kein Federvieh! Fliegt nicht im Meersturm. Das war eine Schwanenjungfrau, Siegvaters rettende Botin.“ — „Du magst wohl Recht haben,“ meinte Sigwalt. — „Ach, nur einmal wieder sie schauen!“ seufzte er leise und traurig.

VII.

Denn — seltsam zu sagen! — trotz seines durch all' Nordland schnell wachsenden Ruhmes —, trotz aller Siege — auch jene Dänenflotte war in der folgenden Nacht,

dank der gelungenen Erſpähung, durch Überfall auf kleinen Boten mit Feuer und Schwert vernichtet worden, bevor die Drachen ihre arge Brut hatten an Land werfen können: es war ein großer, ſtolzer Sieg! — Sigwalt, in der Blüte der Jugendkraft, war nicht fröhlich: traurig war er wieder, wie einſt an der Küſte von Kent: ja noch viel trauriger. Ein träumeriſches Wünſchen, ein ſchmerzliches Sehnen ſchien geheim an ihm zu zehren. Nicht öfter, nicht länger als die Königspflicht der Wirtlichkeit gebot, weilte er in der Äl-Halle an den Gaſtabenden: früh ſuchte er ſein Lager, das er mehr, als ſonſt kraftſtrotzende Jugend, zu lieben ſchien. Sein einſam Lager! Denn vergebens mahnten, ja drängten ihn Arn und die andern Hallgenoſſen, nun, nachdem ſeine Herrſchaft gefeſtigt, dem Königshaus die Königin zu geben.

Eines Abends ſprach der Alte zu ihm — abſeit der andern: „Leer ſteht der Platz zur Linken neben deinem Hochſitz. Das ſoll nicht ſein. Deiner reichgeſchmückten Halle fehlt der ſchönſte Schmuck: die Hall-Herrin. Und wohlgetan wär' es auch, durch Verſchwägerung einen der Nachbarkönige eng uns zu verbinden. Keiner ſagt dir nein. Und noch weniger eine ihrer Töchter! Nicht Thorgerd von Throndheim, nicht Alfheid von Upſala, nicht Rauthild von Raumariki. Schön ſind ſie alle drei und reinen Herzens. Oder" — fügte er zögernd, mit prüfendem Blicke, hinzu — „darf ich ein Eilſchiff rüſten als Brautſchiff, Maſt und Rahe bekränzen und, — ein grauer Freiwerber — treten in König Hengiſts Saal? Sei gewiß: nicht allein komm' ich zurück! Schön Guntfrid . . ."

„Iſt meine treue Schweſter. Und bleibt es. Gute Nacht, Alter. Du meinſt es gut. Aber laß mich ſchlafen, . . . träumen!" Und er hob die letzte Hall-Fackel aus der Pfeiler-Öſe und ging langſamen Schrittes, leiſe ſeufzend,

in ſein Schlafhaus. Dort angelangt löſchte er das Licht, warf ſich auf das aus gehäuften Wildfellen hoch geſchichtete Lager, ſchloß die Augen und griff mit beiden Armen in die dunkle leere Luft: „O komm, komm, Schlaf, und bringe den Traum, den holden: zeige mir wieder die ſchlanke Geſtalt, die einzige Sehnſuchtbeſchwichtigerin, das einzige Glück meines Lebens: ach ein Traumglück! Aber nur dieſer Traum iſt mein Leben!“ Und bald entſchlief er; und ein ſeliges Lächeln ſpielte um ſeine Lippen.

VIII

Zur gleichen Stunde ſaßen Odin und Frigga nebeneinander auf dem Doppelhochſitz zu Hlidſkialf, Odins Halle, von wannen er alle neun Welten überblicken mag. Und beide ſchauten durch das flimmernde Mondlicht der Sommernacht in das offne Fenſter zum Schlafhauſe und ſahen ihn liegen, den lächelnden Träumer, der im Schlaf weilings abgeriſſene Worte ſprach und mit dem rechten Arm manchmal ausholte, aber nicht gar weit, als wolle er eine nahe Geſtalt noch näher an ſich ziehn.

Die Göttin hatte den Arm vertraulich auf die linke Schulter des Gatten gelehnt, der, den Speer zwiſchen den beiden Füßen auf den Boden geſtützt, die Spitze über die rechte Schulter gelehnt, ſinnend hinabblickte: langſam ſtrichen die Finger ſeiner Linken durch den wirren Bart. Scharf ſah ſie auf ihn, wie um hinter der gewaltigen Stirne ſeine Gedanken zu leſen, aber nicht umſonſt hieß er der unergründliche Grübler.

„Arger Gott . . .“ begann ſie. Da wandte er ihr

voll das Antlitz zu: ſchön ſtand ihm das heiter überlegne Lächeln, das die bärtigen Lippen leis öffnete: „Dieſer Anſprache haſt du mich gewöhnt. Auswendig kann ich ſie. Willſt du ſie nicht künftig weglaſſen? Sie verſteht ſich von ſelbſt!“ Und ruhig ſah er wieder hinab. — „Wie lange noch,“ fuhr ſie ungeduldig fort, „ſoll dieſes Spiel währen?“ — „Es iſt kein Spiel. Ich ſorge, es wird bittrer Ernſt.“ — „Seit lange, lange — ſeit er ſie zuerſt geſchaut! — quält ihn die ſehnende Liebe. Und länger noch quält liebendes Sehnen Gunſride, meine ſanfte Lieblingin. Der ſtattliche Held, ihm gebührt die Gattin am Herde. Und ſoll das nicht mein braun jung Rehlein werden, — warum gibſt du ihm — deinem Patſohn, deinem Schützling! — nicht ein ander würdig Gemahl!“

Odin lupfte leicht die Schultern, wie er pflag, lehnte er ab. „Bin ich der Gott der Verliebten? Rufe Freia. Die verſteht das und tut das. Und wie gern!“ lachte er. — „Du entſchlüpfeſt mir nicht!“ — „Arger Gott!“ lächelte Odin. — „Warum gaukelſt du dem Sehnenden ſo oft — wie gerade jetzt wieder! — im Traum ihr Bildnis vor?“ — „Der arme Junge! Solchen Liebesgenuß — außer der Ehe! — ſelbſt deine Geſtrengheit mag ihm den doch gönnen!“ — „Warum tuſt du das?“ — „Er — er ſoll ihrer nicht vergeſſen. Und ſoll gern in Kampf und Schlacht reiten, weil er weiß, ſie iſt ihm dann helfend nah.“ — „Und weshalb führſt du die beiden zuſammen mit der Linken und hältſt ſie auseinander mit der Rechten?“ — „Weil . . .: — viel frägt forſchende Frau! Weil die Nornen mir verkündet, ihr Geſchick ſei eng verbunden. Und um dieſer ſehnenden Liebe willen werde er den Bluttod ſterben. Dann aber kann er eingehn unter die Einheriar nach Walhall, wie vor ihm ſein Vater.“ — „Nun wohl, ſo gib ihm Sigridh zum Weibe.“

Leicht kopfſchüttelnd blies er mit leiſem Spott in den Bart: „Puh! Weiter nichts? Meine Walküren ſollen nicht Kindlein wiegen. Brauche ſie zu beſſerem Werk!“ — „Nicht beſſer Werk ward dem Weibe.“ — „Meinſt du? Anders denkt Sigridh, mein kühnherzig Kind. Frage die Frohe.“ — Da erhob ſich die Göttin vom Sitze, hoheitvoll: ein edles Feuer leuchtete aus ihren großen Augen: „Ich habe ſie gefragt.“ — „Nun?“ meinte Odin ſehr ruhig. — „Vielmehr — ſie fragte mich.“ — „Das wäre!“ rief er jetzt, unwillig. — „Ja, grübelnder Aſe, Vielkluger, Vielwiſſender: alles weißt du denn doch nicht.“ — „Ach nein! Nicht einmal die Nornen!“ — ſeufzte er. — „Viele Rätſel weißt du zu raten! Doch in der Mädchen Herzen, in der Weiber Seelen . . .“ — „Oft ſchalteſt du ſchon,“ lächelte er, „der ‚arge Gott‘ ſei darin nur allzuviel erfahren;“ er lächelte vergnüglich vor ſich hin. — „Spotte nicht! Ich fürchte, dieſe beiden machen dir den Spott vergehn! — Höre denn. Wenig Freude hab’ ich an deiner Wunſchmaide wilder, tobender Schar: nicht meine Töchter ſind es!“ — „Es wären dir wohl zu viele geworden,“ flüſterte er lächelnd, aber unhörbar, ſie nicht zu kränken. „Ehelos gezeugt ſollen ſie der Ehe fremd bleiben.“ — „Das ſollen ſie! Höherer Freuden genießen ſie.“ — „Aber zuweilen durchbricht die echte Weibesart in ihnen deine Pläne. Gedenkſt du noch Hildens? Und iſt es dir etwa nach Wunſch und zu Freude geraten, daß du durch allerlei Zauber deinen Liebling Brunhild und deinen Enkel Sigurdh getrennt?“ — „Schweig mir davon!“ grollte er finſter. — „So trotzt auch Sigridhens Weibesherz deinem Willen. Längſt hatt’ ich’s erkannt: — du nicht, du großer Ergrübler! — nicht die Walküre, die Liebende in ihr war’s und iſt’s, die ſo eifrig, ſo treu ihn beſchützte und beſchützt, wie nie Walküre getan.“ — Ein

ungläubiger Blick traf ſie von der Seite: „Eia! Nein! So wollte ich nicht. Nur er ſollte . . .“ — „Ja,“ lachte die ſchöne Göttin und warf die dichten weizenblonden Doppelflechten über die Schultern zurück, „ſo wollteſt du. Aber ſo will nicht ſie! Wiſſe denn: manche Nacht, wann du ihm ihr Traumbild gezeigt, ſaß ſie ſelber leibhaftig an ſeinem Lager.“

Auf ſprang der Gott und ſtieß den Speer auf den Eſtrich, daß der erdröhnte. „Sie hat es gewagt? Die Walküre! Und du, ſtrenge Göttin, du haſt es gewußt und geduldet?“ — „Gern! Denn kein Unrecht geſchah dabei. Sittig ſaß ſie neben ſeinem Pfühl, unerreichbar ſeinem greifenden Arm.“ — „Er ſah ſie ja nicht!“ — „Doch! Ich hatte ihm die Augen berührt, daß er ſie ſah mit geſchloſſenen Lidern. Ei, ſeliger machte ihn das als dein Traumgeſpenſt.“ — „Und du — Frigga! — haſt meine Walküre betört, haſt mit ihr zuſammen . . .“ — „Behüte! Sie ahnt nicht, daß ich um ihre Liebe weiß, daß ich ſie ſchweben ſah in ſein Gemach.“ — „Aber warum . . .?“ — „Weil ich will, — nachdem Guntfrid ausgeſchloſſen! — daß dieſe Liebe Ehe wird. Nur Ehe iſt echte Liebe.“ — „Nimmermehr! Eh' töt' ich ihn: Jungfrau bleibt mir Sigridh und Walküre. Sie wird! Sie will's ſelbſt.“

„Glaubſt du? — Wohlan, ſo höre alles. Geſtern ſuchte ſie mich in dem ſtillſten Gemach von Fenſal, trat vor mich hin und ſprach: — zwar übergoß ihr holde Scham dabei die Wangen, aber feſt ſah ſie mir ins Auge: ‚Hilf, Ehegöttin! Nicht Freia ruf' ich an: wir bedürfen ihrer nicht: — Sigwalt, mein' ich, der Held, und ich. Er liebt mich, oft rief er's im Schlaf. Und ſein iſt mein Herz. Und mein Leben. Hilf, daß wir zuſammen kommen am ehelichen Herd. Siegvater hat verwehrt, mich ihm zu

zeigen, bis er ſelbſt mich entſendet: ſonſt droh' ihm Verderben. Das allein hält mich ab: ſonſt hätt' ich längſt dem Verbote getrotzt.'" — „Verwegene!" — „‚Du aber,' — fuhr ſie fort —, ‚die ſie die Harte ſchelten, ich weiß: du ſchirmſt, ja, du biſt ſelbſt die wahre Liebe. Dich ruf' ich an. — Du biſt nicht meine Mutter: — die Erdenfrau ſtarb, ſobald ſie mich geboren: — aber als die gütige Mutter aller Weiber ruf' ich dich an: wende Siegvaters Willen.'" — Unmutig ſchüttelte der das mächtige Haupt. — „‚Oder erſinne — liſtig, ſagt man, iſt dein Sinn! — erfinde einen Ausweg aus ſeinem Verbot.'" — Da lachte Odin grimmig vor ſich hin: „Wird dir ſchwer werden!" — „Ich will nicht erliſten: erweichen, erbitten will ich dich!" Und leiſe zog ſie ihm Haupt und Nacken näher an ihren Buſen. — Aber ungeſtüm riß er ſich los und ſchritt hinaus: „Spare das! Nie! Sie bleibt Walküre."

IX.

Wenige Tage darauf ging König Sigwalt in den Haugar-Wald zur Jagd: die Bären, die zahlreich in jenen Felshöhlen hauſten, riſſen gar viele Rinder und Schafe der Bauern auf der Sommerweide: die Dorfhirten wagten ſich gar nicht mehr aus den Gehöften mit ihren Herden.

Mehr um der Schutzpflicht willen des Königs als aus Luſt am Weidwerk war er ausgezogen: denn wie alle Luſt war auch dieſe aus ſeiner Seele gewichen, verdrängt von ſehnendem Gram, der ihn auch die Geſellung der Freunde meiden ließ: ſo hatte er auch dieſen gefährlichen Gang allein angetreten.

Bald hatte er am frühen Morgen des Brachmonds im tauigen Waldgras und weichen Moos die Doppelſpur von Bär und Bärin ermerkt und daneben die flacheren Stapfſchritte des Jungen: um dieſe Zeit, kurz nach dem Wurf, wann der Bär noch bei der Mutter bleibt, wird das — neben dem Saugen — auch ſchon gewöhnt, Beeren, Honig und Fleiſch zu ſchmecken: in dieſen Tagen ſind die Viehſchäden am ſtärkſten die Tiere am gefräßigſten und böſeſten; wohl wußte das der Jäger: drum hatte er außer dem Kurzſchwert im Wehrgurt zwei ſtarke Speere mitgenommen, gleich geſchickt zu Wurf und Stoß.

Ohne Mühe verfolgte er die Spuren bis zu der Fraßſtätte, die nahe der Lagerhöhle zu liegen pflegt: ſchon ſah er in einer Waldblöße die Alten und das wollige, täppiſche, drollige Junge liegen: ſie fraßen alle drei an einem mächtigen jungen Stier, den der Alte draußen auf der Weide geriſſen und ſo weit in den Urwald geſchleppt hatte.

Obgleich die beiden Alten ihm den Rücken zeigten, trug doch der Wind ihnen gar bald den Ruch des Menſchen zu: beide wandten ſich: und ſobald der Bär den Jäger eräugte, richtete er ſich, grimmig brummend, auf und ſchritt, die Pranken aneinanderſchlagend, daß ſie klirrten — ein Zeichen ſchlimmſten Zorns! — aufrecht auf den Feind zu, während die Mutter bemüht war, das Junge durch Stoßen und Schieben mit dem Kopf von dem leckeren Fraß hinweg, den es winſelnd nicht laſſen wollte, in das dichteſte Gebüſch hineinzudrängen und zu flüchten.

‚Tapfer iſt Thors Tier und des Todes würdig tapfrer Thane,‘ dieſer kentiſche Weidmannſpruch kam Sigwalt zu Sinn, als der Bär gegen den hochgeſchwungnen Speer mit der blitzenden Bronzeſpitze furchtlos heranſchritt: auf halbe Speerwurfweite ließ er ihn heranſtapfen: das ging ziemlich

langſam, während die Schweren, ſcheinbar Schwerfälligen, auf vier Füßen unglaublich ſchnell laufen können.

Scharf zielte er nun, den Arm hin- und herwägend: mit Verdruß erkannte er, daß die Herzſtelle durch die umgebogne linke Vorderpranke jetzt gedeckt war: ſo mußte er die rechte Bruſtſeite zum Ziele nehmen: nochmal wog er den Speer: nun flog der und fehlte nicht: der Bär fiel, getroffen, auf die rechte Seite und rührte ſich nicht mehr.

An ihm vorbei ſprang hurtig der Jäger: denn er wollte die Alte und die Brut nicht entkommen laſſen. Und nicht lange wahrlich hatte er nach jener zu ſuchen: die tapfre Bärin war ſofort umgekehrt, ſobald ſie das Junge in dem für Menſchen undurchdringbaren Dorngehege des Unterholzes geſichert ſah: ſie eilte zurück, dem Gatten im Kampfe zu helfen: wild brummte ſie, als ſie den regungslos liegen ſah und lief den Sieger an, ſie wagrecht, ohne ſich aufzurichten. Schwerer iſt — wie der Weidmann weiß — dem Tier in ſolcher Stellung beizukommen: denn das Herz iſt dann von vorn unerreichbar und hält es im Anlauf den Rachen noch geſchloſſen, iſt es nur im Genick tödlich zu treffen. Wohl erwog das der Jüngling: ſo ſprang er erſt, als das Untier ſchon faſt ſeine Schuhe erreichte, behend zur Seite und bohrte dem Vorbeirennenden die ſcharfe Spitze des Speers mit aller Kraft tief in das Gefüge, das den Hinterkopf und den Rückenwirbel ſcheidet und verbindet zugleich.

Die Bärin ſank auf allen Vieren zur Erde nieder, tot. Der Sieger beugte ſich vor, den Speer aus der Wunde zu ziehen. Da ſchlug an ſein Ohr ein lauter Warnſchrei: — hoch aus den Lüften ſchien er zu kommen: „Sigwalt! Schau um! Der Bär!“

Zu ſpät! Der Bär, nicht tödlich getroffen, hatte ſich auf die vier Füße erhoben und den langen Speerſchaft in

ſeinen Rippen mit der furchtbaren Pranke zerbrochen: aufrichten konnte er ſich nicht mehr: aber auf allen Vieren war er raſch und unhörbar herangerannt: nun ſchlug er die beiden Vorderpranken dem Vorgebeugten von hinten in die Hüften: unter dem wuchtigen Schlage fiel Sigwalt auf das Antlitz: er war verloren.

Da hörte er das ſcharfe Sauſen eines Wurfſpeers: laut auf ſchrie der Bär, der grimme Halt ſeiner Tatzen glitt ab, er ſank von dem Ergriffenen zurück. Der ſprang auf und wandte ſich: tot lag das Ungetüm, in dem Genick aber ſtak ihm — gerade in der tödlichen Stelle — ein Wurfſpeer. Vergeblich ſah er ſich rings in der Runde nach dem Werfer, — ſeinem Retter — um: niemand und nichts war zu ſehen, weit und breit. Nur über den Wipfeln der hohen Tannen über ihm rauſchte Bewegung, während ſonſt nirgends ein Windhauch wehte.

Er zog nun den fremden Wurfſpeer aus dem Nacken des toten Tieres: ſtaunend betrachtete er ihn: nie hatte der Waffenkundige deſſengleichen geſehen: unbekannt war ihm das Holz des ſchlanken Schaftes: am oberen Ende waren — zur Beſchwingung des Wurfes — links und rechts die Federn des weißen Schwans in zwei goldenen Öſen eingefügt und eine goldene Zwinge hielt die leuchtende Spitze: oberhalb der Zwinge war mit Gold eingelegt die Rune: S (S).

„Sigridh!“ jauchzte er da ſelig. „Ja, auch deine Stimme war's! Nur einmal, ach! hab' ich ſie gehört. Aber unvergeßbar hielt ſie mir Ohr feſt und Seele. Sigridh, Sigridh, wo biſt du?“ Sehnſüchtig, laut rief er es in die Lüfte hinauf. Aber alles blieb ſtill: nur das leiſe Wiehern eines Roſſes glaubte er über den Wipfeln zu vernehmen.

Da mahnte ihn brennender Schmerz der Wunde von

dem Bärengriff: er hatte ihrer nicht geachtet, ſie kaum gefühlt in der Erregung. Nun fiel ihm ein, daß ganz nahe, bei einer Felſenhöhle, in der er oft auf der Jagd geruht, ein ſchöner Waldquell entſprang: in deſſen reinem Naß wollte er das Blut abſpülen.

So nahm er neben ſeinem Wurfſpeer den fremden mit: „Komm, Geliebte! hole deinen Speer. Er bleibt mein Pfand, daß ich dich wiederſehe.“

Bald war die Quelle erreicht: wohltätig kühlte das friſche Naß die wunde Stelle. Nun lockte der Duft friſchgeſchnittnen Heues, das die Jäger in der Felswölbung gehäuft hatten, behufs weicherer Raſt für den müden Weidmann: er bückte das hohe Haupt mit dem grünen Jagdhut unter dem überhängenden Fels des Eingangs der dämmerdunkeln Höhle und ſtreckte ſich auf das einladende Lager.

X.

Aber er konnte, er wollte nicht einſchlafen! Zärtlich ſtrich er, ſtreichelte er den glatten Schaft des ſchwanenflügligen Speers: „Hier haben ihre lieben Hände gehaftet! Oh Sigridh! Was alles dank' ich dir, wie oft mein Leben! Wie getreulich ſchirmend ſchwebſt du mir zu Häupten all' die Zeit, im Kampf und im Traum! Und heute! Heute haſt du mich beim Namen gerufen! Und ein ſichtbar Zeichen von dir halt' ich in Händen! Dank dir! Heißen Dank! Aber ach, tiefer als der Dank iſt das Weh, dies verzehrende Sehnen! Hätt' ich dich doch lieber nie geſchaut! Oder wär' ich gleich geſtorben nach jenem erſten ſeligen Anblick! Dank? Nein, ich kann dir

nicht danken für ein Leben, das ich als Qual dahinſchleppe. Oh nur einmal noch dich ſchauen! Du ſagteſt, das werde mein Verderben? Oh willkommenes Verderben! Sigridh, Sigridh, höre mich! Komm, komm zu mir! Dann will ich gerne ſterben!"

Kaum war der Widerhall der leidenſchaftlichen Worte verhallt an den Wänden der Höhle, als von außen her — hoch von oben — eine liebliche Stimme erklang: „Sigwalt! Sigwalt! Iſt ſo dein Wille? Iſt das deine Wahl?" — „Ja, ja," jubelte er, aufſpringend. „Dich ſchauen, dich — einmal! — küſſen und dann ſterben!" — „Du wirſt dies Wort nie bereuen?" — „Niemals! Oh komm!" — „Du willſt es . . .: dir werde dein Wille. — Komm, Falka, abwärts, mein Roß!"

Wieder ein leiſes Wiehern — diesmal ganz nahe, vor der Höhle — und in der ſchmalen Öffnung des Eingangs ſtand die Walküre.

„Geliebte!" rief er vorſpringend und beide Arme gegen ſie hebend. — „Geliebter!" erwiderte ſie. „Ich bin dein." Und ſtürmiſch warf ſie ſich an ſeine Bruſt.

XI.

Nun ward es ſtill in der Höhle, geraume Zeit ganz ſtill. Sie ſchwiegen, die beiden Seligen da drinnen! das höchſte Glück iſt ſtumm. — — — Nichts vernahm man als draußen das eintönige, kaum hörbare Gerieſel des Waldquells über die glatten Kieſel. Weit weg im Walde klopfte der ſcheue Schwarzſpecht an die Rinden der Eichen; durch den Wacholderſtrauch hart an dem Höhleneingang

ſchlüpfte einmal ein Zaunkönig und guckte neugierig hinein mit den klugen Äugelein: er hatte wohl früher hier Halme geholt zum Neſt oder nach Heu-Mücken gejagt: aber wie er die beiden da drinnen ruhen ſah Bruſt an Bruſt, huſchte er draußen vorbei mit ſilberhellem Ruf: er hatte alles verſtanden. — Endlich begann Sigridh, das entfeſſelt flutende Gelock — der Schwanenhelm war ihr längſt vom Haupt geglitten — aus dem glühenden Antlitz ſtreichend, ſich ſanft aus den Armen zu löſen, die ſie noch immer nicht laſſen wollten.

„Oh bleibe noch! Du darfſt mich nicht ſchon verlaſſen!“ — „Mein Sigwalt, ja, ich bleibe. Ich werde dich nie mehr verlaſſen.“ — „Wie? Sigridh, mein Weib . . . .?“ — „Das ward ich. Und das — nur das! — bleib' ich. Die Walküre — deine Beſchirmerin!“ — hier zuckte es wehmütig um die vollen Lippen — „ſie iſt dahin, für immerdar dahin!“ — „Wie? Du hätteſt . . .?“ — „Ich habe mich dir gegeben: ich kann nicht mehr Siegvaters Schild . . . . Schildjungfrau ſein.“ Schämig barg ſie die Augen an ſeinem Hals. — „Geliebte! Welch Opfer!“ — Da hob ſie wieder das Haupt und ſah ihm ſelig in die Augen: „Opfer? Die Liebe kennt kein Opfer. Und du? Was haſt du hingegeben für dieſe Stunde? Dich ſelbſt, dein Leben in den ſichern Tod! Denn, glaube mir, die Nornen lügen nicht und Siegvater — mein Vater! — ſcherzt nicht. Wehe dir,“ — ſie erſchauderte leiſe — „entdeckt er alles.“ — „Ich fürchte nicht Nornen, nicht Odin. Dich will ich und das Verderben. Sterben um Liebe: — wie ſelig!“ — „Sterben um Liebe — wie ſelig!“ wiederholte ſie, ernſt mit dem Haupte nickend. „Sieh, als zuerſt ich dich ſah, dort, an jener fernen Küſte, — wie keine Schau vorher entzückte mich dein Bild . . .“ — „Und ich! Seither . . .!“ — „Ich weiß,“

lächelte ſie und küßte ihn auf die Stirne. „Ich weiß alles, was du gelitten in wachen Nächten, in fieberndem Traum. Wie ergriff mich dein Sehnen — ja, es ergriff mich: teilen mußte ich es. Wie gern hätt' ich dich geweckt in mancher Nacht mit glühendem Kuß und geflüſtert: ‚Sigridh, nach der du rufſt, ſie iſt da, ſie iſt dein!'" — „Warum dann . . . .?" — „Warum ich's nicht tat? Oh Geliebter, nicht aus Stolz: — Weibesſtolz zerſchmilzt wie Eis in Glut in Weibesliebe. Nicht aus Kälte: — heiß ſchlug dir mein Herz entgegen! Aus Sorge um dich! Durfte ich — nach kurzer Wonne! — dein Verderben werden? Nach langem Ringen rief ich Frigga an: die Ehegöttin — ach, ſie hatte wohl ſchon viel entdeckt — ſie mußte wollen, daß dieſe Liebe Ehe werde: denn daß ſie nicht mehr erlöſche — das wußte ſie. ‚Vollliebe, das iſt Ewigkeit,' ſprach ſie ernſt mit dem Haupte nickend, als ich flehend ihre Kniee umfaßte. Gütevoll — wie eine Mutter — erhob mich die ſonſt ſo ſtrenge Frau, wiſchte mit dem eignen Goldhaar die Tränen von meinen Wangen und ſprach: ‚Mich freut's, ſucht das Weib ſtatt des Kampfs auf der Walſtatt den Frieden des Herdes. Getroſt, mein Töchterchen! Manches willigt mir Allvater zu, ſtreich' ich ihm bittend das Kinn. Ich will's verſuchen.' Und ſie hat es verſucht. Ach, umſonſt!"

„Grauſamer Gott! Wie ſagt dagegen doch ſein Spangenſpruch? ‚Reich lohnt . . . .'" Raſch verhielt ſie ihm den Mund: „Schilt nicht Siegvater. Er will ja dir und deinem Vater treue Freundſchaft lohnen. Ich ſoll dich ſchützen, wie er dem Sterbenden verſprach, nicht dir nahn: zu deinem Verderben." — „Ich aber will um dich verderben!" — „Als ich das erkannt — unzweifelhaft — aus tiefſtem Ernſt deiner Seele das vernommen, — da beſchloß ich — ach nein! nicht beſchließen, wählen! — ich

mußte, hingeriſſen, hingezwungen, dir willfahren — zu deinem Verderben!“ — „Glück auf zum ſel'gen Untergang!“ rief er und riß ſie ungeſtüm wieder an ſeine Bruſt. „Dank dir, ewig Dank. Dieſe Stunde ward unſer: kein Gott, kein Schickſal kann ſie uns mehr rauben. Und trifft mich Odins Zorn zu Tode, — dich, die Tochter, kann er nicht ſtrafen.“ Da lächelte ſie traurig und ſprach: „Wenig weißt du von Walvaters Wut.“ Erſchrocken ſprang er auf: „Und du, die ſie kennt, du trotzeſt ihr? Und du liebſt ihn doch, deinen Vater?“ — „Mehr als alles — nach dir!“ Sie erhob ſich nun auch von dem Lager und beide traten vor die Höhle hinaus.

Da ſtand, mit dem Zügel an eine junge Erle gebunden, ein eiſengraues, herrliches Roß; das wieherte freudig der Herrin entgegen, und ſcharrte mit dem rechten Vorderhuf ungeduldig den Moosgrund, müde des langen Harrens und luſtigen, raſchen Rennens begehrſam. Sigridh zerdrückte eine Träne in den Augen, unſichtbar für den Geliebten. Aber ſie konnte nicht hindern, daß ihre Stimme ein wenig bebte, als ſie, den gelöſten Zaum dem treuen, klugen Tier auf den Rücken legend und ihm den ſchlanken Hals klopfend, ſprach: „Nein, Falka! Nie mehr wirſt du mich tragen in freudigem Ritt hoch durch die Luft, über ſchimmernde Helme, durch der Wurflanzen graues Gewölk. Nie mehr! Ledig läufſt du zurück nach Walhall! Grüße mir Frigga, grüße mir Helmwine, grüße Waltraute und alle die Schweſtern. Sag ihnen: ‚Sigridh tat wie ſie mußte.‘ — Auf und empor!“ Sie gab dem Tier einen leichten Schlag auf den Vorderbug: einen ſtaunenden, traurigen Blick warf es noch auf die Reiterin: dann ſchwang es ſich mit mächtigem Satz vom Boden empor ſchräg in die Luft und war bald den nachſchauenden Augen in den Wolken verſchwunden.

Nun ſenkte Sigridh das Haupt und ſprach: „Und wohin nun? Der Himmel iſt mir verſchloſſen. Wo hat Sigridh nun Heimat?“ Ganz leiſe, nur zu ſich ſelbſt hatte ſie geſprochen: aber er hatte es gehört: „Hier,“ rief er, „an meinem Herzen. In meiner Halle! Komm, Frau Königin von Halgaland.“ Und raſch zog er ſie an der Rechten mit ſich vorwärts auf dem Weg aus dem Walde nach Halga-Björg.

So ſah er nicht, wie ſie leiſe das Haupt ſchüttelte, hörte nicht, wie ſie hauchte: „Nicht Jungfrau, nicht Ehefrau! Nur mein Vater kann mich ja zur Ehe geben! — Aber,“ — und hier leuchtete ſtolze Freude aus den goldbraunen Augen — „ſein Lieb, ſein Eigen, ſein Glück! — Zwar,“ ſchloß ſie ernſt, „auf wie lange? Raſch reiſen Siegvaters Raben, hurtig erkennt Hugin. Und doch: — geſegnet, kurze Seligkeit.“

Und tapfer folgte ſie ſeiner führenden Hand.

XII.

Allein viel länger, als die Kühnen gehofft, ließen ſie auf ſich warten, Odins Raben und Rache. Sie wußten ja nicht, — auch nicht Sigridh — daß am frühen Morgen des Tages ihrer Vereinigung ſchlimme Botſchaft aus Rieſenheim den König der Aſen und faſt alle ſeine Scharen abgerufen hatte zu langer, langwieriger Heerfahrt.

Die Feuerrieſen hatten vom Südende Midhgardhs, von Muspelheim her, den Erdwall, den die Menſchen dort unter Thors Leitung errichtet, in plötzlichem, unaufhaltbarem Einſturm durchbrochen, indem ſie — auf Lokis

geheimen Rat — nicht wagrecht, von außen, ſondern ſenkrecht, aus der Tiefe aufſteigend, aus feuerſpeienden Bergen, Erdſpalten und heißen Waſſerdampf ziſchenden Geiſern, von unten nach oben, das müheſchwere Werk in einer Nacht zerſtört hatten. Unhemmbar ergoſſen ſie nun flammende Zerſtörung über die Siedelungen der Menſchen, die verzweifelnd die Hilfe der Götter anriefen.

Allvater eilte, ſie zu bringen. War doch die Lohe ſo plötzlich und ſo hoch emporgezüngelt, daß ſie ſogar Hugins, des ſchnellen und klugen Raben, linke Schwinge angeſengt und der treue Bote, nur mühſam flatternd, mit ſeiner Schreckenskunde die goldenen Zinnen von Asgardh erreicht hatte. Sofort befahl Odin Heimdall, in das gellende Horn zu ſtoßen und ſobald Frigga ihn vollgewaffnet hatte — obwohl ſie mit Kinde ging, ließ ſie ſich das nicht wehren! — ſtürmte er auf dem raſchen Luftroß dem ganzen Aufgebot der Götter und der Einheriar vorauf gen Mittag: zum Schutz Asgardhs und der Göttinnen hatte er nur Heimdall an der Regenbogenbrücke, dann eine Schar Einheriar zurückgelaſſen — und die Walküren.

So hatte Sigridh, vor Tagesanbruch enteilt, keine Mahnung zur Heerfahrt erhalten: ihr Fehlen fiel auch ſpäter nicht gleich auf: waren doch die Schildmaide, denen einzelner Helden Beſchirmung übertragen, gar oft und lang über die Länder und Meere verſtreut.

Monde, viele Monde vergingen und die Scharen von Asgardh weilten immer noch fern: nicht zu bemeiſtern war in der Glut der Sommerhitze der feuerflammende Feind, auch nicht in dem warmen Herbſt des Südens: erſt während des kalten Winters gelang es allmählich, die Feuerrieſen langſam zu bändigen und endlich zurückzudrängen.

Das Fernbleiben Sigridhs — nach geraumer Zeit — blieb Frigga freilich nicht verborgen: ſie ahnte deren Tat,

erriet deren Aufenthalt. So bestätigte nur, was sie gefürchtet, Gna, ihre rasche Botin, die sie in Schwalbengestalt entsendet hatte nach Halgaland. „Man ehrt sie dort hoch in der Halle," berichtete die Wohlwollende, „als echte Herrin. ‚Frau Königin' grüßen sie Hallmänner und Gäste. Freilich," fügte sie zögernd bei, „nicht Ehegürtel trägt sie, nicht Ehring." — „Nicht möcht' ich's ihr raten," grollte die Göttin. — „Sie ist so schön, so rührend in ihrem Glück — in ihrer Zärtlichkeit . . ." — „Weh ihr und ihrer frevelnden Umarmung! Ich kann sie nicht mehr schützen vor ihres Vaters Zorn: sie strafen ist sein Recht: ich greife ihm nicht vor."

So hatte das Paar geraume Zeit ungestörten Glückes gewonnen. Als aber Odin endlich — nach neun Monden — siegreich heimgekehrt war und der scharfäugige Hugin bei einem Flug über Halgaland hin sofort alles erschaut und seinem Herrn in Asgardh verkündet hatte, da entbrannte der in so furchtbaren Zorn, wie ihn Frigga und die andern Asen nie an ihm gesehen. Nicht rote Lohen des Grimmes, wie sonst wohl, stiegen ihm in Wangen und Stirn, — er erbleichte vor Wut. Wort und Stimme versagten ihm. Stumm hob er den Speer, ihn drohend gen Halgaland schüttelnd, und gewaltig ausschreitend gen Osten, wo Sigwalts Lande lagen. Aber plötzlich blieb er stehen und wandte sich nordwärts.

„Wohin?" rief ihm Frigga von der Schwelle nach, bis wohin sie ihm erbangend gefolgt war.

„Erst zu den Nornen: dann zu — — ihr," sprach er zurück, an der Türe vorbeischreitend. „Nicht ihm zürne ich: nichts habe ich ihm verboten, nicht er brach meinen Willen. Daß Mannes Heißliebe auch einer Jungfrau nicht schont, — man hat's schon oft erlebt."

„Du selbst. Man weiß es," grollte Frigga.

„Aber ſie, mein Kind, mein Blut . . .“

Freia im roten Gelock war lauſchend in die offne Türe getreten: „Wohl eben deswegen!“ wagte ſie zu lächeln. Aber erſchrocken, verſchüchtert entwich ſie ins Haus, als er ihr zuherrſchte: „Du, ew'ge Verführerin, ſchweig! — Sigridh! Sie ſoll's bereuen!“ — „Das wird ſie nie,“ ſprach Frigga, „wie ich ſie kenne. Wahrlich, vor vielen andern war ſie würdig des Ehrings,“ ſchloß ſie ſeufzend.

Als Odin von den Nornen wiederkehrte, war der heiße Zorn kalter Ruhe gewichen; unheimlich ruhig — lächelnd, — ſprach er, den gefürchteten Speer an die Hallenwand lehnend: zu Frigga, die Widar, den Knaben, an der Bruſt hielt, den ſie während des Vaters Abweſenheit geboren: „Nun brauche ich nicht mehr ihr die Strafe zu erſinnen. Das Schickſal wird ſie ſtrafen an meiner Statt. Und das iſt gut. Das Schickſal iſt unerbittlich, nicht — wie du weißt! — Allvater.“

XIII.

Wenige Nächte darauf ward König Sigwalt von ſeinem Nordhag her gemeldet, abermals habe Jarl Toſtig viele Helme ſeiner Herade aufgeboten und däniſche Seeräuber um Sold geworben, abermals ſei er eingefallen in die Nordmark von Halgaland und abermals heere er furchtbar, mit Brand und Mord, nicht Weiber, nicht Kinder verſchonend.

Sofort zog der Landſchirmer gegen ihn aus. Hart ward ihm der Abſchied von Sigridh: denn einer ſchweren

Stunde ſah die entgegen in den nächſten Tagen. Und auch das junge Weib ſchmiegte immer wieder das blaſſe Geſicht an ſeine Schulter und hielt ihn umfaßt mit den Armen. Und er fühlte an ſeinem Hals ihre Tränen.

„Mußt nicht weinen!“ tröſtete er. „Unzählige Weiber haben's geſund beſtanden und waren dann — bei des Kindes erſtem Schrei! — glücklicher als je zuvor. Fürchte dich nicht, Walküre!“

Laut auf ſchluchzte ſie da und ſchlug die lichten Hände vor die Stirn. „Walküre! Ja, das iſt's! Meinſt du, Sigridh weint um drohende Weibes-Wehen? O nein! Aber daß ich dich — zum erſtenmal! — unbeſchirmt muß ausziehen laſſen in die ſchwirrenden Speere, — das iſt das Untragbare! Weh uns, wir haben ihn ſelbſt zerbrochen, den Schild, den Odin deinem Vater für dich verſprach. Weh, wenn ſie mir dich auf vier Speeren in die Halle tragen, wie ich ſo viele todwunde Männer habe tragen ſehn! Oh Siegvater, ſtrafe mich! Aber ihm zürne nicht! Ich — ich warf mich ihm in die Arme. Ich allein heiſche die Strafe für meine alleinige Schuld!“

Mit den eignen waffenvertrauten Händen waffnete ſie ihn ſorgfältig vom Helm bis zum Sporn: jede Schutz- und jede Trutz-Waffe prüfte ſie genau, bevor ſie ihm ſie anlegte oder hinreichte. Traurig ſtreichelte ſie ſeinem Rappen Hals und Mähne: „Reich füllt' ich dir mit goldgelbem Weizen zum Abſchied die Raufe. Trage mir treulich den Trauten zurück!“

Aber der Hengſt ließ den Kopf hangen und ſah zur Erde. —

Und von der Zinne der Burg blickte ſie den Ausziehenden nach, — es waren alle Hall-Männer, bis auf den Torwart — bis ſein ragender Adlerhelm auch ihrem

ſcharfen Auge nicht mehr ſichtbar war. Da brach ſie zuſammen mit ſchrillem Schrei. Raſch trugen ihre Frau'n ſie aufs Lager.

XIV.

In der zweitfolgenden Nacht — ſchon begannen die Sterne zu bleichen — pochte es ungeſtüm an das Tor der Burg. Der greiſe Torwart tat auf: entſetzt fuhr er zurück: der Schlüſſel entfiel ihm: hoch hob er die Kienfackel vor ſich hin und klagte: „Hilf Odin! — Herr König — was iſt Euch? Bleich wie der Tod — ohne Helm, ohne Schild — von Blut überſtrömt — Ihr wankt!“

„Schweig! Schließ das Tor! Wirf den Notriegel vor! Wo iſt . . .?“ — „Die Herrin iſt eines Knaben geneſen. Aber die Frauen ſagen . . .“

Schon war er enteilt. Schon lag er auf den Knieen an ihrem Schmerzens-Pfühl — neben der Schildwiege —, das blutende Haupt auf ihre Füße gebeugt. — Stumm wies er die Frauen hinaus. Er ſchwieg. Auch der höchſte Schmerz iſt ſtumm. — Aber ein leiſer Schrei — ein Kindesſchrei — weckte die Mutter: ſie ſchlug die Augen auf: bei dem fahlen Schein einer Wandfackel erſah ſie ihn, — erſah alles!

„Oh Geliebter,“ hauchte ſie, „wir müſſen ſcheiden. Ich ſterbe. Und du . . .“

„Ich folge dir. Oder gehe dir voraus. Alles verloren! Sieg und Leben! Während ich auf dem Heidestrand Toſtig bekämpfte, landeten die Seeräuber in unſrem Rücken. Schon hatten ſie meine Fahne errafft. Ich entriß ſie ihnen wieder — der Schaft zerſpellte — aber da!

— um meine Bruſt wand ich das Tuch: ich will darin verbrannt ſein. — Nun fiel mein Hengſt, mein Schwert zerbrach, mein Schild zerbarſt: — ‚Alle auf den König!‘ — ich hörte den Loſungsruf, durch meinen Helm ſchlug ein Enterbeil . . .“

„Oh,“ ſtöhnte ſie und rang die Hände, „und deine Walküre! Hier lag ſie und wand ſich in Wehen, ein unnütz Weib!“

„Die Freunde ſchützten mich Wehrloſen, Wunden mit ihren Leibern. Alle drei fielen ſie, Arnſtein und Arngrimr und zuletzt, meine Flucht deckend im Engpaß, Arn der Alte. Um ſie her liegen all’ meine Speergenoſſen, tot. Ich allein entkam, verfolgt, gejagt, gehetzt von ihren Reitern, zuletzt auf ſteilem Felsſteig mich bergend. Aber bald, bald müſſen ihre Gäule wiehern vor unſerem männerleeren Haus und . . .“

Er wollte ſich erheben, aber er ſank vornüber: Ohnmacht ſchloß ihm den Mund. Mit Anſtrengung hob die Matte die Hand und ſtrich ihm über das blutige Gelock, das auf ihrem Buſen lag.

Und ſtille ward es nun in dem Gemach: — wie damals dort in der Höhle. — —

Draußen aber, auf der breiten Heerſtraße, nahte klirrend und raſſelnd die Vorhut der Verfolger, an der Spitze ſeiner Reiter Jarl Toſtig: ſchon erſah er im ſteigenden Morgenlicht die Zinnen der Burg.

„Ah, ſeht die Türme von Halga-Björg!“ rief er, ſich auf dem Gaule zurückwendend. „Bald ſollen ſie brennen lichterloh und alles Leben darin und darunter! Und er ſchwang die Fackel, die er ſtatt des Speeres in der Rechten trug.

„Nein, Hausbrenner! Das ſollen ſie nicht!“ erſcholl da eine furchtbare Stimme aus dem dichten Buſchwerk zur Rechten der Straße. „Stirb, Landwüſter! Aber nicht nach Walhall mit dir. Unblutig fällſt du! Hinab in den Eisſtrom der Nattern, Weibermörder, Kinderſchlächter!“ Und Odin trat aus dem Dickicht in die Mitte der Straße in all' ſeinen ſtrahlenden Waffen, den Schreckenshelm mit den drohend entgegengeſträubten Adlerflügeln auf dem Haupt.

Da erſchrak das Rotroß des Jarls, bäumte ſich in wildem Entſetzen, überſchlug ſich nach rückwärts und begrub unter ſich den Reiter mit gebrochnem Genick.

„Odin über uns! Odin hat uns alle!“ ſchrien die Seine. warfen die Gäule herum und ſtoben zurück, in wilder Flucht entſchart.

„Nun komm!“ ſprach der Gott in das Gebüſch hinein in ſchwerem, ſchwerem Ton. „Komm, Frigga. Das Ende naht.“

XV.

Alsbald ſtanden die beiden — durch das offne Fenſter des Schlafhauſes waren ſie unvermerkt eingeſchwebt — vor dem Lager, auf dem Sigwalt und Sigridh ruhten.

Es war jetzt lichter Morgen: die Sonne hatte hell auf das Pfühl geſchienen: plötzlich ſchloß ſie ein dunkler Schatte aus.

Da erwachte Sigwalt aus ſeiner Betäubung: „Das iſt Odin,“ ſprach er.

Auch das bleiche Weib ſchlug die Augen auf: „Und

ſeine Strafe. Ich erwarte ſie. Aber das Helle da neben ihm . . . das iſt . . .“

„Frigga,“ ſprach die Göttin, vortretend. „Unſelige! Sprich! Gib acht, wie du jetzt antworteſt: bereuſt du?“

Da lächelte ſie: „Ich tät's nochmal.“

Einen bedeutungsvollen Blick warf Frigga auf den Gemahl.

Der aber ſagte ruhig, ohne Zorn: „Deine Strafe, verblendet Kind, iſt: — ewige Trennung von ihm. — Komm, König Sigwalt, Sigwins Sohn, mein Patkind. Nicht dir zürn' ich. Tapfer und treu ſtirbſt du mir den Bluttod. Bereite dich! Ich rufe Waltraute: ſie trägt dich nach Asgardh, zum Vater, mit ihm in Walhalls Wonnen zu wohnen.“

„Und — ſie?“

„Das ſterblich gewordene Weib, — es ſinkt nach Hel.“

Da ſchloß er beide Arme um die rührende Geſtalt: „Und ich mit ihr.“

„Unſinniger! Traurig iſt Hel, elend das Leben der bleichen Schatten! Wahrlich, lieber möcht' ich als Pflugknecht des ärmſten Bonden atmen auf der ſonnenbeſchienenen Erde, denn in Hel den Königsſtab ſchwingen über alle Schatten. Auf! Dein wartet Walhalls Glanz.“

„Sie gab Walhall dahin um ihre Liebe: — wähnſt du, Sigwalts Liebe iſt ſchwächer?“

Da verſtummte Odin. — —

Aber Frigga ſprach, die Hand auf ſeine Schulter legend: „Das war noch nie!“

Allein der Gott beharrte: „Und dein Vater: — was ſag' ich ihm von dir?“

„Sag ihm: ‚Dein Sohn gab Liebe um Liebe und Treue hielt er für Treue.‘“

„Ich ſage dir — ich ſah's! — traurig iſt der bleichen Schatten Leben in Hel."

„Sie wird dort leben."

„Odin," flüſterte die Göttin, „das iſt größer als dein Zorn, ſtärker als dein Verbot: heb' es auf. Die Walküre iſt dir doch verloren. Tu das deiner Würdige: — das Große. Wie lautet es doch: ‚reich lohnt Odin . . .'" — Da ſprach der Gott: „‚Treue Freundſchaft.' Zwingen nach Walhall kann ich nicht: das iſt ein Recht, nicht eine Pflicht." Nun beugte er ſich vor und beider Hände zuſammenfügend fuhr er fort: „Ich, meiner Tochter Sigridh Muntwalt, vermähle ſie zur Ehefrau König Sigwalt von Halgaland. Auf den Muntſchatz verzicht' ich: mit dem Leben hat er ihn bezahlt."

„Und hier, junge Frau, nimm du dieſen Ring: Friggas Ring. Die Weiber in Hel ſollen als Eheweib dich begrüßen."

„Dank, Dank! Aber . . mein Kind . . . verwaiſt . . . es wird vergehn . . .!"

„Sorge nicht! Auch nicht verdurſten ſoll's!" lächelte die Göttin, nahm das kleine Weſen ſo zärtlich wie nur ſie es verſteht aus der Schildwiege, öffnete ihr weites Buſengewand und legte ſein Mündlein an die ſchwellende, die wunderſchöne Bruſt: ſofort begann es gierig, die Göttermilch zu ſaugen. „Trinke nur," ſprach ſie, ſich mütterlich herabbeugend, „es bleibt noch genug für Widar. Und wann der Knabe der Muttermilch nicht mehr bedarf, — nach Kent bring' ich ihn behütlich. Dort lebt ein Mädchen . . . ." — „Guntfride!" hauchte Sigwalt. „Sie iſt treu. Ja, ſie ſoll ihn aufziehn." — „Zu einem Helden," ſprach Odin, „wie ſein Vater war und ſein Ahn. Skiold Odinsenkel ſoll er heißen und — mit dem Namen ziemt es ſich, Gabe zu geben! — ſein Ruhm ſoll ganz Nord-

land erfüllen. Ihr aber, heiße Herzen, — ruhet nun.“ — „Ja, in Hel,“ ſprach Sigwalt, „aber . . .“ — „Vereint auf immerdar!“ lächelte Sigridh. — Da ſtarben beide.

Schweigend ſtanden die Götter eine Weile bei den Toten. — Dann ſprach Odin, der Gattin Hand ergreifend: „Ich danke dir, Frigga. Du konnteſt das Schickſal nicht wenden, aber . . . .“ — „Verſchönen. Das iſt Frauen-Amt.“

Stilicho.

Historischer Roman aus der Völkerwanderung

von

Felix Dahn.

Leipzig
Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel
1903.

Alle Rechte,
insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.

Erſtes Buch.

I.

In dem Palatium des großen Kaiſers Theodoſius zu Mailand diente ein umfangreicher, auf allen vier Seiten von Säulengängen umgebener Hof den kriegeriſchen Spielen der vornehmen Knaben und Jünglinge wie der Römer ſo der vielen befreundeten oder auch unterworfenen Völker, die als Zöglinge, als „Gäſte“, in Wahrheit oft als Geiſeln, unter Aufſicht und Gewalt des Imperators in Italien lebten.

In dieſem Hofe tummelten ſich gegen Ende des vierten Jahrhunderts unter Römern, Griechen, Aſiaten auch zahlreiche junge Germanen von mancherlei Stämmen. Der Älteſte von dieſen, auch ſeiner Volksgenoſſen hohe Geſtalten um Haupteslänge überragend, aber das blonde Haar nach Römerſitte kurz geſchnitten und den ſproſſenden Flaumbart beſchoren, in römiſche Tunika gekleidet, mit römiſchen Sandalen beſchuht, hatte ſich aus dem Getümmel der wettſpielenden Genoſſen zurückgezogen und auf eine der hohen Stufen des Säulengangs geſetzt, von wo er ſinnend das Auge über die eifrig, ja hitzig mit Ringen, Speerwurf, Pfeilſchuß Wettkämpfenden gleiten ließ.

Lange ſaß er ſo, ruhig, verhalten, mit ernſterem Ausdruck als ſeinen Jahren zukam. Da ſtörte ihn aus ſeinem

Nachdenken auf ein etwa fünf Jahre jüngerer Freund, der, ebenfalls unverkennbar ein Germane, nichts Römiſches an ſich trug, ſondern in allen Stücken die Tracht ſeines Volkes.

„Eh Stilicho, höre!“ rief er mit heller, wohllautender Stimme in der Sprache der Weſtgoten, einen gotiſchen Wurfſpeer ſchwingend, „haſt du geſehen wie ich eben den Schild der römiſchen Legionare — aus noriſchem Erz! — dicht am Stachel mit dem Wurfger durchbohrte? Hei, gotiſcher Speer bricht römiſchen Schild! Nicht du könnteſt ſtärker werfen!“ — „Vielleicht nicht,“ lächelte der andre. „Aber ſchärfer zielen. Haſt du vergeſſen . . .?“ — „Beim Schwerte Gottes, ich vergeß es nicht! Wie du neulich meinen Speer, der den Zielring der Scheibe getroffen, mit deiner Lanze zerſpellt!“ — „Scharf zielen, mein Alarich, iſt noch beſſer als ſtark werfen.“

„Wohl, wohl! — — Aber laß doch dies Latein. Sprich dein Vandaliſch wie ich mein Gotiſch: wir verſtehen uns damit prächtig. Sind wir doch alle Goten, deine Vandalen wie wir.“ — „Ja, aber ich habe ſeit des Vaters Tod faſt ganz vergeſſen ſie zu ſprechen, die Sprache der . . .“ — „Barbaren, willſt du ſagen,“ rief Alarich zornig. „Hei, darüber ließe ſich viel reden.“ — „Gewiß, mein Wildfang! Aber ich fürchte, wir ſind — beide! — noch zu jung, was Geſcheites darüber zu reden.“ — „Magſt Recht haben!“ rief Alarich, ließ die Lanze fallen und ſprang mit einem Satz die mehreren Marmorſtufen hinan, ſich neben ihm niederlaſſend und vertraulich an ſeine Schulter lehnend: „Uf! Macht Speerwerfen heiß in dieſem ſchönen, aber ſchwülen Land! Oh, Vetter Ataulf, ſorg' uns für einen kühlen Trunk!“

„Gern,“ antwortete ein ihm ungefähr gleichaltriger, aber ganz hervorragend, ganz auffallend ſchöner Jüngling in wallendem Goldgelock. „Komm mit, Heraclian, hilf

ausſuchen: du verſtehſt dich auf die Falerner des Impe=
rators.“ — „Aber nicht für Goten und Vandalen,“ er=
widerte ein junger Römer mit feindſeligem Blick. „Ihr
Bären!“ — „So ſpüre denn des Bären Pranken!“ rief
Ataulf, ſprang von vorn auf ihn zu, hob ihn im Ring=
kampf flugs in die Höhe und hätte ihn auf den Rücken
in den hochaufgeſchütteten Sand geworfen, wäre nicht ein
andrer junger Römer plötzlich hinterrücks herangeſprungen
und hätte ihn niedergeriſſen, ſo daß beide Ringer auf den
Boden rollten.

Sofort war Ataulf wieder auf den Füßen und faßte
den Überfallenden an der Gurgel: „Carinus! Elender Nei=
ding!“ — Aber dieſer Römer war ſtark und zäh: er riß
ſich los, ſprang zurück, raffte eine Lanze aus dem Stand
der Speere an der Wand und fällte ſie gegen Ataulfs
Bruſt. — Da ſauſte mit einem Sprung Stilicho herab
und warf ſich zwiſchen den Römer und den Goten: „Halt!
Haltet an! Wollt ihr des Imperators Haus und Wirt=
lichkeit mit Blut beflecken? Er riß Carinus den Speer
aus der Hand.

Auch Alarich trat jetzt herzu: „Was haſt du, Vetter,
mit den beiden Walen?“ — „Ah,“ meinte der die Fauſt
drohend erhebend, „der eine gönnt uns keinen Tropfen
Wein, der andere überhaupt gar nichts.“ — „Am lieb=
ſten nicht einmal das Leben. Ihr Barbaren ſeid das Un=
glück des Römerreichs,“ ſprach Heraclian, eines Senators
Sohn, und ſchritt hinaus. — „Und Carinus?“ fragte
Stilicho. Bevor Ataulf antworten konnte, rief jener:
„Wenn dieſer gelbzottige Skythe noch einmal wagt, der
Kaiſertochter Placidia auf ſeiner mißtönigen Harfe vorzu=
klimpern — ſo tief ſind wir geſunken im Haus des Im=
perators! — reiß' ich ihm die blauen Glotzaugen aus.“
Damit folgte er ſeinem Freund Heraclian.

„Sind liebe Leute!“ lachte Alarich, ihnen nachblickend. — „Bei aller imperatoriſchen Pracht, — ich find' es unbehaglich in dieſem Palatium. Ah, hoffentlich ruft der Vater mich und den Vetter, ſeinen Mündel, bald ab aus dieſer — wie ſoll ich ſagen? — Erziehung oder Vergeiſelung? hinaus in die rauhen Wälder und zu den Auerſtieren am Danubius! Sind mir lieber als dieſe giftgeſchwollnen Walen. Ungern, Freund Stilicho, laß ich dich hier zurück.“

„Warum? Ich gehöre hierher. Wohin ſollte ich gehen?“ — „Du kannſt fragen? Zu deinem Volk! Dahin gehörſt du.“ — „Ja,“ meinte Ataulf, „zu den tapfern Vandalen in Pannonien. Man ſagt ja, du ſtammeſt aus ihrem Königsgeſchlecht, den Aſdingen.“ — „Gewiß! Aber der Vater befahl mir ſterbend, — für den großen Imperator ſtarb er, nach einem Sieg über die Franken — todwund brachten ſie ihn mir über die Alpen hierher — er befahl mir, bei Theodoſius und deſſen Haus ſolang ich lebe auszuharren in treuem Waffendienſt für Rom. Er ſtammelte dann noch was von Dankespflicht, von Sühnen einer Schuld, — ich konnt' es nicht mehr verſtehn. Aber er ließ mich ſchwören. Ich ſchwor: und nun halt ich meinen Eid.“

— —

II.

Und viele Jahre verſtrichen. — Aus dem Jüngling Stilicho war ein reifer, ein herrlicher Mann geworden, ein Held, der in vielen Schlachten die germaniſchen Reitergeſchwader Roms zum Siege geführt hatte: gegen Anmaßer,

die ſich wider Theodoſius erhoben, aber auch gar oft gegen Germanen von allerlei Stämmen. Jedoch auch ein Staatsmann war er, der, von aller Bildung der damaligen Römerwelt durchdrungen, in dem Rat des großen Imperators eine ſtets befragte, meiſt befolgte Stimme führte.

Jetzt kam dieſer edle Herrſcher zu ſterben: und er wußte das und beſtellte ſein Haus und ſein Reich. Er entließ die vornehmen Beamten des Palaſtes, die er zu ſich beſchieden, und gebot, Stilicho zu rufen. Mit feindſeligen Neidesblicken ſahen die ſcheidenden Römer den „Barbaren“ — allein — über die Schwelle des kaiſerlichen Schlafgemachs ſchreiten.

Der Imperator winkte ihm, ſich auf den Rand des niederen Pfühls zu ſetzen, richtete ſich auf aus den Kiſſen und begann: „Ich ſchließe die Augen leichter, Magiſter militum, hat mein letzter Blick auf dir geruht. Denn — mag es meinen Stolz — den eines Römers vom älteſten Adel der Quiriten! — ſchmerzen — das Reich Cäſars, das Reich Trajans iſt ſo weit gekommen, daß nach meinem Tod ein Germane ſeine ſtärkſte, ach faſt ſeine einzige Stütze ſein wird. Stütze, Schild gegen Feinde auf allen Seiten — vor allem gegen deine Germanen. Großes, Größtes vertrau' ich dir an. Wohl hab' ich dich ſchon bisher hoch geehrt, dir mehr vertraut als allen Römern meines Hofes: meine Lieblingsnichte, die fromme Serena, hab' ich dir vermählt, dich ſo zu einem Glied meines Hauſes erhoben: aber jetzt erſt — nach meinem Tode — ſollſt du mein höchſtes Vertrauen . . .“ Er ſtockte: Schwäche hemmte ihm die Zunge. Nach einer Weile fuhr er fort: „Nimm die Urkunde dort aus jener Kapſel. Du weißt, meine Erben ſind zwei Knaben: Arcadius, der ältere, ſoll in Byzanz das Oſtreich . . ach, ‚beherrſchen?‘ Ihn und das

Oſtreich wird Rufinus leiten.“ — „Mein Todfeind,“ dachte Stilicho, „ſchon ſeit der Schulzeit.“ Aber er verneigte ſich und ſchwieg. — „Honorius aber, das Kind, und das Weſtreich ſollſt du mir ſchützen, zum Guten führen, beherrſchen: du, der Vandale, das ewige Rom!“ — „Du ehrſt mich hoch, Imperator.“ — „Aber verſprich mir: nie, niemals Krieg zwiſchen den Brüdern!“ — „Behüte! Welch Unheil wär's für beide!“ — „In allen Stücken, die das Oſtreich angehen, gehorchſt du Arcadius.“ — „Und Rufinus,“ dachte Stilicho. — „Er iſt dein Herr wie Honorius. Und nun kommt das Letzte, Schwerſte für dich zu vernehmen. Ich hab' es dir erſpart bis zur letzten Stunde meines Lebens. Erfahre jetzt, daß ich beſondern Grund habe, dir zu — mißtrauen.“

„Theodoſius,“ rief Stilicho tief verletzt und ſprang auf. — „Still. Höre! Ich habe nicht mehr viel Zeit. — Wenn nun doch einmal der Germane, der Vandale in dir — das liegt ja im Blut! — ſich ſo mächtig regte, daß du — bei aufgezwungener Entſcheidung! — mehr als Germane denn als Römer fühlteſt, dächteſt, handelteſt?“ — „Oh Imperator! Allüberall, im Palaſt, im Heer, in Italien, in den Provinzen, tritt mir dies Mißtrauen, dieſer Haß gegen den ‚Barbaren‘ entgegen: bald heimlich, bald offen drohend. Das hemmt meine Schritte, das verbittert, vergiftet mein Leben. Die Germanen ſchelten mich abtrünnig, die Römer ſchelten mich den rohen, treuloſen Barbaren. Wohl: es iſt mein Schickſal, es wird der Kampf meines Lebens — mit andern. Aber, daß auch mein Kaiſer, daß du . . .! Du haſt kein Recht zu ſolcher Kränkung.“ — „Doch . . . vielleicht. Wär's denn ein Wunder, wär's ein ſchändliches Geſchehnis, wenn im Widerſtreit deines römiſchen Staates und deines germaniſchen Blutes dieſes einmal — vorübergehend! — ſiegte?“

„Das iſt unmöglich!“ — „Das iſt möglich: denn es iſt geſchehn.“ — „Wie? Wer? Welcher Verräter . . .?“ — „Schweig! Schilt ihn nicht: denn es war dein Vater.“

Stilicho fuhr auf: „Mein . . . mein Vater? Nein!“

„Ja. Er focht lange tapfer und treu für mich. Aber kurz vor ſeinem Tode drangen in das Reich — dort in Pannonien — ſeine Volksgenoſſen, die Vandalen: ſie verhandelten mit ihm, der den Limes verteidigte — in ſeiner Sprache: lange hatte er ſie nicht gehört: mächtig drang ſie an ſein Ohr, allzumächtig in ſein Herz: er wollte zu ihnen übergehn — gegen Rom.“ — „Undenkbar!“ — „Dort . . . in jenem Schrein liegt ſein aufgefangener Brief an König Wiſumer. Ich rief ihn ab, bevor er den Plan ausführen konnte. Hier, in dieſem Gemach, an jenem Fenſter dort, zeigte ich ihm den Brief und — begnadigte ihn.“ — „O Theodoſius!“ — „Er fiel mir zu Füßen und rief: ‚Ach Imperator, du weißt nicht, wie ſtark, wie zwingend das Blut, das Volksblut im Manne wirkt. Sollte ich die Meinen zuſammenhauen? Du weißt nicht . . .!‘ Aber ich wußte. Auch ich habe ja ein Volk, bin ein Römer. Und ich verzieh ihm, ließ ihm Rang und Würden, vertraute — unbeſchränkt! — ſeinem Sohn. Aber du begreifſt: was den Vater hingeriſſen, könnte auch den Sohn . . .“ — „Niemals! Ich ſchwör's.“ — „Gut. So ſchwöre auf dieſen Splitter vom Kreuze Chriſti, — in jener Arca liegt er — daß du dich ſolang du atmeſt nur als Römer fühlen wirſt, als Schirmer dieſes Reiches, nie abfallen wirſt in Tat oder Gedanken zu deinen Germanen.“

Stilicho, tief erſchüttert, trat dicht an das Bett: „Laß den Splitter von altem Holz, laß auch den Schwur. Ich verſpreche dir hier mit dem Schlag meiner Rechten auf

Treu' und Ehre — Splitter und Eid würden mich nicht feſter binden — ich gelobe, ich werde tun, wie du begehrſt. Ich gelobe es auf mein Schwert." Und er legte die Hand auf den ehernen Griff.

„Seltſam," ſprach der Kranke. „Er verſpricht Rom, ein Römer zu ſein — auf germaniſche Art. Aber du wirſt's halten, ich weiß. — Und nun, mein Freund, meine einzige Hoffnung für des Reiches Zukunft, nun das Letzte: nimm dies Kodizill zu meinem Teſtament — dort — in dem Geheimfach der Marmorwand — links — öffne es nach meinem Tod: — aber allein. Und halt' es geheim ſolang wie irgend möglich. Hoffentlich — ich flehe darum zu Gott! — hoffentlich wirſt du nie nötig finden, es zu brauchen. Wird es aber nötig — ah entſetzlich! —, dann brauch' es ſchonungslos. Erſt das Reich, dann erſt meine Söhne. — Geh jetzt, laß mich. Ich will allein ſterben: mit den Menſchen bin ich fertig: nun muß ich mit meinem Gott reden."

III.

Und abermals waren viele Jahre verfloſſen. Stilicho hatte, ſeinem Worte getreu, nur für das Römerreich gelebt in Krieg und Frieden, zunächſt für das ihm beſonders anvertraute Weſtreich. Siegreich hatte er in Italien, in Gallien, in Rätien, in Noricum, am Po, am Rhein, an der Donau Einfälle der Germanen von gar manchen Stämmen abgewehrt. Sein und der Kaiſernichte Serena Sohn, Eucherius, war zum ſtattlichen Jüngling heran-gewachſen. Den Imperator Honorius hatte er, ihn noch feſter an ſich zu feſſeln als durch die Dankbarkeit — ſie

iſt oft gar ſchwach bei kleinen Menſchen auf Kaiſerthronen — mit ſeiner Tochter Maria, dann, nach deren frühem, kinderloſem Tod, mit der zweiten, Thermantia, vermählt. Allein dies war der erſte Plan, der dem erfolgreichen Staatsmann fehlſchlug: der Hof wußte, — oder flüſterte doch — daß die beiden Bräute von dem faſt noch knabenhaften Bräutigam unberührt geblieben waren, und die Eunuchen des Palaſtes flüſterten noch leiſer, der Grund ſei, daß dem Imperator ſeine üppig ſchöne und geiſtig allen Frauen — und ſehr vielen Männern! — des Hofes, ja des Reiches überlegene Halbſchweſter, Galla Placidia, viel beſſer gefalle als ſeine beiden Frauen und alle Frauen, die er kannte.

Mit Gram ſah der Vater wie die erſte ſo die zweite Tochter, ſeinen Liebling, in allem Pomp der Kaiſerſchaft, vom Gatten vernachläſſigt, dahin welken. Er entſchloß ſich kühn und offen, wie er war, Abhilfe zu ſuchen da, wo ihm die Wurzel des Übels zu liegen ſchien: bei Placidia ſelbſt.

Vorſichtig, ſchonend begann er in dem Sprechſaal des Palaſtes zu Mailand ein Zwiegeſpräch mit der Warnung vor dem — „freilich ja verleumderiſchen!“ — Gerede der zahlreichen Prieſter am Hofe, die an der Zärtlichkeit der Geſchwiſter Anſtoß nahmen, ja ſogar mit leiſen Andeutungen ſchon in ihren Predigten . . . Aber übel kam er an! Das von Geſundheit und Kraft ſtrotzende, von Schönheit ſtrahlende Geſchöpf ſchüttelte das prachtvolle blauſchwarze Gelock, das von der goldnen Stirnbinde kaum gebändigt werden konnte und lachte dem Mächtigen übermütig, aber ſo anmutig ins Geſicht, daß er ihr nicht zürnen konnte: „Ei, lieber Held und Barbarenbeſieger, wer ſagt dir, daß ſie verleumden?“ — „Placidia!“ — „Nun, nun, nur nicht gleich das Ärgſte denken von der armen Kaiſertochter,

tugendſamer Germane! Was kann ich dafür, daß ich ſchöner bin als alle Mädchen und Frauen, die ich je geſehn? Und daß ich das ſo gut weiß? Nun, es iſt kein Wunder: haben es mir doch alle Männer geſagt, die ich je geſehn: — ausgenommen du, geſtreng ernſter Magiſter militum! Und das ſoll mich nicht freuen? Dann wär' ich kein Weib! Ich bin aber eins, ach, ſo ſehr." Sie lachte vor ſich hin: „Denke nur, geſtern hätten ſich Ataulf, der Geſandte der Weſtgoten — ein bildſchönes Stück von einem Barbaren, ja ein germaniſcher Apoll!" — ſie errötete leicht — „und der Präfekt Carinus — ſchon als flaumbärtige Buben haben ſie ſich um mich gerauft! — ſchier mit den Schwertern um mich beworben, wild mir nahend: aber ich lief davon und ſetzte mich an des Imperators Seite. Großer Staatslenker und Schlachtenſieger, ich hoffe, ich bring' es noch zu höherer Macht im Reich mit meiner Schönheit als du mit all' deiner Weisheit und Heldenſchaft. Und hab' ich Mäuslein — treulich hielt ich ſtets zu dir! — nicht ſchon manches Netz zernagt, das ſeine Feinde über des Löwen Haupt geworfen? Ich bin deine beſte Verbündete: alſo freue dich, hält der Kaiſer was auf Placidia. Aber vergib: ich enteile. Er hat mich zu ſich befohlen: und ‚dem Herrſcher gehorchen iſt höchſtes Geſetz' — oder doch höchſte Schlauheit." Und wieder lachte ſie und ſchwebte anmutvoll hinaus.

Er ſah ihr ſinnend, kopfſchüttelnd nach: „Ich werde nicht klug aus dem herrlichen Mädchen! Was iſt ſtärker in ihr? Die Luſt zu herrſchen wie eine Kaiſerin — eben als des Theodoſius Tochter — oder des Weibes Drang, geprieſen zu werden? Sollte nicht bald in ihr auch ein andrer Drang erwachen: der, geliebt zu werden? Heißer noch, der Drang zu lieben? Mir iſt, ſie wirft ſich in die Herrſchſucht, jenem holden Sehnen zu entrinnen: ſie will

nicht Weib, — Herrſcherin will ſie ſein. Wie lang noch wird ihr das genügen? Und was dann, wann das andre kommt? Dann, fürcht' ich, werden Weſtreich und Oſtreich zuſammen nicht ausreichen, dieſes Weib abzuhalten von ſeinem ‚Glück' — oder von ſeinem Verderben!"

IV.

Nachdenklich wollte er das dumpfe Gemach verlaſſen, draußen auf dem weiten Reitplatz vor dem Palaſt durch eine Schau über die neu angeworbenen germaniſchen Leibwachen — die „Cuſtodes" — des Kaiſers ſich zu erfriſchen, da traten über die Schwelle ſeine Gattin und ſein Sohn, offenbar in Unfrieden untereinander: ſeufzend bemerkte das der Gemahl und Vater.

Serenas edle Züge hatten unter den Jahre hindurch fortgeſetzten frommen Übungen einen allzuſtrengen, ja finſteren Ausdruck angenommen: ſie begann: „Herr Sohn, verklage mich beim Vater wenigſtens in meiner Gegenwart."

Der Jüngling mit den traurigen Augen ſchüttelte die dunkeln Locken: „Mutter, ich wagte nur, zu bitten." — „Aber als das nichts half, da wardſt du . . ." — „Betrübt. Nicht meinethalben wahrlich." — „Was iſt?" fragte Stilicho ermüdet.

„Es iſt, daß dein Sohn ein halber Heide iſt. Ja, ja! Er verkehrt, er lebt nur mit Künſtlern, Kunſtforſchern, Gelehrten und Poeten: man weiß aber, all' dieſe Menſchen denken mehr an Apollo denn an Chriſtus. Und zumal ſein Buſenfreund, der junge Claudian, der Verſedrechſler! Man ſagt, der ſei ein ganzer Heide." — „Jedenfalls

ein ganzer Dichter," ſprach Stilicho ernſt, „der größte ſeit Vergilius." — „Unſer Sohn verdirbt es mit der heiligen Kirche!" — „Die möchte am liebſten mich verderben," lächelte der Vater bitter. — „Am letzten Sonntag ſoll ſogar ſchon in der Baſilika Sankt Johannis gegen ihn und gegen Claudian gepredigt worden ſein." — „Gegen was und gegen wen predigen ſie nicht, dieſe deine Heiligen auf Erden!" — „Nicht gegen dich, da ſei Gott vor," rief ſie erſchrocken. „Wir dürfen nicht die Gunſt der Heiligen verwirken, nicht der im Himmel, nicht der auf Erden." — „Unter dieſen ſind gar ſonderbare," grollte Stilicho. „Aber euer Streit . . .?"

„Kein Streit, Vater. Ich bat nur die Mutter . . ." — „Zurückzuweichen vor dem Zorn ſeiner heidniſchen Freunde und Götzendiener! Ich erfuhr, daß in dem längſt — ſeit Conſtantius — geſchloſſenen Tempel der Rhea das Marmorbild der Götzin eine koſtbare Halskette trage. Was braucht die Dämonin ſolchen Schmuck? Ich ließ mir die Cella öffnen, nahm den Schmuck . . ." — „Ei nicht doch!" zürnte der Gatte. — „Warte doch mit deiner Schelte! Nicht für mich wahrlich! Es ſind herrliche Perlenſchnüre. Ich ſchenkte ſie dem Bild der heiligen Jungfrau in ihrer ärmlichen Kapelle jenſeit des Tibers. Das erfuhren die Heidenfreunde — und ſie toben." — „Sie toben nicht, Mutter, ſie klagen." — „Wie erfuhren ſie's?" forſchte Stilicho. — „Ja, wie? Durch Rechtsbruch! Denn immer noch ſtehlen ſich die Götzendiener, kirchlichen und weltlichen Geſetzen trotzend, durch Beſtechung der Pförtner in ihre geſperrten Tempel, dort zu opfern. So fanden ſie's aus. Keinesfalls darfſt du der Heiligen einen Schmuck wieder nehmen, den ſie einmal hat. Schwer würde ſie zürnen!"

Stilicho lächelte: „Iſt alſo wie andere Frauen!" Nun aber furchte er die Brauen: „Ich werde dem Tempel —

er ist nur geschlossen, nicht eingezogen — den Wert ersetzen, obwohl ich des Geldes zur Zeit zu ganz anderem dringend bedarf. Übrigens, Eucherius, glaubst du an die Wunder der Göttin Rhea?“ — „So wenig, mein Vater, wie an die der Junfrau Maria.“ — „Unseliger!“ rief die Mutter und schlug ein Kreuz.

Aber Stilicho lächelte schon wieder: „Lassen wir allen Leuten ihren Glauben, Eucherius. Aber auch ihren Unglauben, Frau. — Allein, lieber Sohn, nun wirst du auch deinen Vater anklagen bei deinen Heiden. Ich brauche Gold, viel Gold: mehr noch als für Rom, für Byzanz, dem ich Söldner werde schicken müssen — gegen Freund Alarich. Zum Dank wird mich Rufinus wieder des Hochverrats beschuldigen bei beiden Kaisern. Da hab' ich denn eine kleine Anleihe gemacht bei dem Jupiter des Kapitols: ich habe die schweren Goldplatten der Wände einschmelzen lassen, Hunnen und Alanen damit zu werben.“ — „Ich weiß darum, Vater: ich schelte nicht: das Imperium geht allem vor, so lehrtest du mich vom Knaben an. Aber weißt du auch, was sich auf der Rückseite der Platten eingeritzt fand? ‚Fluch dem Räuber!‘ Eine Verwünschung hast du auf dich geladen, die uralt ist.“ — „Doch nicht,“ lachte der Vater. „Der Fluch ist geflucht in den Schriftzügen unserer Tage: nach der Abnahme eingeritzt. Priester sind Priester: man muß sich alle vom Leibe halten.“ — „Du lästerst, mein Gemahl! Die Zeit kann kommen, da nur der Christenpriester Gebet dich retten mag.“ — „Dann bin ich verloren. — Und nun, vertragt euch. Rom hat Raum für viele Götter nebeneinander.“ — „Ja, du läßt sogar deine germanischen Söldner ihren Götzen opfern!“ grollte Serena.

„Gewiß. Weh dem, der Göttern opfert, an die er nicht glaubt. — Genug! — Komm mit, Eucherius! Nicht immer

bei den Büchern! Aufs Pferd! Alaniſche Reiter ſind friſch angekommen; Saulus führt ſie, ein abenteuernder Haudegen, ein wilder Heide, aber auch ein wilder Reiter. Wir wollen ſehen, wie er führt und reitet! Heute hab' ich noch eine freie Stunde: — morgen gilt es wichtige Entſcheidung."

V.

Er ahnte nicht, wie wichtig ſie werden ſollte — für beide Reiche: und für ihn.

Schon längere Zeit weilte an dem Hof Ataulf, der „apolliniſche" Vetter Alarichs, als deſſen Geſandter: er ſollte ein Waffenbündnis herbeiführen zwiſchen dem Weſtreich und denjenigen weſtgotiſchen Gauen, die ſich — locker genug — an jenen baltiſchen Adeling geſchloſſen hatten. Denn ein König der Weſtgoten fehlte ſeit faſt einem Menſchenalter, ſeit das Volk vor den Hunnen über die Donau geflüchtet war. Alarich war nur der freie und ohne Verpflichtung zu dauernder Verbindung gekorene Führer heimatlos gewordener Scharen, die ſeit jener Flucht im Oſtreich eine neue Heimat zu finden vergeblich ſuchten. Das Unſichere in der Stellung des Goten mußte den beſonnenen, nur auf das Wohl des Reichs bedachten Staatsmann zaudern laſſen, unter den zahlreichen germaniſchen Führern, die ſich um ein ſolches Bündnis bewarben, gerade dem Jugendfreund, — ſo herzlich er ihn liebte, — den Vorzug zu geben; zumal er den ungemeſſenen Wagemut des Mannes kannte, deſſen Sippe nicht umſonſt ſeit grauer Vorzeit den Namen der „Balten", das heißt der Kühnen, führte. Er fürchtete, ſein heldenſinniger Freund werde,

wenn der Sorge vor dem Weſtreich enthoben, gar bald die Waffen gegen das Oſtreich wenden, deſſen reichſte Provinzen, deſſen üppige Hauptſtadt von den gotiſchen Sitzen in Thrakien leicht zu erreichen waren: Stilicho aber vergaß keinen Augenblick ſein Verſprechen, das ganze Römerreich — alſo auch deſſen öſtlichen Teil — vor jeder Gefahr zu ſchirmen. So hatte er geraume Zeit den ungeſtüm drängenden Ataulf hingehalten: er erklärte offen, er müſſe, bevor er ſich entſcheide, den Bericht ſeiner nach Byzanz entſendeten Boten vernehmen, auch der von Kaiſer Arcadius angekündeten Geſandten, die mit jenen zugleich unterwegs waren und durch Eilreiter ihr Eintreffen in Mailand — von Ravenna her — für den folgenden Tag angezeigt hatten. Es verlautete, auch neue Geſandte Alarichs hätten ſich dieſem Zug angeſchloſſen. Deshalb war Ataulf den Kommenden auf der alten Römerſtraße, — der ämiliſchen — entgegengeritten. Aber wie erſtaunte er, als er den Führer der gotiſchen Geſandtſchaft erblickte: Alarich ſelbſt! „Vetter," rief er freudig, ſein Weißroß ſpornend, „du, du ſelbſt in Italien!"

„Ja, ich bin mein eigner Geſandter," lachte jener und ſtrich die blonden Locken zurück, die wallend unter dem Adlerhelm hervordrängten.

„Ich dachte, du habeſt einſtweilen ſchon losgeſchlagen da drüben."

„Wird wohl bald klirren! Wirſt zufrieden ſein. Erſt aber muß ich dieſen unſern Freund — den unbegreiflich Eigenſinnigen! — gewonnen haben."

„Wird dir ſchwer werden. Seit Wochen quäle ich mich mit ihm. Er hält dich für zu ſchwach."

„So? Nun, da kann ich ihn jetzt beruhigen! Aber ſchweige: da haben uns die neugierigen byzantiniſchen Leiſetreter eingeholt. Vorwärts, Vetter. Laſſen wir die

Rößlein ſpringen. Folgt mir, meine Goten! Großem Geſchick reitet ihr entgegen.“ Und ſauſend ſprengte der kleine Zug in die öſtliche Vorſtadt von Mailand.

VI.

Alsbald hatte Stilicho, unter Genehmigung des Imperators, eine Verſammlung des kaiſerlichen Rates berufen in den prunkvollen, mit Edelſteinen, Edelmetallen und Moſaiken an der niedrig gewölbten Decke, den dicken Säulen und den marmorgetäfelten Wänden überladen geſchmückten Empfangſaal, hier die Geſandten zu vernehmen. Honorius ließ ſich — im letzten Augenblick — entſchuldigen: ſein ihn ſoeben wieder wie faſt immer quälender Kopfſchmerz verſtatte keinerlei Anſtrengung: er werde ſich mit ſeiner Schweſter in der Sänfte in den Hühnerhof des Palatiums tragen laſſen und dort ſeine Lieblinge füttern; er ſei im voraus mit allen Entſcheidungen des Magiſter militum einverſtanden. Der furchte die Stirn: „Es handelt ſich um Byzanz und Rom und er füttert das Geflügel!“ Er befahl, den Purpurthron zu verhängen und ſetzte ſich auf deſſen oberſte Stufe nieder. Er hatte angeordnet, erſt ſeine eignen zurückgekehrten Boten allein eintreten zu laſſen, den ſchlauen Alanen Goar, den Bruder des Saulus, und den Senator Ämilius, einen ihm treu ergebenen Jugendfreund: aus ihrem Bericht wollte er den Maßſtab gewinnen, die Ausſagen der Byzantiner, die Forderungen der Goten richtig zu würdigen: aber es kam anders. —

Sobald die Oſtiarii, die von Gold an ihren langen Gewändern ſtarrenden Türhüter, das breite Haupttor des

Saales öffneten, jene beiden einzulaſſen, wurden ſie ſamt den Hereinzuführenden zur Seite geſchoben und über die Schwelle drängte, gefolgt von Ataulf, des Balten hochragende Geſtalt. Er eilte mit raſchen Schritten auf den Thron zu und hatte Stilicho in die Arme geſchloſſen, bevor der erſtaunt ſich Erhebende ihn recht erkannt hatte. „Stilicho! Alter Genoß! Ah, dich wieder ſehn iſt allein ſchon die lange Reiſe wert!“ — „Alarich! Du ſelbſt hier! Alſo — Gott ſei Dank! — Kein Krieg mit Byzanz!“ — „Sage: noch kein Krieg!“ lachte der Gote, „'s iſt richtiger. Ob Krieg ſein wird oder nicht, — du haſt es zu entſcheiden.“ Er trat zurück und rief den jetzt erſt, beleidigt, eintretenden Byzantinern und Römern zu: „Kommt nun nur auch herein, vielfromme, vielgelehrte, vielkluge Herren. Verzeiht mein Ungeſtüm: aber ich habe ihn ſo lang nicht geſehn, dieſen lieben Barbarenverderber! Was ihr zu ſagen habt, könnt ihr ohne Scheu auch vor mir ſagen, wenn's wahr ſein ſollte: wenn nicht, bleibt's beſſer ungeſagt. Und ich? Hei, ich habe keine Geheimniſſe vor euch! Ihr wißt längſt, was ich will! Und daß dich, Freund, die großen Staatsmänner von Byzanz nicht täuſchen, — vielgeübte Meiſter ſind ſie dieſer ihrer Hauptſtaatskunſt! — dafür ſorgt dein treuer Alarich beſſer als deine eignen Kundſchafter.“

Den Geärgerten blieb nichts übrig, als ſich zu fügen, da Stilicho, den offenbar das Wiederſehn ebenfalls erfreute, keine Anſtalt machte, den kecken Streich rückgängig zu machen. Vielmehr winkte er den Oſtiarii einer Seitentür, durch welche nun die draußen harrenden Palaſträte, die Conſiliarii ſancti conſiſtorii, eintraten. Sie nahmen auf den mit koſtbaren perſiſchen Teppichen belegten Marmorbänken im Halbkreis gegenüber dem Throne Platz.

„Sprecht ihr zuerſt, Geſandte des Imperators des Oſtreichs. Sagt an, was begehrt Byzanz von der älteren Schweſter Roma? Und aus welchen Gründen des Rechts oder der Not? Meine eignen Boten mögen widerſprechen, aus eigner Anſchauung — wenn ihr etwa — aus Verſehen! — euch . . . täuſchen ſolltet.“

Der Älteſte der Byzantiner, der Protonotarius Archelaos, neigte ſich und begann: „Recht und Not! Treffend, o Magiſter militum, nennſt du beide: denn ein Recht auf Hilfe hat eine Schweſter gegenüber der andern. Und die Not? Sie iſt wahrlich groß! Das wird auch er bezeugen, — er kann's am beſten! — der ſie ſchafft: dieſer Häuptling der Barbaren.“

„Ja,“ lachte Alarich behaglich vor ſich hin, beide Hände auf den Griff des Langſchwerts ſtützend, „es geht ihnen, wie dem aufgetauten Strom, mit Grundeis: kein Rat und keine Hilfe!“ — „Aber ſie haben's ſelbſt verſchuldet,“ meinte Ataulf.

„Dagegen ruf' ich die Heiligen zu Zeugen,“ ſprach der zweite Byzantiner, der Biſchof Chriſtophoros von Nikomedia. „Ja, es iſt freilich wahr, wir hatten den Horden dieſes Häuptlings, um ſie zur Abwehr anderer Barbaren zu gewinnen, Wohnſitze in Thrakien angewieſen und Geldzahlungen und Getreidelieferungen verſprochen . . . .“

„Aber die Wohnſitze,“ grollte der Balte, „erwieſen ſich als um die Hälfte zu ſchmal, die Geldzahlungen blieben ganz aus und ebenſo das Getreide. Beim Schwerte Gottes! Wir würden das Korn, das wir brauchen, wahrlich lieber ſelber bauen als geliefert erhalten: — oder vielmehr nicht geliefert erhalten! — aber auf dem ſchlechten Boden wächſt nicht, was unſere ſtets überquellende Volkszahl braucht. Wir hungern! Warum habt ihr nicht Wort gehalten?“

„Geldmangel," ſprach achſelzuckend der Protonotar. — „Mißernte," entſchuldigte kopfnickend der Biſchof.

„Und dabei wahnſinnige Vergeudung in Byzanz!" rief Ataulf. — „Ja! Jede Woche, jeden Tag! Bei den Feſten, zu denen ſie die Frechheit hatten, mich ſelbſt einzuladen. Soll mein Volk verhungern, indes Byzanz in Schlemmerei verſinkt? Nein, bei meinem Schwert! Und deshalb hab' ich, Freund Stilicho, zwar noch immer nicht den Waffenſchrei gerufen wider den wortbrüchigen Imperator: aber die Zufuhr — zu Lande wenigſtens! — hab' ich ihm abgeſperrt: ſie ſollen's lernen dort im ‚Goldnen Haus', wie der Mangel drückt. Und wird meinem Volke nicht ſein Recht, ſo ziehen meine Tauſendſchaften zugleich gegen Byzanz und Athen. Dies Unheil abzuwenden, ruf' ich dich an, Stilicho, den gerechten Mann: mahne Arcadius, ſein Wort zu halten und, weigert er ſich wider alles Recht, ſo zwing' ihn dazu im Bunde mit mir. Sprich, willſt du dem Rechte helfen, Stilicho?" ſchloß er ungeſtüm.

Aber der ſchüttelte bedächtig das Haupt: „Meine Boten, Goar, und du, Ämilius, gründlicher Rechtskenner, was ſagt ihr dazu?" — Der Senator erwiderte: „Alles iſt, wie der Gote behauptet: ſein Recht iſt verletzt: er klagt mit Fug."

Nun trat, in ſeinem Panzer von Hornringen, der Alane vor, den die gelbe Haut und die plattgedrückte Stumpfnaſe als Mongolen kennzeichneten: er rief: „Mag ſein! Verſteh' nichts von Recht und Unrecht. Aber Byzanz iſt ſchwer bedrängt, braucht dringend Hilfe: oder die Stadt fällt: fällt durch Hunger in dieſer Germanen Hand."

„Da ſei Gott vor," ſprach Stilicho. „Gott, und die ewige Roma! — Freund Alarich, du haſt's gewollt, — du

ſelbſt! — daß wir hier vor den Geſandten von Byzanz verhandeln: du haſt das eigenmächtig herbeigezwungen: — trage nun die Folgen! Denn laut ſag' ich dir hier vor ihnen: du magſt im Rechte ſein, ich glaub' es. Aber bin ich Richter über den Sohn des großen Theodoſius? Das ſei fern. Niemals hoffe, daß ich die Legionen der alten Roma gegen die neue führe! Das wäre Selbſtmord, wäre Zerſtörung des Werkes der Cäſaren von Konſtantin bis Theodoſius, wäre . . . ." Bruch meines Wortes wollte er ſagen: aber er brach ab, das Geheimnis wahrend.

„Arcadius wird dir danken!" rief der Protonotar. — „Schlimm wär's, tät ich's um dieſen Dank! Ich kenne Rufinus." — „Der Herr wird dir lohnen im Jenſeits," beteuerte der Biſchof. — „Weh' dem, der nur um Himmelslohn ſeine Pflicht auf Erden tut." — „Und nebenbei iſt's das Schlauſte," lachte der Alane. „Mag für den Augenblick Byzanz ein wenig faſten müſſen, — es iſt feiſt, kann lange wie der Dachs im Winterſchlaf von ſeinem Fette zehren. Bald iſt die Not vorbei, fahren ſeine Getreideſchiffe ein. Und was vermag überhaupt auf die Dauer gegen das Oſtreich, das von der Donau bis nach Perſien reicht, ein Häuptling weniger Horden blonder Germanen, die auseinander leichter und lieber laufen als zuſammen? Byzanz hat viele Völker, viele Könige bezwungen: — was iſt dieſer Balte?"

Da trat Alarich vor gegen ihn: ganz ruhig, verhalten, keine Waffe, kein Rüſtzeug an ihm klirrte: „Das will ich dir ſagen, Soldknecht," ſprach er langſam. „Vor dir ſteht der König des Volkes der Weſtgoten." Da ging gewaltige Erregung durch die Verſammelten: Überraſchung, Schreck, Entſetzen. Auch Stilicho ſprang ſtaunend auf. „Nicht wahr, welch ein Wort?" jubelte Ataulf.

„Ja, Freund Stilicho, ich ſehe, du kannſt es würdigen. Ich, — ich ward von der Tat überraſcht wie ihr von dem Wort. Ich hatt' es längſt als notwendig erkannt, ſollten wir nicht untergehn, ſeit Jahrzehnten in mehr als zwanzig Splitter unſeres Volks geſpalten. Aber nicht an mich dacht' ich, bei Gottes Schwert. Ich hätte manchen mir vorgezogen, Vetter Ataulf, Vetter Sarus etwa. Aber eines Tages, plötzlich, nachdem mein Vorſchlag, Byzanz abzuſperren, gut geheißen war im Lager, da erbrauſten viele tauſend Stimmen auf einmal: ‚Heil Alarich, dem König der Weſtgoten'. Und bevor ich wußte, wie mir geſchah, hatten ſie mich auf einen breiten Schild gehoben und trugen mich, ‚Heil!' jauchzend, durch die Gaſſen der Zelthütten. Ich konnte nicht widerſprechen: wie ein Sturm riß es mich wie alle fort. Und hätt' ich's gekonnt, — ich hätt' es nicht getan. Denn längſt hatt' ich's eingeſehn: was uns fehlte all' die vielen Jahre, das war ein Haupt, ein einziges, unſeres Volkes. Ein Haupt, das den Ränken der beiden Kaiſerreiche — ja, Freund Stilicho, der beiden! — aufmerkſam folgen, ſie abwehren konnte in Frieden und Krieg. All' unſere Siege hatten uns ſpäter — im Frieden — nichts genützt: ſo wie wir den Speer aus der Hand legten, drohte der Hunger. Denn ſie gaben uns kein Ackerland, keine eigene Scholle, kein Vaterland! Das müſſen wir haben, oder untergehn: das heißt aufgehn in Byzantinern und Römern."

„Und wäre das ein Unglück, Alarich?" Mit dieſer ganz ruhig, bedachtſam geſprochenen Frage unterbrach Stilicho den Begeiſterten.

Der fuhr auf: „Wa . .? Wie? Was? Du ſprichſt zum König der Weſtgoten, zum Haupte eines Volkes! Du Armer, armer Herr der halben Welt! Du freilich haſt kein Volk. Wie kannſt du leben?"

„Ich lebe für das Römerreich. Und damit auch für alle Germanen, die nicht dem Wahnwitz verfallen ſind, jemals dies Reich zerſtören, erſetzen zu wollen. Aber genug davon heute und hier. Mir iſt, die Stunde kommt, da wir dieſen Streit mit Stärkerem als mit Worten entſcheiden. — Alſo König! — Das ändert deine Macht, nicht meine Pflicht. Niemals kämpfe ich gegen den Sohn des Theodoſius. Höre mein letztes Wort: ziehe deine Scharen zurück, die Byzanz bedrohen: dann will ich verſuchen, Arcadius zu bewegen, deine Wünſche zu erfüllen.“

„Und weigert er ſich, wirſt du ihn dann mit mir zuſammen zwingen? O Stilicho, wir beide Schild an Schild, — wer auf Erden kann uns widerſtehen?“ — „Die Pflicht: ſie iſt mächtiger als alles.“ — „Alſo ich ſoll weichen: und hilft das nicht, hilfſt du mir auch nicht? Und weiche ich nicht und ziehe auf die Stadt der Lüge und faſſe ſie an der Kehle, dann . . . .?“ — „Führe ich mein Heer und meine Flotte zum Entſatz, das heißt: des Imperators Honorius Heer und Flotte,“ verbeſſerte er raſch: er hatte Heraclian und Carinus, jetzt vornehme Heerführer, und Beamte, einverſtandne Blicke tauſchen ſehen.

Aber Alarich fuhr fort: „Alſo Krieg! Denn ich kann nicht zurück. Mein Volk! Es darbt. Krieg zwiſchen uns, alter Waffengenoß! O Stilicho, das ſollte nicht ſein! Biſt du denn ganz — und nur! — Römer? Weh um dich! Auf Wiederſehen denn auf dem Feld der Schlacht!“ Und er wandte ſich und ſtürmte hinaus.

VII.

Ataulf, der ihm auf dem Fuße gefolgt war, hielt ihn draußen am Mantel feſt: „warte noch!“ flüſterte er. „Nicht Stilicho doch iſt Imperator: der heißt Honorius. Und ſeine Schweſter, die Vielſchöne, die heißt Placidia! Und ſie, die Herrliche, beſchied mich geheim in ihr Gemach ſobald die Verſammlung zu Ende ſei. Dort — hinter der Säule, ſiehſt du! — wartet ihre Sklavin. Ich folge ihr. Mir eilt's. Sie iſt zauberſchön und . . .“

„Ein Rätſel! Weiß Gott, was die eigentlich will. Vielleicht weiß ſie's ſelbſt nicht. Hüte dich, Vetter! Und komm bald. Ich rüſte zum Heimritt.“

Die Kaiſerſchweſter bewohnte mit ihrem zahlreichen Hofſtaat von Hausbeamten, Freigelaſſenen und unfreien Dienern und Dienerinnen den ganzen Oſtflügel des Palaſtes, deſſen drei Bauſeiten gegen Oſten, Weſten und Norden Türen und Fenſter öffneten, aber nicht — der Hitze wegen — gegen Süden, wo ſich breite Hofräume anſchloſſen und darüber hinaus ſchattige Gärten. Pracht und Prunk herrſchten überall: aber am üppigſten in einem kleinen Gemach des Frauen-Baus, das zwiſchen dem großen Empfangſaal und dem Schlafzimmer lag. Es hatte außer der breiten Doppeltür jener Saal zwei geheime ſchmale Pforten, eingelaſſen in die Wände aus dem koſtbaren numidiſchen Marmor, deſſen tief dunkles Rot, zuſammenwirkend mit dem undurchſichtigen Marienglas des einzigen ſchmalen Rundbogenfenſters zwiſchen dicken byzantiniſchen Säulen, gar wenig Licht aufkommen ließ in dem niedrig

gewölbten Gelaß, in dem die hoch auf dem Moſaik-Eſtrich gehäuften ſyriſchen Teppiche jeden Schall dämpften, jedes Wort wie geflüſtert vernehmen ließen. Vor dem über Leibeshöhe ragenden ſchmalen Spiegel aus geglättetem ſpaniſchem Silber glimmte Tag wie Nacht Licht in einer goldbraunen Bernſtein-Ampel, die im Verbrennen des Dochtes Duft, allzuſtarken Duft, ausſtrömte: die Herrin war's gewöhnt: aber ihre Beſucher überkam dabei traumhafte, ſüße, berauſchende Betäubung. Das anſehnlichſte Gerät in dem ziemlich leeren Gemach war ein nur wenig vom Boden erhöhtes Ruhebett: ſchwer golden das Geſtell mit ſeinen Löwenpranken nachgebildeten vier Füßen: Seide, koſtbarſte, ſeriſche, gelbe die Kiſſen, gefüllt mit dem weichen Bruſtflaum der Wildgans aus Germanien, dunkelpurpurn die goldgefranſte Decke; über dem Kopfende ragte ein Elfenbeingeſtell mit wallenden Flamingo-Federn vom Nil, deren unabläſſiges Neigen und Nicken die Arbeit der Fächerſklavin erſparte.

In dieſes Gemach trat nun aus dem Schlafzimmer, wo ſie die Gartengewandung mit dem Abendkleid vertauſcht hatte, durch die enge Geheimtür Placidia, und ließ den herrlichen Leib langſam auf die Kline gleiten: ſie wandte das Antlitz dem Spiegel zu und ſtützte das Haupt auf die Hand. Sie ſeufzte ſchwer. „Ah, unerträglich! Dies Leben iſt lebender Tod. Drei Stunden Honorius. Honorius! Seine Leerheit und — noch ärger! — ſeine ekle Zärtlichkeit. Stilicho hat recht: ſchon merken's die Leute. Neulich meinte mein Beichtvater, der heilige Vater könne — für viele Gebete und noch mehr Solidi — auch Bruder und Schweſter entbinden von ....! Und Ehe ſei ja gar nicht nötig, wenn nur die Schweſter gehorſam die Zärtlichkeit des kaiſerlichen Bruders dulde. Der Niederträchtige! Nie kommt er wieder in meine Nähe! Nein,

Prieſter! Wehe dem Weibe, das ſich gibt, wenn es nicht muß — aus Hunger des Herzens.“ —

Sie hielt inne und ſeufzte. Dann fuhr ſie fort: „Kann es kommen, daß es muß? Was mir die ‚Freundinnen‘ — aber ich habe nicht eine, einſam bin ich, wie auf öder Inſel verbannt! — was mir die beneidenswerten Törinnen erzählen von Venus, die raſen mache, ſo daß ſie — wie die Nachtmotten ins Licht — ſich ins Verderben ſtürzen müſſen — in Schmach, Elend, Tod, — ah, es mag herrlich ſein, ſo zu erglühen. Aber ach ich Arme! Ich werde es nie erleben. — — Schönheit, Mannesſchönheit? Je nun, der Schönſte, den ich jemals ſah, iſt jener goldblonde Gote. Oft muß ich ſein gedenken, ... recht oft. Aber iſt das Liebe? Mein Bruder ſagt: ‚deine Leidenſchaft heißt Herrſchen, nicht Lieben. Nicht nach dem Brautſchleier, nach einer Krone verlangt dein Haupt.‘ Wenig weiß der Schwächling, wie wahr er ſpricht. Seit jene alte ägyptiſche Sibylle — eine Zauberin wohl! — in meiner Hand geleſen: ‚Kaiſertochter, Kaiſerſchweſter, dir wird nur wohl als Kaiſerin‘, — ſeitdem hat dieſes Wort wie ein Zauberſpruch all’ mein Gehirn erfüllt: — ach, ich fürchte, mit Gift erfüllt — und wohl auch den Ort wo andern Mädchen das Herz ſchlägt. — Kaiſerin! Aber die eigenen Brüder verſperren mir — beide! — den Thron von Rom und den von Byzanz. Hm! Müſſen denn gerade meine Brüder Kaiſer ſein hüben und drüben? Ohnmächtige Knaben ſind ſie beide! Wie viele Imperatoren ſind durch Gegen-Imperatoren, durch meuternde Feldherren erſetzt worden! Sollten,“ lachte ſie vor ſich hin „Arcadius und Honorius wirklich unerſetzlich ſein für das Wohl des Cäſariſchen Reiches? Dieſem läßt man ſeine Hühner, jenem ſeine noch dümmeren Goldfiſche und ſie ſind zufrieden. Sollte denn unter dieſen ränkereichen

Römern, unter dieſen kühnen Germanen nicht ein Mann Mut und Luſt haben, einen dieſer Papyros-Throne umzublaſen mit einem Hauch und — außer dem Kaiſerdiadem — zu gewinnen das ſchönſte Weib der Erde —? Wie ſie alle ſagen. Ja," lächelte ſie in den Spiegel, ſich ein wenig aufrichtend, „du biſt wirklich ſchön, Placidia." Und ſie ſtrich das üppige Haar unter die Stirnbinde zurück, die weißen Schläfe, das zierliche kleine Ohr frei machend. „Aber ach, für wen bin ich ſchön? Nur für den toten Spiegel. Nicht für einen geliebten Mann. Wenn er dann auch nicht Kaiſer oder König wäre! Pfui, Placidia, auf welchen Gedanken ertappe ich dich? Liebe ſtatt Herrſchaft? Nein, nein, nein." —

Über ein kleines fuhr ſie fort: „Da rühmen ſie ſo laut meine neu vermählte Schwägerin, des Herrn Bruders in Byzanz Gemahlin, eine Barbarin, ein fränkiſch Weib aus Gallien, ſagt man, mit roten Haaren! Pfui! welch Unglück, rothaarig zu ſein! Aber doch! Wie ich ſie beneide! Schön und — Kaiſerin! Eine Barbarin! Und ich, des großen Theodoſius Tochter, darf Hühner füttern. Freilich: nur des Arcadius Kaiſerin: lieber tot! — Nein, da lob' ich mir doch vor allen Männern — ihn! (Schon wieder: er!) Er ſoll mir ſagen, wer ſchöner iſt: ich oder jene? Aber mir iſt nicht bang darum: er liebt mich tief. Aber auch er denkt nicht daran, ſich ſelbſt den Purpur umzuwerfen. Muß ich wählen zwiſchen dem Diadem und ihm? — Oder Eucherius, der Verträumte? Auch er liebt mich. Könnte nicht Stilicho den Sohn auf den Thron in Byzanz erheben? Und dann Placidia in der goldenen Stadt herrſchen, viel herrlicher als in dem verfallenden Rom, dem ſumpfigen Ravenna, dieſem flachen Mailand. Und die rothaarige Barbarin? Bah, die ſchickt man zurück in die Wälder des Rheins. Alſo Krieg zwiſchen Arcadius

und Eucherius? Und wenn der Pflichtengel Stilicho nicht will? Ei, dann bleibt mir mein ſchöner Gote. Der lärmt wohl ohnehin bald mit ſeinen Waffen vor den Toren des Arcadius! Ei ja, welch ein ſtattlicher Imperator des Orients! Er wäre mir der aller-allerliebſte Herrſcher und — Gemahl. Mit den andern Namen ſpielen nur meine Gedanken, ſie ſegeln irr umher, um ſtets bei ihm zu landen: an ihn allein denk' ich im geheimen. Und wag' ich doch dies Haupt bei ſo kühnem Spiel um das Diadem, dann will ich ihn dabei gewinnen . . . O du Törin! Hüte dich, ihm in die Arme zu ſpringen — auch ohne Diadem. ‚Königin der Schönheit' hat er mich genannt: ‚ſtets gehſt du deshalb unter Krone!' Das war hübſch! Iſt er doch auch an Geiſt und Seele ſchön. Oh, ich denke ſchon wieder an ihn . . Horch, leiſe knirſcht es in der Marmorwand: ich erſchrecke: und ich weiß doch: er iſt es!"

VIII.

Von der Begleiterin, die außen ſtehen blieb, durch die ſchmale Pforte hereingeſchoben, ſah ſich der Germane erſtaunt um in dem Gemach, das er noch nie hatte betreten dürfen. Das Dämmerdunkel, der ſtarke Duft des ſüßlichen Rauchwerks — Myrrhen und Bernſteinſtaub — die ſtille Abgeſchloſſenheit, die Lautloſigkeit wirkten drückend, bewältigend. Und nun erſt der Anblick des herrlichen Weibes auf dem Pfühl! Ohne ſich zu regen wandte ſie nur langſam leiſe das Haupt auf dem Kiſſen ihm zu: dabei löſte ſich das ſchmale goldene Stirnband und die Flut des ſchwarzen Gelocks wallte auf die weißen Schultern, die

blendenden und vollen Arme, als ſie lächelnd flüſterte: „Endlich!“

Heiß ſchoß ihm das Blut zu Herzen. Er trat raſch an das Ruhelager heran, kniete nieder, hob den goldnen Reif, der auf den Teppich geglitten war, und reichte ihn dar. Aber ſie ſchüttelte das Haupt, daß das dunkle Gewoge noch freier flutete: „behalt' es, Freund! Zum Gedächtnis dieſer Stunde.“

„O Placidia, es iſt ein Diadem! Das ziemt mir nicht!“

„Auch nicht, wenn ich es dir verleihe? — Steh' auf! Nein, nicht mich berühren. Tritt zurück — gleich! Sonſt ruft,“ lächelte ſie, „ein Druck auf dieſen Knopf von Topas alle Wachen des Palaſtes zum Schutz der armen Kaiſerſchweſter wider den Barbaren!“

„Du rufſt und ſtößeſt zurück! Du ſcheinſt viel zu geben und verſagſt alles. Der letzte Sklave, der deine Sänfte trägt, darf beim Einſteigen den Druck deines Armes auf ſeiner Schulter fühlen und ich . . .“ — „Ja,“ lachte ſie, „der Sklave iſt mein. Du aber biſt ein freier Gote, ein Edeling: ich habe kein Recht an dir, keine Macht über dich.“ — „Keine Macht über mich! Und mir vergehn bei deinem Anblick Denken und Sinnen.“ — „Ei, wenn das wahr wäre? Wirklich? So zeig' es durch die Tat. Du kommſt aus der Verſammlung: dort hat dein Vetter verkündet — ſeine Königſchaft. Du ſtaunſt? Woher ich's weiß? Ei nun, der Vertraute, den Honorius beauftragt hatte, ihm alles gleich zu verkünden, hat doch den Umweg vorgezogen, der durch dies Gemach führt: vor dem Imperator erfährt gar vieles des Imperators Schweſter. — Aber mir tat die Nachricht weh.“

„Dir? Warum? Was haſt du gegen meinen Vetter?“ — „Nichts — als daß er nicht du iſt.“ — „Wie? Ver-

ſteh' ich recht?" — „Iſt doch leicht zu verſtehen! Sie richtete ſich jetzt ein wenig auf: „Ich vermiſſe längſt eins — nur eins! — an dieſem ſchönen Haupt." — „Was?" — „Die Krone, die ihm gebührt." — „Placidia!" — „Nun wählen dieſe blonden Toren endlich einen König — und wählen den Falſchen! Laſſen den gebornen König ſtehn!"

„Alarich iſt drei Jahre älter und ohne Zweifel der klügſte Kopf wie der größte Held unſres Volkes."

Sie zuckte die Achſeln: „aber dein Kopf gefällt mir beſſer! Du biſt . . . doch wozu dir wiederholen, was dir ſchon allzuviele Weiber geſagt haben? Übrigens gibt es noch Höheres als den ſchlichten Reif eines Germanenkönigs!"

Sie ſchwieg eine Weile und ſah zur Erde: dann ſchlug ſie die dunkelblauen Augen weit auf: „alſo jetzt gibt es Krieg mit Byzanz?"

„Ja, dank Alarich und dem Himmel. Und diesmal ſoll er Ernſt verſpüren, der Jammerkaiſer . . . vergib, er iſt dein . . . —"

„Bitte, tu' dir keinen Zwang an. Ich verachte ihn tiefer, denn ich kenne ihn beſſer als du. Wo wird der Krieg enden?" — „Hoffentlich in dem Saal, in dem — bisher! ſein Thron ſtand!"

Nun ſetzte ſie ſich aufrecht: „und dieſer leere Thron, — was wirſt du damit anfangen?"

„Ich meine," lächelte er, „ich werf' ihn ins Meer."

„Nein!" rief ſie und ſtand auf: ſie reichte ihm bis an die Stirn: „Beſteigen ſollſt du ihn! Und dies goldne Ding da ſetze auf: es iſt ein Kaiſerdiadem: — und dann, Imperator des Orients, denke daran, wer dir jene Krone gab und — dieſen Gedanken!"

Und bevor der Staunende ſich ſelbſt wieder gefunden,

rauſchte die hohe Geſtalt an ihm vorbei: ſie war durch die geheime Tür des Schlafgemachs verſchwunden: laut hörte er drinnen einen Riegel vorſchieben. Er ſah ihr nach wie betäubt, dann auf das Diadem in ſeiner Hand: nun faßte er betroffen an die heiß erglühende Stirn, und ſtürmte dann hinaus in den Empfangſaal: „zu Alarich!“ rief er.

Zweites Buch.

I.

Eine Zeitlang hatte es nun den Anschein, als sollte der Thron des Arcadius in der Tat leer werden für einen kühneren Beschreiter. — Alarich und Ataulf, aus Italien zurückgekehrt, hatten sofort ihre Tausendschaften von Griechenland in Eilmärschen auf die große alte Straße nach Nordosten gen Byzanz geführt und die unfähigen Feldherren, die ihnen den Weg versperren wollten, zurückgeworfen: die Bahn nach der ungenügend besetzten, ausgedehnten Hauptstadt war frei. Aber plötzlich sahen sie sich zugleich von vorn und von der rechten östlichen Flanke, von der Meerseite her, bedroht — von Stilicho. Dieser hatte seine zahlreichen Schiffe geteilt, die Hälfte seiner Mannschaften auf der Straße selbst, in einer Linie mit der Küste, zwischen der Spitze des Gotenheeres und Byzanz, die andere in des Königs vorüberziehender Flanke gelandet und beide Bedrohungen mit so überlegener — römischer — Feldherrnschaft verwertet, daß den Goten nur der Rückzug nach Südwesten übrig blieb. Es kam fast gar nicht zum Gefecht. Der König war aufs schwerste gehemmt in seinen Bewegungen durch den ungeheuren Troß, den er mit sich führte: Weiber, Kinder, Greise, Kranke,

unfreie Knechte und Mägde, kopfreiche Herden, Zelte, dieſe auf vielen mit je acht Rindern beſpannten breiten Wagen und Karren, welche dazu die Fahrhabe des Wandervolkes bargen. Er konnte, wollte dieſe Wehrloſen, welche die Zahl ſeiner Krieger ganz gewaltig überſtiegen, nicht den Folgen einer Niederlage: — Vernichtung oder Verknechtung — ausſetzen.

Nur Ataulf, der ſchon vor Stilichos Landung unaufhaltſam vorwärts gedrängt hatte — „ich muß Arcadius auf ſeinem Thron etwas beſtellen von ſeiner ſchönen Schweſter!“ hatte er auf des Königs ſtaunende Frage mit Lachen geantwortet — wollte auch jetzt noch um jeden Preis den Durchbruch nach Byzanz erkämpfen. Kaum hatte er den heiß erbetnen Befehl über die Nachhut des weichenden Volksheeres erhalten, als er ſofort, anſtatt dem Troßzug deckend zu folgen, ſeine Reiter Kehrt machen ließ und in raſendem Anlauf die Vorhut der verfolgenden Kaiſerlichen anfiel. Übel kam er an: es waren in fünffacher Übermacht die erleſenſten Geſchwader Stilichos, lauter Germanen, geführt von Sarus, aus einem andern Zweig des Baltengeſchlechts, der dem um zehn Jahre jüngeren Vetter bei deſſen Erhebung auf den Königſchild den Tod geſchworen hatte. Dazu kamen die zahlreichen, im vieljährigen Dienſt für die Römer erprobten Alanen auf ihren kleinen zottigen, höchſt ausdauernden Mongolen-Gäulen unter ihrem Häuptling Saul.

Ataulf brach den hoffnungsloſen Kampf nicht ab, ſolang er das Schwert führen konnte: und als Saul ſeine rechte Schulter getroffen, nahm er das Schwert in die Linke, mit der Rechten den Zügel haltend. Erſt als ein grimmer Streitaxthieb des Sarus ihm durch den zerſchrotenen Helm ziemlich tief in den Schädel gedrungen war, mußte er es geſchehen laſſen, daß die Gefolgen den

Weißhengſt herumriſſen und mit dem Wunden zurückjagten. Das war faſt der einzige Zuſammenſtoß der Heere. Sehr geſchickt führte der König quer durch ganz Griechenland, immer nach Südweſten zurückweichend, ſeine unbehilflich ſchwerfälligen Maſſen ſtets dicht vor der drohenden Umklafterung davon.

Wortreich war der Dank des geretteten Imperators in Byzanz! Und nicht nur in Worten beſtand er, — auch in allerlei Zeichen, die nach viel ausſahen und wenig koſteten. So ſandte ihm Arcadius ſein Moſaikbild, verlieh ihm den Titel „Patricius“ und verſprach ihm ein Reiterſtandbild vor dem Haupttor des Palatiums. Ja, die Geſandten ſtellten den baldigen Beſuch des Kaiſers im Lager in Ausſicht: er wolle ſeinem Befreier mündlich danken. Aber die ihm entgegengeſandten Ehrenwachen kehrten mit der Meldung zurück, der kaiſerliche Zug ſei auf der Heerſtraße nicht zu ſehen.

II.

Stilicho ſaß allein in ſeinem Zelt, bei dem flackernden Licht einer Pechfackel über die Straßenkarte von Theſſalien gebeugt, wohin die Goten zurückgewichen waren. In Nachſinnen und Berechnungen vertieft, achtete er kaum darauf daß vor ſeinem Zelt mehrere ihm fremde Stimmen vernehmbar wurden, aber auch die ſeiner — germaniſchen — Zeltwächter. Plötzlich ward der Zeltvorhang aufgeſchlagen und vor ihn trat ein wunderſchönes, ja unheimlich ſchönes Weib: im Schein der Fackel ſchien ihr rotes Haar wie Feuer zu flammen. Hoch aufgerichtet, ſchweigend ſtand ſie

vor ihm. Er ſprang auf und neigte ſich tief: „Imperatrix Eudoxia! Nie noch hab' ich, Baſiliſſa, dein Antlitz geſchaut: aber du biſt es.“

„Richtig geraten, Held Stilicho,“ lächelte ſie und ließ ſich auf einen Feldſtuhl gleiten, den dunkeln Mantel abwerfend: das weißſeidene Untergewand umflutete nun in langen Falten die ſchlanke Geſtalt. „Der Imperator, mein hoher Herr und Gemahl, iſt — wie gewöhnlich — krank. Oder doch — wie immer! — ſchwach. So hab' ich es an ſeiner Statt übernommen, dir zu danken: nimm den Dank Eudoxias dazu, Retter und Befreier.“ Und ſie reichte ihm über den Tiſch hinüber die Hand, die grauen Augen tief in die ſeinen ſenkend.

„Ich tat nur meine Pflicht.“ — „Aber du hatteſt die Kraft, ſie zu tun. Du haſt überhaupt Kraft — nein,“ verbeſſerte ſie langſam, ihn genau muſternd, — „du biſt Kraft. Mein hoher Gemahl und Herr, — er ſollte doch ſeine Heere führen, — heißt er doch vom ‚Imperium‘ — er ſollte ihnen vorfechten im Speerkampf: du weißt, ich bin eine Germanin: das königliche Blut der Merowingen ſtürmt in dieſen Adern. Wohlan: bei uns iſt der kein Herrſcher, der kein Held. Mein hoher Herr und Gemahl aber iſt immer — müd'. Nicht er hat, du haſt mich vor Schmach gerettet. Dank, Held Stilicho.“ Und ihr Auge nahm durſtig ſein männlich ſchönes, ernſtes Bild in ſich auf.

„Wie kamſt du . . . .? Ich hörte nur wenig — und faſt Unglaubliches von dir, Baſiliſſa.“

„Wie ich, die Barbarin, auf den Thron der Cäſaren kam?“ fragte ſie lachend. „Ja, 's iſt ſeltſam. Hei, um dieſer roten Haare willen. Das Königskind war früh als Geiſel in die goldne Stadt gebracht: ach, ihm war ſie nicht golden. Finſtre Weiber, in grau und ſchwarz ge-

wandet, in einem weihrauchdufterfüllten finſtern Gewölbe riſſen mir Frikk und Berahta aus der Seele: das konnten ſie: aber ihre blutigen Märtyrer konnten ſie mir nicht einpflanzen. So glaubte und glaub' ich an — nichts! So wuchs ich heran. Rufinus — du kennſt ihn?" Stilicho nickte ſtumm. „Rufinus, der bisher meinen hohen Gemahl und Herrn beherrſcht hatte, wollte ihm ſeine Tochter vermählen: Arcadius tat alles, was der wollte: er hätte auch das getan! Aber des Rufinus Nebenbuhler, der Obereunuch . . . ." — „Eutropius." — „Entdeckte mich in meinem Kloſterkerker, verpflanzte mich in ſein Haus, nächſt dem Palaſt und, kam Arcadius vorüber, mußte ich mich in der offenen Säulenhalle zeigen: mein Feuerhar gefiel ihm. Und als Rufinus den kaiſerlichen Hochzeitzug aus dem Palaſt anführte, die Tochter aus dem Vaterhaus — an der Ecke der Straße — abzuholen, ſiehe, da machte der Imperator drei Türen vor dieſem Eckhauſe — vor meiner Säulenhalle — Halt, ſtieg aus der Sänfte, trat ein und führte mich als Braut in ſeinen Palaſt."

„Das iſt wie eine Dichtung Ovids! Oder Claudians!"

„Ach, ich mußte gleich beim Eintritt in das Kaiſerhaus meinen ſchönen Namen ‚Hildgundis' mit dem fremden Eudoxia vertauſchen. Das war das erſte Bittere. Und ſeither nichts als Bitteres. Nächte, Tage, Monde, Jahre — nichts als Bitteres, als Ekel. Ekel an . . . . anderen. Und zuletzt — an mir ſelbſt."

Das ſchöne Weib legte beide Arme auf den Tiſch und drückte das Antlitz auf die verſchlungenen Hände. Mitleidvoll betrachtete er ſie eine Zeitlang: dann ſprach er: „Imperatrix! Bedenke, wieviel Gutes kannſt du tun."

„Ich hab's verſucht," fuhr ſie, ſich aufrichtend, fort: „ſcheffelweiſe habe ich das Gold den Armen geſpendet: — die Verwalter haben's unterſchlagen! — Auch den Kirchen

— denen ich nicht glaube —: die Biſchöfe haben's vergeudet. Ah, es hilft alles nicht. Hier, in dieſem heißen Herzen iſt's leer. Oder überſiedend voll? Ich weiß es nicht! Aber es tut ſehr weh." — „Arme, ſchöne Frau." — Sie ſprang auf: „Schön?" „Du nennſt mich ſchön? Du ein Mann, ein Held! Oh, das tat wohl! Das iſt mehr als alle Schmeichelei der Höflinge, mehr als ganz Byzanz und ſeine Krone. Wahrlich du biſt ein Mann. Du biſt .... Laß mich jetzt ſcheiden! Es iſt wohl beſſer. Sie haben mein Prunkzelt mitgeſchleppt: darin werd' ich liegen. Liegen —, nicht ſchlafen. Nur vielleicht träumen? Auf morgen Stilicho!"

III.

Gar früh am andern Tag ward der Feldherr in das Zelt der Baſiliſſa gerufen: er fand ſie reiſefertig. Bei ſeinem Eintreten ſprang ſie auf, ſchritt ihm raſch entgegen, faßte des Überraſchten beide Hände: „Mein Traum von heute Nacht hat ſich — zur erſten Hälfte — ſchon erfüllt: die zweite ſteht noch aus: wird ſie ſich, — wirſt du ſie erfüllen?" — „Ich verſtehe nicht, Herrin." — „Du haſt ſeit geſtern Abend keinen Boten aus Byzanz geſprochen?" — „Ich habe keinen geſehen." — „Aber ich! Rufinus, meine Feinde, — übrigens auch deine Todfeinde ...." — „Ich weiß." — „Haben mein Fernſein raſch benutzt bei .... bei dem Unausſprechlichen! Hei, er kann des Gänglers nicht einen Tag entbehren: ich war fern· — ſo ließ er ſich von jenen leiten — zu plötzlichem Umſchlag! Meine Freunde, meine Verteidiger am Hof, in der Stadt,

im Heer, — meiſt Germanen, zumal Franken, — ſind verhaftet oder verbannt. Ein par ſind hierher entflohen, mich zu warnen: kehre ich zurück, wird der Palaſt mein Kerker. Wohlan, ich will zurückkehren: aber der Palaſt ſoll andrer Leute Kerker werden. Auf, Stilicho, du erſter Mann, den ich erlebt: führe du mich zurück an der Spitze deines Heeres: Byzanz liegt dir zu Füßen, — wehrlos. Du allein warſt ſeine Wehre. In den Bosporus mit Rufinus! In ein Kloſter mit dem Schwächling Arcadius: — das iſt ſein richtiger Platz. Dein Platz aber iſt der Kaiſerthron und . . . . —“ hier ſtockte ſie: eine Blutwelle ſchoß in die alabaſterweißen Wangen — „der Platz an Hildgunds Seite, wenn du ſie nicht verſchmähſt: du haſt ſie ſchön genannt.“

Sie trat haſtig noch einen Schritt auf ihn zu und hielt ihm die Rechte entgegen, — das Antlitz emporgerichtet, nahe dem ſeinen. Beſtürzt trat er zurück: „Imperatrix . . . .“ — „Hildgund heiß ich — für dich.“ Und die grauen Augen funkelten ſeltſam. — „Die Überraſchung, der gerechte Zorn haben dich verwirrt. So haſt du vergeſſen . . . unſere Eide. Wir beide haben dem Sohn des Theodoſius geſchworen: ich Untertanentreue, du Ehetreue, gleichwie ich Serena, dem einzigen Weib, das ich liebe.“

Hoch bäumte ſie auf, dann ſchnellte ſie zurück: „Ah, ah, das mir! Verſchmäht von ihm, von dem einzigen, der . . . . Geduld, du ſollſt dieſer Stunde gedenken.“ Und ſie ſchoß an ihm vorbei aus dem Zelt ins Freie, wie eine ſehr ſchöne, aber ſehr zornige Schlange. —

IV.

Wenige Wochen darauf finden wir Stilicho und ſein Heer ſowie den Gotenkönig und deſſen Volk in den Engen und Schluchten des Gebirges Pholoë, an den Quellen des Pheneus. Schritt für Schritt hatte der Magiſter militum die Weichenden vor ſich hergedrängt in dieſe Bergklüfte, aus denen ein Entrinnen nur möglich ſchien, wenn die Verzweifelten, denen der Weg nach Weſt, Nord und Süd durch undurchgängige Felswände verſperrt war, ſich Bahn brachen nach Oſten, durch das meiſterhaft gewählte und meiſterhaft befeſtigte Lager Stilichos: — ein ausſichtsloſes Unternehmen! Dieſer konnte ſonder eitle Überhebung die Ergebung des tapferen Balten und ſeines Volkes — ohne jede Bedingung — in nahen Tagen erwarten. — Verhandlungen hierüber vermutete er als Zweck der Unterredung, zu der Alarich freies Geleit in das kaiſerliche Lager und daraus zurück erbat und ſofort bewilligt erhielt. Stilicho erſchrak, als er des geliebten Feindes Antlitz wieder ſah — zum erſtenmal ſeit der Kriegserklärung zu Mailand. Die Wangen waren eingefallen, die hohe Stirn gefurcht, die blauen Augen hatten den heitern, den lachenden Glanz verloren. Beſtürzt faßte er des Eintretenden Hände, die dieſer ihm willig, aber ohne Gegendruck überließ.

„Du leideſt, Freund!“ rief Stilicho. — „Ich litt — viele Wochen.“ — „Du biſt erſchöpft — von dem kurzen Ritt!“ — „Von der langen Abſperrung.“ — „Da. Nimm!“ Mit eigner Hand füllte er aus hohem Erzkrug zwei der ſchmalen Goldbecher auf dem Zelttiſch und bot dem Gaſt den einen hin: köſtlich duftete der edle, tief dunkelrote Trank. Alarich nahm ihn und während jener trank, ſchüttete er den Wein bedachtſam zur Erde: „Da

ſei Gott vor, daß der König Wein trinkt, während ſein Volk nach Waſſer verſchmachtet. Seit ihr uns die Leitung Hadrians vom Pheneus her abgeſchnitten habt — der eherne Himmel dieſes Glutſommers ſpendet keinen Tropfen Regen! — ſchlürfen wir die paar Tautropfen, die zuweilen die Nacht bringt. Zu Hunderten verſchmachten ſie, die Weiber, die Kinder.“ — „So mach' ein Ende.“ — „Deshalb bin ich hier. Hei, hätt' ich Krieger allein, wie du! Ganz anders wär's längſt gegangen. Aber Hunderttauſend mit ſich ſchleppen —, die nicht fechten können, die nur genährt und geſchützt werden müſſen, die niemand vor Unfreiheit ſchirmt, ſind wir Männer gefallen, ein Troß, der mit ſeinen Wagen meilenlang die Wege verſtopft, ſtecken bleibt, den Feind anlockt, — wahrlich, auch geringere Feldherrnſchaft als Stilichos wäre bei ſolchem Kampf mir überlegen. Wie oft in dieſen Wochen hätt' ich Gelegenheit gehabt, in raſchem Durchbruch mein Heer zu retten, aber um den Preis, mein Volk im Stich zu laſſen.“ — „Nun lernſt du, Freund, wie falſch dein ſtolzes Wort iſt: ‚das höchſte Gut des Mannes iſt ſein Volk!‘ — Dein höchſtes Übel iſt in dieſem Kampf dein Volk.“

Aufleuchteten da blitzend des Königs Augen. „Und doch lieber, zehnmal lieber für dies mein Volk fallen denn ſiegen als der Mietling Roms.“ — „Alarich! Du vergißt . . . . .!“ — „O nein: ich vergeſſe nicht: du biſt — oder wirſt alsbald — mein Beſieger. Aber für wen haſt du dann geſiegt, für wen bin ich gefallen?“ — „Ich könnte ſagen: Stilicho ſiegt für Rom: das heißt für alles Größte, was die Menſchheit geſchaffen hat in Staat, Recht, Bildung, — kurz, in allem Menſchlichen: der tapfre Balte aber fiel . . . .!“ — „Für ein Barbarenvolk, willſt du ſagen.“ — „Wohl: aber für Barbaren, aus denen andres als Barbariſches werden mochte. Höre mich

ruhig zu Ende: es ist der mächtigste Gedanke meines Lebens, es ist der Plan meines ganzen Waltens in diesem Römerreich: längst wollte ich ihn dir vertrauen, dich dafür gewinnen: wärest du heute nicht zu mir, — morgen wäre ich damit zu dir gekommen. Denn mich jammert das Elend deiner Wehrlosen. Allein erst mußtest du" — er lächelte ein wenig und verbarg dies rasch — „nun . . . ein wenig mürbe gehämmert sein durch die Not, bevor du mich nur anhörtest." — „Nun, des Hämmerns ist genug, mein' ich!" rief der König und warf sich auf einen der Zeltstühle: „Rede! Ich muß wohl hören."

Auch Stilicho setzte sich und, ihm scharf ins Auge sehend, hob er an: „Du hast wohl mehr als einmal in diesen Wochen bemerkt, gar guter Feldherr, der du bist, wenn du nicht an Weiber, Kinder, Kranke, Herden, Karren und Wagen mehr denken mußt als an die Wegpläne deiner Feinde! — daß ich dich hätte umzingeln und vernichten können und dich doch — mit geringer Schwächung! — entschlüpfen ließ."

Alarich setzte unwirsch den Adlerhelm auf den Tisch und strich sich quer über die Stirn: „ja, beim Schwerte Gottes! Ich verstand es nicht! An der Landenge bei Korinth! Und in dem Paß an dem Erymanthos! Nicht ein Helm der Feinde wäre mir — an deiner Stelle — dort entgangen. Du aber ließest mir beidemale ein Löchlein offen. Wahrlich, erfährt man's in Byzanz . . . . ." — „Man hat es erfahren." — „Kann dir's zum Hochverrat gedeihen." — „Es wird." — „Es rührte mich! Daß du die alte Jugendfreundschaft . . . ." — „Doch nicht. Du vergissest immer, daß ich ein Römer bin." — „Das lügst du dir vor!" — „Nun, dann aber recht lange schon. Und mit starkem Erfolg. Und der Römer Stilicho, der Magister militum des Westreiches, würde den Jugendfreund

zermalmt haben, mit tiefem Schmerz, aber ohne Schonung, hätte Stilicho deſſen Vernichtung heilſam erfunden für das Römerreich."

„Hm," lächelte der Balte und ſtrich den breiten Bart, „ich an deiner Stelle hätte dann den Gotenkönig doch vernichtet: es iſt immer ſicherer: man weiß nicht, was der noch vor hat und — bleibt er leben, — noch vor ſich bringt."

„Was er vor hat, weiß ich nicht: aber was ich mit ihm vor habe, — das weiß ich. Oder Gott oder das Fatum mit ihm vor hat, nenn's, wie du willſt. Und nun merk' auf: es iſt das Größte, was du in deinem Leben vernommen." — „Ich höre."

„Du willſt das Römerreich zerſtören mit deinem Volk: ich aber ſage dir: du ſollſt es retten und verjüngen mit deinem Volk." — „Nicht ganz meine Abſicht," meinte der König, grimmig lachend und die blonden Locken ſchüttelnd. — „Aber deine Beſtimmung, — nach meiner, vielleicht auch nach des Himmels Abſicht. Höre. Auch ich, ſo viele Jahre — Jahrzehnte! — lebend mitten im ganzen Leben des Reiches — in Krieg und Frieden — ich hab' es erkannt: — nicht ohne tiefen Schmerz: denn ich bin ein Römer . . ." — „Nicht wahr iſt's! Iſt der Mann ſo geſcheit und weiß nicht einmal, was er iſt!" — „Ich hab' es erkannt: das Römerreich iſt durch Römer allein nicht fortzuführen." — „Drum muß es fallen!" rief Alarich und ſchlug auf den Tiſch. — „Nein. Drum muß ein neues Volk es fortführen." — „Wir vielleicht?" lachte der Gote. „Wenig Willen und Gabe haben wir dazu."

„Nicht ihr! Ein neues Volk, ſagte ich, ein Volk, hervorgegangen aus römiſcher Bildung und aus germaniſcher Kraft: jene zu morſch, dieſe zu unreif, für ſich allein das zu leiſten. Ihr Goten, dann andre Germanen an

Rhein und Donau, ihr ſollt aus den Bekämpfern die Stützen des Reiches werden.“ — „Das ſind wir ſeit Jahrhunderten! Gegen Land, Getreide, Geld haben wir eure Kriege geführt ſeit Geſchlechtern!“ — „Als Söldner. Aber, — das iſt mein Neues — nicht mehr als Söldner: — der fällt ab, iſt ſeine Soldzeit um —“ — „Oder wird der Sold — wie gewöhnlich — nicht bezahlt!“ — „Als Glieder des Reiches ſollt ihr fortab, als Halbrömer . . . .“ — „Halbrömer?“ ſtutzte der Germane. „Wie das?“ — „Nach meinem Vorſchlag. Ich entlaſſe dich und dein Volk aus eurer Lage: ſie iſt ziemlich . . . . .“ — „Gleich dem Mauſeloch, vor dem ein ſehr kluger Kater ſitzt.“ — „Ihr ſiedelt euch an . . . .“ — „Wo?“ fragte der König raſch. — „Nicht in meinem Italien.“

„So?“ meinte Alarich enttäuſcht. „Ah, hörteſt du, was unabläſſig in meiner Bruſt eine drängende Stimme ruft!“ — „Aber irgendwo an der Grenze des Weſt- und Oſt-Reichs, um beiden raſch helfen zu können gegen andere . . .“ — „Barbaren, willſt du ſagen,“ nickte der Gote. — „Es wird euch Ehegenoſſenſchaft mit den Römern eingeräumt: — das iſt ein Großes.“ — „Sehr gnädig,“ lächelte Alarich bitter. „Aber wir haben das ſchon ſelbſt ausgeführt: wenigſtens mit ſchönen Römerinnen. Und auch — ohne Prieſter!“ — „Es wird darauf hingeſtrebt, — planmäßig: bei Miſchehen werden beide ausgeſtattet — daß dieſe Vermiſchung ein neues Volk: — eben ein Miſchvolk! — erzeuge mit allen Tugenden beider . . . .“ — „Oder doch jedenfalls mit beider Fehlern! Und das Haupt dieſes Miſchvolks iſt . . . .“ — „Der Imperator, wie ſich verſteht. Einen Gotenkönig gibt es ſowenig mehr . . . .“ — „Wie ein Gotenvolk!“ brach Alarich los. „Unſere Eigenart, unſer Recht, unſere Freiheit, ja am Ende gar unſere Sprache, — alles dahin: um jenes Miſchbreis

willen?“ — „Nun, der iſt ja noch nicht! Nein: um der Germanen ſelbſt wie um der Römer willen: ſo, verſchmolzen, können beide fortleben: in ihrem Kampfe gehen beide unter.“ — „Untergehn? So ſei's,“ rief der Gote aufſpringend. „Glückauf zu ſolchem Untergang, bevor wir, mit Beſchluß und Vorbedacht, unſer eigen Volk auslöſchen. Nein, Stilicho, dieſer Gedanke . . . .“ — „Iſt der Gedanke meines ganzen bisherigen Handelns und die ganze Hoffnung meiner Zukunft,“ ſprach Stilicho, ſich erhebend. — „Ein Wahn iſt's, an dem du untergehſt — du ſicher. Vielleicht auch wir. Aber lieber untergehn als verrömert werden.“ — „Ich habe dich und dein Volk geſchont, — mehr als einmal. Ich durfte es ohne Verrat an Rom, denn ich tat's nicht um des Freundes willen: ich tat's für Rom — in jener Hoffnung. Zerſtörſt du mir dieſe Hoffnung durch dein töricht trotzig Nein . . . .“ — „Ein Wahn iſt ſie, ſag' ich, dieſe deine Hoffnung für dich, und für uns Schmach und Selbſtmord.“ — „Dein letztes Wort?“ — „Mein letztes!“

„Dann,“ ſprach Stilicho mit drohendem Ernſt, „kann ich euch nicht mehr retten: nun wär' es Verrat. So bleibt denn in euren Felsklüften, bis euch der Hunger verzehrt.“

„Nicht der langſame Hunger,“ rief Alarich „das raſche Schwert! Mach' dich gefaßt, Freund! Sobald ich zurück bin, führ' ich die Meinen zum letzten Kampf heraus: dann wirſt du erleben, was vierzigtauſend Verzweifelte vermögen.“

„Nichts, als vor meinen Felsſchanzen zu fallen. — Noch einmal, Freund . . . .“

Da ward der Vorhang des Zeltes aufgehoben und die davor aufgeſtellte Wache meldete: „Fremde Geſandte, Magiſter militum. Sie verlangen Gehör.“ Stilicho nickte

Gewährung und hielt den König, der ſcheiden wollte, auf: „Bleib', mein armer Alarich," ſprach er finſter, „du wirſt ſehr bald keine Geheimniſſe mehr ausplaudern können."

V.

Nun traten drei hohe Kriegergeſtalten ein, unverkennbar — nach Leibesgeſtalt, Tracht und Gewaffen — Germanen. Sie neigten ſich vor Stilicho und der Älteſte, in ſilberweißem Haar und Bart begann ſeine Anſprache in einer ſchön lautenden germaniſchen Mundart.

„Verzeiht," unterbrach ſofort der Feldherr auf Latein, „das iſt, mein' ich, vandaliſch? Nicht? Ich verſtehe es nicht. Bitte, ſprecht die Sprache Roms." — „Ein übles Vorzeichen!" raunte der Alte, zu den beiden andern gewandt noch in ſeiner Sprache. Dann fuhr er auf Lateiniſch fort: „Weither kommen wir, dich zu finden, o Stilicho, Stiliberts Sohn. Bis von der Maroſch ſchilfigen Ufern. Wir ſuchten dich in Itala-Land. Dort erfuhren wir, daß du hier zu Felde liegſt. Wir eilten zu dir über die brüllende See: denn wir brauchen dich dringend: dein Volk bedarf dein. Und ein Großes bringen wir: das Größte, was ein Volk zu bieten hat: ſchau her!" Er wandte ſich zu dem zweiten Geſandten, der unter ſeinem Mantel hervor einen weißen Stab mit goldner Kugel langte: „den Königſtab der Vandalen."

„Mir?" rief Stilicho und trat beſtürzt einen Schritt zurück.

Aber Alarich ſchritt mit erhobener Hand freudig auf den Sprecher zu.

„Ja, dir, Stilicho, vor allen Sterblichen dir. Biſt du doch entſtammt dem uralten Königshaus unſeres Volkes, der ruhmvollen Sippe der Asdingen. Und zu dem Ruhm der Ahnen haſt du den eignen gefügt, der alle Lande, alle Völker durchdringt. An den Ufern der Maroſch liegt, in blutiger Schlacht von den Greuthungen erſchlagen, unſer König Wiſumer, der große Held: ſein einziger Sohn, Godigiſel, iſt ein waffenunreif Knäblein: wir aber, rings von Feinden umdroht, wir bedürfen, uns zu führen im Harſt der grauen Geere eines ſtreitbaren Helden. So hat unſer ganzes Heer — nicht eine Hand hob ſich dagegen! — dich zum König gekoren. Komm, komm raſch zu deinem Volk, das dein Vater nie hätte verlaſſen ſollen um fremden Dienſt. Nimm dieſen Königsſtab, deiner großen Ahnen großes Erbe. Komm, führe, ſchütze, rette dein Volk, Herr König der Vandalen!“ Und alle drei Männer traten, lebhaft bewegt, mit bittenden Gebärden, näher an ihn heran.

Alarich aber rief lebhaft: „Bei Gottes Schwert! Das iſt ein Wunder des Himmels! Jetzt gerade — in dieſer Stunde! — dringt an dein Ohr der Ruf, der uns allen — allen! — das Heil verkündet: deinem Volk, meinem Volk und wahrlich auch dir. Wirf dieſen gleißenden römiſchen Flitter von dir, verlaß dieſe ganze falſche und — du ſelber erkenneſt es! — faulende Welt, in der du doch dein Leben lang ein Fremdling bleibſt, ja ein verachteter Barbar. Jetzt, da ſie dich brauchen, ſchmeicheln ſie dir, aber — gib acht, denk' an dies mein warnend Wort und an dieſe Stunde! — ſobald ſie meinen, dein entraten zu können, werden ſie dir lohnen mit ſchwarzem Undank: denn Undank iſt der Dank der Kaiſer: merk' dir dies Wort. — — Rette dein Volk, das ſchwer bedrängte: ihm gilt deine nächſte, deine höchſte Pflicht, — nicht Rom

und nicht Byzanz. Kämpfe, ſiege, ſteige zu Heldenruhm empor für dich und die Deinen, nicht für . . . .“

„Laß ab!“ ſprach Stilicho und ſchob mit rauher Handbewegung den ihm hingereichten Stab zurück. Du, Alarich, ſollteſt mich beſſer kennen. Dieſe Fremden da . . . .“

„Wie? Fremde? Wir ſind deines Volkes!“ ſprachen zürnend die drei Männer wie aus einem Munde.

„Ihnen muß ich mein Nein begründen, erklären. Ich danke euch und eurer Heerverſammlung: ihr wolltet hoch mich ehren. Allein ihr habt geirrt in eurer Wahl. Ihr wolltet doch zum Könige der Vandalen einen Vandalen, nicht? Wohlan: ich aber bin ein Römer, ein Römer durch und durch. Und nichts als das.“

„Wie? Was? Abgefallen?“ riefen die Geſandten durcheinander. Aber ruhig fuhr jener fort: „Abgefallen! Das träfe meinen Vater, nicht mich, der ich in Mailand geboren bin als Sohn eines römiſchen Bürgers und Legaten. Mein Vater aber . . .? Iſt der Mann abgefallen zu nennen, der da aus den Sümpfen des Urwalds glänzend aufſteigt zu den Zinnen Roms? Ihr habt's gehört: nicht einmal eure Sprache verſteh' ich: barbariſch ſchlägt ſie an mein Ohr! Geht und meldet den Vandalen: ‚Wir haben einen Römer gefunden‘.“

Sprachlos vor Entrüſtung, vor Zorn, vor Beſchämung ſtanden die drei Männer. Alarich aber rief: „O Stilicho, dies Wort wird dein Verderben! Du ein Römer! Wähnſt du denn, irgend ein Menſch in dieſem Reich — außer dir ſelbſt! — nimmt dich für einen Römer? Freund, Freund, in dieſer Stunde haſt du deinem guten Geiſt den Rücken gewandt auf immerdar.“

Erſt jetzt fand der Sprecher der Geſandtſchaft Worte: „Ja, Speergenoſſen, gehen wir. Wir ſind zu ſchwach, jetzt,

hier, dieſe Schmach zu rächen: aber iſt unſer Königsknabe ſchwertreif gewachſen — dann wehe Rom, das uns dieſen Mann geſtohlen! — Allein jetzt ſchon, wehe dir und Fluch über dich, du Elender, der du dein Volk in ſeiner Not verläſſeſt. So ſoll dich verlaſſen und verraten dieſe Römerwelt, um derentwillen du die Deinen von dir ſtöß'ſt." — „Wehe dir, Fluch dir und Verderben!" wiederholten die beiden andern und ſtürmiſch eilten alle drei hinaus.

VI.

Schweigen, ahnungsſchweres Schweigen füllte das Zelt. Betroffen, leis erſchauernd ſah Stilicho ihnen nach. Auch der König ſchwieg, langſam das Haupt ſchüttelnd: endlich ſetzte er den Helm auf und bot dem Freunde die Hand: „Leb' wohl denn, Stilicho! Ich laſſe dich allein — mit — mit dem Fluch deines Volkes! Wahrlich, verzweifelt wie ich daran bin, — ich tauſche jetzt nicht mit dir! In wenigen Stunden lieg' ich auf meinem Schild, ein ſtiller Mann: aber an der Spitze meines Heerkeils, gefallen mit meinem Volk, für mein Volk: ich tauſche nicht mit dir."

„Halt, Alarich, halt noch einen Augenblick. Laß uns einen Ausweg ſuchen, der . . ." — „Es gibt keinen! Denn lieber ſterb' ich, ſtirbt mein ganzes Volk, als daß wir Goten die Hälblinge deines Planes werden." Und er wandte ſich dem Ausgang zu. Hier trat ihm die Wache entgegen und meldete: „Mein Feldherr, eine große Geſandtſchaft des Imperators aus Byzanz. In ſeinem Namen fordern ſie ſofortiges Gehör, bei — zürne nicht! — bei ſeiner Ungnade." — „Der Drohung bedurfte es

nicht," erwiderte Stilicho ruhig. „Ich kenne meine Pflicht. Führ' ſie herein." Sogleich trat eine Anzahl reich gekleideter Byzantiner ein: Krieger, hohe Beamte, Höflinge, auch zwei Biſchöfe: an ihren unfreundlichen Mienen, an dem Ausbleiben der ſonſt ſo ſchmeichleriſchen Begrüßung erkannte der Feldherr ſofort den feindſeligen Zweck ihrer Botſchaft.

Der König wollte ſich entfernen: aber einer der Heerführer, der Archiſtrategos Antiochos, erkannte ihn und rief: „Alarich, der Gotenkönig! Hier! Im Zelt des Magiſter militum! Allein mit ihm! Das beſtätigt den ....." — „Hochverrat!" ſchloß einer der Höflinge, in deſſen gelbem, gedunſenem Geſicht die kleinen blitzenden Augen ſchwer zu finden waren. „Aber für uns trifft ſich's bequem: bleib', bitten wir, tapfrer Held! Wir haben auch an dich eine Botſchaft."

Stilicho, der bis dahin von den Geſandten ganz unbeachtet geblieben war, trat nun vor und fragte den häßlichen Sprecher im goldgeſtickten Gewand: „wer biſt du?"

„Olympios, der Geheimſchreiber und Protonotar des heiligen Gemaches der Baſiliſſa, die Gott ſegne. Von der hab' ich dir noch ganz Beſonderes auszurichten, Vandale. — Vorher aber vernimm den Befehl des Imperators Arcadios, deines Herrn. Seit der Rückkunft der Imperatrix (die ſich ſo weit herabgelaſſen hatte, den Barbaren in ſeinem Lager aufzuſuchen!) hat ſich in dem vom Himmel erleuchteten Haupt des Imperators — gerade noch zu rechter Zeit! — wieder einmal ein heilſamer Umſchlag der Gedanken vollzogen. Nachrichten aus dem Heer über wiederholtes Entrinnenlaſſen der ſchon umſtellten Goten — Berichte aus Mailand, nur wenigen zu Byzanz bekannt geworden, — trafen zuſammen mit den Warnungen dieſer heiligen Biſchöfe vor deines Sohnes Hinneigung

zum Götzendienſt, vor deiner eignen Feindſeligkeit gegen die Kirche, deiner Begünſtigung der germaniſchen Arianer und Heiden in deinem Heer . . ., kurz, der Imperator Arcadios hat dich des Befehls über ſeine Truppen in deinem Lager enthoben. Hier, Antiochos, der Magiſter militum des Orients, übernimmt ihn in dieſem Augenblick: ergreife, Freund, den Feldherrnſtab! — auf jenem Schrein ſeh' ich ihn liegen. — Dir aber gebeut der Imperator, ſofort, in dieſer Stunde noch, dein Lager hier abzubrechen, deine Schanzen zu räumen . . . ."

„Und die Goten?" unterbrach Stilicho.

„Ah, Ah! Der Imperator ſpricht aus meinem Mund: wer wagt, ihm ins Wort zu fallen? — Er befiehlt, die Goten frei abziehen zu laſſen, wohin Arcadios gebeut."

„Abzieh'n ſchon!" rief Alarich leuchtenden Auges, „aber wohin wir wollen!"

„Gern wirſt du dahin wollen, Held Alarich, wohin Arcadios dich einlädt. — Du aber, Vandale, eilſt mit den Truppen des Honorios — nie hätte er ſie dir anvertrauen ſollen! — ſofort zu deiner Flotte nach Kyllene und ſchiffſt dich und die Deinen ein nach Italien. Wirſt du nach ſieben Tagen noch auf dem Boden des Oſtreichs betroffen, giltſt du als Feind und dein Haupt iſt verfallen."

Da wich Stilicho einen Schritt zurück: er war ſehr bleich geworden. Olympios holte unter ſeinem Mantel eine lange vergoldete Pergamentkapſel hervor und warf ſie auf den Tiſch: „Da! lies den Wortlaut ſelbſt! Sieh hier, das heilige Siegel." — — Nun wandte er ſich zu Alarich: „Dir aber, Gotenkönig, dankt der Imperator, daß du nicht, wie du wohl vermocht hätteſt — trotz der kampfſcheuen Feldherrnkunſt des Vandalen! — die Not der Belagerung verhängt haſt über die geheiligten Mauern von Byzanz . . . ." — „Nun," lachte Alarich gerad

hinaus, „am Willen hat es weder mir gefehlt noch Vetter Ataulf.“ — „Der Imperator ſchließt Frieden mit dir.“ — „Dazu gehören aber zwei.“ — „Du wirſt ſchon einwilligen, hörſt du ſeine Vorſchläge. Außer dem freien Abzug für dich und dein Heer . . . .“ — „Und mein Volk!“ — „Und dein Volk! Bezahlung der ſeit lange geſchuldeten Jahrgelder . . . .“ — „Wo ſind ſie?“ fragte der Gote, höchſt mißtrauiſch. — „Draußen vor deinem Zelt, liegen ſie in zwölf Truhen: zwölf tauſend Pfund für die letzten Jahre und zweitauſend im Voraus für die nächſten zwei Jahre.“

Aber der König ſchüttelte das Haupt: „Von hartem Gold können unſere Weiber und Kinder nicht zehren. Sie hungern. Und hier iſt kein Markt.“ — „Wir bringen an Getreide dreißigtauſend Modii.“ — „Gut! Das langt — einſtweilen! Allein wohin weiſt uns der Kaiſer?“ — „Er läßt dir die Wahl zwiſchen drei der fruchtbarſten Provinzen ſeines Reiches: Makedonien, Dardanien und Epirus.“ — „Eia, Epirus. Und unſere Gegenleiſtung?“ — „Nur Verteidigung der gewählten Landſchaft gegen alle Feinde: aber — hörſt du? — gegen alle.“ — „Epirus wird gut verteidigt werden. Gilt es doch dem eignen Herd.“ — „Und im Notfall“ — hier trat er dicht an ihn heran und flüſterte in ſein Ohr — „führſt du als Magiſter militum des Orients unſern Angriff auf — Rom.“ — Alarich machte große Augen: das Blut ſchoß ihm in die bleichen Wangen: dann nickte er tief atmend, und flüſterte leiſe vor ſich hin: „nach Rom! die innere Stimme! Nach Rom!“

„Es iſt ſo,“ ſprach da dumpfen Tones Stilicho, der die Leſung der Rolle beendet hatte. „Der Kaiſer befiehlt: — ich gehorche.“ — „Wie? Wa . . Was?“ brachte Alarich kaum hörbar hervor. — „Du tuſt wohl daran,“

lachte Olympios, die kleinen Augen zuſammenkneifend. „Andernfalls hätte ich mit unſern Byzantinern dieſen Haftbefehl“ — er holte ein Wachstäfelein aus der Gewandfalte auf der Bruſt — „vollſtreckt und dein Haupt . . . .“ — „Genug. Ich gehorche.“ — „So kommt, Genoſſen! Komm auch du, König! Unheilſam iſt die Luft in der Nähe deſſen, der in des Herrſchers Ungnade gefallen. — Nur noch ein Wort:“ er trat dicht an ihn heran und raunte ihm zu: „all' das ſchickt dir die Kaiſerin, läßt ſie dir ſagen.“ Die Geſandten entfernten ſich nun. „Ich folge gleich!“ rief ihnen Alarich nach.

Nun glitt Stilicho auf den Zeltſtuhl und legte das Haupt an die Lehne zurück, lautlos: aber das Antlitz bedeckte er mit den Händen. Raſch ſchritt der König auf ihn zu, legte die Rechte auf ſeine Schulter und rüttelte ihn: „Mann, Mann, das tuſt du? du fügſt dich? Held Stilicho, wo iſt dein Heldentum? Dieſem niederträchtigen Undank — echtem Kaiſerdank! — unterwirfſt du dich? Auf, Freund! Ich werfe denen ihr Geld und ihren Frieden ins Geſicht. Auf! Mein Volksheer — führe du es: du führſt es beſſer als ich. Und viele Tauſende, wenn nicht alle deine Krieger aus dem Weſtreich — doch gewiß alle Germanen in deinem Lager! — werden den geliebten Feldherrn ſchützen. Du und dein Heer, ich und das Meine, wir fegen vereint die ſchwachen Byzantiner in die See: der Weg nach Byzanz, Byzanz ſelbſt liegt unbeſchützt vor uns und wir fragen den Buben auf ſeinem geleimten Thron, ob er . . .“ — Aber Stilicho ſprang auf: „Nichts! Schweige! Ich muß gehorchen. Ich gab mein Wort.“

Drittes Buch.

I.

Wenige Tage nach der Rückkehr Stilichos mit Flotte und Heer nach Italien, hatte sein Sohn Eucherius in einem kleinen Gemach des Palatiums zu Mailand zwei Freunde gleicher Jugend zu einem jener einfachen „Symposia" geladen, deren beste Gerichte vierhundert Jahre alt, scherzte einer der Genossen, ein schöner Jüngling mit echtem, scharf geschnittenem Römerkopf und römischer — kurzer und runder — Schur des krausen, tief schwarzen Hares.

„Nun ja," meinte der jugendliche Wirt, den kaum berührten Becher zurückschiebend, „ganz so goldschweren Inhalts, von so altrömischem Pomp wie die Verse Vergils sind die deinen nicht, — noch nicht! — mein Claudian: aber die Lyra des großen Mantuaners hat nie seither solchen Widerhall geweckt wie in deiner wohllautreichen Seele."

„So sagt Rom, der Hof, ganz Italien," bekräftigte kopfnickend der andre etwas ältere Gast, ein blonder Markomanne. „Ihr denkt jetzt, was versteht der Barbar von unsern Versen? Ich rede auch nur vom Inhalt: vom Heldentum Stilichos, das sie verherrlichen. Und darauf

verſteh' ich mich ein wenig, mein' ich." Und er trank einen herzhaften Trunk.

„Das eben iſt mein Unglück," ſprach Claudian: „der Mann iſt zu hoch für meine kurz gewachſene Muſe. Nun, was meiner Kunſt gebricht: die Liebe, die Treue, die Begeiſterung für den Helden muß es erſetzen." — „Und ſie kann es wahrlich," rief der Sohn, ihm auf die Schulter klopfend. — „Aber mein Dank," fiel der Germane ein, „kann's kaum, ob ich zehnmal für ihn mein Leben ließe!" — „Du haſt's erprobt, Held Adalger," rief Claudian, „in mehr als ſieben Schlachten." — „Ja," ſprach Eucherius, „dieſe Narbe da über die ganze Wange hin . . ." — „Bah, nur ein Hunnenpfeil, der ihm galt, und den ich in der Geſchwindigkeit — Schwert und Schild hatten mit andren zu tun! — mit dem Geſicht auffing. Das war ein kleiner Dank für eine große Tat. In Gallien war's, am jungen Rhein: ich hatte ſchweifende Hunnenhorden nach Kräften abgewehrt, ihnen viele der kleinen zottigen Gäule reiterlos gemacht: ſie haßten mich wie nur Hunnen haſſen: durch Verrat der hunniſchen Söldner auf unſrer Seite griffen ſie mich im Schlaf in meinem Zelt, ſchleppten mich fort und wollten mich lebendig verbrennen: der Feldherr erfuhr's, ſetzte nach — mit gar ſchwacher Schar, — hieb mich heraus, mit dem eigenen Schwert! — als ſie mich ſchon auf die Hürde geworfen hatten. Ein Schwirrgewölk von Pfeilen — nun, ich fing auf, was ich konnte! — Aber lieber hör' ich ſolch Geziſch als das der Worte in dem Palatium zu Byzanz, wo Claudian und ich in den letzten Monaten die Sache des Helden vertreten ſollten. Schlecht gelang es uns!" — „Nie mehr geh' ich hin!" rief der Poet. — „Außer er ſchickt uns! Dann geh' ich in die heiße Hölle der Chriſten wie in die dunkle Hel meiner Landsleute an der Donau."

„Erzählt doch," bat Eucherius, — „noch hab' ich den Vater nicht geſehn ſeit ſeiner Rückkehr! — Wie ging das zuletzt in Byzanz? Ich ſollte ja hier den Hof überwachen und raſch melden, was etwa bedrohlich aufſteige an Wettergewölk. Aber ich hatte nichts zu melden, als daß . . ." — „Honorius die Hühner füttert," lachte der Markomanne und trank. — „Ach laß den Spott! Ich muß ihn nächſtens wieder lobpreiſen," klagte Claudian. „Mach' mir das Schwere nicht noch ſchwerer." — „Warum tuſt du's?" ſchalt Adalger. — „Weil ich muß! Sonſt darf ich auch ihn — ‚den Mann' ſagt man in ganz Italien — nicht mehr loben. Wenigſtens nicht mehr vor den Leuten: und das will, das muß ich doch! Der Imperator iſt eiferſüchtig und meinte jüngſt — ein gar ſchöner Mund hat mich gewarnt! — man müſſe die Lyra zerſchlagen, die lauter den Diener lobe als den Herrn." — „Honorius loben!" erwiderte der Germane. „Iſt ſchwerer als Saul dem Alanen vorreiten."

„Aber ſagt endlich," mahnte Eucherius, „was hat den Umſchlag in Byzanz bewirkt?" — „Jedenfalls," ſchalt Adalger, „das Rauſchen eines Weibergewandes und das Ziſchen einer Weiberzunge." — „Die Imperatrix war in Ungnade gefallen beim Imperator." — „Rufinus, ihr alter Feind, hatte wieder einmal deſſen Ohr." — „Sie ſollte gefangen geſetzt werden im Meerturm am Bosporus." — „Da kam ſie plötzlich zurück — unerwartet . . ." — „Überraſchte Arcadius zur Nacht, in ſeinem Schlafgemach . . ." — „Sie iſt ja zauberhaft ſchön! . . .," meinte Adalger. — „Am andern Morgen führte ſie ihm einen chaldäiſchen Sterndeuter zu, der in derſelben Nacht in den Plejaden geleſen hatte . . ." — „Stilicho ſei des Imperators gefährlichſter Feind . . ." — „Eudoxia aber werde in neun Monden einen Sohn gebären . . . ." — „Die bisher

Kinderloſe!“ — „Der werde Weſtrom, wie Oſtrom beherrſchen als der größte Imperator ſeit Trajan.“

„Und das hat Arcadius . . .?“ zweifelte Eucherius. — „Alles geglaubt!“ — „Wird aber das Kind nicht geboren?“ — „Es wird geboren oder ſonſt beigeſchafft, verlaß dich drauf!“ — „Oder wird's ein Mädchen?“ — „Es wird ein Knabe,“ meinte der Germane. — „Und jedenfalls ſind neun Monate Herrſchaft gewonnen.“

„Und darum, deshalb meines Vaters Mißhandlung?“

„Ja, weiß Gott, — oder vielleicht genauer der Teufel! —“ zürnte Adalger, „was die ſchöne Walandine gegen ihn hat!“

„Vielleicht wollte ſie durch ihn Rufinus ſtürzen . .“ — „Beider gemeinſchaftlichen Feind . . .“ — „Und ſo das Oſtreich beherrſchen: und das ſchlug ihr irgendwie fehl.“ — „Aber wer errät ein Weib! Gleichviel: Byzanz iſt fern,“ tröſtete der Markomanne: „von dort aus kann ſie ihm nicht ſchaden.“

„O doch,“ ſeufzte der Sohn. „Denn ſie hat ſich hier gegenwärtig gemacht — durch den gefährlichſten ihrer Anhänger.“ — „Nicht Olympios doch?“ rief Claudian. „Sag' nein!“ — Aber Claudian fiel kopfnickend ein: „Olympios! Er ſoll fortab dauernd den Hof von Byzanz d. h. die Sache der Baſiliſſa hier vertreten.“

„Ich ward ſchon gewarnt vor ſeinen Ränken,“ beſtätigte Eucherius. — „Ei gewiß durch das ſchönſte Weib des Erdballs,“ rief Claudian. „Die Herrliche iſt dir gar ſehr gewogen.“ — Eucherius errötete über und über: „Wohl mehr noch dem Poeta.“ — „Sie macht alles verrückt, was Bart trägt,“ lachte Adalger.

„Die Edle weiß,“ erwiderte Eucherius, „was mein Vater für das Reich bedeutet, was ihr Bruder ihm zu danken hat. Deshalb ſucht ſie ihn in jeder Gefahr zu ſchützen und . . . .“—

„Und ein wenig Eiferſucht iſt auch dabei," lächelte der Germane. „Manche Leute rühmen nicht ſie, rühmen die Merowingin das ſchönſte Weib beider Reiche. Das verträgt Jungfrau Placidia ſchlecht." — „Die Feuerhaarige iſt zwar eine barbariſche Schönheit," nickte Claudian: „aber ſie ſteht kaum zurück hinter unſrer Herrin." — „Das kann ich mir nicht vorſtellen," meinte Eucherius. — „Ja freilich," lachte Adalger, „das Auge der Liebe iſt blind für andre Schönheit und man weiß, man weiß . . . ."

Aber Claudian winkte ihm zu ſchweigen: — er kannte des Freundes mädchenzarte Scheu — und lenkte ab: „Eucherius, du ſollteſt deine Mutter warnen. Allzuviel hört ſie auf die Biſchöfe, allzuviel teilt ſie den Prieſtern mit." — „Meine Warnung würde nur reizen, erbittern, nichts beſſern." — „Sie ſind deines Vaters ſchlimmſte Feinde: ſie halten dich für einen Heiden, den ‚Mann' für einen Ketzer, einen Arianer."

Der Sohn zuckte die Achſeln: „Soll der Vater — neben ſeinen übrigen Sorgen, — auch noch, wie ſie täglich verlangen, die Ketzer verfolgen?"

„Die Ketzer?" rief Adalger. „Ei, wir Germanen alle in ſeinem Dienſt, der Kern ſeines Heeres, ſind Arianer, Ketzer, wenn nicht — wie ich — Heiden. Soll er ſeine treuſten Helfer, ſeine einzigen Stützen verfolgen?"

„Das wollen die Prieſter," meinte Eucherius. „Im engſten Bunde mit den Senatoren, den alten ‚Quiriten', wie ſie ſelbſt ſich nennen." — „Ach, leider ohne jedes Recht!" klagte der Poet. — „Ja, ja," nickte Adalger. „Das ſind die Heraclianus . . . ." — „Carinus vor allen! Ihnen ſind wir Germanen ein Greuel, den ſie am liebſten austilgen möchten von der Erde. ‚Fort, bepelzter Barbar, hinaus!' ſcholl es mir neulich entgegen in Rom, als ich der Kurie eine Botſchaft des Mannes überbrachte.

Als ich aber an den Scramaſachs griff, da verſtummte das Geſchrei.“

„Freunde,“ ſprach da tiefen Ernſtes Claudian, „daß ich's nur geſtehe: — es gab eine Zeit, da dachte, vielmehr da fühlte ich ebenſo. Ich war noch ſehr jung, ich kannte nicht das Leben, nur die Bücher: die Bücher der großen Alten: ich wollte da fortfahren, wo Cäſar, wo Auguſtus aufgehört, fortfahren mit der Verachtung der Barbaren. Aber ſeit ich die Gegenwart, die Wirklichkeit, ſeit ich ihn vor allen kennen gelernt, hab' ich auch lernen müſſen: ihr ſeid dem Reich längſt unentbehrlich geworden: ihr ſeid“ — er lächelte fein — „ein höchſt notwendiges Übel, ihr Germanen!“ — „Oho,“ lachte der Markomanne. — „Und manche von euch,“ fuhr der Poet fort, „manche von euch ſind ſogar ein höchſt notwendiges, ein unentbehrliches Gut geworden von wegen eurer Kraft und Treue.“

II.

In der gleichen Nachtſtunde gewährte der Imperator in einem abgelegenen kleinen Gemach desſelben — vielräumigen — Palaſtes Gehör vier Männern, die dringend im Namen von Kirche, Hof, Senat und Heer von Rom um geheime Unterredung gebeten hatten: — geheim zumal vor dem Magiſter militum. Schon ſeit mehreren Tagen hatten ſie unermüdlich, durch wiederholte Ablehnung nicht verdroſſen, dieſe Bitte, ja Forderung wiederholt. Lange Zeit ſonder Erfolg. Der Imperator, unter deſſen indiſchen und perſiſchen Prachthühnern eine Seuche aus-

gebrochen war, hatte ganz andre — nähere — Sorgen als um Kirche, Hof, Senat und Heer von Rom.

Seine angeborne und liebevoll gepflegte Gedankenträgheit hatte seit Jahren ganz erheblich zu Stilichos Machtherrlichkeit beigetragen, auch zu Placidias Herrschaft über Hof und Palast: was sollte er sich mühen mit anstrengenden oder langweiligen Geschäften, welche diese beiden „fast" ebensogut, — meinte er — wahrnehmen konnten wie er selbst? Aber freilich fand diese Trägheit ihr Gegengewicht in einer unberechenbaren Eifersucht bezüglich seiner imperatorischen, über alles Irdische erhabnen Majestät: sein Wille, wenn er einmal — ausnahmsweise! — einen faßte oder sich zu fassen in den Kopf setzte, sollte in allen Stücken oberstes Gesetz sein: wehe dem, der dann seinen grenzenlosen, oft kindischen Eigensinn kreuzte!

Gelang es den Feinden Stilichos oder der schönen Schwester, diese Eifersucht geschickt zu wecken, so machte der halsstarrige Schwächling wenigstens immer wieder einen Versuch, die Herrschaft jener beiden überlegnen Geister und Willen abzuschütteln. Oder doch in kleinlicher Bosheit des Trotzes in irgend einer unerheblichen — und mühelosen! — Sache ihnen zum Tort, nun gerade nicht nach ihren Wünschen und Ratschlägen zu handeln, sondern — zur Abwechslung — nun auch einmal ihren Widersachern zu willfahren. So war es heute ergangen.

Er hatte sich schon bei dem — jetzt täglich zweimaligen — Besuch in dem Hühnerhof über seine „herzliebe" Schwester geärgert, die — gegen ihre sonst vortrefflich gespielte Teilnahme an allen Familienereignissen in der Federvieh-Gesellschaft! — heute Zerstreutheit, — „herzlose Gleichgültigkeit", grollte der Bruder — nicht ganz verhüllen konnte. Sogar als der oberste Europalatii tieferschüttert das plötzliche Ableben der kaiserlichen Lieblings-

henne — Roma hieß ſie und folgte auf dieſen Namen! — meldete und die heftige Kolik ihrer jüngern Schweſter — Byzanz, — teilte Placidia nicht den laut klagenden Schmerz des Imperators, ſondern ſah, in Träumerei verſunken, die dunkelſchönen Augen halb geſchloſſen, ſehnend vor ſich hin wie in weite Ferne.

„Was hat ſie wieder zu ſinnen und planen?“ dachte er erbittert und ſtrich über das ſchwache zurückfliehende Kinn mit den kärglichen Bartſtoppeln. „Nun warte, du ſollſt auch nicht alles durchſetzen, was dir gefällt. Und ei, ich habe ja, was ſie ärgert,“ lachte er hämiſch vor ſich hin. Erboſt kehrte er mit ihr aus dem Hühnerhof in das Palatium zurück; er lehnte ſich bei jedem ſeiner müden Schritte die Marmorſtufen hinan auf den vollen Arm der viel höher gewachſenen Jungfrau. In dem Saale, der die Flucht der kaiſerlichen und der Frauengemächer trennte, nahm er zärtlich Abſchied: ſie ertrug ſeine drei Küſſe auf Stirne, Mund und Nacken wie ſtets mit ſchwer verhaltnem Widerſtreben: — dann wandte er ſich und ſchien in ſein Ruhegemach ſchreiten zu wollen. Aber plötzlich blieb er ſtehen: „Goldne Schweſter, beinah vergaß ich's — ich habe freudige Nachricht für dich.“

Sie kehrte ſich — mißtrauiſch — ihm wieder zu: „Du — du haſt heute Briefe erhalten: aus Byzanz, nicht?“ ſprach ſie, ſcheinbar gleichgültig. — „Sieh, ſieh,“ grinſte er, die kleinen Augen blinzend zuſammenkneifend, „wie gut du bedient biſt, wie raſch unterrichtet von allem, was vorgeht im Palaſt! Beſſer und raſcher als der Imperator. Nun, da weißt du wohl auch, was die Briefe melden?“ — „Wie ſollte ich?“ — „Dann bereite dich auf frohe Überraſchung.“ Er trat ihr nun wieder einen Schritt näher und ſah ihr ſcharf ins Geſicht: „Schwägerin Eudoxia kommt nächſtens auf Beſuch.“

Er weidete ſich an ihrem vergeblichen Verſuch allerlei Aufregung zu verhüllen. „Welche Freude, eh?“ — „Leider vermag ich dieſen Freudentag . . . . —“ — „Ih, Wochen, Monate!“ — „Nicht zu teilen. Ich reiſe, bevor ſie eintrifft.“ — „Wie?“ ſchien er zu ſtaunen. „Du liebſt ſie nicht? Aber du kennſt ſie ja gar nicht! So wenig wie ich. Sie muß ſehr ſchön ſein, alle ſagen's,“ ſchloß er lauernd. — „Ich kann ſie nicht bewundern helfen.“ — „Warum?“ — „Ich kann nicht mit ihr im Palaſte weilen. Sie würde — als Kaiſerin — den Vortritt verlangen.“ — „Gewiß,“ lachte er verſchmitzt.

Nun brach es hervor: „Die Barbarin! Das vergeiſelte, hergelaufene, fränkiſche Rothaar! Ich bin des großen Theodoſius Tochter: ich weiche ihr nicht. Ich verbanne mich ſelbſt aus meines Vaters Haus und dem meines — ſo zärtlichen! — Bruders.“ Und ſtolz rauſchte ſie hinüber in ihre Gemächer.

III.

Betroffen, ja erſchrocken blieb er ſtehn: ſogar einige Röte ſtieg in die wachsbleichen, fahlen Wangen: „Ih, ſo weit hatt' ich es nicht treiben wollen! — Aber welche Herrſchſucht! Welcher Trotz! Welche Hoffart! Wie iſt ſie gewöhnt, jede Laune durchzuſetzen! Hei, wenn ich nur jetzt noch w wüßte, was ſie beißend ärgert!“

Da brachte einer der Briefſklaven auf goldner Schale ein Schreiben, überreichte es kniefällig und glitt hinaus. Mit vor Ärger noch zitternden Fingern riß er es auf: „Ah, dieſelbe Bitte um geheimes Gehör. Viermal hab'

ich's verweigert: — auf ihren Rat, auf ihr heftig Drängen. Denn sie hält es immer mit meinem — lieben — Doppelschwiegervater! Nun warte, stolze Placidia, warte. Jetzt laß ich die Männer vor."

So war es gekommen, daß die Feinde Stilichos wider Erwarten ihr Begehren erfüllt sahen: wenig ahnten sie, welchen Ursachen sie diesen Erfolg verdankten. Während sie in einem goldstarrenden, ambraduftenden, schwach erleuchteten Gemach des Kaisers warteten, erörterten sie untereinander die überraschende Wendung. Der Älteste, Bischof Venerius von Mailand, ein Greis, aber von ungebrochner Kraft, mit scharf geschnittnen Zügen und funkelnden Augen, flüsterte: „Danken wir Gott dem Herrn, der den Ketzerfreund aus Palast und Stadt entfernt hat. In seiner Nähe hätte der Imperator uns nie vorgelassen." — „Ja," meinte Heraclian der Präfekt, „den fürchtet er mehr als Franken, Goten und Hunnen." — „Ich hatte schon auf die Unterredung ganz verzichtet und einen schriftlichen Bericht an ihn aufgesetzt," meinte Olympios. „Aber er liest ja nichts als Hühnerbücher." — „Kaum Gebetbücher," seufzte der Bischof. „Da lob' ich mir Tochter Serena." — „Wo mag der Ketzer weilen?" — „Er mustert die Besatzungen im Osten, gen Ravenna hin," erklärte Carinus der Legat. „Selbstverständlich lauter Barbaren." — „Jawohl, Goten aller Stämme, und andre Germanen. Dann Alanen, Hunnen," grollte der Präfekt. „Römern vertraut er ja römische Festen nicht mehr an. Beim Genius Roms! So geht es nicht mehr fort. Tut der Imperator auch diesmal nicht nach unsrem Willen . . . ." — „So wisset ihr nun," fiel Olympios ein, „aus meinem Munde, daß Arcadius, daß Eudoxia vor allem stets hierzu bereit ist." — „Ja," seufzte der Bischof, „säßen doch diese beiden auf den Thronen hier! Arcadius ist ein gehorsamer Sohn der

heiligen Kirche; das zeigt die Beſtrafung aller Ketzer in ſeinem Reich, zumal der Arianer.“ — „Wohl!“ ſprach Heraclian, „kann der jüngere Sohn des Theodoſius ſein Scepter nicht gegen die Fauſt eines Barbaren ſchützen, mag es der Ältere ergreifen und . . . .“ — „Ich denke noch nicht an dies Letzte,“ meinte der Legat. „Mag Honorius auf dem Thron bleiben, beherrſcht von ſeiner prächtigen Schweſter . . . .“ — „Und deren tapferem Gemahl Carinus“ flüſterte ihm Heraclianus zu. — „Fallen muß nur der Vandale, der verkappte Freund des Gotenkönigs,“ fuhr jener fort. „Aber ſtill — der Imperator.“

Nachdem ſich die vier Männer von der Proſkyneſe erhoben, ließ ſich Honorius auf dem mit Byſſos bedeckten Elfenbein-Stuhl nieder, an deſſen Rückwand er den immer müden Kopf lehnte: er ſchien verloren zu gehn in den weiten Falten ſeines Purpurgewandes. Eine Weile muſterte er ſchweigend die Harrenden: ein häßlich höhniſch Lächeln ſpielte um die eingekniffnen Lippen, als er begann: „Wenn ihr vier geheim reden wollt, dann weiß ich, von wem ihr reden wollt: von ‚dem Mann‘, wie die dummfrechen Leute ſagen: denn offen wagt ihr nicht, ihn anzuklagen.“ — „Doch, Imperator!“ ſprachen alle vier wie aus einem Munde. — Honorius ſtutzte: „Das iſt was Neues. Dann gab die Furcht vor ihm euch den Mut gegen ihn.“ — „Nein, in Chriſto geliebter Sohn,“ erwiderte ſalbungsvoll der Biſchof. „Sondern die heilige Kirche kann es nicht länger ertragen, daß die gottverhaßten Arianer, die Germanen . . . .“ — Aber der Auguſtus winkte verdrießlich mit der Linken ab: „Laß das gut ſein, Venerius! Muhme Serena, dein Sprachrohr, predigt mir das täglich zur Genüge. Die Törin! Sie ſägt emſig an dem Aſt, auf dem ihr Gatte ſitzt. Glaubſt du, ich behielte dieſe

Pelztiere, könnt' ich sie entbehren? Vielleicht kommt ein Tag .... — Was hast du für Schmerzen, Olympios?" — „Kaiserlicher Herr, ich durfte dir die Antwort deiner hohen Schwägerin auf deine Einladung ...." — „Still! Nicht so laut!" Honorius blickte ängstlich nach rechts —: in der Richtung von Placidias Gemächern. — „Zu einem Besuch hier bringen. Sie käme ja so gern: aber unmöglich kann sie unter einem Dache weilen mit ihrem Todfeind, dem Verräter, dem Freund des Balten, ... dem Vandalen." — Er lächelte spöttisch: „Meine schöne Schwägerin soll sich beruhigen: ich schicke ihn auf Reisen. Er kann dann Placidia begleiten," kicherte er vor sich hin. — „Dank! Aber er darf nie zurückkehren in deinen Palast." — Da zuckte der Imperator die Achseln: „Vielleicht. Auf Reisen gibt es allerlei Unfälle. Schon mancher Reisende ist nicht zurückgekehrt;" und wieder lächelte er.

Da tauschten Heraclian und Carinus bedeutungsvolle Blicke und dieser hob an: „Von solchen Zufällen darf das Geschick des Reiches nicht abhängen, oh Imperator. Du mußt Feind und Freund deinen Willen, deinen Herrscherwillen fühlen lassen." — Das gefiel dem Männlein in Purpur: „Hm," nickte er. „Gut gesprochen, Legat: das Wort verdient Lob und Lohn. Ich schicke dir mein Perlhuhn aus Numidia." — Ermutigt fuhr jener nach tiefer Verneigung fort: „Mein Dank, o Herr, sei volle Offenheit. Wir dürfen dich nicht länger schonen: du mußt die ganze Wahrheit hören: du bist groß und stark genug, sie zu ertragen." — „Ja," fiel der Präfekt ein, „der Senat, alles was echtes Römerblut in den Adern hat, wie ich das Blut der Catonen, alles ist empört, daß dieser Barbar, wie er deine Heere befehligt, ..." — „So," fuhr Carinus fort, „dem zitternden Senat befiehlt." — „Und diese deine Heere ..." — „Das heißt alle Römer

darin . . .“ — „Sind reif zur Empörung gegen den barbariſchen Feldherrn.“ — Da erſchrak Honorius auf ſeinem Thron. — „Der in allen Stücken ſeine germaniſchen Söldner bevorzugt.“ — „Schick' ihn fort,“ drängte Heraclian ungeſtüm, „aus deiner Nähe . . .“ — „Aus dem Palaſt!“ — „Aus dem Reich,“ mahnte Olympios.

„Wir verlangen nicht ſein Haupt,“ beteuerte mit frommem Augenaufſchlag der Biſchof, „iſt er doch der Gatte deiner Baſe, der Vater deiner Gemahlin . . “ — „Aber ein Verräter iſt er, der ſeinen gotiſchen Freund mehr als einmal entwiſchen ließ,“ ſchürte der Legat. — „Die Römer haſſen ihn tödlich: wir können nicht einſtehen für ſein Leben,“ warnte der Präfekt. — „Gerade um ſein Leben zu ſichern,“ fügte der Biſchof bei, „mußt du . . .“

Dieſe Ausrede, dieſe Beſchönigung ſchien dem Herrſcher einzuleuchten: er nickte vor ſich hin. Carinus aber rief ungeduldig und laut: „Ach was! Fort! Fortſchicken mußt du dieſen Stilicho!“

Da ſcholl auf dem Marmor der Vorhalle ein ſchwer dröhnender, haſtig nahender Schritt, der Vorhang des Gemaches ward aufgeriſſen und vor ihnen ſtand in vollen Waffen, den Kriegsmantel vom Staub ſcharfen Rittes bedeckt „der Mann“.

„Was muß man mit dieſem Stilicho tun?“ fragte er mit rollender Stimme, und trat dicht vor den Römer, der erſchrocken zurückwich.

„Vergib, Imperator, mein raſches Eintreten. Aber Eile tut not! Ich treffe ſoeben ein — Tag und Nacht im Sattel von Ravenna her, — mein eigner Bote. Ich will dich ſprechen: du ſchläfſt, lügt man. Ich dringe an dein Bett: es iſt leer. Ich ſuche dich im ganzen Palaſt: endlich, — dank einem Wink deiner Schweſter! — find' ich dich hier verſteckt! Mit dieſen Verſchworenen! —

Mich wollt ihr verjagen, Legat? Mich ersetzen, Präfekt? Und ich bin doch der einzige, der Kaiser und Reich, Senat und Heer — ja und auch die Kirche, Bischof! — noch retten kann — vielleicht! — vor dem drohenden Verderben. In Ravenna erreichte mich die Nachricht: König Alarich steht in Italien mit hunderttausend Speeren. Hinweggefegt hat er am Timavus dein — ‚römisches!‘ — Heer unter Heraclius, Heraclians Bruder, nicht mein ‚germanisches‘, und Alarich — hör' es, Honorius! — zieht auf Rom. Jetzt schicke Stilicho fort!“

IV.

Wild war der Schreck, ratlos die Verwirrung, welche die Botschaft verbreitete in dem Kaiserpalast. Und von dem Hof aus wirkte die Bestürzung auf alle Kreise der Stadt, bald ganz Italiens. Zumal die Kirche bangte um das Leben ihrer Priester, die Sicherheit ihrer schon damals reichen Schätze an Schmuck und Gerät: denn die Goten waren zwar Christen, aber Ketzer, Arianer, und man hatte alle Ursache, Wiedervergeltung der Verfolgung ihrer Glaubensgenossen in beiden Reichen zu befürchten. Gemeinsame Gebete in den Basiliken, öffentliche Bittgänge auf den Straßen und Plätzen, Gelübde für die heilige Dreieinigkeit, welche ja die Arianer mit der Göttlichkeit Christi leugneten, für den Fall der Abwehr dieser ihrer Feinde, Gaben an alle Heiligen wurden gehäuft. In Mailand stieg die Angst vor den Barbaren und zugleich die religiöse Erregung so hoch, daß die Zuschauer wie die

Veranſtalter der betenden, pſallierenden, Rauchfäſſer ſchwingenden Umzüge in Verzückung, in Raſerei, in Selbſtzerfleiſchung gerieten.

Da verbot ſie „der Mann“: ſeine Germanen, teils Arianer, teils Heiden, trieben die trotz des Verbotes fortgeſetzten Umzüge mit Gewalt, mit den Speerſchäften auseinander; auch in der Baſilika von Sankt Ambroſius: dabei floß Blut: furchtbar blutig ſollte dies dereinſt den „Heiligtumſchändern“ vergolten werden: einſtweilen ſprach Erzbiſchof Venerius den Bannfluch „über alle hieran ſchuld Tragende“.

Aber auch die Verehrer der alten Götter Roms, deren es in den ſenatoriſchen Häuſern noch gar viele gab, riefen in ihrer Angſt die alten Helfer an: kaum bemühten ſie ſich, die längſt ſeit Conſtantius (und ſeit Julians Tod wieder) verbotenen Opfer für Jupiter-Stator und Mars Repulſor zu verbergen, deren Duldung die Chriſten, deren Unterdrückung die Heiden Stilicho zu ſchwerem Vorwurfe machten. Sogar der eigene Sohn eilte erregt zu ihm und forſchte: „Iſt es wahr, Vater? Ich will's nicht glauben! Du haſt Befehl gegeben, die Sibylliniſchen Bücher nie wieder zu öffnen? Sonſt würdeſt du ſie verbrennen! Das altehrwürdige Heiligtum Roms! Die Offenbarung ſeiner Götter!“

„Ich würde auch die Bibel verbrennen laſſen, ſchadete ſie dem Reich. Die Heiden haben in dieſen Tagen zu Rom aus jenen Blättern den Sieg Alarichs, ſeinen Einzug in die Stadt herausgeleſen und in allen Städten Italiens verkündet: das hat die ſchmachvolle Angſt deiner geliebten ‚Alt-Quiriten‘ zur Verzweiflung geſteigert: haufenweis entlaufen ſie den Kohorten, die ‚echt-latiniſchen‘ Helden, mit welchen allein die Carinus und Heraclian die Barbaren zurückzujagen ſich berühmten. Wahrlich, Honorius, Rom

und das ganze Weſtreich wären verloren, hätte ich nicht die gehaßten germaniſchen Söldner, die heidniſchen Markomannen und Alamannen, die ketzeriſchen Heruler und Rugier. Allein ich habe ihrer nicht genug im Lande: ich muß ihrer noch viel mehr herbeiholen.“

„O Vater, das werden dir die Römer nie verzeihn!“ — „Sie werden! Denn ſie ſehen ſich lieber gerettet durch Barbaren als zu Grunde gerichtet durch andre Barbaren.“ — „Aber woher willſt du . . . ?“ — „Ja, das iſt das Schwerſte an der Sache. Ich muß fort: noch heute.“ — „Jetzt? Da ganz Italien vor Angſt vergeht? Wohin?“ — „Über die Alpen.“ — Eucherius erſchrak. — „Nach Gallien, Rätien, Noricum. An den Rhein, an die Donau. Dort ſtehen viele Tauſende meiner beſten Söldner.“ — „Lauter Germanen! Und ſie willſt du abrufen von jenen ſtets bedrohten Grenzen? Gerade jetzt ſollen wieder die grimmen Sueven, die raſchen Franken unter ihren Königen . . . .“ — „Ja, ſie ſind wieder einmal eingebrochen, die wilden Helden. Aber laß ſehen, ob ich ſie nicht aus Angreifern Galliens zu Verteidigern Italiens machen kann.“

„Vater! Du biſt kühn bis zur . . . .“ — „Verwegenheit. Ja. Aber hier iſt die Verwegenheit die wahre Klugheit.“ — „Und welche Scharen nimmſt du mit zur Bedeckung?“ — „Nicht einen Mann. Ich bedecke mich ſelbſt. Und ihr werdet hier bald jeden Helm brauchen.“ — „Ihr! Ich begleite dich doch?“ — „Nein. Du bleibſt und übernimmſt mit Adalger — nach meinen Weiſungen! — die Verteidigung Italiens, bald vielleicht Mailands. Denn ich beſorge, ich kann nicht zurück ſein, bevor der ſchnelle Balte vor dieſen Toren ſteht.“ — „Und Honorius? Was wird er dazu ſagen?“ — „Das iſt die Sorge! Aber du meldeſt ihm meinen Entſchluß

erſt, wann ich unterwegs bin.“ — „Er wird ſchelten, klagen, verzagen.“ — „Ohne Zweifel: — alle drei Dinge. Aber du bürgſt mir dafür, daß er nicht in ſeinem Verzagen ſich und dieſe Feſte dem Goten ergibt. Hörſt du? Das fordert meine Ehre, Roms Ehre. Ich vertraue dir ſie an. Und du vertraue deinem Vater, daß er nicht Italien, nicht die Seinen im Stiche läßt: gelobe mir, auszuharren, bis ich zurück bin. Bleib' ich am Leben, komm' ich zu rechter Zeit. Dein Vater baut feſt auf dich, bau' du feſt auf deinen Vater. Und bekappe meinen beſten Jagdfalken, den Greif, den ich ſchon früher mit in Gallien hatte. Ich nehme ihn mit: er kennt den Weg zurück: oft hat er ihn überflogen. Leb wohl, mein Sohn! Auf Wiederſehn — im Siege!“

V.

Das Erſcheinen des Gotenkönigs in Italien bewirkte einen völligen Umſchwung der Lage der am Hofe zu Mailand miteinander ringenden Parteien. Kirche, Senat und Römertum im Bunde hatten mit Erfolg die Machtſtellung des „ketzeriſchen“, des „barbariſchen“ Staatsleiters zu untergraben, die Gunſt des Imperators ihm zu entziehen begonnen: jetzt aber vereitelte all' dieſe Strebungen, machte rückgängig jene Erfolge die in der Seele des Honorius mächtigſte Macht: die Furcht. Schon ſah er im Geiſt die dichten Mengen des einwandernden Volkes ſich durch die oberitaliſche Ebene gegen ſein Mailand heranwälzen, ſchon hörte er im Traum das Wiehern ihrer ungezählten Roſſe vor den dünn bemannten Mauern: und nur einen Riegel

dieſer Tore wußte er vorzuwerfen, nur einen Helfer und Retter anzurufen, den Mann, von dem ſich ſeine Gnade eben hatte abwenden wollen: — Stilicho.

Mächtiger denn je war deſſen Macht, widerſpruchlos ward, willenlos, ſein Rat als ſein Befehl befolgt. Die Gegner wagten keinen Widerſtand, keinen Einſpruch beim Herrſcher mehr: „es iſt, als habe er ſich den Angriff des Goten beſtellt,“ grollten ſie. „Wer weiß, ob er den Freund nicht herbeigeladen, ſeine Unentbehrlichkeit darzutun? Aber wie dem ſei: — jetzt kann nur er ſchützen.“

Das war die Überzeugung auch der Feinde, ſelbſt der Carinus und Heraclian, die mit Grimm und Beſchämung die Fahnenflucht ſo vieler Römer aus allen Kohorten, aus allen bedrohten Plätzen der Halbinſel erfuhren und die ſie in Mailand ſelbſt nur dadurch verhindern konnten, daß ſie von dem Gehaßten die Beſetzung aller Tore mit den verachteten Germanen erbaten: oft kam es hier zum Blutvergießen, da die Ausreißer ſich den Ausweg mit Gewalt zu bahnen verſuchten. Der alte Haß, der Römer und Barbaren im Heer unauslöſchbar erfüllte, ward in dieſen Tagen zu heißen Gluten entfacht: noch hielt die gemeinſam drohende äußere Gefahr den Ausbruch der Flammen nieder: aber bald ſollte in dieſem Abgrund manch ſtolzes Haupt verſinken, und die vielen Leichen vermochten nicht, ihn zu füllen.

Durch dies ſchwüle Gewölk der mannigfaltigſten wilden Leidenſchaften zuckte nun plötzlich wie ein greller Blitz die Nachricht von Stilichos Verſchwinden, die Eucherius, ſobald er den Vater in Sicherheit — d. h. uneinholbar — wußte, am folgenden Tag zuerſt dem Imperator allein verkündete. Die Wirkung überſtieg alle Befürchtungen.

Honorius raſte: niemand hätte dem Schwächling ſolche Kraft der Wut zugetraut: zuerſt ſchrie er ſo laut auf, daß

alle in dem Vorſaal Weilenden entſetzt hereinſtürzten: ſie glaubten ihn in den Händen eines Mörders: vor aller Augen warf er ſich dann zur Erde, zerriß ſein Purpurgewand, raufte ſein ſpärlich Haar und ſchrie unaufhörlich den Namen des Verräters: „Ah, der Hund! Der undankbare, falſche, niederträchtige Barbar!“ rief er aufſpringend. „Nie hab' ich ihm getraut, nicht eine Stunde, ſeit mein Vater, der große Tor, ihn als meinen Tyrannen über mich verhängt hat. Er verläßt mich! Heimlich! Jetzt, in der höchſten Not! In der Not, in die nur er mich geſtürzt hat! Nach Gallien? O nein! Zu dem Goten iſt er, ſeinem Jugendfreund! Natürlich: Barbar zu Barbar! Mit ihm zieht er gegen mich heran! Aber warte nur! Ich habe ja zwei Geiſeln! Verhaftet ſofort ſeine Tochter, die Kaiſerin, in ihrem Palaſt. Ergreift und feſſelt hier ſeinen Sohn. Und reitet der Verräter mit dem Goten heran, — werft ihm beider Köpfe von der Zinne entgegen.“

Aber ſeine Befehle wurden nicht ausgeführt: niemand rührte ſich: Eucherius blieb regungslos ſtehen: niemand wagte Hand an den Sohn „des Mannes“ zu legen: auch Olympios nicht, der ſchmerzlich unter den Anweſenden Carinus und Heraclian vermißte. Und bevor der Wütende das Gebot wiederholen konnte, legte ſich eine weiße Hand auf ſeine Schulter.

„Placidia! Schweſter! Weißt du . . . ?“.

„Mehr als du, Bruder. — Denn ich weiß,“ — flüſterte ſie jetzt leis in ſein Ohr — „daß du verloren biſt, fügſt du dich nicht, weiß, daß Adalger alle Germanen vor den Palaſt berufen hat — zur Waffenſchau!: — ſieh, durch jenes Fenſter kannſt du ihre Speere blitzen ſehn auf dem Forum Marc Aurels — berufen, gerade zu der Stunde, da Eucherius dir die Nachricht zu bringen ging. Sie gehorchen nicht mehr dir, — verſuch' es nicht! —

nur Adalger. Gib nach! Oder ſofort heißt der Imperator des Weſtreichs: — Eucherius!“

Er erbleichte: erſchrocken wich er einen Schritt zurück. „Dank, ſchöne Schweſter,“ erwiderte er leiſe. Dann rief er: „haltet ein!“ (— kein Menſch hatte daran gedacht, nicht einzuhalten! —) „meine Schweſter . . . ſie hat das Mißverſtändnis aufgeklärt. Ich hatte vergeſſen — . . . mein Kopfſchmerz wirkt oft ſo — der Magiſter militum verreiſte ja mit meiner Erlaubnis: bald kehrt er zurück zu unſerer Hilfe.“ Und er wankte in ſein Schlafgemach.

Olympios aber eilte zu Carinus, der die Römer der Beſatzung zu einer Art Gegen-Waffenſchau am Tor des Conſtantin verſammelt hatte: — wenige und mutloſe Kohorten. Er erzählte ihm alles und beruhigte den Erbitterten: „Sei getroſt! Diesmal hat Adalger mit ſeinen Barbaren das rollende Rad des Verderbens noch gehemmt. Aber aufgedeckt hat uns dieſe Stunde den abgrundtiefen Haß, den Neid, das Mißtrauen des Imperators gegen den Vandalen: dieſe Entdeckung iſt unbezahlbar! Es kommt der Tag, da Adalger und ſeine Bepelzten nicht ſchützend zwiſchen ihm und jenem Haſſe ſtehn: ja:

‚Einſt wird kommen der Tag, da die Macht der Barbaren dahin ſinkt, —

Stilicho ſelbſt und der Schwarm der lanzenkund'gen Germanen!‘“

VI.

In derſelben Stunde ſtand Eucherius vor der Kaiſerſchweſter in deren Empfangſaal: ſeine Wangen glühten, ſeine Augen leuchteten. „Placidia,“ ſchloß er ſeine warmen

Worte, „Zauberin, nicht weiß ich, welche magiſchen Worte du ihm zugeflüſtert — ſind doch magiſch alle deine Worte! —: aber das weiß ich, du haſt die Schweſter, mich, haſt des Vaters Machtſtellung gerettet. Wie ſoll ich dir danken?“

„Gar nicht,“ lächelte ſie, ſich auf der Kline ein wenig aufrichtend. „Denn erſtens hab' ich es nicht für euch getan, ſondern für mich. Sollte gar kein Schirmwall mehr ſtehen zwiſchen mir und dem wilden Werben dieſes Carinus?“

„Ich haſſe ihn,“ knirſchte der Jüngling. — „Er dich noch mehr, verlaß dich drauf! — Und zweitens: der einzige Dank, den ich annehmen würde — gern annehmen! — wäre das Kaiſerdiadem, mir dargereicht von Imperator — Eucherius.“ — „Placidia! Welcher Frevel! Treubruch!“ — „Siehſt du, wie du erſchrickſt beim bloßen Gedanken? Und dieſer Zaghafte gibt vor, — bildet ſich wirklich ein, — Placidia zu lieben! Der ſchöne Gote hätte heute nicht gezögert, hätte er ſechstauſend Germanen vor dem Palaſt des Honorius geſchart gehabt. Geh', tugendſamer Jüngling! Heute konnteſt du mit einem Griff dieſe Hand greifen, und den Purpur. Du haſt die Stunde verſäumt: nie kehrt ſie wieder. Geh!“

Während er geſenkten Hauptes hinausſchritt, ſprang ſie ungeſtüm auf, reckte ſich hoch, hob beide Arme empor und ſprach: „Nun eile dich, goldlockiger Ataulf! Byzanz war zu feſt, Stilicho zu nah: Mailand aber iſt nicht ſo feſt und Stilicho iſt weit. Ich harre dein: — mit oder ohne Purpur, komm!“

VII.

Und alsbald ſchien es wirklich, der blonde Ataulf werde demnächſt durch das zertrümmerte Tor von Mailand reiten. Unaufhaltſam war das Gotenheer, vortrefflich gerüſtet aus den byzantiniſchen Waffenhäuſern in Epirus, die Alarich als Magiſter militum per orientem waren übergeben worden, über die Juliſchen Alpen in den Nordoſten der Halbinſel eingedrungen auf altvertrauten Wegen: wiederholt hatte ſie der Balte im Kampfe gegen Anmaßer wider Theodoſius ſieghaft durchzogen. Diesmal hatte er am Timavus, dem alten Grenzfluß Italiens, ein römiſches Heer geſchlagen, den Übergang durch Gefecht erzwingend, und nun über Aquileja, Treviſo, Vicenza, das ſtarke Verona nördlich umgehend, am Südufer des Gardaſees dahinziehend, die Adda erreicht. An deren rechtem Ufer ſchlug er Lager bei den „Altären des Mars“: hier ließ er den größten Teil des Fußvolks raſten, ſowie die gewaltige Menge des wehrunfähigen Volkes, die auch diesmal die Beweglichkeit des Heeres ſchwer hemmte. Dieſen Scharen vertraute er die Bewachung der einzigen Brücke über den Fluß an, während er mit den andern Tauſendſchaften des Fußvolks und Ataulf mit ſeinen raſchen Reitern an der Spitze den Zug auf Mailand eilig fortſetzte. Kein Feind trat ihnen noch im freien Feld entgegen.

Eucherius und Adalger befolgten treulich den Befehl des ſcheidenden Feldherrn, die einzigen tüchtigen Truppen, die germaniſchen Söldner, in Mailand zur Verteidigung dieſer Stadt und der Perſon des Kaiſers beiſammen zu halten. Carinus, dem es an Mut nicht gebrach, wagte mit ſeinen römiſchen Kohorten einen Ausfall gegen die Heranziehenden, ward aber von den gotiſchen Reitern

raſch und blutig zurückgeworfen · er ſelbſt, durch Schild und Panzer hindurch verwundet von dem Wurfſpeer Ataulfs, — ſtarker Haß hatte ihn beſchwingt — wäre der Gefangennahme nicht entgangen, hätten ihn nicht Saul und Goar, die Alanen, und Sarus der Balte, die zur Aufnahme der Fliehenden aus den Toren brachen, herausgehauen.

Das Gerücht übertrieb alsbald, je weiter es ſich von dem Schauplatz entfernte, die Bedeutung dieſer Schlappe: groß war und größer ward von Tag zu Tag der „gotiſche“ wie weiland der „kimbriſche“ Schreck. In Rom fürchtete man, demnächſt Alarich ſein Roß im Tiber tränken zu ſehen und flickte ängſtlich die Mauern, die dereinſt Aurelian erneut hatte und im nächſten Jahrhundert Beliſar gegen König Witichis verſtärken ſollte.

Der Senat beriet bereits die Flucht nach Sardinien, nach Korſika: mit Mühe hielten einige Mutigere wie Heraclian und Symmachus die verzagenden Väter zurück: durch das Weſtreich und durch das Oſtreich flog das Gerücht, Honorius ſei in dem eroberten Mailand gefangen, Rom genommen.

Allein Alarich konnte weder, Mailand und Ravenna mit ihren Beſatzungen im Rücken laſſend, auf Rom ziehen noch Mailand ohne weiteres mit ſtürmender Hand nehmen: die ſturmfreie Feſte forderte regelrechte Belagerung: für dieſe aber fehlten dem Wandervolk die Belagerungswerkzeuge jeder Art, die Mauerbrecher, die Katapulte, die Torſplitterer, die Skorpione und Balliſten, um die Zinnen von Verteidigern ſäubern zu können, die hohen, fahrbaren Türme, um die Wälle zu überhöhen und Fallbrücken auf deren Kronen niedergleiten zu laſſen, die Schutzdächer, aus Brettern, Flechtwerk, Hürden, Drahtgittern zuſammengefügt, um darunter die den Toren und Mauern nahenden

Minierer und die Bediener der Sturmmaſchinen zu bergen gegen die Wurflanzen, Pfeile, Steine, Feuerbrände und Güſſe von heißem Öl oder Waſſer, die von den Zinnen auf ſie herabregneten.

Und wie die Bezwingung feſter Plätze damals immer noch — wie übrigens noch Jahrhunderte ſpäter — die ſchwächſte Seite germaniſcher Kriegführung war, ſo gebrach es den Goten zumal an kundigen Werkmeiſtern für Herſtellung ſo kunſtreicher Maſchinen: ſie waren dafür angewieſen auf die wenig zahlreichen Handwerker unter den Gefangenen, die ſich auf ſolche Geräte verſtanden und die nur gezwungen, deshalb ſchwerfällig und äußerſt langſam arbeiteten, auch wohl abſichtlich Fehler ſcheinbarer Fahrläſſigkeit begingen, welche dann die Leiſtungen von Tagen und Wochen vereitelten.

Ungeduldiger noch als Alarich ertrug Ataulf dieſes Zögern. Des Königs Troſt, ſchließlich werde der Hunger die Ergebung der Belagerten erzwingen, machte ihn ganz zornig: „Wenig eilt dir's!“ ſchalt er. „Aber mir eilt's: du willſt nur den Jämmerling Honorius fangen: — ich aber ſeine Schweſter!“

Und als er einmal bei einem Ritt um die Wälle nahe dem liguriſchen Tor Placidia erſchaute, die auf der Mauerkrone ſtand — den Imperator ſah man nie auf den Wällen — und, wie er deutlich wahrnahm, ihm huldvoll zunickte, da war der Jüngling nicht zu halten. Er ließ ſein Reitergeſchwader abſitzen und ſuchte mittels einiger vom Fußvolk hier fertig geſtellten Leitern die hohen Mauern zu erklettern, er allen voran. Ein recht anſehnlicher Stein traf ſeinen Helm und warf ihn von der Leiter. Aber er hatte im Fallen Placidias erſchrocknen Wehſchrei gehört: — da ſchmerzte die Wunde nicht. Eucherius hatte Mühe, die Beſorgte, die ſich ängſtlich weit vorbeugte, mit dem

Schild gegen die Pfeile der gotiſchen Bogenſchützen zu decken und von der Wallkrone herunterzubringen. „Sieh,“ ſprach ſie, „du Beinah-Imperator, dem liegt daran, zu mir zu kommen! Ihn hemmt kaum der hohe Wall. Er kann wirklich nicht zu mir. Jedoch ....“, zu ſich ſelbſt flüſternd, ſchloß ſie ... „kann ich auch nicht zu ihm? Er iſt ſehr, ach ſehr ſchön. Wie blitzte ſein Auge! Aber ruhig, Placidia. Nicht! Noch nicht!“

VIII.

In der Stunde dieſes kleinen Gefechts vor Mailand ſtanden in dem Prätorium des halbverbrannten Caſtrums von Speier Markomer, ein Gaukönig der Uferfranken und Ruthwalt, ein Gaukönig der Alamannen: unfroh blickten ſie beide: denn die Hände waren jedem auf dem Rücken zuſammengebunden. Lange ſchwiegen ſie, einander abgewandt, jeder zu einem andern Fenſter des Cönaculums hinausſchauend. Endlich wandte ſich der rieſige Alamanne dem kleineren Franken zu und ſprach: „Nun, Markomer, Markofrieds Sohn, übler Nachbar, wollen wir nicht Frieden ſchließen in der letzten Stunde unſeres Lebens? Bei Ziu! Nach dem Tode können wir doch nicht mehr, wie dieſe letzten zehn Jahre, darüber kämpfen, ob dieſes götterverfluchte Römerneſt fränkiſch wird oder alamanniſch.“

„Haſt Recht! Aus iſt's. Römiſch wird's wieder. Oder doch — ſtilichoniſch. Denn, liegt der tot, — welcher Unhold hat ihn plötzlich hergeblaſen? — unſere Söhne mögen wieder darum kämpfen, wem es zufällt: denn dann fällt es doch wieder.“

„Wohl: — und mit der Stadt gewinnen ſie dann die Gräber ihrer Väter. Denn mir iſt, ich ſehe die Sonne nicht mehr zu Golde gehn. Unheimlich ſind mir die Mienen ſeiner Schreiber.“

„Ja! Als ich dem einen, der ſo drohend redete, ſagte: ‚ich bin mitten im Kampf gefangen: ſchwertgefangnen Mann tötet man nicht‘, da lachte mir der Tabellio ins Geſicht: ‚aber Schwurbrüchige!‘ Ja, der Eid! Das iſt das Übel! Wohl hatte ich Stilicho geſchworen, Ruhe zu halten . . .“ — „Ich auch!“

„Aber nur ihm, von Held zu Held!“ — „Als es nun hieß, er ſei gefallen . . .“ — „Im Oſtreich, durch den Balten . . .“ — „Da war ich wieder frei von meinem Schwur, bei Wodan, und ſchlug los.“ — „Auch ich: gegen dich wie gegen die Kohorten.“

„Aber die Römer — auch er! — verſtehn das anders als wir: ‚Rom ſtirbt nicht!‘ erwiderte er, als ich nach der Gefangennahme mein Wiederlosſchlagen entſchuldigte.“ — „Ja! Er kann uns köpfen: — nach ſeinem Römerrecht. Und er ſieht danach aus, als hab' er's ernſtlich vo.“ — „Köpfen!“ meinte der Franke. „Wenn's das nur iſt! Aber einen meiner Ahnen hat ihr frömmſter Imperator — Conſtantinus hieß er und im Eisſtrom Hels ſchwimme ſeine Seele! — den wilden Tieren vorgeworfen in dem runden Haus zu Trier. Das . . .“ — „Das tut der nicht. — Da kommt er.“

Stilicho trat ein, in vollen Waffen, ſehr ernſten Angeſichts. Ein Centurio folgte ihm und blieb auf der Schwelle ſtehn.

„Was ſeh' ich?“ rief der Feldherr unwillig. „Gefeſſelt! Könige! Götterentſtammte! Wie ſie ſelbſt glauben gleich ihren Völkern. Ein Wahn meinſt du, Sempronius? Gewiß, aber man ſoll ehren, was andern heilig. Warum

dieſe Stricke?“ Und er ſchritt hinzu und durchſchnitt ſie mit dem Dolche.

„Magiſter militum, du wollteſt ſie allein ſprechen: ſie haben vier ſehr ſtarke Arme . . . .“

„Glaubſt du, ich fürchte ſie? Geh, laß uns allein.“

Markomer reckte die gelöſten Arme: „Dank! Das Seil ſchmerzte.“ — „Mehr noch die Schmach. Dank!“ ſprach Ruthwalt. — „Nicht ich, euer Treubruch hat ſie euch bereitet. Wohlan, ihr ſollt's gut machen. Ich komme, euch dazu zu helfen: denn ich vertraue euch: Ich glaub' euch, daß ihr vermeintet, mir nur für meine Lebtage Ruhe geſchworen zu haben und daß ihr glaubtet, ich liege tot vor Byzanz. Jenen Wahn gebt auf: ihr ſchwört jetzt der ewigen Roma. Hört ihr? Verſteht ihr? Oder — beſſer noch! — jetzt nicht nur ſchwören: wir wollen — nach eurer Sitte! — Blutsbrüderſchaft ſchließen: das bindet euch am ſtärkſten. Geht: ihr ſeid frei!“ — „Stilicho!“ — „Feldherr! — „Wie ſollen wir dir danken?“ — „Wodurch?“

„Durch Treue. — Wißt ihr, weshalb ich euch ſtarke Recken ſo leicht — in zwei kurzen Treffen! — bezwingen, fangen konnte? Weil die himmliſchen Gewalten euren Eidbruch ſtrafen wollten, weil ſie — unſichtbar! — für Rom kämpften. Seid treu — und ihr werdet wieder — wie ſo oft früher — ſiegen: aber nicht gegen Rom, für Rom ſollt ihr kämpfen. Hört, was ich nur euch vertraue: ich muß heute noch mit allen germaniſchen Söldnern, die ich hier in Gallien, dann in Rätien, Vindelicien, Noricum aufgerafft, eilig aufbrechen nach Italien, das mein bedarf. Entblößt von Wächtern — ſchutzlos! — laß ich den Rhein und die Donau zurück . . .: doch nun — nicht ſchutzlos. Denn ich vertraue ſie — eurer Treue! Ihr, meine Blutsbrüder, ſollt mir die Grenzen ſchirmen gegen ſchlimme

Nachbarn. — ſo ſchlimme wie ihr ſelbſt geweſen ſeid. Dir, Uferfranke, vertraue ich den Mittel- und den Nieder-Rhein, die Maas und die Moſel: hüte ſie gegen die landgierigen Salier, die Merowinger. Du, Alamanne, ſchütze mir den Oberrhein bis Straßburg, bis Baſel gegen deine Stammesvettern, die wilden Sueven. Macht eure Sache gut: an reichem Goldlohn für euch, an Getreide für eure Gauleute ſoll's nicht fehlen. Holt eure Helme, draußen hängen ſie: geht damit zu meinem Quäſtor Manlius: er hat Befehl, ſie randvoll zu füllen mit den neugeprägten Goldſolidi, den Honorianici: 's iſt nur einſtweilen ein Abſchlag. Mehr folgt, führ' ich — in Bälde! — die Kohorten hierher zurück und erfand euch treu. Sprecht offen, ihr Könige, darf ich euch trauen?"

Da eilten die harten Männer auf ihn zu und drückten ſeine Hände: „Treu bis zum Tod, bei Wodans Speer!" rief Markomer.

„Bei Ziu, ein Neiding wäre, wer dich täuſchte!" fiel der Alamanne ein.

„Ich glaub' euch!" — Er trat mit ihnen hinaus in die Vorhalle, wo zahlreiche Heerführer verſammelt ſtanden: „Auf!" befahl er, „auf, meine Tribunen, laßt die Tuba ſchmettern durch eure Reihn: zum Aufbruch. Eilt! Italien und den Kaiſer gilt's zu retten!"

IX.

Wohl hatte der Gotenkönig, da die Werkmeiſter in ſeinem Lager noch immer nicht die erforderliche Zahl von Maſchinen fertiggeſtellt hatten, Eilboten nach Epirus ge-

ſchickt, aus den dortigen kaiſerlichen Waffenlagern Balliſten und Mauerbrecher zu holen: aber weder die gewünſchten Sendungen trafen ein, noch kehrten die Boten zurück. Und Tag um Tag verſtrich und noch immer war kein Sturm auf Mailand möglich. Mißmutig ritten eines Abends der König und Ataulf aus den Reihen der Vorpoſten zurück gegen die Addabrücke. Die Märzſonne, die hinter Mailand zu Rüſte ging, warf ihre Strahlen ſchon faſt wagrecht über die weite Ebene, die im Oſten der Stadt jener Fluß durchzieht. Es war ein friedlicher Frühlingsabend: vor der Feſte ruhten die Waffen und der Lärm aus dem Lager des Volkes an der Brücke drang nicht bis zu den beiden Reitern. Die zahlloſen Lerchen dieſer Landſchaft ſtiegen trillernd, in immer höherem, ſchraubenförmigem Aufflug in die Luft: ihre ſilbernen Stimmlein unterbrachen allein die feierliche Abendſtille.

Ataulf ſpornte das Weißroß zu raſcherem Gange: „Ich begreife deine Ruhe nicht!“ eiferte er. — „Aber ich begreife deine Unruhe,“ lächelte der König. „Doch hat ſie dir bisher nur einen eingeſchlagnen ſchönen Helm und einen angeſchlagnen ſchönen Kopf eingetragen. Placidia . . .“ — „Ah, laß das! — Nein: ich meine, deine Ruhe wegen — Stilichos. Kein Menſch weiß zu ſagen, wo er ſteckt: nur gewiß nicht in Mailand! Was er treibt: nur gewiß nichts Gutes für uns. Unbegreiflich, daß er davon ging — wohl ganz aus Italien — wiſſend, daß wir kamen.“

Alarich ſchüttelte den Kopf: „Nicht unbegreiflich! Mit den Scharen, die er in Italien hat, allein hätte er die Schlacht am Timavus auch verloren — nicht ſo raſch und ſo gründlich wie Freund Heraclians Bruder, aber auch! — Er holt ſich Helme: allein kann auch er Italien nicht verteidigen.“ — „Schlimm, kömmt er zurück, während wir

noch vor Mailand liegen.“ — „Kommt darauf an. — Mir wär's ganz lieb geweſen, hätt' ich ihn daheim getroffen in ſeinem Italien.“ — „Nun höre! Dann ſtünden wir wohl nicht vor Mailand.“ — „Aber vielleicht ſchon viel weiter. Erfuhr er die Abſicht, das wahre Ziel meines Zuges, mußte er ſelbſt mir dazu helfen, es zu erreichen. Wenn ihn nicht einer ſeiner unberechenbaren, unbeugbaren Pflichtgedanken, eines ſeiner unſinnigen Verſprechensworte hemmte. Wenn er kommt und uns nicht gleich ganz mauſetot ſchlägt, — und dazu gehören doch zwei! — — viel Blut und Zeit und Arbeit könnt' er ſparen. Auf meine wiederholten Anfragen hat er nicht geantwortet. Schriftlich iſt ſo was auch ſchlecht verhandeln. — Aber ſieh, dort hinter den noch blattloſen Reben ſteigt weißer Rauch empor: eine dünne Säule. Was mag's bedeuten? Woher rühren? Laß ſehn!“

Beide ſprangen ab, banden die Hengſte an zwei junge Olivenbäume, die zu beiden Seiten des ſchmalen Eingangpförtleins der Weinbergmauer ragten und traten über die Steinſchwelle des Rebgärtleins. Es erwies ſich als ſorgfältig, als liebevoll gepflegt: die mit gelbem, rotem, weißem Sande beſtreuten ſchmalen Pfade glänzten in dem Licht der Abendſonne, die ungehindert durch die noch unbelaubten Weinſtöcke, die flach gewölbten, Lauben ähnlichen Rebdächer, die „pontones“, ihre Strahlen über das niedrige Mäuerlein herein ſandte. Die Rebgänge waren zierlich eingefaßt durch Raſenſtreifen, in denen zur Zeit alle Blumen des italiſchen Frühlings, buntgereiht, prangten und dufteten: Krokus, Narziſſen, Anemonen und Veilchen.

Im Hintergrund des gartenähnlichen Weinbergs ſtand ein höchſt einfacher Altar, aufgerichtet aus einigen alten Marmorplatten, die einſt wohl einem reicheren Bau angehört hatten. Der oberſte Querſtein trug weder ein

Kreuz noch die Büſte oder Herme eines Gottes: ein paar Stücke Holz mit dürrem Reiſig brannten darauf und ließen in der Windſtille des friedlichen Lenzabends eine weiße Rauchſäule kerzengerad in die laue Luft des blauen Himmels ſteigen. Vor dem Altar kniete ein alter Mann mit ſilberweißem Haar in unſcheinbarem Gewand: er hielt die Arme betend empor in der Haltung, in der man die Götter des Olympos angerufen hatte. Er ließ ſich in ſeiner Andacht nicht ſtören, als die beiden hohen Kriegergeſtalten rechts und links an ſeine Seiten traten und ihn muſterten: er ſprach ſein Gebet zu Ende: unhörbar, kaum die Lippen bewegend: erſt als er ausgebetet hatte, erhob er ſich — mühſam — und begrüßte die Fremden: verwundert ſahen dieſe in ſein Antlitz, das bei offenbar recht hohem Alter keine Falte, aber roſige Wangen wie eines Knaben zeigte.

„Willkommen, ihr Goten, im Namen des Gottes," ſprach er, ſie freundlich anblickend. — „Welches Gottes?" fragte der König. „Dein Altar iſt leer." — „Der Gott iſt überall, alſo auch auf dieſem leeren Altar. — Darf ich euch mit meinem Wein erquicken? Er iſt gut."

Und ohne die Antwort abzuwarten, ſchritt er zur Rechten in eine Reblaube, wo vor einer halbkreisförmigen Holzbank ein Steintiſch ſtand, aus dem gleichen rotbraunen Marmor wie der Altar gefertigt. Er holte unter der Bank drei kleine Zinnbecher hervor und einen irdenen, wohlvergipſten Henkelkrug, ſchenkte ein und tat den Gäſten Beſcheid.

„Trefflich iſt dein Wein," ſprach Ataulf, „hab' Dank! — Aber ſage, fürchteſt du dich denn nicht? Du biſt hier, ſcheint es, ganz allein und rings um dich her tobt der Krieg. Wenn wir dich nun tot ſchlügen?" — „Ich lebe ſchon achtzig Jahre. Das iſt genug." — „Oder dich ausraubten?" meinte der König. „Dich und dein Häus-

lein dort hinter den Lorbeerhecken?“ — Der Alte lächelte: „Würdet nicht viel finden! Seht übrigens nicht aus wie Räuber. Erinnert mich an .... Aber das Alter ſchwätzt.“ Er verſtummte und ſah an ihnen vorbei weit in die Ferne —: wie in die Vergangenheit. — „Nein,“ lachte Ataulf, „es ſchweigt leider ſtatt zu erzählen. An was, an wen erinnern wir dich?“ — „An Strataburg, wie ſie jetzt ſprechen, ſtatt Argentoratum. Und an ſieben Könige.“ — „Wie?“ forſchte Alarich, „du warſt am Rhein?“ — Der Alte nickte: „Mit ihm, dem Unvergleichlichen!“ — „Mit wem?“ fragten beide zugleich.“ — „Mit dem Cäſar Julian, meinem Feldherrn, als er ſieben Alamannen-Könige zwang. Die ſahen aus wie ihr. So ſeid ihr wohl Könige der Goten?“ — „Schau, Alarich! Da hat wirklich der Alte eine lange, lange Narbe am Halſe.“ — „Ja, ja, ſie hatten gar lange Schwerte. Dieſer Streich hatte ihm gegolten: — ich ſprang vor und fing ihn auf. Der Gütevolle vergaß es nie. Als er gegen die Perſer aufbrach — mein Hals war ſteif geworden — ſchenkte er mir dies Gütlein. Lang iſt's her. Seitdem hab' ich dieſen Garten nicht mehr verlaſſen: Frau, Sohn, Sohneskinder hab' ich begraben — da drüben neben dem Häuslein: nun hab' ich nur noch den Urenkel: — da kommt er gerade geſprungen: Brot und Milch hat er — gegen unſern Wein — getauſcht beim Nachbar —: komm nur herzu, Julian!“

Der ſchöne Knabe im kurzkrauſen ſchwarzen Gelock, nackt an Armen und Beinen, den Leib nur von braunwolligem Schafvlies bis an die Knie bedeckt, blieb an der Eingangspforte ſtehen, ſtellte Milchkrug und Brotkorb nieder und ſtarrte ſtaunend die hohen, in reichem Waffenſchmuck prangenden Geſtalten an. „Ahn, ſind das Götter?“ fragte er.

Die beiden lachten: „Solche Schmeichelei bringt Claudian nicht für Honorius, ja nicht für ſeinen Stilicho fertig,“ meinte Ataulf.

Der Alte aber ſprach, mild verweiſend: „Es gibt keine Götter. Es gibt nur den Gott.“ — „Den Gott der Chriſten?“ forſchte der König. — Der Alte ſchüttelte das Haupt. — „Alſo Jupiter?“ drängte Ataulf — „Nichts von beiden. Seht dort meinen Altar. Er trug einen Jupiterkopf als Conſtantinus herrſchte. Sein Sohn Conſtantius ließ den Jupiter zerſchlagen und durch ein Kreuz erſetzen. Ein Prieſter des Jupiter unter Julian — wahrlich nicht der Cäſar ſelbſt! — zerſchlug das Kreuz und ſetzte wieder einen Jupiter darauf Da kamen heidniſche Alanen: die glauben nur an den Drachen-Dämon, ſie ſchlugen den Jupiter und den ganzen Altar in Trümmer und trabten weiter. Mich hatten ſie nicht geſehn in dem dichten Gebüſch. Ich kroch heraus und baute aus ein paar Marmorplatten einen neuen Altar — meinem Gott.“ — „Und wer iſt das?“ — „Der Unbekannte! Der unausdenkbar iſt und den ich doch denken muß! Der ewig war und ewig ſein wird, wann keine Seele mehr an Jupiter oder an Chriſtus glauben wird. Sonder Anfang, ſonder Ende! Ich kann's nicht denken und kann auch nicht laſſen, es zu denken. Was der tut, das iſt wohlgetan. Aber man kann nicht beten zu ihm, etwas zu erlangen oder abzuwenden: beten ändert nichts. — ‚Glaube doch nicht durch Gebet die Beſchlüſſe der Götter zu ändern,‘ — ſo ſprach einmal ein Philoſoph zu Julian, da der unabläſſig opferte.“

„Aber auch du haſt gebetet, als wir kamen,“ wandte der König ein. — „Nur ein Dankgebet: zu danken drängt mich die Seele dem Gott für alles, was er mir geſpendet hat. Freilich mußte er wohl.“ — „Warum?“ fragte

Ataulf. — „Weil er gut ſein muß: 's iſt ſein Weſen ſo.“ — „Wenn er dir aber wehe tut?“ — „Dann muß er auch. Er hat nicht Willen, wie die Menſchen, die da ſprechen, ‚das tu' ich und jenes laſſ' ich.‘ Ah und ſind ſo wenig frei, wie der fallende Stein, der zu fliegen wähnt gleich dem Adler.“

„Und wie lautet dein Dankgebet?“ fragte Alarich.

„‚Gott ich danke für das, was du mir des Guten gegeben, und für das Üble zumal, welches du von mir gewehrt.‘ So betete mein Cäſar zu ſeinem unbeſiegbaren Sonnengott. Aber den gibt es nicht. Und er fügte ein Bittgebet hinzu: ‚Vater, das Gute verleih', auch wenn wir nicht darum bitten, aber das Böſe verſag', bäten wir ſelber darum.‘ Das war ſchön: aber ſinnlos. Wir müſſen uns in den Gott ergeben.“

„Ein beneidenswerter Glaube,“ meinte der König, — „für einen Greis. — Mir aber ziemt's, für mein Volk zu ſorgen, zu handeln: ich folge der inneren Stimme, die mich unabläſſig ruft nach . . . Genug! Du,“ lächelte er, „brauchſt ihr ja nicht zu folgen.“ Er legte einen Goldſolidus auf den Tiſch. „Für den Wein!“ — „Dies iſt kein Wirtshaus. Dich ſchickte mir der Gott. Gib's den Armen.“ — Mit Beſchämung nahm der Gote die Münze an ſich: „Soll ich dir nicht ein paar Speerträger ſchicken, dich Einſamen zu ſchützen?“ — „Mich ſchützt der Gott. — Er müßte dann,“ lächelte er, „nur auch noch deine beiden Speerträger ſchützen.“

Alarich reichte ihm die Hand: „Wahrlich, immer noch ein Held!“ — „Des Glaubens,“ fügte Ataulf bei. „Des Unglaubens, würden die Prieſter ſagen.“ — „Brauchſt du je etwas, was ich gewähren kann, dir oder deinem Urenkel dort, oder haſt du ſonſt Wichtiges zu melden, ſo ſchicke den ſchönen Buben ins Gotenlager und laß ihn

fragen nach König Alarich.“ — „Oder nach Ataulf, deſſen Vetter,“ rief dieſer im Fortgehn zurück. „Dann ſoll euch Hilfe werden.“

X.

Aber ſchon am Morgen, der dieſem Abend folgte, war es verſchwunden, das Gotenlager an der Adda. Wohl hatte der Balte — in Erwartung der Rückkehr Stilichos — auf allen Straßen, die von Oſten und von Norden her auf die Addabrücke führten, — dem einzigen Übergang über den durch die Schneeſchmelze und den Frühlingsregen hochgeſchwellten Fluß — ſtundenweit in ſeinem Rücken berittene Wachen ausgeſtellt, die ſofort jede Annäherung des Entſatzheeres in das Brückenlager melden ſollten, jede Überraſchung zu verhüten. Wohl hatte er die wichtige Brücke ſelbſt an ihrer Oſtmündung, alſo im Rücken des Lagers, ſo ſtark befeſtigt, als damals gotiſche und auch römiſche Kriegskunſt verſtand: denn auch Gefangene, — Legionare wie Handwerker — waren hierzu verwendet worden, ſo daß die aus Felsblöcken und Balken errichtete Schutzwehr nur gar ſchmalen Durchgang für je einen Reiter gewährte und jedes Eindringen auf die Brücke von Oſten her ſehr leicht auch von geringer Beſatzung abgewehrt werden konnte. Allein alles kam ganz anders als die Goten erwartet hatten. Und dadurch ſollte ſich jene Sperre des feindlichen Angriffs zu verderblichſter Hemmung des eigenen Rückzugs geſtalten. —

Alarich und Ataulf verbrachten wie gewöhnlich die Nacht nicht in dem großen Volkslager bei der Brücke, bei den Wehrunfähigen, den Herden und Vorräten, ſondern

in dem kleinen Zeltlager auf dem Weſtufer des hier von Nord nach Süd ziehenden Fluſſes, ganz nahe der Stadt und der Vorhut des Heeres, zumal der Reiterei, bei der langen Reihe der fertig geſtellten Belagerungswerkzeuge, hart vor der Porta Cremonenſis oder orientalis der vorderſten Mauer.

Dem Drängen Ataulfs nachgebend hatte der König — noch an jenem Abend — darauf verzichtet, die Zahl der gewaltigen Maſchinen noch zu mehren und beſchloſſen, am folgenden Tag mit allen verfügbaren Tauſendſchaften den Gewaltangriff auf den Oſtwall zu unternehmen: deshalb waren bei Einbruch der Dunkelheit die Geſchütze und die Sturmdächer ſchon ſo nah an die Mauer geſchoben, als die Vorſicht irgend verſtattete. Mitten unter dieſen ſeinen mühſam hergeſtellten, rieſigen Holzbauten hatte der König für dieſe Nacht ſein Lederzelt aufſchlagen laſſen. Früh in der Nacht hatte er befohlen, die Feuer zu löſchen, den Schlaf zu ſuchen, die Kräfte für den kommenden Tag zu ſtärken. So war es nun ſtill geworden in dem Lager: nur das Wiehern eines Roſſes, das Klirren einer Waffe, das Anſchlagen eines wachſamen Hundes unterbrach zuweilen das tiefe Schweigen der dunkeln, mond- und ſternenloſen Nacht, deren Gewölk heftiger Weſtwind immer wieder zuſammenballte.

Plötzlich aber — Mitternacht war vorüber — bellten alle Lagerhunde grimmig: nicht gegen die Stadtmauer zu — rückwärts, gegen den Fluß: aber nicht in der Richtung der Brücke, viel weiter ſüdlich, flußabwärts. Die Wachen eilten darauf zu: aber ſie kamen nicht weit: kaum hatten ſie die ſüdöſtlichſten Zelte erreicht, als ſie überritten zu Boden lagen: und brauſend ergoß ſich eine Flut von Reitern in das völlig überraſchte Lager. Der Schreck, das Entſetzen, die Verwirrung vermehrte noch das Grauen-

volle, daß der Überfall in faſt völliger Dunkelheit geſchehen war: erſt innerhalb des Lagers tauchten jetzt einige Reiter mit Pechfackeln ſtatt mit Speeren in den Händen auf.

„Stilicho!“ rief der König bei dem erſten Schrei, der ihn weckte. „Das iſt Stilicho.“ Er faßte das Schwert, ließ alle Schutzwaffen liegen und ſtürmte vor das Zelt. Hier traf er auf Ataulf, der, ſchon im Sattel, des Königs Pferd heranführte: „Ja, Stilicho! Iſt er auf Flügeln über den Fluß gekommen? Denn die Brücke kann er nicht genommen haben. Dort, im Norden, iſt alles ruhig.“

Aber Alarich war ſchon hinweg: wo die meiſten Fackeln leuchteten, da ſuchte er Stilicho. Er fand ihn nicht, hatte auch nicht Zeit, in dieſer Richtung — gen Süden hin — weiter zu ſuchen. Denn urplötzlich rief ihn gen Weſten, gegen die Stadt hin eine andere Gefahr: ein ganzer Strom von Licht und Feuer. Aufgetan hatte ſich das Oſttor, ſobald die erſten Fackeln von Süden her im Lager aufgetaucht waren und ein grimmer Ausfall der barbariſchen Söldner traf die weſtlichſten Zeltreihen der Belagerer — und die Holzbauten der Maſchinen. „Rettet die Türme, die Katapulte,“ ſchrie Alarich und riß den Rappen rechts herum. Aber es war zu ſpät.

Adalger hatte von Anbeginn ſich auf jene geworfen, den Kampf Eucherius überlaſſend, der ſich durch die Maſſe der Fliehenden den blutigen Weg zu dem Vater im Süden bahnte. Der Markomanne hatte mit eigner Hand den erſten Brand auf ein Schutzdach von Stroh und Tannenlatten geworfen: lichterloh war es aufgeflammt: ſchon züngelte, ſchon hüpfte die Flamme, von dem ſtarken Weſtwind entfacht und nach Oſten in das Lager vertragen, auf den Nachbarbau: zwei Katapulte: da fingen die Seile Feuer, welche dieſe und die Fallbrücken der Türme daneben

ſpannten: wie feurige Schlangen flackerten ſie auf, verbrannten und ließen die ſchweren Brückenbohlen krachend zur Erde ſtürzen: ſchon waren vier zerſtört: zum Schutz des letzten Turmes ſprengte Alarich herbei: „Hilf, Hailſwinth,“ ſchrie er einem ſtattlichen älteren Krieger zu, „hilf mir den Turm da retten.“ Der Getreue ſpornte ein Pferd heran, geriet aber dabei in einen Schwarm hunniſcher Reiter und in arge Bedrängnis. Zugleich ſtürzte die Fallbrücke auch dieſes Turmes, begrub das Pferd des Königs unter ſich und betäubte den Reiter, der darunter lag. Mit harter Mühe zogen ihn die Gefolgen hervor und ſchützten ihn vor der Gefangennehmung durch Adalger, der jetzt gewaltig nachdrängte. Bald bildeten die dicht nebeneinander aufgereihten Holzbauten ein einzig Flammenmeer.

Einſtweilen hatte Eucherius den Vater erreicht, der die Scharen Ataulfs aus den brennenden Zelten — in dieſe hatten die Entſatztruppen ihre Fackeln geſchleudert — vor ſich her gegen die Brücke, gen Nordoſten, zu trieb. „Willkommen, lieber Vater, in Italien!“ — „Willkommen, lieber Sohn, im Siege! Alſo hat der treue kluge Falke den Zettel, der Nacht und Stunde angab, glücklich durch die Lüfte über die Feinde hinweg zu dir getragen?“ — „Vor zwei Tagen kam er an. Seither haben wir alles für dieſe Stunde bereitet.“ — „Gut bereitet! — Jetzt nach! Wo ſind Saul und Goar mit ihren Alanen?“ — „Aus dem Nordtor brachen ſie, wie du befahlſt, gleichzeitig mit uns gegen die Brücke. Hörſt du das Geſchrei von dorther?“ — „Nach! Auf die Brücke! ’s iſt der einzige Rückweg, wollen ſie nicht ſchwimmen, wie ich und meine Reiter taten, dort im Süden bei der Furt.“ — „Ein ſchmaler Rückweg! Haben ſie doch, ſich gegen dich zu ſchützen, das Oſtende der Brücke feſt verrammelt . . .“ —

„Sie wähnten, ich müſſe gerade dort den Übergang ſuchen und mir an ihren Schanzen den Kopf einrennen!“ — „Und haben ſich ſo den Ausweg ſelbſt verſperrt!“ — Und alſo war's.

Und auf der ſchmalen Brücke hob alsbald ein Ringen an, ein Kämpfen unter den Flüchtlingen ſelbſt: ſie ſtießen ſich, drängten ſich an die Holzgeländer auf beiden Seiten, bis dieſe barſten und nun Mann und Roß nach links und nach rechts in die hier ſtark reißende wirbelnde Flut ſtürzten: mehr Leute, viel mehr fanden ſo hier in den dunkeln Wellen den Tod als durch das Schwert der Sieger. Die Wehrunfähigen in dem Oſt-Lager, der ſtarke Troß, die Wagen und Karren und Herden erſchwerten auch den glücklich auf das linke Ufer Gelangten, ſowie den hier Gelagerten, die Flucht. So war die Zahl der Gefangenen groß: aber Alarich und Ataulf waren nicht darunter: eifrig muſterte der Feldherr bei Tagesanbruch dieſe Haufen: traurig ſprach er: „Sie werden doch nicht gefallen ſein?“

Hoch auf horchte da Carinus, der neben ihm ritt: „Dies Wort merke dir,“ flüſterte er Heraclianus zu, „du wirſt es einſt bezeugen müſſen.“

„Ei,“ lachte Saul, „die ſind doch beſſer tot als lebendig, alle beide.“ — „Nichts riecht ſo gut,“ grinſte Goar, „wie ein erſchlagener Feind.“ — „Sie ſind gar gefährlich geweſen,“ grollte jener. — „Als Feinde!“ ſchloß Stilicho. „Ich gebe die Hoffnung nicht auf, ſie noch zu Freunden zu gewinnen.“

Bedeutungsvoll nickten ſich die beiden Römer zu.

„Jetzt aber, Magiſter militum . . .“ mahnte Claudian. — „Ei ſieh,“ rief jener, ſich zu ihm vom Pferde herab neigend, „unſer Poeta blutet.“ — „Jawohl, mir beiſpringend ward er getroffen,“ ſprach Eucherius. — „'s iſt

nur der linke Arm und ſeine Hand: die Rechte kann heute ſchon das Plektrum führen, und deinen Sieg auf der Lyra feiern. Jetzt aber komm zu dem befreiten Imperator, dir deinen Dank zu holen.“ — „Ich erwarte keinen,“ erwiderte Stilicho, das Roß gegen die Stadt zu wendend.

„Das iſt weiſe getan,“ flüſterte Heraclian höhniſch dem Genoſſen zu.

„Hei,“ lachte Sarus, der Gote, „dieſer Imperator des Römiſchen Reiches hat ſich nicht einmal zu dem Zweck auf den Wall begeben, ſeine Befreiung mit anzuſehen.“ — „Ja,“ meinte Adalger, „da könnten am Ende Pfeile heraufſliegen wie herunter.“ — „Da lob' ich mir ſeine Schweſter,“ ſprach Eucherius ernſt. — „Jawohl,“ fuhr Claudianus fort, „ſobald ſie von dem geplanten nächtlichen Ausfall erfuhr, erſchien ſie — allein — auf der Wallkrone des Oſttors und ſpähte eifrig auf die Kämpfenden herab.“ — „Und ſieh,“ rief Carinus grimmig: „da, das iſt ihre Sänfte. Sie läßt ſich wahrhaftig aus dem Tor auf das blutige Schlachtfeld tragen — wem, wem entgegen? Wen ſucht ſie? Da, ſie ſteigt aus, ſie naht.“

Schon ſtand ſie, in einen dunkeln Überwurf gehüllt, vor Stilicho, der, wie ſein Roß, mit Ruß, mit Aſchenſtaub, mit Blut bedeckt war.

Sie ſah ſehr bleich im roten Schein der Fackeln, den allmählich das Dämmern des Märzmorgens überleuchtete. Sie reichte ihm die Hand, die zitterte. „Ich mußte die erſte ſein, dir zu danken.“ — „Du ſcheinſt aber gar nicht ſehr erfreut über deine Befreiung,“ lächelte er. — Heiß ſchoß ihr da das Blut in die Wangen: „Dein Sieg iſt groß, aber wohl ſehr, ſehr blutig? Sprich, was ward aus den gotiſchen Führern? Dem König? Und . . . ?“

Da drängte Carinus dicht an ſie heran und flüſterte

ihr ins Ohr: „Und er? Leider weder gefangen noch gefallen! Ich ſuchte ſcharf! Entflohen! Aber ich hol' ihn ein, ob auch erſt in der Hölle!“

XI.

Einen Tag, nachdem das Gotenlager, halb verbrannt, verlaſſen war, irrte durch die Zeltgaſſen hin ein ſchöner Knabe von etwa vierzehn Jahren: barhäuptig, barfüßig, einen Hirtenſtecken in der Hand, über dem braunen Schafvlies, ſeiner einzigen Bekleidung, an einem Strick einen Kürbiskrug geſchnürt. Es war ein ſchöner Abend des Vorfrühlings: die fein gebogene ſchmale Mondſichel ſah aus den noch vom Sonnenuntergang rötlich behauchten, vor dem Weſtwind langſam flutenden Wolken auf die breiten Gefilde an der Adda grünenden Ufern herab. Es war ſo feierlich ſtill hier, wo vor kurzem der klirrende Lärm der Schlacht getobt hatte: eine Lerche ſang noch, allmählich aus den Lüften ſich niederlaſſend: nun ſchwieg auch ſie, in die junge Saat geduckt, da war es ganz ſtill. — —

Der Knabe ſchritt weiter und weiter. Er ſtieg auch zuweilen über eine der Leichen, die noch lange nicht alle beſtattet waren: er tat's ohne Grauen: wußte er doch kaum, was das all' bedeute. Nur vermied er, nachdem er einigen in die verzerrten Geſichter geſehen, leiſe fröſtelnd, dieſen Anblick. Allmählich ermüdete er: er lehnte ſich an die Stange eines ſtehen gebliebenen Zeltes und rief: „Alarich, König der Goten! Wo biſt du? Jetzt komm aber bald. Sechsmal hab' ich dich gerufen. Lange lauf' ich über

ſtumme Menſchen, blutige Pferde, zerbrochene Waffen. Komm endlich! Müde bin ich. Alarich, komm!“

Da rührte ſich etwas in dem Zelt, deſſen rauchgeſchwärztes Lattendach zur Hälfte nach innen herabgeſtürzt war, die Eingangsfalten rauſchten und ein etwa gleichaltriges Mädchen lugte neugierig dadurch. Nun trat das Kind heraus: dichte blonde Zöpfe fielen auf das lange weiße Wollhemd, das, ihr einziges Gewand, bis an die Knöchel reichte, aber die unbeſchuhten Füßlein ſehen ließ. Lieblich klang die Stimme, als ſie, die blauen Augen groß aufſchlagend, fragte: „Was biſt denn du für einer?“ — „Ich? Ich bin doch Julianus. Und ich ſuche den König der Goten.“ — „Das hab' ich dich rufen hören. Aber die ſind fort. Alle. Oder tot.“ Sie blickte erſchauernd auf die Leiche, die dicht vor dem Zelte lag.

„Ich muß ihm aber ſagen, daß der Großvater in der Erde liegt: das war ſein letzter Auftrag. Weißt du, wo ſie hin ſind, die Goten?“ Sie ſchüttelte ſchweigend den Kopf. „Hm, wer biſt aber du?“ — „Ich? Ich bin Hailiko, Hailſwinths Kind. — Und nun bin ich ganz allein. Wir waren unſer acht: Vater, Mutter und die fünf Geſchwiſter. Jetzt ſind ſie alle fort. Wo mögen ſie hin ſein? — Wie war es doch?“ Und ſie griff mit der Hand an die Stirn.

Da ſah der Knabe geronnenes, kaum erſt getrocknetes Blut unter den gelben Flechten an der rechten Schläfe. „Du bluteſt! Haſt du Schmerzen?“ — „Nicht mehr viel. — Aber wie war doch alles? Kaum weiß ich's noch. Ja, ja, ſo war's: wir, die Mutter und die Geſchwiſter, wir lagen da drinnen und ſchliefen. Der Vater ſtand auf Wache bei den hohen Holzböcken. Da plötzlich Geſchrei — arges Geſchrei! — Waffenlärm — durch die Zeltfalten Feuerſchein. Auf ſprang die Mutter, nahm den

Kleinſten auf den Arm, riß die zweite mit der Linken dahin und ſchrie uns zu ‚lauft! lauft mir nach'. Ich wollte gern laufen: aber auf einmal ſtürzte das Dach über mir zuſammen: — eine Latte traf meine Stirn: — ich ſank zu Boden: — ſeither hab' ich nichts mehr gedacht, geſehn, gehört, bis dein Ruf mich weckte. Habe Dank!"

„Arme Hailiko! Biſt ſo zart, ſo . . . ſo anders! Was fängſt du nun an?" — „Ich ſuche die Eltern." — „Ja, aber wo?"

Die Kleine ſann nach: „Ei, ich weiß! Der Vater iſt Herrn Ataulfs Gefolge. Ich ſuche Herrn Ataulf, den viel Gütigen." — „Ataulf? So hieß der andre, des Königs Vetter. Weißt du was, Hailiko? Die Vettern werden wohl beiſammen ſein. Da könnten wohl wir beiden miteinander gehn, ſie ſuchen: nicht? Weißt du, es iſt doch beſſer für dich. Du biſt gar ſo . . . nun, ſo fein, ſo anders. Und ſo jung. Leicht könnte dir was geſchehen! Ich werde dich ſchützen." Und ohne Grauen löſte er dem toten Goten, der neben ihnen auf dem Rücken lag, das Kurzſchwert aus der erſtarrten Hand, ſchwang es und ſteckte es in den Strick, der ihm den Gürtel erſetzte. „Nun komm mit mir! Ich ſchütze dich!" wiederholte er. — „Ich danke dir. Aber ich bedarf deines Schutzes nicht. Mich ſchützt der gute Himmelsherr da droben, der Vater, der alle Haare gezählt hat auf meinem Haupt. Und ſein Engel fliegt vor mir her."

Verwundert ſah der Knabe nach oben: „Ich ſeh' ihn nicht. Und ein Vater im Himmel da oben? Hab' nie was von ihm gehört."

Die Kleine erſchrak: „Nichts vom Himmelvater? O du Armer! Wie kannſt du leben?" — „Weiß nicht, wie. Aber ich lebe." — „Höre du, da will ich freilich mit dir gehn: da ſchützt dich mein Gebet beſſer als das Schwert

da mich. Und wäre ſchade, geſchähe dir was. Denn du biſt gut, — glaub' ich. — Der Weg wird vielleicht weit. Denn wo mögen ſie ſein, die wir ſuchen? Darum wart' einen Augenblick: wir hatten noch Brot im Zelt und Ziegenkäſe: das nehmen wir mit."

Gleich kam ſie wieder heraus, eine Jagdtaſche an braunem Riemen um die Schulter geſchlungen, beide Hände voll Brot und Käſe: ſie gab ihm die Hälfte: „Da, iß! Sonſt mag ich auch nicht eſſen. Und bin doch hungrig." Er nahm und aß: dabei betrachtete er ſie nachdenklich: „Das Blut da! Es paßt nicht zu dir. Biſt ſonſt ſo weiß an der Stirne. Bücke dich. Ich waſch' dir's weg." Gehorſam neigte ſie das Köpflein: er öffnete die Kürbisflaſche, beſprengte die Stelle und wuſch ſie ab, mit gar leiſer, leiſer Berührung; „tat das weh?" — „Nein, wohl hat's getan. So kühl! Dank! Siehſt du, ich ſagte ja, du biſt gut." — „Nun komm, eh' es dunkel wird. Wir wollen übernachten in Großvaters Hüttlein. Er liegt daneben im Grabe, das er ſich ſelbſt — ſchon lange! — gegraben. Und wie er zu ſterben kam, legte er ſich ſelbſt hinein: ich hatte nur, nachdem er nicht mehr atmete, die Erde darauf zu ſchütten. Du fürchteſt dich doch nicht vor dem Toten?!" — „Ich werd' an ſeinem Grabe für ihn beten." — „Alſo komm!"

„Erſt laß uns beten. Knie nieder wie ich und ſprich gleich mir: ‚Allmächtiger Vater im Himmel! Schütz' uns zwei arme Kinder auf unſern Wegen. Denn wir wiſſen nicht wohin. Aber du wirſt uns führen Nacht und Tag, über Berg und Tal, durch Wald und Heide. Beſchirm' uns vor böſen Menſchen und böſen Tieren und böſen Geiſtern. Wir vertrauen dir ganz, hörſt du, lieber Gott?'" Sie ſprang auf: „Nun komm: nun kann uns nichts geſchehen."

Und raſchen Ganges, munter, ſchritten ſie dahin.

Kaum hatten ſie dem Zelte den Rücken gewandt, als hinter ihm hervor zwei Kerle ſchlichen, die Hailiko wohl zu den böſen Geiſtern würde gerechnet haben: römiſche Troßknechte waren's, Sklaven, bepackt mit Gold, mit Schmuckſtücken, Ringen, auch mit koſtbaren Waffen, die ſie in den Zelten, in der Aſche, bei den Leichen aufgeleſen. Tieriſche Roheit lag auf den häßlichen Geſichtern. „Du biſt ein Haſenherz," lachte der eine und bückte ſich: denn er erblickte an dem Goldfinger des toten Goten einen Ring mit einem leuchtenden Rubin: ſofort ſchnitt er den ſtarren Finger mit ſeinem Dolche durch, ließ den roten Stein im letzten Strahl der Sonne ſpielen und ſteckte ihn in ſeinen ſchon ſtrotzenden Lederranzen.

„Haſenherz! Ich hätte den Jungen gemurxt, das bildſchöne Mädel hätt' ich mir gezähmt. Und dann verkauft."

„Wäre dumm geweſen! Die Senatoren in Rom, auch Prieſter dort, zahlen für einen ſchönen Jungen viel mehr als für ein Mädel. Ich hätte den Buben verhandelt. Aber wie die Kleine gen Himmel ſah, — mit den Augen! — erwürgt hätt' ich dich, griffſt du ſie an."

XII.

Karg und kühl, wie Stilicho erwartet hatte, fiel der Dank des Imperators aus. Gar ſeltſam war der Widerſpruch ſeiner Würdigung der durch die Belagerung drohenden Gefahr vor und nach dem Entſatz: noch geſtern war er nahe daran geweſen, die Feſte und ſich zu ergeben: nur

mit äußerſter Mühe hatten Eucherius, Adalger und übrigens auch Carinus und Heraclian ihn davon zurückgehalten, obwohl Mangel bisher nur die Bevölkerung, kaum noch das Heer und gar nicht den Palaſt getroffen hatte: unerträglich fand er ſchon den nun Wochen hindurch währenden Waffenlärm, die Aufregung der Belagerung. Das dringe bis in ſeinen Hühnerhof und hindere die fleißigſten Hennen am Legen: Alarich habe ihm ja ehrenvolle Haft zugeſichert.

Aber nach dem Einzug Stilichos in die Stadt meinte er achſelzuckend, man übertreibe die Gefährlichkeit der Einſchließung und daher das Verdienſt des Entſatzes, vielmehr müſſe er Rechenſchaft fordern für die unverantwortliche Entblößung der Rhein- und der Donau-Grenzen. Und als Stilicho auf die beiden zu Mark-Wächtern gewonnenen Könige hinwies, erwiderte er giftig, daß der ‚Vandale‘ gar nicht genug Germanen in das Reich ziehen könne. Stilicho entzog ſich dieſem Undank und dieſen Vorwürfen ſo raſch er konnte. Schon am folgenden Tage nahm er mit allen in Mailand vorhandenen und von ihm herangeführten Truppen die Verfolgung der weichenden Goten auf.

Alarich, den die Seinen, ausgeſtreckt in einem Fiſcherkahn, den Ataulf ſteuerte, auf das linke Ufer gerettet hatten, leitete, ſobald er ſich aus ſeiner Betäubung erholt hatte, mit Umſicht den Rückzug nach Ligurien, um, falls er ſich mit den ſtark geſchwächten Wehrfähigen des Volkes gegen den jetzt übermächtigen Sieger in Italien nicht ſollte halten können, über die Cottiſchen Alpen nach Gallien abzuziehen und in dieſem nun von Truppen entblößten Lande für ſein wandermüdes Volk die lang geſuchte ruhige Heimat — „quieta patria“ ſagte man — zu finden. Zwar ward der ſchwerfällige Wagenzug ſchon bei Aſti am Tanarus von

den raſchen Reitern des Sarus und des Saul eingeholt und die ſchwache Nachhut nach Süden zu die Hügel hinab gedrängt: allein es gelang dem König gleichwohl, das ganze Volk auf den ſchwierigen Wegen auf dem linken Flußufer in Sicherheit bis Pollentia zu führen, vor welchem Städtlein in guter Stellung zwei befeſtigte Lager geſchlagen wurden: ein kleineres etwas weiter ſüdlich, ein größeres, zumal für die Waffenunfähigen, weiter nördlich. Hier mußte er den ermüdeten Menſchen und noch mehr den erſchöpften Geſpann-Tieren des Zuges einige Tage Erholung gönnen. Hier konnte man den Angriff der Verfolger in Deckung abwarten, von hier aus im Notfall, das heißt bei weiterem Rückzug nach Weſten raſch die ſchirmenden Waſſerläufe der Stura und des Po zwiſchen ſich und Stilichos Geſchwader legen, etwa bei Suſa die Päſſe nach Gallien gewinnen und unter dem Schutz der Dora riparia unverfolgt überſchreiten.

Aber es kam anders: nicht damals ſchon und nicht unter Alarich ſollte das Wandervolk nach Gallien gelangen. Der Oſterſonntag fiel in dieſem Jahr auf den ſechſten April: am Abend des Karfreitags, des vierten Aprils, ſtieg das Heer Stilichos von Aquae Statiellae (Acqui), von Nordoſten, her, dem Lauf des Tanarus entgegen, die Höhen im Oſten von Pollentia herab und ſchlug dort Lager.

Alarich hatte keinen Verſuch gemacht, es aufzuhalten: kam es zum Angriff, wollte er ihn vor und in dem ſtark beſetzten Pollentia erwarten. Allein er hoffte, weiteren Kampf zu vermeiden. Er verlangte und erhielt ohne weiteres zugeſagt eine Unterredung mit Stilicho für den fünften April auf einer kleinen von Pinien beſchatteten Anhöhe in der Mitte der beiden feindlichen Lager.

Als die Sonne im Mittag ſtand, ritten gleichzeitig je

zwei Reiter den ſandigen Hang hinan: es waren Alarich und Ataulf von Weſten, von Oſten Stilicho und ſein Sohn. Alle ſprangen auf dem Gipfel von den Gäulen, die ſie im Schatten der Pinien an deren Stämme banden. Nun ſchritten die vier Männer einander entgegen; treuherzig reckte Stilicho dem Balten die Rechte hin. Aber dieſer ergriff ſie nicht: finſtern Blickes ſprach der ſonſt ſo freudige Held: „Nein. Nicht faſſ' ich dieſe Rechte, die meinem Volk ſo blutige Wunden ſchlug, weil ſie es verſchmähte, zu antworten — auf vier Briefe!“ Und zürnend nickte Ataulf. — „Vier Briefe?“ ſtaunte Stilicho. „Nicht einen hab' ich erhalten.“ — „Und meine Boten, die mündlich das Wichtigſte — das unter uns beiden Geheimſte! — antragen, deine Antwort zurücktragen ſollten? Du haſt ſie gefangen geſetzt!“ — „Nicht einen hab' ich geſehn.“

„Vater,“ ſprach Eucherius, — „Boten und Briefe, — frage nach ihnen bei Olympios.“ — „Wahrſcheinlich,“ grollte der Magiſter militum.

„Dann — deine Hand!“ rief Alarich mit entwölkter Stirn. — „Ja, dieſe Hand,“ ſprach Ataulf, „obzwar rot von dem Blut der Unſern.“ — „Es blieb unvergoſſen — wie viel Römiſches —! erhieltſt du meine Botſchaften.“ — „So hoffen wir wenigſtens,“ fügte Ataulf bei. „Rede nun, König! Sag' ihm, was wir ſuchen in Italien. Hoffentlich erſpart das weiteres Schild- und Schädel-Spalten.“

„In Italien?“ erwiderte Stilicho kopfſchüttelnd. „Ich ſagte dir längſt: nichts haſt du zu ſuchen in meinem Italien.“ — „Als ein Grab, denkſt du jetzt,“ meinte der Balte. „Das ſuch' ich nun freilich — noch! — nicht. Sondern ich ſuche in Italien: — Afrika.“

Vater und Sohn ſtaunten. „Wie meinſt du das?“

forſchte Stilicho. — „Nicht anders als ich's ſage. In Europa iſt unſres Bleibens nicht mehr: nicht im Oſtreich . . . —“ — „Und nicht im Weſtreich,“ ergänzte Ataulf. „Wir haben's bitten gelernt.“ — „Im Weſtreich duldet uns Freund Stilicho nicht —“ — „Niemals! Warum bliebt ihr nicht, wo ihr wart? Du warſt Herr und Meiſter von Epirus. Aus den Waffenhäuſern des Arcadius bezogſt du die trefflichen Helme, Schilde, Brünnen, Schwerte, die ihr gegen uns führt. Schatzung an Gold zahlte euch Byzanz, Land zum Ackerbau . . .“ — „Hatten ſie damals verſprochen, haben's nie gegeben!“ — „Nun denn — ſtatt deſſen Lieferungen Getreide . . .“ — „Haben's nie geliefert!“ brach der König zornig los. „Verhungert wäre da drüben mein ganzes Volk: — ſollte verhungern nach der Griechen Meinung. Nun was tun? Byzanz angreifen? Ei, dann rief es wieder nach dem treuen Helfer Stilicho, dem törichtſten aller Helden. Und der kam auch wieder, trotz dem Undank von Pholoë und half wieder. Nicht?“ — „Ohne Zweifel!“ nickte Stilicho ernſthaft. — „Ah, Wahnſinn der Treue! Und Treue gegen wen? Gegen denſelben Arcadius, — will ſagen: Olympios — will ſagen Eudoxia, die mir goldene Berge verſprachen, ſchickt' ich des vielgetreuen Stilicho Kopf nach Byzanz, die mir ganz Italien, ja jedes Land des Weſtreichs preiszugeben, ja feierlich zu verleihen gelobten, entriß ich es dem Vandalen, dem Lebenden oder — lieber! — dem Toten.“

Stilicho furchte die hohe Stirn. Aber Eucherius ſprach feſt: „Nicht jenen Menſchen, — dem Römerreich hat mein Vater Treue und Schutz verſprochen.“

Der König fuhr fort: „Was alſo tun? Byzanz kann ich nicht zwingen: — Dank Freund Stilicho.“ — „Wir wollen nicht noch einmal nach Pholoë,“ grollte Ataulf. —

„Italien oder ſonſt ein Stück des Weſtreichs gibt mir Freund Stilicho weder in Güte . . .“ — „Noch durch Gewalt, — die Adda ſah's,“ nickte Ataulf. — „Da kam mir der Gedanke: ‚Afrika!‘ Die Kornkammer des Reichs! Unberührt von Feindeshand! Blühend, reich genug, zwei Völker wie das meine zu nähren. Und unbehütet: zum Oſtreich gehörig, nicht Stilichos.“ — „Nicht des Honorius willſt du ſagen,“ verbeſſerte jener. — „Das iſt dasſelbe! Afrika hilft uns allen. Aber von Oſten her, über das Joniſche Meer, das die Trieren von Byzanz beherrſchen — ich habe nicht ein Segel — kommen wir nie nach Afrika: nur von Italien, von Rom aus, über Sizilien. Deshalb nur brach ich in dieſes Land. Nur Durchzug verlangte ich, durch Briefe, — durch die Boten an dich — friedlichen Durchzug bis Rom: — nach Rom, nach Rom ruft mich ſeit lange eine innere Stimme! — dann Einſchiffung in Rhegium, in Lilybäum — nach Karthago!“

Staunend blickten Vater und Sohn auf den hoch Erregten.

„Ich ſchrieb ſo dringend: galt es doch unſer aller Heil! Ja bittend: denn es galt meinem Volk! — Keine Antwort von dem Jugendfreund!“ — „O doch! Brennende Katapulte, ſtürzende Türme!“ zürnte der Vetter. — „Jetzt aber ſchauen wir uns Aug' in Auge. Jetzt kann alles noch gut werden. Du ſiehſt wie ich erglühe in dem Wunſch, mein Volk zu retten und du weißt, was ſein Volk dem Manne iſt!“ — „Ach nein, er weiß es ja nicht!“ rief Ataulf mit bittrem Mitleid. „Wie ſollte er auch? Der arme Sieger hat nie ein Volk gehabt. Das er hatte, — er hat's abgeſchüttelt, wie fremden Staub! Schau nur, wie kalt er blickt bei deiner ſchönen Wärme. Wie ſollte er ſie verſtehen!“ — „Ataulf!“ warnte Eucherius.

Aber ſein Vater ſprach eiſig: „Laß den Barbaren reden, mein Sohn. Was weiß er von der ewigen Roma!“ — „Daß ſie nicht ewig iſt,“ brach Alarich los. „Ich werd' es zeigen!“ — „Das wart' ich ab. — Einſtweilen aber mäßige dich. Dein Gedanke zwar iſt kühn: nicht umſonſt heißeſt du der Balte.“ — „All meine Ahnen hießen ſo!“ — „Aber du vergaßeſt: Afrika gehört zum Reich der Römer.“ — „Nicht zu deinem, nicht zum Weſtreich.“ — „Gleichviel: das ganze Reich des Theodoſius zu ſchützen hab' ich verſprochen, jedem der Brüder das Erbteil zu wahren, das der Vater ihnen abgegrenzt.“ — „Auch dieſem Hofe zu Byzanz? So wiſſ' es denn: ſie haben dort — insgeheim! — hohen Preis auf deinen Kopf geſetzt!“ — „Das war unklug. Denn dieſer Kopf denkt, ſo lang er denkt, für ſie.“ — „Das iſt die Treue des — . . .“ ſchalt Ataulf. — „Des Stilicho, wollteſt du ſagen,“ unterbrach Eucherius, drohend ſich aufrichtend und ſtolz auf den Vater blickend.

Der König zuckte die Achſeln und wandte ſich ſeinem Pferde zu. Aber noch einmal machte er Halt: „Stilicho, alter Genoſſ'! Nur Durchzug — friedlichen Durchzug.“ Der Feldherr ſchüttelte ſtumm das hochbehelmte Haupt mit dem purpurnen Helmbuſch auf dem geſchweiften römiſchen Kamm. „Gut denn! Alſo nochmal Kampf! Allein morgen . . .“ — „Am heiligen Oſtertag . . .,“ ergänzte der Vetter. — „Ruhn die Waffen jedes Chriſten, das verſteht ſich,“ nickte Stilicho. — „Alſo am Montag!“ rief zornig Ataulf, in den Sattel des Weißroſſes ſpringend. „Aber am hellen Tag, nicht bei Nacht und Nebel wie vor Mailand, in offner Schlacht, nicht in tückiſchem Überfall. Weh euch! Jetzt gibt es keinen Frieden mehr zwiſchen uns.“ Und ſauſend ſprengten beide Goten davon. Ernſten Blickes ſah ihnen Stilicho nach: „Vielleicht doch,“ ſprach er dann

bedächtig. „Komm, mein Sohn, zurück ins Lager, allen für morgen die Waffenruhe zu befehlen.“

XIII.

Als aber Eucherius den Balten Sarus und den Alanen Saul nach der befohlenen Einschärfung verlassen hatte, sprang jener von dem Zelttisch auf, an dem die beiden eng Befreundeten gezecht hatten, warf einen drohenden Blick auf die friedlich im Abendschein des italischen Frühlings ruhenden Gotenlager und flüsterte: „Freund! Ich hab' einen herrlichen Einfall. Hilfst du dazu, sind uns Sieg, Ruhm, reiche Beute und vor allem der Rache furchtbare Wollust sicher.“ — „Was meinst du?“ fragte der Alane mit schwerer Zunge: wankend hielt er sich an dem Tisch. — „Mein Vetter, der sich König nennen läßt, wähnt sich morgen so sicher wie in dem Himmel der Christen: reiten wir in aller Frühe hinüber und schlachten ihn ab und die ganze Gesellschaft.“ — „Nicht übel,“ grinste der andere und zwinkerte mit den schief gestellten schmalen Schlitzaugen, indem er den braunroten Schnurrbart wischte, der in seinen zwei dünn herabhängenden Strähnen vom Weine troff. „Du weißt, ich fürchte nichts als den Drachen-Teufel. Aber — der Feldherr?“ — „Bah, der Sieg entschuldigt alles. Und zürnt auch *er* — der tugendsame Knecht seiner Worte! — des Kaisers Verzeihung, Gunst, reicher Lohn sind uns sicher. Den freut ein Sieg ohne den ‚Mann‘ — ja gegen ihn — erfochten, mehr als zehn Triumphe seines verhaßten Schwiegervaters. Aber mir ist's nicht um Ruhm, Beute und Lohn: — ich lasse dir

Aber ſein Vater ſprach eiſig: „Laß den Barbaren reden, mein Sohn. Was weiß er von der ewigen Roma!“ — „Daß ſie nicht ewig iſt,“ brach Alarich los. „Ich werd' es zeigen!“ — „Das wart' ich ab. — Einſtweilen aber mäßige dich. Dein Gedanke zwar iſt kühn: nicht umſonſt heißeſt du der Balte.“ — „All meine Ahnen hießen ſo!“ — „Aber du vergaßeſt: Afrika gehört zum Reich der Römer.“ — „Nicht zu deinem, nicht zum Weſtreich.“ — „Gleichviel: das ganze Reich des Theodoſius zu ſchützen hab' ich verſprochen, jedem der Brüder das Erbteil zu wahren, das der Vater ihnen abgegrenzt.“ — „Auch dieſem Hofe zu Byzanz? So wiſſ' es denn: ſie haben dort — insgeheim! — hohen Preis auf deinen Kopf geſetzt!“ — „Das war unklug. Denn dieſer Kopf denkt, ſo lang er denkt, für ſie.“ — „Das iſt die Treue des — . . .“ ſchalt Ataulf. — „Des Stilicho, wollteſt du ſagen,“ unterbrach Eucherius, drohend ſich aufrichtend und ſtolz auf den Vater blickend.

Der König zuckte die Achſeln und wandte ſich ſeinem Pferde zu. Aber noch einmal machte er Halt: „Stilicho, alter Genoſſ'! Nur Durchzug — friedlichen Durchzug.“ Der Feldherr ſchüttelte ſtumm das hochbehelmte Haupt mit dem purpurnen Helmbuſch auf dem geſchweiften römiſchen Kamm. „Gut denn! Alſo nochmal Kampf! Allein morgen . . .“ — „Am heiligen Oſtertag . . ,“ ergänzte der Vetter. — „Ruhn die Waffen jedes Chriſten, das verſteht ſich,“ nickte Stilicho. — „Alſo am Montag!“ rief zornig Ataulf, in den Sattel des Weißroſſes ſpringend. „Aber am hellen Tag, nicht bei Nacht und Nebel wie vor Mailand, in offner Schlacht, nicht in tückiſchem Überfall. Weh euch! Jetzt gibt es keinen Frieden mehr zwiſchen uns.“ Und ſauſend ſprengten beide Goten davon. Ernſten Blickes ſah ihnen Stilicho nach: „Vielleicht doch,“ ſprach er dann

bedächtig. „Komm, mein Sohn, zurück ins Lager, allen für morgen die Waffenruhe zu befehlen.“

XIII.

Als aber Eucherius den Balten Sarus und den Alanen Saul nach der befohlenen Einschärfung verlassen hatte, sprang jener von dem Zelttisch auf, an dem die beiden eng Befreundeten gezecht hatten, warf einen drohenden Blick auf die friedlich im Abendschein des italischen Frühlings ruhenden Gotenlager und flüsterte: „Freund! Ich hab' einen herrlichen Einfall. Hilfst du dazu, sind uns Sieg, Ruhm, reiche Beute und vor allem der Rache furchtbare Wollust sicher.“ — „Was meinst du?“ fragte der Alane mit schwerer Zunge: wankend hielt er sich an dem Tisch. — „Mein Vetter, der sich König nennen läßt, wähnt sich morgen so sicher wie in dem Himmel der Christen: reiten wir in aller Frühe hinüber und schlachten ihn ab und die ganze Gesellschaft.“ — „Nicht übel,“ grinste der andere und zwinkerte mit den schief gestellten schmalen Schlitzaugen, indem er den braunroten Schnurrbart wischte, der in seinen zwei dünn herabhängenden Strähnen vom Weine troff. „Du weißt, ich fürchte nichts als den Drachen-Teufel. Aber — der Feldherr?“ — „Bah, der Sieg entschuldigt alles. Und zürnt auch er — der tugendsame Knecht seiner Worte! — des Kaisers Verzeihung, Gunst, reicher Lohn sind uns sicher. Den freut ein Sieg ohne den ‚Mann‘ — ja gegen ihn — erfochten, mehr als zehn Triumphe seines verhaßten Schwiegervaters. Aber mir ist's nicht um Ruhm, Beute und Lohn: — ich lasse dir

alles! — Mir ist's um das Herzblut dieser Vettern, die seit Geschlechtern uns, den älteren Zweig der Balten, zurückgedrängt, jetzt gar den Königstab unseres Volkes erlistet haben! Ich muß dies Herzblut endlich rinnen sehn. Meine Hunnen sind Heiden wie deine Alanen: sie alle bindet morgen nicht ‚die fromme Christenpflicht, das heilige Fest,' von denen Eucherius predigte: und uns folgen sie in die Hölle." — „Aber du?" — stotterte der Alane. — „Du selbst bist Christ, eh?" — „Wohl: aber katholisch! Es ist fromm Werk, diese arianischen Ketzer zu versäbeln. Und im Notfall beicht' ich's beim Bischof von Mailand: der spricht mich sicher los. Tut er's nicht, — tu' ich's selbst. Nun komm herein in mein Zelt, den Plan geheim und genau zu beraten. Denn rasch muß es geschehen — bevor Freund und Feind etwas ahnen."

Und rasch geschah's! Kaum hatte am andern Morgen die Sonne die Höhenzüge östlich des Tanarus überstiegen und ihre ersten Strahlen über die Ebene leuchten lassen, in welcher die drei Lager in geringer Entfernung voneinander aufgeschlagen waren, als aus der linken, der südlichsten Hälfte der römischen Zelte die Hunnen und Alanen, fast die gesamte Reiterei des Heeres, lautlos hervorbrachen und in rasendem Rennen sich auf die nächsten gotischen Zeltreihen ihnen gerade gegenüber warfen. Erst als sie das Lager erreicht hatten, stießen sie ihr wildes Kampfgeheul aus, dem Schrei der Hyäne vergleichbar: schrill zerrissen die grellen Töne die frommen Gesänge, mit welchen die Gotten psallierend unter Führung ihrer Geistlichen, die Krieger ohne Waffen, die zahlreichen Frauen und Kinder die blonden Häupter mit Frühlingsblumen umkränzt, in den Gassen des Lagers umherzogen, und an

reich geſchmückten Altären nach alter chriſtlicher, ſchon von Wulfila eingeführter Sitte gleich nach Sonnenaufgang die öſterliche Morgenandacht verrichteten.

Furchtbar war die Wirkung des plötzlichen ſturmgleichen Überfalls. Niedergeritten waren ſofort die wenigen Wachen, die der König, feſt auf Stilichos Wort vertrauend, lediglich der Kriegsgewohnheit folgend, an den Eingängen der Lager aufgeſtellt hatte: ſie kamen gar nicht dazu, in den Zelten das Heranjagen der Reiter zu melden. Dieſe meldeten ſich ſelber ſchrecklich an! Sie ſprengten mitten in die dichten Haufen der wehrloſen Gebetgänger und was die Gäule nicht niederrannten, hieb der ſichelähnliche Krummſäbel des Alanen, ſtreckte die neunſträngige Geißel des Hunnen, jeder Strang in eine Eiſenkugel auslaufend, zu Boden. Das Jammergeſchrei der Weiber und Kinder, die in den gelbbraunen, gellenden, ſpornenden, metzelnden Reitern mit Entſetzen hölliſche Unholde ſahen, das Wutgeſchrei der widerſtandlos geſchlachteten Krieger ſtieg gen Himmel, erweckte die noch in den Zelten Ruhenden: es drang hinüber in das römiſche Lager.

Empört erkannte Stilicho, was geſchehen: er befahl ſofort, alles Fußvolk und die wenigen ihm verbliebenen Reiter zuſammenzuſcharen, ordnete ſie in aller Eile und führte ſie ſelbſt in der Richtung auf das überfallene Lager, dem vertragsbrüchigen Blutbad ein Ende zu machen: ſeinen Sohn ſchickte er auf raſcheſtem Roß mit weißem Heroldſtab voraus, die Kämpfenden zu trennen, Sarus und Saul bei ſchwerſter Strafe zurückzurufen.

Aber einſtweilen hatte ſich das Blatt gewendet: die Angreifer waren die Angegriffenen, ja die Eingeſchloſſenen geworden: ſie konnten nicht mehr vorwärts noch zurück.

Als der Lärm des Überfalls, das Geſchrei der Seinen, den König erreichte, geriet er wohl in höchſten Zorn, aber

nicht in Schreck: bei heißester Erregung verlor er nicht die kühle Überlegung des geübten Feldherrn, die nur einem Stilicho nicht gewachsen war. Sobald er von dem hohen Streithengst herab die Drachenwimpel der Alanen, aber keine römischen Feldzeichen erblickte, rief er: „Gott Dank, Stilicho hat nicht die Treue gebrochen!“ — es war sein erstes Wort! — „das ist nur Saul!“ Und nun hinter diesem Haufen die Hunnen erkennend an ihren kleinen zottigen Kleppern, schloß er: „und Sarus hat es angestiftet. Nun wartet!“ Er gab Ataulf einen raschen kurzen Befehl: der brauste mit seinen Reitern seitwärts — gen Süden — zum Lager hinaus, während Alarich mit allem erreichbaren Fußvolk, das nun zu den Waffen gegriffen hatte, von West nach Ost sich den Feinden geradewegs entgegenwarf. Diese waren nach dem Erfolg des ersten Anpralls nicht weit vorwärts gekommen: zuerst hatten sie die hochgetürmten Haufen der Erschlagenen gehemmt: dann stießen ihre Gäule in den engen Lagergassen auf die vielen Wagen und Karren, den langen Troß des Wagenzuges: das hielt sie fest: daneben vorbei konnten sie die Pferde nicht zwängen: bei dem Versuch, darüber hinwegzusetzen, stürzte Roß und Mann, während das gotische Fußvolk zu beiden Seiten der Wagen mit gefällten Speeren und geschwungenen Schlachtäxten auf sie eindrang im Nahekampf mit der grimmigen Kraft der Rache.

Jetzt erschauten sich Alarich und Sarus. „Fort mit dem Wagen da!“ rief der König. „Schafft mir Platz.“ Sechs Speerträger faßten den Karren und schoben ihn zur Seite.

„Ah, der Balte!“ schrie Sarus. „Stirb, Herr König der Goten!“ — „Treubrüchiger Hund!“ gab dieser zurück. Und beide sprengten widereinander mit eingelegten Lanzen. Die des Sarus zersplitterte an der Ringbrünne

des Königs: zwar flog der unter der Wucht des Stoßes auf dem sattellosen Hengst bis auf dessen Hüften zurück, aber er hielt sich gerade noch und sah den Feind, in die Kehle durch und durch gestoßen, vom Pferde stürzen: heiser klang sein Todesschrei.

Da entscharte, wie diesen Horden gar oft geschah, des Führers Fall sofort die Hunnen: sie rissen die Gäule herum und flohen. Das heißt: sie wollten fliehen; aber sie stießen in vollem Rennen auf die Alanen in ihrem Rücken und rissen diese, deren Reihen durchbrechend, in Verwirrung mit sich fort: vergebens mühte sich Saul, die Flucht zu stellen: seine Alanen gehorchten ihm, soweit sie konnten: aber nicht die meisterlosen Hunnen.

„Nun denn, meine Drachen," schrie er zuletzt erbost, „so weicht auch ihr! Zurück! Heraus aus dem verfluchten Lager." Und er wandte das Pferd dem Ausgang zu. Da erschrak der so furchtlose Mann. Der Ausgang war nicht mehr frei: mit lautem Kampfes- bald Sieges-Geschrei sprengte Ataulf mit seiner ganzen Reiterei, die langen Speere vorgestreckt, gegen die weichenden Alanen, die fliehenden Hunnen heran. Im Augenblick waren beide Geschwader zurückgeworfen in das Lager hinein in die Lanzenreihen des grimmig verfolgenden Fußvolks Alarichs.

„Hui," knirschte Saul, „das hat der schöne Ataulf getan. Wart', Milchgesicht, ich mach' dich noch schöner." Und scharf gezielt, gerade zwischen die Augen, schleuderte er den kurzen Wurfspeer gegen den Goten. Aber Ataulf schlug das Geschoß mit dem Langschwert zur Seite und spaltete mit dem zweiten Streiche des Alanen spitze Mütze von schwarzem Lammfell und auch den Kopf darunter bis ins Kinn. Grell kreischten seine Reiter, als sie den vieljährigen, tapfern Führer fallen sahen.

In diesem Augenblick erreichte Eucherius, sich durch

die hinterſten Reihen Ataulfs drängend, dieſen: er winkte mit dem weißen Stab und rief: „Halt ein! Stilicho iſt ſchuldlos!“ — „Das glaub' ich! Aber deine Drachenbrut!“ Und er hieb wieder einen Alanen vom Gaul. — „Ich rufe ſie ab! Ich führe ſie ſofort zurück.“ — „Nein,“ lachte Ataulf, „wahrlich nein! Schau die erſchlagenen Frauen am Boden! Da vorn mäht der König die Hunnen: die Alanen ſind mein. Jetzt haben wir die falſchen Wölfe. Nicht einer ſoll zurück!“ — „Nicht einer!“ jauchzten die nächſten Goten.

Eucherius erkannte die Unmöglichkeit, die zornigen Rächer umzuſtimmen. Er jagte zurück zu dem Vater, den er bereits auf halbem Wege nach den Lagern der Goten an der Spitze des Fußvolks fand. Er meldete, was er geſehen, gehört. Der Feldherr hielt das Pferd an, er ſann einen Augenblick nach: er ſuchte Rat.

„Überlaß ſie doch,“ mahnte Adalger an ſeiner Seite „ihrem Schickſal. Sie haben's reich verdient, die Treu- und Ehre-Brecher!“ — „Des Kaiſers beſte Reiterſcharen? Nein, ich darf nicht. Ich muß ſie retten! Aber wie? Wie am ſicherſten, am raſcheſten? Ah, ich hab's! Rechts-um! Vorwärts auf das andre Lager der Goten! Dort haben ſie die meiſten ihrer Weiber, ihrer Kinder. Sehen ſie dieſe gefährdet, — gebt acht, wie ſchnell ſie von unſern Reitern laſſen. Vorwärts! Nach rechts! Im Sturmſchritt auf jenes Lager.“

Er hatte recht. Sowie Alarich und Ataulf die ganze Wucht des römiſchen Fußvolkes in ihrem Rücken auf das größere Lager fallen ſahen, — bald ſcholl der Kampfruf der Männer, das Geſchrei der Weiber zu ihnen herüber — wandten ſie ſich, dieſen zu helfen: Alanen und Hunnen,

ſo frei gegeben, jagten, was die Gäule laufen konnten, zurück ins römiſche Lager: ſie konnten heute nichts mehr leiſten. — Aber Ataulf hatte eine weite Schwenkung um das kleinere Lager herum zu vollziehen, bis er in den Kampf um das größere eingreifen konnte: er kam zu ſpät.

Der Sieg Stilichos auf dieſem — dem nördlichen — Teil des Schlachtfeldes war raſch entſchieden: er hatte mit der erdrückenden Übermacht ſeines Fußvolkes — der trefflichen germaniſchen Söldner zumal — den Widerſtand der gotiſchen Verteidiger hier ſchnell überwältigt, das Lager genommen, in Brand geſteckt, viele Wehrunfähige gefangen.

Ataulf und auch der früher eintreffende König konnten nicht mehr erreichen als die Flucht des Volkes, den Abzug auch des ſtark geſchwächten Heeres in die ſchützenden Mauern des Städtleins Pollentia im Rücken des Nordlagers zu decken. Und auch dies gelang nur durch immer wiederholte Vorſtöße der beiden unermüdbaren Führer, die Verfolger aufzuhalten. Doch dieſe Verſuche halfen immer nur auf kurze Zeit und wurden unter ſchwerſten Verluſten der ſich aufopfernden Nachhut ausgeführt. So ward der Tag von Pollentia trotz der Niederlage ſeiner Reiterei ſchließlich ein großer Sieg Stilichos.

XIV.

Ein wie großer, den ganzen Feldzug entſcheidender, — das ſollte Beſiegten und Siegern in ſeiner ganzen Bedeutung erſt der folgende Tag zeigen. Noch am Abend des Sonntags umſchloß der Feldherr die kleine, nicht ſturmfrei befeſtigte Stadt von allen Seiten: am nächſten

Morgen ſollten die niedrigen Mauern, die morſchen Tore fallen: und dann war das ganze Wandervolk, waren auch die ſtark gelichteten Tauſendſchaften der Krieger Gefangene, das heißt Sklaven in der Römer Hand. Stilicho überlegte nur noch, ob es nicht klüger — und menſchlicher? — ſei, die Eingeſchloſſenen in wenigen Tagen zur Ergebung zu zwingen durch den Hunger.

Das Landſtädtlein mit ſeinen nicht zehntauſend Einwohnern hatte nicht Lebensmittel genug, auch nur ganz kurze Zeit die plötzlich darin eingepferchten Maſſen zu ernähren, die faſt ſämtlich auf den Straßen lagerten: die Häuſer boten — neben den Einwohnern — kaum den Verwundeten ausreichend Unterkunft: die reichen Vorräte, die der König, überallher zuſammengerafft, mitgeführt hatte, waren mit den beiden Lagern in die Hände der Sieger gefallen.

Während Stilicho die für den nächſten Tag zu treffenden Maßregeln überlegte, traf in dem Zelt des nördlichen Goten-Lagers, darin er die Nacht verbringen wollte, ein Bote des Königs ein, der für dieſen und Ataulf freies Geleit erbat behufs einer Unterredung — „wohl die letzte im Leben," ſollte der Herold melden. Sofort ward ſie gewährt und alsbald erſchienen die beiden — in arg zerhämmerten Helmen und Brünnen — vor Stilicho, der ſeinen Sohn und den Markomannen herbeibeſchieden hatte.

Er ſchritt den tiefernſt und tiefſtraurig, aber nicht zornig darein Blickenden entgegen: „Es war nicht meine Tat, geſchah gegen meinen Willen." — „Ich weiß," erwiderte der König, die hingereichte Hand ergreifend, „ſonſt ſtünd' ich nicht vor dir." — „Nicht einen Augenblick hab' ich's geglaubt," ſchloß Ataulf. — Erfreut ſprach Stilicho: „Dank! — Du kommſt nun, abermals zu verhandeln?" — Der König nickte: „Und weitres Blut zu ſparen." Nach-

denklich erwiderte der Feldherr: „Es ist billig, — ich seh' es ein! — daß euch Genugtuung wird für den treuebrecherischen Verrat, für den Riß durch das Recht aller Völker. Ich schulde euch das. Zwar, hättet ihr den Kampf abgebrochen, als mein Sohn mahnte — . . .“ — Beide Goten fuhren auf: „Und die Verräter, die Mordbuben ungestraft entkommen lassen?“ rief Ataulf. — „Das kannst du selbst nicht ernsthaft meinen,“ schloß der König. „Du hättest uns helfen sollen gegen sie.“ — Der Feldherr zuckte die Achseln: „und zusehn, wie ihr des Imperators ganze Reiterei schlachtet, noch dazu helfen? Nein! Sie wären ihrer Strafe nicht entgangen. Jedoch: ich wiederhole: Genugtuung gebührt euch: ich bin in eurer Schuld: was verlangst du zur Sühne, König?“ „Nichts für mich: tot liegen die Neidinge: das genügt mir. Aber mein Volk! Stets vergissest du, daß ich nur lebe für mein Volk. Thiudans, Volkskönig, heiß ich. Was kannst du als Sühne bieten den Kindern für die gemordeten Eltern, was den Eltern für ihre Kinder, den Witwen für die Gatten? — Gewiß zwar wirst du den Besiegten, Eingeschlossenen nicht gewähren, was du den Unbesiegten vor dieser Mordschlacht abgeschlagen hast: freien Durchzug nach Afrika. Nicht das darf ich verlangen. Allein du selbst sprachst zuerst das Wort: Genugtuung. Sühne, Volkssühne will ich's nennen: du schuldest sie dem grausam getäuschten Gotenvolk, das Stilichos Treue vertraute und maßlos dafür litt.“ Der Feldherr senkte die hohe Stirn und sah erschüttert vor sich hin. Er schwieg. Eucherius trat an ihn heran und legte leise die Hand auf seine Schulter.

„Oder willst du wirklich,“ hob nun Ataulf an — „ich leugne nicht: du kannst es! — morgen in jene Mauern dringen und abermals viele Tausende von Wehrlosen neben

uns Kriegern erſchlagen oder verknechten? Willſt du es denn ganz ausmorden, das Volk der Weſtgoten?“

Mit raſchem Kopfſchütteln erwiderte Stilicho: „Nicht, wahrlich nicht, kann ich's vermeiden. Gedenke, mein Alarich, an Pholoë und meine dort enthüllten Pläne. Aber ich bin des Imperators Feldherr. Pflicht und Neigung reißen mich nach rechts und links, ſie zerreißen mich noch! Sprich daher, König, welche Sühne verlangſt du für dein Volk?“

„Freien Abzug aus Italien.“ — „Wohin?“ — „Wohin du willſt.“ — „Hm, das . . . das muß reiflich überlegt ſein. Jedenfalls ſchelten ſie mich wieder Verräter, laß ich euch überhaupt entrinnen. Aber das gilt mir gleich: ich bin's gewohnt. — Allein wohin?“ fragte er nun ſich ſelbſt. — „Etwa nach Oſt-Illyricum?“ meinte Ataulf und der König nickte, auch Eucherius und Adalger ſtimmten bei. — „Was fällt euch ein,“ zürnte Stilicho. „Iſt Oſt-Illyricum mein? (Will ſagen: des Honorius.) Es gehört — ſo gut wie Afrika — Byzanz. Kann ich Arcadius berauben?“ — „Oh, um dieſen Wahn der Treuepflicht!“ rief Alarich. „Glaubſt du, Byzanz, Arcadius würden einen Augenblick zögern, dich zu vernichten, könnten ſie's? Ich ſagte dir doch: einen Preis auf deinen Kopf . . .“ — „Gleichviel! Ich ſchütze auch des Arcadius Beſitz und Grenzen. Ich reiße nichts von ſeinem Reiche ab und niemals werd' ich . . .“

Da meldete die Zeltwache: „Eine geſchloſſene Sänfte, Magiſter militum, trifft ein im Lager, begleitet von einigen Reitern. Ihr Führer nennt ſich Claudius Claudianus: er verlangt dringend ſofortiges Gehör.“ — „Mein Claudian!“ rief Eucherius hinauseilend. — „Er kann nur aus Mailand kommen — vom Hof,“ ſprach Stilicho erſtaunt. „Führt ihn herein.“ — Schon zog ihn Eucherius an der Hand in

das Zelt: jener neigte ſich, ſein Antlitz zeigte hohe Erregung; er fand nicht gleich Worte.

„Willkommen im Lager, Poet. Wichtiges muß es ſein, was dich bewog, den Hof zu verlaſſen. Ich hatte dir doch befohlen, über Honorius zu wachen, die Ränke meiner Feinde zu vereiteln oder doch mir zu melden, zuſammen mit meiner Gönnerin Placidia, die . . .“ — „Placidia, Herr, iſt nicht mehr am Hof.“ — „Wo iſt Placidia?“ fragten alle fünf Männer zugleich.

„Hier iſt Placidia,“ antwortete eine wohllautreiche Stimme und lächelnd ſchwebte die herrliche Geſtalt herein. — „Placidia!“ rief Ataulf und, alles ſonſt vergeſſend, ergriff er mit beiden Händen ihre Rechte: ſie ließ ſie ihm willig.

„Was iſt mit dir geſchehen?“ forſchte Stilicho ſtaunend; er ſchob ihr einen Zeltſtuhl hin. Aber ſie blieb ſtehen: „Danke! Bin genug geſeſſen und gelegen in der engen Sänfte von Mailand bis hierher. — Was mit mir iſt? Verbannt bin ich vom Hof, in Ungnade fortgeſchickt.“ — „Unmöglich!“ rief Eucherius. — „Was iſt unmöglich bei Honorius?“ erwiderte ſie. — „Und warum?“ fragte der Feldherr. — „Warum? Weil ich ſeinen ſchändlichen Undank gegen dich endlich einmal — es riß mir die Geduld und der Zorn verbrannte die Klugheit! — beim rechten Namen nannte, weil ich die Ränke, die er mit Byzanz gegen dich ſpinnt, aufdeckte, und dich zu warnen drohte. Und noch aus einem Grunde, der“ — ſie errötete — „euch Männer nichts angeht.“ — „Was für Ränke mit Byzanz?“ forſchte Stilicho. — „Der Protonotar Archelaos, der Führer der letzten Geſandtſchaft des Arcadius, — ſie kamen und gingen jetzt unaufhörlich! — verlor bei ſeiner Verabſchiedung von mir eine Papyrus-Rolle: ich las ſie auf: ſie enthielt den zwiſchen den beiden

Höfen abgeſchloſſenen Vertrag: hier iſt er: lies! Er geht dich nahe an.“

Er begann zu leſen: da entfärbte ſich ſein Antlitz: es zuckte ihm wie Wetterleuchten über die Stirn: „Wie? Was iſt das? Erſtens: Weſt-Illyricum wird vom Weſtreich abgeriſſen und Byzanz abgetreten: aber nicht für Byzanz: vielmehr hat es Arcadius bereits abgetreten den Jazygen, ...“ — „Den wilden räuberiſchen Sarmaten!“ rief Eucherius, „deren er ſich nicht mehr erwehren kann.“ — „Ein Erzraubgeſindel,“ warf Adalger dazwiſchen. — „Nächſte Vettern der Hunnen!“ lachte der König.

Aber Stilicho fuhr fort: „Schon ſind dieſe greulichen Unholde unterwegs dahin. Dafür zahlt Arcadius an Honorius dreitauſend Centenare Silbers — Stilicho, ſagt der Vertrag, wird ſich dem widerſetzen“ — ‚wahrſcheinlich‘ unterbrach er ſelbſt ſein Leſen. „Alsdann wird er ſeiner Ämter entſetzt . . . .“ — „Weiter nichts?“ lachte Adalger, den Schwertgriff drückend. — „Doch Freund! Noch mehr. ‚Die Ehe mit Thermantia wird gelöſt — ah niederträchtig, mein armes weißes Lamm! Welche Schmach! — Und das ganze Geſchlecht wird für immer nach Sardinien verbannt.‘ Nein, Honorius, das iſt zu viel!“ ſtöhnte der Gequälte in bitterſtem Weh. — „Das fand ich auch,“ ſprach Placidia, „und ſagte ihm das recht deutlich. Ich verriet aber nicht die Quelle meiner Kenntnis. Hier, Claudian, der treue Poet, verwahrte mir die Rolle, und als der erboſte Bruder mich nach Rom verwies, begleitete mich der Wackere, ja, er folgte mir in das gefährliche Wagnis, in Genua den begleitenden Prätorianern mit meinen Sklavinnen zu entſchlüpfen, zu Schiff nach Albigaunum zu entfliehen und, als wir die Nähe deines Lagers erkundet hatten, zu dir zu eilen.“

„Herrlich!“ rief Ataulf. „Und kamſt du geſtern in

dies Zelt, ſo trafſt du darin — mich und warſt meine Gefangene.“ — „Welch Unglück dann!“ ſeufzte ſie ſchalkhaft lächelnd. Dies Lächeln entzückte den Goten. — „Aber,“ mahnte Claudian, „Eile tut not, Magiſter militum: was immer du beſchließen magſt: — eile! Schon traben die Rößlein der Jazygen gen Illyricum.“

Stilicho hatte mit raſchen Schritten ſchweigend das Zelt durchmeſſen: jetzt blieb er plötzlich ſtehen: „Sie ſollen's nicht haben, die Scheuſale! Nichts vom Weſtreich wird losgeriſſen, ich hab's gelobt, ich halt' es. Auf, Gotenkönig, raſch: nun iſt dir geholfen. Führe dein Volk nach Weſt-Illyricum, als mein Vertreter, mein Feldherr und des Honorius Statthalter. Er wird nicht wollen, meint ihr? Ah, ich ſage euch“ — er ſtampfte heftig mit dem Fuß — „er wird wollen müſſen! Geht, ihr Goten, ſchützt mir im Dienſte Roms römiſch Land gegen Barbaren! Siehſt du, Freund Alarich: nun erfüllen ſie ſich doch, meine Pläne von Pholoë! Goten als Helfer Roms kämpfen gegen wüſte Barbaren. Schützt eure neue Heimat.“

XV.

Und an dem Tage, der die unvermeidliche Vernichtung des Gotenvolkes hätte ſchauen müſſen, ſetzte ſich der lange Zug aus den Toren von Pollentia gen Oſtnordoſt in Bewegung. Eucherius, Adalger, Claudian und zahlreiche andere Heerführer und Vertraute Stilichos geleiteten die Abziehenden, Gewalttaten der Goten gegen die Bevölkerung, wie Angriffe römiſcher Scharen auf jene zu verhüten. Alle Fragen, die bei dem Abzug aus der Halbinſel, dem Ein-

rücken in Illyricum, der Ansiedelung daselbst, der Einfügung in das Westreich auftauchen konnten, wurden in dem von Stilicho entworfenen, von Alarich mit wenigen Änderungen angenommenen Föderat-, d. h. Bündnis-Vertrag genau geregelt und im voraus entschieden: einen Bündnisvertrag mit dem Reiche zu schließen sträubte sich der Stolz des Balten nicht: seit Menschenaltern waren alle gotischen Völker hieran gewöhnt und nicht der Kaiser, ihr König sollte ja an der Spitze des Gotenstaates in Illyricum stehen; der Zorn der beiden Imperatoren kümmerte den Balten wenig.

Ortskundige Wegweiser — Eingeborne — geleiteten die Abziehenden. Bald hinter Pollentia überschritten sie ein unbedeutend Wässerlein, schmal und seicht, nur die Wagen etwa mußten sich einer Furt bedienen. Alarich ritt ohne Schwierigkeit durch das Flüßchen: „Wie heißt es?“ fragte er den Kolonen, der das Roß am Zügel führte. — „Roma.“ — „Was? Wie?“ — „Roma, Herr!“ — „Also dies die Erfüllung der Weissagung! Trügerisches Volk der Seher, der Wahrsager! Un-Wahr-Sager sind sie!“

„Was schiltst du?“ fragte Eucherius, der neben ihm ritt. — „Ei, vor dem Aufbruch nach Italien befragte ich eine ‚Pythonissa‘ — so nannte sie sich — zu Larissa, ob ich auf diesem Zuge Rom — Roma! — erreichen werde. Die alte Vettel blickte lang in ihren schwarzen Zaubersud: dann sprach sie zuversichtlich: ‚Ja, Herr, du wirst auf diesem Zuge Rom erreichen.‘ Bah, dies Rinnlein hat sie gemeint. Ataulf! Man muß es ihm sagen. Auch er hat fest daran geglaubt. Ihm hat sie verheißen, er werde die Kaisertochter erreichen. Wo ist Ataulf?“

Aber Ataulf war weit voraus. Dringend, so gut es vor den andern in dem Zelt geschehen mochte, hatte er von

der Geliebten eine Unterredung noch vor Nacht erbeten: den Finger auf den Mund legend, hatte sie leise das Haupt geschüttelt. Am andern Morgen hatte der Glühende vor dem Aufbruch sie im Lager Stilichos in dem ihr eingeräumten Zelt gesucht: er hatte es leer gefunden: sie war nirgends zu erkunden. In bittrem Weh war er dann aufgebrochen. Gestern noch hatte er die Herrliche nah, so nah gesehn: heute mußte er ihr den Rücken wenden — auf unbestimmte Zeit — vielleicht für immerdar! In wahrem Grimm des Schmerzes hatte er die Führung der Vorhut — seiner wackern Reiter — übernommen, aber auch das vorderste Geschwader weit hinter sich gelassen, in den lachenden Frühlingsmorgen hineinsprengend, als gelte es vor sich das Glück zu erjagen, das er doch — wohl für immer — hinter sich gelassen. So war er, den Seinen weit voran, ganz allein in ein wenig dichtes Pinien-Wäldchen gelangt, in dem die breite Heerstraße nach Osten mehrfach durch schmale Seitenpfade gekreuzt ward.

An der Einmündung eines solchen Querweges von rechts, von Süden her, der rascher zu dem Lager Stilichos führte, sah er ein paar Reiter und eine Sänfte halten, die offenbar auf den Zug der Goten warteten. Sowie er heran war, öffnete sich die Sänfte und heraus trat — Placidia. In heißem, süßem Schrecken sprang er vom Pferd und eilte auf sie zu: da sah er mit Staunen, daß ihre beiden Handknöchel ein goldenes Kettlein umschlossen hielt. „Placidia! Geliebte!“ rief er. „Was bedeutet das?“ — „Das bedeutet,“ lächelte sie, „daß die Schwester des Imperators, mit dem du Krieg führst, kriegsgefangen in deine Hände fiel. Nimm mich, ich bin dein. Ich kann nicht anders. Lange, lange hab' ich mich gewehrt gegen den Apollo der Germanen: aber er ist stärker als mein Stolz. Und glaube nicht, ich komme, weil ich nicht

zurück kann: vier Boten und Briefe hat mir mein Bruder nachgesandt schon bis Genua, meine Rückkehr erflehend, mir vollste Herrschaft in Palast und Reich versprechend: ich aber — will zu dir, dir dienen als dein schmiegsam Weib: dich lieben, von dir geliebt werden ist köstlicher als den ganzen Erdkreis beherrschen!“

Viertes Buch.

I.

Gleich hierauf führte den Magiſter militum der Rückweg nach Mailand über Pavia. In dieſer ganz überwiegend von Römern beſetzten Feſte war es wiederholt zu Reibungen, zu offenem Streit, zuletzt zu blutigen Händeln gekommen zwiſchen einer ſchwachen Schar germaniſcher Söldner — Frieſen waren's und Franken —, die vor der Stadt lagerten auf ihrem Weg über die Alpen, in Gallien und Rätien die entblößten Grenzen wieder zu beſetzen, die einſtweilen nur von jenen beiden Königen waren gehütet worden — mit muſterhafter Treue und beſtem Erfolg.

Stilicho hielt ſtrenges Gericht in der Stadt: es hatte ſich herausgeſtellt, daß wieder einmal, wie ſo oft geſchah, die Römer, wo ſie ſich in erdrückender Überzahl wußten, plötzlich über die „Barbaren“ hergefallen waren.

In Europa wie in Kleinaſien waren ſolche „Veſpern“, in denen auch die Weiber und Kinder der angeſiedelten Söldner ermordet wurden, ſchon ſeit zwei Jahrhunderten nicht ſelten geweſen: der alte Haß, die Verachtung der „Ketzer“, die junge neidiſche Eiferſucht auf die Bevorzugung durch den „Vandalen“ bedurften zu ſolchem Aufflackern keines Grundes, kaum eines Vorwandes.

Schwere Strafen hatte „der Mann“ über die Schul-

digen in Pavia verhängt: ein Centurio der „Kohorte der Samniten“, der drei Frieſen nachts in ihrem Zelt im Schlaf erdolcht hatte, ward mit gefeſſelten Händen an ihm vorbei zum Tode geführt: er blieb vor deſſen Pferd ſtehen: „nur noch eine Frage, Vandale.“ — „Magiſter militum bin ich.“ — „Ja, ſo nennſt du dich. Aber Barbar biſt und bleibſt du! Sprich, warum ziehſt du deine Germanen überall vor? Warum bezahlſt du ſie beſſer als uns Römer?“ — „Weil ſie beſſere Soldaten ſind!“ — „Ah, bei Mars dem Rächer! Fluch dir! Das ſagſt du mir, dem Samniten? Jahrhunderte hindurch haben meine Ahnen euch kühеſtehlende Barbaren zu Tauſenden gegriffen und als Sklaven verkauft.“ — „Ja! Aber ſchon lange nicht mehr, wenn euch nicht führten — Germanen.“ — „Warte nur! Einſt werden ſie dich doch noch zerreißen, die Söhne der Wölfin!“ drohte der Verurteilte, die geketteten Fäuſte gegen ihn reckend. — „Wer oder was wird ſie aber dann ſchützen, die Wölflein, vor den germaniſchen Bären? Gewiß nicht nächtliche Mordtat, Samnite. — Fort mit ihm.“

Ernſt, ſchweigſam ritt Stilicho mit ſeinem kleinen Gefolge von der Richtſtätte hinweg den Fluß aufwärts nach „Pons Teſſini“, wo ähnliche Verbrechen zu ahnden waren. „Hat dich der Fluch verſtört, Vater?“ fragte Eucherius beſorgt. — „Nicht der Fluch gegen mich, lieber Sohn. Aber der Fluch, der, Unheil brütend, über dieſem Reiche liegt: der unauslöſchliche Haß der beiden Völker. Seit Jahren ſuch' ich ſie zu verſchmelzen: Haß, Verachtung, Totſchlag, Mord iſt das Ergebnis. Sollte er dennoch ſchließlich Recht behalten, der blonde Gotenkönig? Muß ich doch einſt wie jener Decius in den Abgrund ſpringen, diesmal in den, der zwiſchen Römern und Germanen gähnt? Und wird er ſich dann wenigſtens ſchließen für immerdar?

— — Aber ſieh, was drängt ſich dort lärmend neben dem Fluß? Prieſter ſind's, Bauern, Liktoren. Rauch ſteigt auf am Ufer neben der Brücke. Gebet, — Pſalmen, — Geheul! Sehen wir näher."

Sein Zug war jetzt außerhalb der Mauern von Pavia in gartengleichem Reb- und Olivenland. Er ſprengte auf das Ufer zu in den dichteſten Knäuel von Menſchen hinein. „Was gibt's hier, Diakon?" rief er einen ſchwarz gekleideten Prieſter mit haßverzerrten Zügen an. — „Magiſter militum, ein Strafgericht der Kirche und des Staats. Dieſe alte Hexe da — Sibylle rühmen ſie die Leute — wird verbrannt. Sieh dort den Scheiterhaufen." — „Hier? Auf freiem Feld? — Heda, Liktoren, warum nicht in der Stadt?" — „Herr, das betörte Volk würde es nicht leiden. Sie halten ſie für ſchuldlos und ihre Sprüche treffen ein." — „Ja, durch Hilfe der Hölle," erklärte der Diakon. — „Was hat ſie jetzt verbrochen?" — „Geweisſagt hat ſie wieder." — „Das tut ihr auch, — ſogar aus der Bibel." — „Und gezaubert!" — „Das tätet ihr ſo gern, — könntet ihr's." — „Sie hat ihrem kranken Mann durch bloßes Beſtreichen der Glieder die Schmerzen vertrieben, beſchworen." — „Könnte man doch alle ſo beſchwören!" — „Und als er ſtarb, hat ſie ihn, ſtatt ihn zu beerdigen, verbrannt." — „Das tun wir daheim alle," lachte ein frieſiſcher Reiter. — „Verfluchter Heide! — Aber im Reiche der Römer ſteht darauf ſeit Conſtantius der Feuertod: die Kirche gebeut's und . . ." — „Gemach! — Warum gebeut das die heilige Kirche?" — „Weil da geſchrieben ſteht: ‚der Menſch ſoll zur Erde werden, daraus er genommen'."

Stilicho lächelte bitter: „Alſo tot darf man die Leute nicht verbrennen, aber lebendig? Heiliger Unſinn! — Raſch, tapferer Sigiboto, binde die Alte los — ſie iſt

begnadigt — und führe sie in Sicherheit.“ Der Friese sprang hurtig ab und zerhieb die Stricke. Die Befreite wankte auf den Feldherrn zu: eine alte Frau in weißem Haar: sie küßte seinen Fuß im Steigbügel: „Das wird dir vergolten, Stilicho. Vergolten von den ewigen Göttern!“ rief sie dem bereits Davonsprengenden nach. — „Nein,“ knirschte der Diakon, mit erhobener Faust ihm nachblickend, „aber von der heiligen Kirche!“

II.

Nach Mailand zurückgekehrt, fand der Sieger von Pollentia — wie nach dem Entsatz jener Stadt — durchaus nicht den verdienten Empfang. Diesmal sogar nicht im eigenen Hause. Serena begrüßte ihn mit stummer Kälte, die seine schmerzliche Frage bald in laute Vorwürfe auflöste: „Du kannst fragen?“ schalt sie. „Nie hättest du den Gotenkönig und sein Volk entrinnen lassen sollen: daß du das getan, weiß bereits das ganze Reich. Schwer zürnt dir Honorius. Aber ärger noch ist: du hast diese gottverhaßten Ketzer, die Verächter des Herrn Christus, losgelassen, ja gehetzt wider den rechtgläubigen Imperator von Byzanz, den Sohn deines Wohltäters Theodosius: du brachst dein ihm gegebenes Wort.“

Mit tiefem Schmerz erwiderte der Gescholtene: „Das sollte Serena — meine Serena — nicht sagen, nicht denken können! Hab' ich versprochen, mich nicht zu verteidigen, greift Arcadius an? Wem gehört West-Illyricum? Ihm oder mir?“ — „Keinem von beiden, sondern Honorius. Und der hat es abgetreten — ‚freiwillig‘.“ —

„Wann hatte Honorius jemals freien Willen? Diesmal hieß sein Wille: ‚Olympios!‘ Und abgetreten an wen? Nicht an Byzanz! An die schnöden Jazygen. Das sind Heiden: und solches billigt die fromme Tochter der Kirche?“ — „Besser Heiden, zehnmal besser als deine Ketzer.“ — Stilicho nickte bitter: „lehrt Papst Innocentius! Oft schrieb er mir's. Jetzt hör' ich's auch aus dem Munde, ach aus der Seele meines Weibes, das er mir längst genommen.“ — „Ja, das lehrt er, dieser schon auf Erden fast Heilige. Er eilte auf die erste Kunde von Rom hierher, Honorius zu beschwören, den Bund zu zerreißen, den du mit den Goten geschlossen. Er drang — mit Bischof Venerius — in mich, dich zu . . . .“

Unwillig unterbrach der Gatte: „Die beiden haben dich wohl auch gelehrt, mich zu empfangen, wie du getan? O Serena!“ fuhr er weicher fort, „gedenke doch all der vielen Jahre der Liebe, der Treue, die wir zusammen gelebt, bevor du dich ganz von mir hinweg und zu den Priestern gewendet hast. Vereint uns denn nicht schon der Schmerz um das Los Thermantias, unseres armen Kindes, das unter dem Kaiserpurpur das Weh einer ungeliebten Gattin trägt? Komm, Serena, um unserer Kinder willen, kehre zurück zu mir. O komm in meine Arme.“ Und mit warmer Empfindung trat er auf sie zu. — Schroff wich sie zurück: „Nein, nein! Ich muß dich meiden. Gott will es, die heiligen Bischöfe gebieten es: du, der Erretter der Arianer, bist jetzt ein offener Feind der Kirche geworden, wie du niemals ihr treuer Sohn gewesen. Du bist ausgestoßen aus der Kirche, bis du bereut hast, bis du — vor allem dies heischen sie! — deine ketzerischen und heidnischen Söldner im Heere, die Germanen, von dir gestoßen, ihren Gottes- und Götzen-Dienst verboten hast. Bis dahin verlaß ich dein Haus:

die Religioſen, die frommen Frauen der heiligen Jungfrau, haben verſprochen, mich aufzunehmen.“ — Da fuhr der Gequälte grimmig auf: „So geh! Auch das dank' ich den Prieſtern! Nun, bei meiner Treu, es wird vergolten. Jetzt — jetzt zu Honorius!“

Aber nicht an dieſem Tage und nicht am zweiten und am dritten gelang es dem ſiegreichen Feldherrn, des Herrſchers, den er gerettet, anſichtig zu werden. Der ließ ihm durch Olympios und Carinus ſagen, er möge verſuchen, ſchriftlich ſeinen Ungehorſam, ſeine an Hochverrat ſtreifende Eigenmacht zu rechtfertigen, bevor er der Gnade gewürdigt werde, das Angeſicht des Imperators wieder zu ſchauen.

Tief verwundet durch die Zerſtörung ſeiner Ehe, empört über ſoviel Undank ſprach der „Mann“ zu den Boten: „Nein. Ich ſchreibe nicht. Sagt dem Imperator, ich habe ſeinem Vater gelobt, die beiden Reiche in den Grenzen zu erhalten, die er ihnen vorgezeichnet. Weſt-Illyricum gehört zu Rom, nicht zu Byzanz, und die Jazygen erhalten keine Scholle römiſchen Landes, ſolang' ich lebe. Er ſoll mich nicht zwingen, daß ich ihn zwinge: ich habe wie die Macht dazu, ſo das Recht.“ — Die Boten wurden ſtarr vor Staunen. — „Ja, ja; auch das Recht. Sagt ihm das. Er ſoll mich nicht nötigen, ihm das jemals zu beweiſen. Und ſchließlich ſagt meinem Schwiegerſohn: er ſieht mich nicht wieder, bis er mich ſelbſt ruft.“ — „Da kann er lange warten,“ höhnten die beiden im Fortgehn.

Aber nein: das ſollte gar bald geſchehn. Denn abermals zerriß das Gewebe, das in dieſen Tagen geſchäftig und geſchmeidig die Hand ſeiner vielen Feinde um den

Helden geſponnen hatten, mit eherner Fauſt die furchtbarſte Gefahr.

Biſchof Venerius, Olympios, Carinus und Heraclian hatten leichtes Spiel gehabt, den bei aller Willensſchwäche eiteln, auf ſeine Herrſchergewalt höchſt reizbar eiferſüchtigen, — jetzt dreiundzwanzigjährigen — Imperator heißer und heißer gegen den eigenmächtigen Bevormunder zu erzürnen: ſchon erwog er bei ſich einen Haftbefehl oder doch die Umſtellung des Hauſes des „Verräters“ durch die verläſſigen Römer Heraclians.

Allein er zauderte doch immer wieder: aus Furcht, dann aus der langen Gewohnheit des Gehorſams des Schwachen gegenüber dem Starken.

Bitter vermißte der Unſchlüſſige, der ſtets fremdem Rat gefolgt war, ſeine neben dem „Mann“ bisher einflußreichſte Beraterin — ja Beherrſcherin! —: Placidia. Schwer bereute er ſchon lang, ſie von ſich geſtoßen, vertrieben zu haben. „Was war ſie auch ſo zimperlich, ſo ſcheu, das üppige Geſchöpf?“ ſprach er zu ſich ſelbſt. „Einem ſo zärtlichen Bruder, einem Kaiſerlichen, darf eine ſo ſchöne Schweſter keine Liebkoſung verübeln. Bis vor kurzem war ich ein Knabe: — aber allmählich regt ſich in meinem Blut allerlei — allerlei! Aber wie fuhr ſie mich an! Ja, ſie hob die Hand zum Schlage gegen mein kaiſerlich Antlitz, als ich nur . . . . Ah, an Thermantia verwies ſie mich, den germaniſchen Eiszapfen. Gibt es denn nicht irgendwo ein Weib, das, ſchön wie Placidia, aber nicht ſo unnahbar iſt? Und nun iſt die Unnahbare gar in des Barbaren Hände gefallen, nein, gelaufen, flüſtert das Gerücht! Gefangen? Wie gern löſt' ich ſie mit dem dritten Teile des Reiches! Aber gar keine Antwort auf meinen Löſungsantrag hat mir jener Ataulf gegeben! Hätt' ich ſie doch wieder mit ihrem klugen, kühnen, ſchönen

Kopf voller Gedanken! Freilich, sie sprach immer zu Gunsten des ‚Mannes'."

In solchen Gedanken und Selbstgesprächen trippelte der immer noch halb knabenhafte, aber neuerlich von flackernden Begierden Entzündete hin und her auf dem Mosaik-Estrich seines Schlafgemaches, das ihm das Arbeitszimmer ersetzte. Da trat ein Eunuch eilfertig ein und nach der Proskynese überreichte er auf einer Schildpattschale ein verschnürtes und versiegeltes Schreiben: „von Lucretius Macer, deinem Comes von Venetien; es habe höchste Eile." — „Ah, alles hat immer höchste Eile bei diesem wichtig tuenden Feldherrn. Mir eilt nichts;" und lässig schnitt er die Schnüre auf, blickte in den Papyrus und sank halb ohnmächtig auf das Ruhebett: „Himmel! Lucretius geschlagen — ein Skythenkönig — wie heißt er? — Rhadagais — in Italien eingedrungen — mit mehr als einer halben Million Barbaren — er zieht schon auf Florenz! Wo ist Stilicho? — Ja so! — Rasch ruft mir Stilicho. Er soll kommen! Gleich! Im Augenblick! Sagt ihm, alles sei vergeben. Nein, nein! Das wird ihn erzürnen! Sagt ihm, ich erbitte seine Verzeihung! Aber gleich soll er kommen."

III.

Und Eile allerdings tat Not! Denn zwar hatte das Entsetzen der Italier die Menge der Barbaren maßlos übertrieben, nicht eine halbe, kaum eine viertel Million zählten sie —: aber nicht übertrieben, ja gar nicht zu übertreiben war die Wildheit dieser „Skythen": dagegen

waren die Goten Engel des Himmels, meinten die Flüchtlinge. Zwar waren unter diesen Haufen auch Germanen, zumal Goten aller Stämme: Ostgoten, Gepiden, Heruler, Rugier, Skiren, Turkilinge, Taifalen, Viktofalen, aber sie verschwanden unter der Menge ungermanischer Horden: Hunnen, Jazygen, Alanen, Boranen, Sarmaten, Uturguren, Akazieren und andre kaum sonst gehörte Namen, diese sämtlich Heiden, jene, wenn getauft, Arianer. So hatten denn am schwersten unter dem Einbruch zu leiden die katholischen Priester, deren Kirchen und Kirchengüter. Und der sogenannte „König", das heißt der Häuptling dieser zusammengelaufenen Räuber, der riesenhafte Rugier Rhadagais — er maß siebeneinhalbmal seinen eignen Fuß, flüsterte die Angst — tat wahrlich nichts, dies Wüten seiner Horden zu bändigen. Man raunte, er habe einen furchtbaren Eid geschworen, jeden katholischen Priester, dessen er habhaft werde, zu töten und den Bischof von Rom auf dem Altar der Peterskirche seinem Kriegsgott Tius als Opfertier zu schlachten, so seine Eltern zu rächen, die, dereinst in Mösien gefangen und getauft, auf Anklage von Priestern von dem Dux von Mösien lebendig seien verbrannt worden, weil sie, rückfällig geworden, jenem Gott heimlich ein Roßopfer dargebracht hatten. Der zwölfjährige Knabe habe das mit ansehn müssen und damals jenes Rachegelübde getan, das er nun schrecklich erfüllte.

Von Osten her, aus Pannonien, durch das Tal der Drau und über Ämona (Laibach) brach — wie so mancher Einfall in Italien vor- und nachher — auch dieser Unhold in die Halbinsel ein: kein wanderndes Volk diesmal, nur ein ungeheures Heer von Räubern vieler Horden, deshalb viel gefährlicher, weil viel beweglicher und weil nicht gebändigt durch gemeinschaftliche Volkessitte und gemildert durch die bloße Anwesenheit schon von Frauen und

Kindern. Wie eine Lawine ein dünnes Gehölz von Bergtannen fegte der ungeheure Anprall die schwachen Reihen der Römer dort im Osten unter dem Comes Lucretius hinweg: sie konnten nicht daran denken, das offene Feld zu halten: so flüchteten sie in die festen Plätze, die Kastelle, die Städte, wohin sich auch die gesamte Bevölkerung zusammendrängte, die zu entrinnen vermochte, bevor die raschen Hunnengäule der Vorhut in die Dörfer sprengten. So ergoß sich der Strom der Verwüstung durch ganz Venetien und alles Land nördlich des Po, widerstandslos. Denn mit Belagerung hielten sich die solcher Kriegskunst Unkundigen nicht auf: sie ließen auf ihrem Wege liegen, was sich nicht beim ersten Anlauf ergab: „Friede mit den Steinen!“ lachte der Riese: jede Gefahr, die so etwa ihrem Rücken drohen mochte, ließ sie die ungeheure Überzahl verachten. Bei Besello überschritten sie den Po: wohl hatten die Umwohner auf Befehl der Eilboten Stilichos die breite Steinbrücke dort zerstört und alle Kähne versenkt oder auf das südliche Ufer gebracht: aber lachend hatten sich die ungezählten Haufen dicht nebeneinander in den Fluß geworfen, die zahlreichen Reiter je mit einem, auch mit zwei Fußgängern hinter sich, diese auch schwimmend, auf ihre langen Schilde gelegt.

So gelangten sie fast ohne Verlust vor Florenz: sie forderten, wie gewöhnlich, die Feste zur Übergabe auf: dann sollten nur die Priester sterben, die Laien mit Plünderung davonkommen. Aber in Florenz befehligte Adalger, der, mit einer kleinen, doch erlesenen Schar germanischer Söldner, von dem Feldherrn in Eilmärschen vorausgeschickt, die Stadt vor mehreren Tagen erreicht und, so gut es die knappe Zeit verstattete, in ihren Befestigungen verstärkt hatte: ein leichtfertig unternommener tolldreister Anlauf ward mit schweren Verlusten der Stürmer blutig ab-

gewehrt: es war die erſte Schlappe des grimmen Königs. Er tobte. Aber bald lachte er wieder: „Bah, laſſen wir das alte Neſt liegen gleich den andern. Auf dem Heimweg brennen wir ſie alle nieder. Jetzt hab' ich keine Zeit: ich muß zu meinem Freund in Sankt Peter: ich hab's ihm ſchon lang verſprochen. Wort muß man halten. Wir raſten heute noch hier: morgen geht's über die Berge dort im Süden: nach Rom!"

Aber am andern Morgen ſtand auf dieſen Bergen — „der Mann"! Und zwar in meiſterhaft gewählter Stellung jeden Übergang über die Höhen nach Süden und Weſten ſperrend. Wohl war er an Zahl gar ſehr viel ſchwächer als der „Skythe": aber es waren ſeine beſten Truppen: Franken, Frieſen, Alamannen Markomannen, andre germaniſche Söldner — und er war — Stilicho! Zweimal ſtürmte Rhadagais hinan wie ein Bergſtier· beide Male erlitt er auf halbem Wege ſo furchtbare Verluſte, Niederlagen, daß er den Gewaltangriff aufgab: den Weg nach Norden ſperrte das vortrefflich verteidigte Florenz: zum Rückweg nach Oſten konnte ſich ſein Stolz nicht entſchließen: ſo verbrachte er mehrere Tage in ratloſer, tatloſer Ruhe.

In dieſer Woche aber brütete die Hitze des italiſchen Sommers, den Rieſenleibern der Nordländer unertragbar, ſchlimme Seuchen aus: das maſſenhaft von den Durſtenden getrunkene ſchlammige Flußwaſſer vermehrte das Übel: das böſe Sumpffieber raffte Tauſende gerade der Stärkſten dahin, die Leichen, auf dem harten Felsboden (um Fieſole) nicht zu begraben und daher in den Arno geworfen, verpeſteten Waſſer und Luft. Dazu kam in der zweiten Woche der Mangel, der Hunger. Vorräte hatten die ſiegreichen und raubfrohen Plünderer nie mitgeführt: wie die Heuſchrecken von dem Boden lebend, den ſie bedeckten. Von den fruchtbaren Landſchaften Etruriens waren ſie abgeſperrt

durch Stilicho, die Mauern von Florenz und im Rücken durch den Fluß: auf den steinigen Höhen von Fiesole, wo sie sich eingezwängt sahen, fanden sie schon am zweiten Tage nicht mehr, was sie für Mann und Roß brauchten.

In wenigen Tagen waren die meisten Pferde geschlachtet und verzehrt: nur die Hunnen hatten die geliebten „Springerlein" verschont, deren Hälse mit den zottigen Mähnen umklammert, die hungrigen Genossen abgewehrt: „Wie soll ich leben, wozu soll ich essen, kann ich nicht mehr reiten?" meinte Bleda, ihr Häuptling: es gedieh ihnen zum Heile: nur von diesen Berittenen entgingen einzelne dem allgemeinen Verderben. —

Da, in äußerster Not, — zum Sturm auf die Felsenkronen Stilichos waren sie nicht noch einmal zu bringen! — bestürmten sie ihren Führer, endlich in den Rückzug nach Osten zu willigen. Schweren Herzens, verzweifelnd gab er nach: nicht mehr Stolz und Trotz, wie in den ersten Tagen hielt ihn ab, nein, die Erkenntnis, daß dieser Rückzug der Untergang sei. Denn seit einigen Tagen war ein zweites Heer unter Carinus im Norden und Osten des Arno erschienen: wie sollten die entmutigten, geschwächten, vom Fieber geschüttelten Überbleibsel seiner Scharen den brückenlosen Fluß überschreiten im Angesicht eines Heeres und im Rücken verfolgt von Stilicho, der gewiß aus seiner unheimlichen Ruhe auf den Berghöhen da oben auf die ihm Entfliehenden furchtbar herunterbrechen würde.

Und als nun Rhadagais — zögernd — den Befehl, vielmehr die Erlaubnis zu dem Rückzug nach Osten erteilt hatte, — da war es nicht mehr ein abziehendes Heer, da waren es Haufen verzweifelter Flüchtlinge, welche, die nutzlosen, die hemmenden Waffen wegwerfend, auf den Fluß zu stürzten, einzeln, paarweise, oder in wehrlosen,

hilflosen Klumpen und in das Wasser sprangen, wo sie es erreichten. Nur wenige gelangten hinüber. Denn von drei Seiten zugleich wurden die Widerstandunfähigen niedergemacht: von den Ufern drüben ergoß sich ein Hagel von Pfeilen und Wurfgeschossen jeder Art auf die Schwimmer wie auf Zielscheiben. Aus den Toren von Florenz traf in ihre linke Flanke ein grimmiger Ausfall Adalgers und tödlich, vernichtend, umklammerten die Germanen Stilichos ihren Rücken und die rechte Flanke von Westen und von Süden her. Kampf wagten die wenigsten: ganze Rudel ließen sich von einzelnen Reitern greifen: „Brot! Nochmal Brot vorm Sterben!“ flehten sie.

So wuchs die Zahl der Gefangenen gewaltig: nur einen Goldsolidus, etwa zwölf und eine halbe Mark, zahlten die in Menge herbeiströmenden römischen Sklavenhändler für den Kopf.

Auch Rhadagais war unter den Gefangenen: Adalger hatte ihn, der all' die Seinen überragte, erschaut und nicht geruht, bis er ihn erreicht und in ungestümem Jagen überritten: aber vier Krieger waren erforderlich, den auf dem Rücken Liegenden zu fesseln.

Als er vor Stilicho gebracht ward, verkündete dieser ihm sofort das Todesurteil: der Kaiser hatte im voraus die Hinrichtung angeordnet: die Ermordung so vieler Priester, meinte auch der Feldherr, habe diese Strafe verdient. Trotzig hörte der Gefesselte ihn zu Ende: dann lachte er: „Wohl! Aber das wisse, ich sterbe, nicht weil ich zu viele Priester, nein, weil ich einen zu wenig umgebracht habe: den in Rom. Drum zürnt mir der Kriegsgott. Aber er hätte mich doch ihn erreichen lassen sollen. Auf baldig Wiedersehn in Hel, Stilicho.“ Und trotzig schritt er hinaus.

IV.

Italien aber, das befreite gerettete Italien atmete hoch auf. Kaum minder der noch unberührte Süden als der verwüstete Norden, der mit Schrecken der Rückkehr der Unholde und wiederholter Zertretung entgegensah. Alle Städte der Halbinsel wetteiferten in dankbaren Ehrungen des Erretters: sie errichteten ihm Bildsäulen, — so Rom selbst eine aus Bronze und Silber auf dem alten Forum — weihten ihm Inschriften, benannten Marktplätze und Tore nach seinem Namen. Sogar der Kaiser vermochte nicht, sich der Pflicht der Dankbezeugung gänzlich zu entziehen: als Senat und Volk von Rom ihn einluden, zur Feier der Siege von Pollentia und Florenz im Triumph in die Stadt einzuziehen, die in den letzten hundert Jahren nur dreimal einen Imperator in ihren Mauern gesehen hatte, erkannte er die Unmöglichkeit, den Sieger in diesen Schlachten von deren Feier auszuschließen. So durfte der denn den Platz zur Linken in dem Wagen des Triumphators Honorius einnehmen: aber freilich ward das Fest amtlich nicht als Feier jener Siege bezeichnet, während deren der Triumphator, der „durch Christus siegende Imperator" in dem fernen Mailand gesessen, sondern zur Feier des Konsulats, das Honorius zum sechsten Mal zu bekleiden die Gnade hatte.

Eucherius ritt in vollem Waffenschmuck dicht vor dem Wagen der beiden von der milvischen Brücke bis zum Palatin. Mit dem hochsinnigen Jüngling war eine seltsame, aber heilsame Veränderung vorgegangen seit dem Tage, da Placidia in des Goten Arme geeilt. Wohl schmerzte ihn bitter der Verlust des schönsten Seelenwunsches: aber dieser Schmerz stählte ihn und reifte ihn

zum Manne. Zumal das Verhältnis zum Vater war noch inniger, noch edler geworden: der Sohn ging nun völlig auf in dem Schutz, in der Hilfe des von allen Seiten immer schwerer Bedrohten.

Vor einem neu erbauten Triumphbogen auf dem Wege vom Forum nach dem Kapitol hielt der Sohn das Roß an und las die goldfunkelnde Inschrift: „Unter den gütigen und höchst glücklichen Auspizien der auf dem ganzen Erdkreis siegreichen Kaiser, unserer Herren Arcadius und Honorius, der Augusti, zum ewigen Denkmal des Triumphes, durch welchen sie das Volk der Goten für alle Ewigkeit unterjocht haben, errichteten Senat und Volk von Rom diesen Bogen und schmückten ihn mit deren Bildern und mit Siegeszeichen."

Der Sohn flüsterte dem Vater unwillig in das Ohr. Dieser lächelte bitter: „Laß gut sein! Der Vater war groß und daher dankbar, der Sohn ist klein und daher undankbar. Ich tat's nicht um seinen Dank! Wenn nur niemals ein anderer diese Lüge in Marmor liest — mit Hohnlachen." — „Wer?" — „Freund Alarich."

Kurze Zeit darauf sollte der sie lesen — in dem bezwungenen Rom.

„Nur eines soll er, darf er mir nicht antun: unserer Thermantia Tränen noch reicher fließen machen." — „Ah, sie, dein und aller Liebling" — — „Ausgenommen ihres Gatten! Er soll sie mir nicht kränken! Sonst . . ." Er brach rasch ab.

An diesem Tage schien Stilicho auf dem Gipfel seiner Macht und Herrlichkeit zu stehen: aber gerade an diesem Tage schloß sich um ihn der Kreis der feindlichen Kräfte, die ihn von allen Seiten umzingeln und vernichten sollten.

Am Nachmittag nach dem Prunkmahl, das der Senat dem Imperator und deſſen Begleitern gab, hielt dieſer ſeinerſeits in dem Circus des Maximus glänzende Spiele ab unter dem brauſenden Jubel des römiſchen Volkes. Denn nicht nur Tierkämpfe, auch die ſo leidenſchaftlich von den mit Wolfsblut Geſäugten geliebten Gladiatoren-Gemetzel wurden gewährt.

Stilicho hatte den Imperator nicht in den Circus begleitet: er hatte ſchon das Gelage in dem Palaſt des Conſtantin lange vor dem Ende verlaſſen und in ſeinem Abſteigequartier auf dem Aventin angelegentlich und bis tief in die Nacht hinein verhandelt mit Boten — oder Geſandten? — in germaniſcher Tracht, die, den Imperator und deſſen andere Berater ſorgfältig meidend, eilfertig und heimlich den Feldherrn aufgeſucht und ſich bei ihm verborgen gehalten hatten.

Ungewöhnlich früh am andern Morgen meldete ſich der bei dem Herrſcher und ließ ſich nicht abweiſen von Heraclian, der jetzt das einflußreiche Vertrauens-Amt des oberſten Kämmerers — Cubicularius — bekleidete: „Ich werde hier warten," ſprach er im Vorzimmer des Schlafgemachs, „bis mein Schwiegerſohn ausgeſchlafen hat," und er nahm ohne weiteres Platz und vertiefte ſich in die zahlreichen Urkunden und Briefe, die er mitgebracht hatte.

Ungnädig empfing ihn der Langſchläfer, der ſich von den Anſtrengungen der geſtrigen Genüſſe noch nicht erholt hatte.

„Ah, nicht eine Stunde Ruhe läßt man mir! Übel begann der Tag: auf dem Tiſch des Badegemaches finde ich dieſe Meldung — da! — aus Mailand: ‚Mantua iſt hin.' Du ſtaunſt? Nun ja, freilich nicht das alte Fieberneſt am Mincio — nein: die koſtbarſte meiner Faſan-Hennen. Schlimme Vorbedeutung dieſes Tages! —

Was bringst du? Weh, welche Menge Papyrus und Pergament! Im Tiber warten an der Brücke meine römischen Enten."

Stilicho furchte die Brauen: „Laß jetzt Enten und Fasanen. Und höre sehr Ernstes. Ich erfuhr erst spät in der Nacht, was im Circus geschah: hundert Paare Gladiatoren hast du — hinter meinem Rücken! — aufgestellt: von diesen allen hast du nur sieben Köpfen das Leben gelassen: einhundertdreiundneunzig Menschen hast du schlachten sehen . . ." — „Pah, meist Gefangene: — nur Germanen!" — „Und du hast auch zugesehen, wie jener junge Mönch . . ." Honorius zuckte zusammen. „Aus Ägypten, jener fromme Telemachos, von den Reihen der Zuschauer herab auf die blutgetränkte Arena eilte, sich zwischen die Kämpfenden warf und beim Namen ‚Christus' sie beschwor, abzulassen von diesem grausen Morden . . ." — „Was hat der Hund gebellt wider den Willen des Kaisers? Mein Wille ist oberstes Gesetz." — „Er flehte dich an, ein Ende zu machen. Du aber . . ." — „Ich befahl nur, fortzufahren. Daß er dabei im Getümmel niedergestoßen ward," — er zuckte die Achseln — „ist nicht meine Schuld."

„Wenig lieb' ich die Mönche: aber dieser war ein Held seines Glaubens. Du läßt die Bischöfe, die Priester in Dinge reden, die sie nichts angehen und wo sie wirklich in Christi Geiste mahnen, hörst du sie nicht. Du weißt, auf der Kirche Andringen hat schon der große Constantin diese Menschenmorde verboten: sein Edikt ist nie aufgehoben worden." — „Gut, so hab' ich's gebrochen!" — „Ich aber hab' es soeben erneut." — Statt zu zürnen lachte der Herrscher hämisch und rieb sich die Hände: „Gut! Vortrefflich! Das verzeihen dir die Römer nie!" — „Ich mußte sie noch mehr erzürnen. Als das Verbot auf dem

Forum verkündet war, erschien bei mir der Kustos der Sibyllinischen Bücher, — er ist wohl heute noch insgeheim Priester des Jupiter — legte sie mir vor und verlas daraus die Weissagung, das Reich werde fallen, sehen Jupiter und Mars dies Blut nicht mehr fließen." — „Und du? Was sagtest du?" — „Nichts sagte ich. Ich erfüllte nur meine frühere Drohung: ich ließ die sibyllinischen Unheilsblätter verbrennen."

Honorius sprang auf: „Das wagtest du? Das tatest du?" — „Ich wage und tue alles, was des Reiches Wohl erheischt: denn des Reiches Wohl, Honorius, nicht dein Wille, ist oberstes Gesetz."

Jener preßte die schmalen Lippen aufeinander: „O wenn ich ihn nur entbehren könnte, diesen Kopf," dachte er, „längst flog er vom Rumpf." Ein sehr bösartiger Blick aus den kleinen grünen Augen traf den Feldherrn. Aber dieser fuhr ruhig fort: „Das sind kleine Dinge im Vergleich mit dem Großen, was ich dir jetzt zu künden habe. Dein Bruder — oder vielmehr dessen Beherrscherin, seine Gemahlin, und meine andern Feinde in Byzanz — haben, nachdem der gegen mich gerichtete Plan, — der geheime Bund mit dir — gescheitert, wieder einmal umgeschlagen und den Angriff auf dich beschlossen. Nein, zweifle nicht. Sie haben Alarich in Illyricum — längst hat er deine Jazygen in ihre Steppen zurückgejagt! — auch Epirus hat er ihnen entrissen — zum Bündnis gegen dich . . ." — „Das heißt: gegen Stilicho!" dachte Honorius. — „Aufgefordert und ihm dafür abermals versprochen das Amt des Magister militum des Orients und achttausend Pfund Gold. Aber der Gotenkönig hat ihre geheimen Briefe *mir* geschickt: hier sind sie."

„Ah freilich," zischte der Kaiser. „Das ist der Dank für — für seinen Retter bei Pollentia." — „Ja, Honorius!

Und du, du danke dem Himmel, daß ich ihn damals verschont habe: jetzt rettet er dich. Denn der Wackere erbietet sich, für dich gegen Byzanz zu kämpfen, neben mir, Schild an Schild, die Angreifer schon drüben abzuwehren, so daß nicht abermals die Schrecken des Krieges sich über dein Italien ergießen. Und er verlangt von dir kein Amt und nur die Hälfte des Goldes, das Byzanz ihm bietet." — „Nein, nein. Nicht einen Solidus." Er stampfte mit dem Fuß. „Ich will nichts hören von diesem Alarich und seinen Goten." — „Ich fürchte, du wirst noch viel hören müssen von diesem Alarich und seinen Goten: — als Freund oder Feind! Ich muß dich bitten, mir Vollmacht zu geben, den Bündnisvertrag, den ich heut' Nacht mit seinen Gesandten . . ." — „Aha, aha, also Westgoten waren die Barbaren, die . . ." — „Die Olympios und Heraclian, in deinem Auftrag meine Wohnung umschleichend, gesehen und dir gemeldet haben. — Also Vollmacht, den Vertrag abzuschließen und heute noch im Senat als von dir genehmigt zu verkünden. Denn der Senat muß das Gold dafür bewilligen." — „So? Und wenn ich nun nicht will?" — „Dann" — er erhob sich — „verteidige dich selbst gegen Alarich und Byzanz zugleich. Ich lege meine Ämter nieder und gehe nach . . ." — „Aber so bleib' doch sitzen!" schrie Honorius in äußerster Bestürzung. „Ich muß doch überlegen . . . einen Tag . . ."

„Nicht eine Stunde. Alarichs Gesandte reisen heute Abend ab — mit deinem Ja oder Nein. Und ich berufe augenblicklich den Senat, ihm deinen Entschluß zu verkünden. Also: ja oder nein, Honorius?" — „Ja denn, in aller Dämonen Namen!" schrie der Erboste. „Gib her."

Stilicho reichte ihm die in Purpurtinte getauchte Rohrfeder: er unterschrieb die Vollmacht. „Das Reich dankt

dir," sprach der Feldherr, den Papyrus an sich nehmend. „Das Reich: nicht ich. Ich wäre lieber gegangen. Denn ich bin deines Palastes müde." Und er wandte sich und schritt hinaus. Honorius aber fuhr auf, warf die Rohrfeder auf den Estrich und zertrat sie mit dem Fuß: „Warte, Barbar! Diese Stunde zahl' ich dir heim. Wie dieses Rohr zertrete ich dich!"

V.

In dem „Palast der Cäsaren" trat, von Stilicho eilig berufen, am Mittag dieses Tages der Senat zusammen, dem der „Barbar" wenigstens äußerlich und in den Formen mehr Ehren erwies und — scheinbar — mehr Einfluß einräumte, als diese tief gesunkene Körperschaft unter Soldatenkaisern seit Jahrhunderten gewöhnt war: gerade um den Haß gegen den „Vandalen" abzuschwächen geschah das: — wenig sollte es nützen! Vielmehr wurden die Senatoren, plötzlich auf solche Höhe gehoben, schwindlig und versuchten eine Macht wirklich auszuüben, deren Schein ihnen doch nur aus Klugheit oder Höflichkeit eingeräumt war: freilich regte sich dabei in den Tüchtigsten unter ihnen auch noch ein Wiedererwachen altrömischen Geistes. So in dem greisen Lampadius, dem „Princeps senatus", der seinen Stammbaum — durch Adoption — bis auf die Scipionen zurückleitete: er war der Vater Heraclians, aber sein Haß gegen den Germanen nicht wie bei dem Sohn auf Neid und Eifersucht, auf gut-altrömischen Stolz und Barbarenhaß gegründet. Er zuerst fand den Mut des Wortes, des Widerstandes, als Stilicho seinen

Vortrag und Antrag geendet, und, unter Berufung auf des Kaisers Genehmigung, die Zustimmung der „hochehrwürdigen Väter der Stadt und des Reiches“ zu dem mit dem Gotenkönig zu schließenden Bündnis, zumal zu den zu zahlenden Hilfsgeldern gefordert hatte.

Die flammende Röte des Zorns stieg in das bleiche Antlitz des Greises, als er, rasch aufspringend, rief: „So ist er denn erreicht, der Gipfel der Schmach, entehrt der Senat und entweiht das Haus der Cäsaren. Seit lange freilich tragen wir es schon, daß die Barbaren herrschen in dem Reich des Augustus und Trajan. Bepelzte Skythen füllen die Kurien der Städte, tragen in Rom, in Mailand, in Ravenna die höchsten Würden in Heer, Hof und Reich. Die Germanen sind die Männer, wir Römer die Weiber in diesem Staat. Und sie helfen zusammen, diese Barbaren: in diesem Reich, — das sind wir gewöhnt! Aber jetzt reichen bereits die im Reich die Hände über die Grenzen hinaus — ihren Stammgenossen draußen und sie ziehen sie bei den Armen herein, ihre Macht zu mehren. Einen Bündnisvertrag nennst du das, Vandale, und Hilfsgelder? Ein Vertrag der Knechtschaft ist es und der Tribut der Unterworfenen. Ich sage Nein, und nein mit mir sagt jeder echte Römer.“ Er setzte sich: ein brausender Beifallsruf durchflog die Reihen der Senatoren.

Nun erhob sich, bevor Stilicho erwidern konnte, des Lampadius Nachbar, der wenig jüngere Stadtpräfekt Symmachus, ein gefeierter Redner und Schriftsteller: „Wahr hast du gesprochen, Princeps senatus, aber nicht die ganze Wahrheit hast du aufgedeckt! Woher denn rührt das Elend dieses Reiches? Warum denn und seit wann sind wir so tief gesunken, daß es von Barbaren im Innern beherrscht, von Barbaren von außen bedroht wird und nur durch Tribut an andre Barbaren deren Schutz erkaufen

kann? Seit wann? Seit uns die Götter zürnen, die großen Götter unsrer großen Ahnen, von denen wir abgefallen. Abwärts geht es seit den Tagen des Constantius, der die Tempel schloß und die Opfer verbot. Noch einmal ging uns die Sonne des Sieges auf, noch einmal schlugen wir Alamannen und Perser, als jener Liebling des unbesiegten Sonnengotts, als Julianus die Götter versöhnte durch Rückkehr zu deren heiligem Dienst. Aber gleich sein Nachfolger fiel wieder von ihnen ab und grollend sandten sie Niederlagen, Hunger, Seuchen. Wie kann der Römer auf Sieg hoffen, wenn er den Altar der Siegesgöttin in diesem Saal umstürzt, ihre Bildsäule aus dieser alten Wohnung der Cäsaren hinausschleppt? Schaut hin auf die häßliche Lücke dort mitten in der Reihe der Säulen: leer ist der Ort, verwaist die geweihte Stätte: entfernt hat der Imperator auf Drängen seiner Priester die Siegesgöttin aus seinem Hause, damit den Sieg verscheucht von den Legionen. Und dieser Barbar hier — unser Meister! — verbietet die den Göttern geweihten Spiele und verbrennt unsere ältesten Heiligtümer. Ich kann nicht mehr weilen in diesem entgötterten Saal, nicht dem Feind der Götter regieren helfen, nicht seine barbarischen Helfer bereichern." Damit verließ er hastigen Schrittes die Versammlung.

Sofort begann nun Stilicho: „Lampadius, ich wünsche dir Glück zu deiner Rede: aber du hättest sie vor vierhundert Jahren halten müssen. Du bist ein echter Römer, aber ein Römer Cäsars, nicht des Honorius. Deinem Freund Symmachus aber sage, ich habe gestern dem Imperator in Gegenwart des Bischofs dieser Stadt den Rat erteilt, Altar und Standbild der Viktoria hier wieder aufzustellen. Da erklärte der heilige Vater, dann Kaiser und Senat und mich aus der Kirche mit Verfluchung

auszuſtoßen. Wollt ihr das, verſammelte Väter?“ — „Nein! Um Gottes Willen nein! Nur das nicht!“ ging es laut durch die Bänke der Senatoren: die weniger zahlreichen Anhänger der alten Götter wagten kaum Einſprache.

„Und um euch, ihr verſpäteten Diener der Olympier, meine Unparteilichkeit zu zeigen,“ fuhr er mit dem leiſen Lächeln der Überlegenheit fort, „will ich euch mitteilen, daß ich — die Not zwingt mich, leer ſind unſre Kaſſen! — auch gegen meine eigne Kirche, die katholiſche, die Forderungen des Staates durchſetzen muß: ich habe heute die Steuerfreiheit aller rechtgläubigen Kirchen aufgehoben: ſie müſſen aus den unermeßlichen Reichtümern, die ſie aus der Freigebigkeit der frommen Kaiſer geſchöpft haben, ein klein Scherflein ablaſſen zur Rettung des Reichs!“ — „Dieſe Unparteilichkeit! Hohn iſt ſie!“ riefen die katholiſchen Senatoren. — „Den Vertrag mit dem Gotenkönig aber,“ fuhr er ſchärfer, ſtrenger fort, „den — wiſſet es nun! — hat der Imperator bereits abgeſchloſſen: ſeht her, hier ſteht ſein Name. Ich wollte euch ehren, ſchonen, indem ich euch erſt zu befragen ſchien. Nun ihr aber trotzen wollt, lernt, daß ihr nein zu ſagen weder Recht noch Macht habt. Wer unter euch wagt es, dem Imperator zu widerſprechen? Das wäre crimen laesae majeſtatis. Schaut hinaus zu jenem Bogenfenſter: da rücken ſie an, meine germaniſchen Söldner, gegen dieſes Haus. Weſſen Namen ſoll ich hinausrufen als eines Hochverräters?“

Keiner nannte ſich: nur Lampadius rief: „Das iſt Gewalt, Barbar! Hüte dich! Gewalt geht durch Gewalt zu Scherben.“

VI.

Zu Aulon, in Epirus, in einer ſtattlichen römiſchen Villa ſaßen in dem von immergrünenden Büſchen, von Lorbeer, Oleander, Myrten und Eiben umhegten Garten, deſſen weit offene Doppeltür den Blick auf die Straße nach dem Hafen hin gewährte, auf halbkreisförmigen niedern Bänken von weißem Marmor ein blonder Mann und eine dunkelhaarige Frau. Zu deren Seite ſtand ein römiſches, ſchön aus Zedernholz geſchnitztes Kinderbett, gefüllt mit Pfühlen und Decken römiſcher Art, aber über ihnen und dem Bett lag ein langer germaniſcher Schild: der trug den Körper des Kleinen. Es war Sommer: doch die hohen und dichten Edelbäume und Edelbüſche hatten den ganzen Tag über die Glut der Sonne abgehalten und nun, da ſie zu Rüſte ging, wehte von der See her liebliche Kühle durch den hainähnlichen Garten.

Das Paar war mit einer lateiniſchen Dichtung beſchäftigt, der Mann ſchien dabei der Lernende, die Frau die Lehrerin zu ſein: ſie las vor: emſig, geſpannt horchte der Mann und unterbrach zuweilen mit einer Frage, wo er nicht raſch genug folgen konnte: dann hielt die ſchöne Meiſterin geduldig an, wiederholte den Vers langſam und, wenn nötig, erklärte ſie ihn in lateiniſcher Proſa, während der goldlockige Schüler mit dem ſtarken Zeigefinger die Zeile verfolgte; aber oft neigte er dem Kinde zu, das der Mutter lachend die beiden Ärmchen entgegenreckte.

„Du mußt ſchon verzeihen," entſchuldigte der Gatte nach einer ſolchen Stockung, „kann ich nicht alles gleich verſtehen. Habe zwar euer Latein gleichzeitig mit der

Mutterſprache gelernt und ſprech' es und verſteh' es ganz glatt: aber ‚Proſa', wie du's nennſt! Dies Geſchreibſel jedoch von Stilichos vielgeprieſenem Freund Claudian — das ſind ‚poemata', Verſe. Ach, und was für lange! Unter ſechs Hopſern in einer Reihe tut er's nie. Und es klingt ja auch gar ſchön, 's iſt wahr . . ." — „Pompa ſermonis Latini," nickte die Frau und küßte ihren Knaben. „Wirſt auch einmal ſo pompös reden, Theodoſiuncule!" — „Wenn nur der liebe Poet nicht in wahrhaft teufliſcher Weiſe . . . ." — „Diabolice heißt es, nicht wahr, mein Söhnlein?" — „Immer alle Wörter auseinanderreißen wollte, die zuſammengehören! Oft muß man ihnen um die Ecke der zweiten, ja bis in die dritte Zeile nachlaufen, um ein Adjektivum — nicht wahr, ſo ſagt man?" — „Gut haſt du gelernt!" — „Zu finden, das nach ſeinem ſchon lang wieder vergeßnen Objektivum, . . . nicht?" — „Nein, Subjektivum!" — „Subjektivum hinauf will. Zum Beiſpiel, hier . . . ." — „Ja, Lieber, das weiß ich ſchon ziemlich lang. Das iſt eben das Schöne." — „So? Nun: ich ſage lieber: ich liebe dich, Placidia, weil du ſo ſchön biſt, als etwa: So weil ich Placidia biſt dich ſchön liebe du." — Sie lachte: „Ich höre beides gleich gern. Und verſteh's. Haben wir uns doch auf Lateiniſch und Gotiſch gleich lieb, du pulcher-fagr: und das griechiſche ‚καλός' kriegſt du obenein mit dieſem Kuß." — „Du Holde! — Aber Griechiſch lern' ich nicht auch noch!" — „Sollſt nicht! Folge nur auf Lateiniſch hübſch in allem, was ich dir ſage. Omphale ſpielen iſt ſüß mit einem ſolchen Herakles. Aber das verſteht er nicht, mein Barbar! — Ach, Ataulf, wie ich dich liebe! Wie glücklich bin ich!" — „Auch ohne Diadem?" lächelte er. „Ich gab dir's zurück nach Pollentia. Wo iſt es?" — „Ich warf's ins Meer nach unſrem Hochzeitstag. Dein ſein,

dein Weib, iſt alles. Oh wie töricht war ich, als ich herrſchen wollte ſtatt lieben! — Aber du, mein Büblein, du mußteſt noch hinzukommen“ — ſie wandte ſich wieder dem Kinde zu —: „erſt du haſt den Kranz meines Glückes geſchloſſen: du, Alarich Theodoſius! Ah, was der weiſe Stilicho ſeit vielen Jahren ſich — recht vergeblich! — abmüht, zu erreichen, die ‚Verſchmelzung Roms und der Germanen‘, wie er's nennt, — wir zwei beide, wir haben's ſchön und mühelos und ſelig erreicht: da liegt es vor uns, ſtrampfend, ſtrotzend von Lebenskraft und Lebensluſt.“

Eine bange Ahnung ſtieg dunkel auf in des Goten lichter Seele: — „Wird er uns bleiben, der Knabe?“ Aber er ſchwieg und ſtrich mit der Hand über die Stirn, wie um Gewölk zu verſcheuchen.

„Nun aber, mein Herr und Schüler und Gemahl, mußt du belohnt werden für das trockne Lernen. Ich weiß: dies iſt deine durſtige Stunde: — die Sonne ſinkt — oder beſſer: deine durſtigſte, o ſchönſter der viel trinkenden Germanen. Ich will rufen . . .: aber ſchau, dein treuer Hailſwinth, der kennt dich noch beſſer, weil länger, als Placidia. Da kommt er ſchon aus dem Hauſe mit dem Miſchkrug. Der erſte, der treuſte deiner ‚Gefolgen‘. Ich hab' es verſtehen gelernt, weshalb gerade der dein Mundſchenk ward: bei uns ſind's Sklaven, — bei euch iſt's das wichtigſte aller Hausämter, — faſt ein Staatsamt.“

Der mächtige Mann in gotiſcher Gewandung und Gewaffnung brachte aus dem Wohnhaus über die Porphyrſtufen in den Garten herab einen kleinen Krug Weines, einen breiten Miſchkrug und zwei ſilberne Becher: er ſtellte ſie auf den runden Marmortiſch vor den Gatten, neigte ſich und wollte wieder gehen. Aber Ataulf winkte ihm zu bleiben: „Die Herrin, — die meine wie die deine! —

ſchalt ſo ſchlimm über unſer Trinken! Sie ſoll wenigſtens wiſſen, warum," lachte er. „Von morgen ab den Wein in den dicken, das Waſſer in den dünnen Krug."

Er ſchenkte einen der Becher aus dem Weinkrug voll, und reichte ihn dem Mann: „Da trink, herzhaft. — gotiſchen Schluck! Schau her, Kaiſerkind, ſiehſt du da über Stirn und Wange die tiefe Narbe ziehn? — blutrot? Der Hieb galt mir in jener Mordnacht an der Adda; der Treue fing ihn auf — für mich! — und ſtieß zugleich den Hunnen vom Gaul." — „Ja, jene Nacht, die Flammennacht!" Die Miene des Gefolgen verdüſterte ſich: er ſtellte dankend den leeren Becher auf den Tiſch und wandte ſich dem Gartentore zu.

Plötzlich blieb er — wie angewurzelt — ſtehn und reckte ſprachlos beide Arme gen Himmel: „Ah, Himmelvater! Sie .... ſie iſt's! Nur viel ſchöner. Ihre Seele! Hailiko!"

Das Ehepaar erhob ſich erſtaunt: in der offenen Gartentür ſtand auf der Schwelle ein Mädchen von etwa fünfzehn Jahren in weißem Wollgewand: das blonde Haar flutete gelöſt auf die Schultern: ſie trug einen Stab in der Hand. Zögernd blieb ſie eine Weile ſtehn: dann rief ſie jauchzend: „Vater! Vater!" — „Du biſt's! Du ſelbſt!" Sie ließ den Stab fallen und eilte auf Hailſwinth zu, der ſie ſtürmiſch in die Arme ſchloß.

Placidia war nun heran: „Iſt das ...? Ja, ja, gewiß! Deine Tochter, die du verbrannt geglaubt in jener Nacht." — „Ja, ſie iſt's!" rief der Vater, ſie loslaſſend, um in ihr Antlitz zu ſchauen. „Nur größer .... ſchöner: wie ein Engel des Herrn."

Nun ward in der Türe ihr Begleiter ſichtbar: ſcheu hielt er ſich zurück: aber Ataulf ging auf ihn zu: „Gehört der zu dir?" fragte er Hailiko. — „Ja, freilich, freilich!

Der gehört zu mir! Komm, Freund!“ Und sie zog ihn an der Hand herzu: „Vater, der da . . .: der hat dein Kind gerettet . . . — mehr als einmal. Will sagen: durch ihn der Himmelsherr. Aber die Mutter? Die Geschwister? Wo wo sind sie?“ — Mit tiefernstem Blick nach oben hob der Vater die Hand: „Dort!“ — „Oh, die Mutter! Die Schwestern? Das Brüderlein?“ — „Alle! — Ich kehrte, nachdem ich den Herrn geborgen gesehn, nochmal zu den Zelten zurück und suchte — ich sah kaum aus den Augen vor Blut — und fand sie endlich — erschlagen. Alle sechs! Die Mutter hielt den Säugling noch im Arm. Nur du fehltest. Ich rief dich — ich schrie deinen Namen —: keine Antwort und keine Spur von dir in dem Schutt, der Asche der Zelte. Da floh ich und weinte um euch alle.“

„Aber nun erzählt ihr beiden!“ mahnte Ataulf. „Doch erst labt euch! Trinkt. Hier setzt euch — alle drei — zu uns.“

Und nun berichteten die Kinder, in Wechselrede sich ablösend und ergänzend, ihr Zusammentreffen auf dem Schlachtfeld und ihren Aufbruch. „Und vom Grabe meines Ahns hinweg verfolgten wir die Spur des Gotenheeres. Wohl war sie leicht zu finden: aber überall kamen wir zu spät. Denn nur gar langsam kamen wir vorwärts.“ — „Betteln wollten wir nicht: so mußten wir arbeiten, unsere Wegzehrung zu verdienen.“ — „Arbeiten?“ lachte Placidia, beide Becher wieder vollschenkend. „Ihr Kinder, was könnt ihr denn?“ — „O viel, schöne Herrin,“ erwiderte das Mädchen, „man kann viel, wenn man nur muß: die Not ist scharfe Lehrerin. Ich hütete Geflügel, auch Schafe und Ziegen auf den Villen am Wege . . . .“ — „Und ich die Pferde. Nachdem ich fünfmal heruntergekugelt,“ lachte der Knabe, „konnt' ich reiten. Und

Hailiko konnte ſo zierlich ſpinnen und weben . . . .“ — „Die liebe Mutter hatte mich's früh gelehrt. Aber mein Freund hier, — gar viel hielten auf ihn als Gärtner die Reichen in den Villen: er verſtand die Weinberge und die Blumen ſo gut zu pflegen . . . .“ — „Ei, das hatte ich dem Ahn abgeſehn. Hatten wir ſo wieder ein par Dreilinge beiſammen, ſo ging es weiter.“ — „Und es gibt doch viel mehr gute Menſchen als böſe,“ meinte Hailiko. „Ganz abgewieſen hat uns niemand.“ — „Dich abweiſen?“ lächelte Placidia, über das blonde Köpflein ſtreichend. „Wer könnte das?“ — „Im Gegenteil,“ fuhr Julianus fort. „Oft wollten ſie uns länger, wollten uns auch wohl für immer behalten.“ — „Wie Ataulf und Placidia tun werden,“ ſprach dieſe. — „Aber wir machten uns immer wieder los,“ erzählte Hailiko. „Ich mußte ja doch zum Vater, ach, zu den Meinen.“ — „Und ich zu König Alarich. Wo . . . . wo iſt er? Ich muß . . . . der Ahn gebot . . . .“ — Er ſprang auf. Ataulf zog ihn wieder auf die Bank: „Gedulde dich! Bald kommt er, das Nachtmahl mit uns zu teilen.“

„So wanderten wir weiter und weiter gen Aufgang und gen Mittag,“ fuhr er fort. „Darüber vergingen Sommer und Schneezeit. Immer fragten wir nach den Goten. Endlich, zur Erntezeit, erfuhren wir, ſie ſeien gar nicht mehr im Lande: ſondern in Landen, von denen ich nie gehört: Epirus und Illyricum.“ — „Da kamen mir die Tränen,“ klagte das Mädchen. „Aber mein Freund trocknete ſie mit lieber Hand. Und nun mahnte er mich an den Himmelsherrn und ſeine Weg-Engel. Denn auf dem langen Wandergange hatte er beten gelernt.“ — „Ja,“ ſprach der Knabe feierlich. „Und warum? Weil uns jedesmal aus Zweifel, Gefahr und Not war geholfen worden, ſah Hailiko ſo . . . . ſo gen Himmel, wie nur

ſie ſchauen kann, und betete dazu." — „So taten wir auch damals auf dem lärmenden Forum einer volkreichen Stadt, — weiß nicht mehr, wie ſie hieß — als wir erfuhren, wir müßten die Goten jenſeit eines großen Waſſers ſuchen und wo ich faſt verzweifelt wäre. Da knieten wir, wo wir ſtanden, nebeneinander nieder und beteten laut, der Himmelvater ſolle uns den Weg an das Weltwaſſer weiſen und uns dann hinüberhelfen. Das hörte ein guter Prieſter, der des Weges kam: den rührte unſre Not . . . ." — „Und euer Glaube," ſprach Placidia. — „Und er brachte uns in das Haus ſeines Bruders . . . ." — „Der war ein großer Kaufherr . . . ." — „Und fuhr gar oft mit ſeinem Handelsſchiff voll Waren übers Meer. Und auf Bitten des guten Prieſters nahm der uns mit nach einer Hafenſtadt . . . . wie hieß ſie doch, Julianus?" — „Brunduſium. Und nahm uns mit auf ſeinem Schiff hinüber nach Dyrrhachium." — „Und mein Freund wollte durchaus als Ruderer arbeiten, ſo den Fahrlohn zu verdienen." — „Aber der freundliche Kaufherr lachte und ſprach: Laß gut ſein! Ich ſtelle die da — die Blonde — vorn an den Bugſpriet als Schiffbild: wie ein Heiligenbild wehrt ſie mir Sturm, Brandung und Klippen ab." — „Als wir nun aber — nach der Landung — durch dies rauhe Berg- und Wald-Land wandern mußten, da kam erſt noch der ſchlimmſte Teil unſres Weges." — „Bah, war nicht ſo arg! Wußte ich doch jetzt, — endlich! — wo wir König Alarich mit ſeinem Vetter ſicher zu finden hatten: hier in Aulon, der Hafenſtadt. So mußte ich denn nach Aulon, durch alles hindurch, was hemmen wollte." — „Und manches hemmte uns! Von einem ſchmalen regennaſſen Steg glitt ich in einen Wildbach hinab: er ſprang nach und holte mich heraus. In einer Nacht verfolgten uns Wölfe — ein ganzes Rudel —: ich

konnte nicht mehr laufen: er hob mich auf einen Baum, verſprach, nachzuklettern, tat's aber nicht, lehnte ſich mit dem Rücken an den Stamm und erſtach mit dieſem Schwertlein ihrer drei . . ." — „Nur zwei. Die andern heulten und liefen." — „Und das Ärgſte kam am Tage darauf!" Sie zitterte bei dem Gedanken. „Im ödeſten Felsgebirge, aus dichtem, dichtem Buſchwald brachen aus dem Dickicht zwei Waldrieſen — es gibt ſolche, ſagte die Mutter — ganz ſchwarz." — „Kohlenbrenner waren's," lachte der Knabe. — „Und wollten mich greifen. Sie hatten Rieſenſtangen . . ." — „Nur Schürſtangen. Aber übel hatten ſie's vor mit ihr, wie ſie drohten." — „Ihn wollten ſie laufen laſſen. Aber er ſprang ſchützend vor mich. Sie zerſchlugen ihm den Arm . . ." — „Nur den linken." — „Aber er erſtach beide." — „Nur den größeren. Der andre blieb verwundet liegen. Mochte ihn nicht abſtechen wie ein Kalb, als er ſo wehrlos vor mir lag." — „Da! Trink, Bub!" ſprach Ataulf und reichte ihm den Becher. — „Das war der Fährniſſe letzte," ſchloß das Mädchen. „Bald darauf erreichten wir die Stadt. Herrn Ataulfs Villa kannte jedes Kind. Und ſo ſind wir nun da, dem Himmelsherrn ſei Dank." Und ſie faltete die Hände zum Gebet. Placidia aber ſchloß ſie in die Arme: „Ja, jetzt ſeid ihr bei uns. Und niemals, niemals dürft ihr von uns gehn."

Fünftes Buch.

I.

Die Luft, die über dem Palatium, dem Senat, dem Heer, der Kirche, den Anhängern des Heidentums und allen Feinden der Barbaren in ganz Italien brütete, war seit jenem Tage zu Rom so schwül, daß die hochgespannten Leidenschaften der Parteien sich alsbald in einem furchtbaren Gewitter entladen mußten — über dem Scheitel Stilichos. Denn so heftig sich zum Beispiel Katholiken und Heiden bekämpften, — in dem Haß gegen den „Barbaren" stimmten sie überein: rücksichtslos nur dem Staate dienend hatte er die Priester Christi wie die Jupiters herausgefordert. Die „römischen Legionen" des Carinus hielt nur die Furcht von blutigen Angriffen auf die germanischen Söldner ab, und wo sie die Überzahl hatten, brachen Haß, Eifersucht, Neid auf die Bevorzugten, besser Bezahlten in Mord und Totschlag hervor. Zumal die Familien der in Italien angesiedelten Söldner, um Bologna und Pavia, die wehrlosen Weiber und Kinder auf dem flachen Lande wurden oft von diesen „Römern" in ihren Gehöften überfallen, beraubt, mißhandelt, gemordet, während ihre Gatten, Väter, Brüder in den Kastellen dienten: es war wie Wetterleuchten, das von fernher aufsteigendes Gewitter verkündet.

Da ſchlug der erſte Blitz ein und entfeſſelte eine ganze Reihe verderblicher Schläge.

Während Stilicho in Ravenna weilte, die dort neu anzulegenden Befeſtigungen zu ordnen, erhielt der Kaiſer zu Mailand ein Schreiben ſeiner Schwägerin Eudoxia und des Senates von Byzanz, das ihm den plötzlichen Tod ſeines Bruders meldete und die Thronbeſteigung von deſſen Knäblein Theodoſios. Olympios war es, der, als Haupt einer Art von ſtändiger Geſandtſchaft des oſtrömiſchen Hofes ſtets in des Honorius Nähe, das große amtliche Schreiben feierlich überreichte. Aber darauf, als die andern Berater des Imperators abgetreten waren, zog er eine kleine runde Elfenbeinkapſel aus dem Gewand und legte ſie, ſich tief verneigend, in des Herrſchers Hände: „Dies hier gilt nicht dem Staat, dem Reich, — mit dem man dich unabläſſig quält, — dies gilt dir ſelbſt: dem Mann, dem jugendlich blühenden, den man zweimal vermählt hat — als Knaben — nicht um ſeinet-, nur um des Doppel-Schwiegervaters willen. Wenig Freude fandeſt du an den bleichen Seufzerinnen! Dies gilt dir, dem Mann."

Honorius öffnete geſpannt die Kapſel: das kleine Bruſtbild — Moſaik — eines wunderſchönen Weibes, verhüllt nur wenig von einer Flut rotleuchtenden Haares lächelte ihn an; auf einem ſchmalen Papyrus-Streifen aber ſtanden die Worte: „Komm! Nimm die Krone des Oſtreichs und dieſes Weib dazu. Komm raſch!" Auf ſprang Honorius von ſeinem Thron, heiß entzündet, wie von einem Liebestrank berauſcht. Er ſchien ganz verwandelt: die träge knabenhafte Schlaffheit war von einem einzigen Gluttrieb abgelöſt: „Zu dir!" rief er, „in dieſe vollen Arme!"

Leichtes Spiel hatten von diesem Augenblick an die Führer der gegen den „Mann“ verbündeten Parteien. Ja, verbündet durch den gemeinsamen Haß; sie gelobten jetzt feierlich, bis zur erreichten Vernichtung des Gefürchteten nicht widereinander, nur gegen ihn zu kämpfen.

Bischof Venerius von Mailand forderte unter Androhung des Kirchenbannes die Aufhebung der Kirchenbesteuerung. Symmachus verlangte in einer beredten, schwungvollen Epistel Sühne der „sibyllinischen Frevel“, der Senat von Rom drohte durch Lampadius mit einer Strafanklage wegen Gewalt und beschloß, daß kein Barbar mehr seine Versammlungen besuchen dürfe, Heraclian forderte Ausschluß der Germanen von allen Hof- und Staats-Ämtern, Carinus wies auf die Zerrüttung des „römischen Heeres“ durch die Söldner hin: er lehnte jede Verantwortung für einen Racheausbruch der „Legionen“ ab, falls jene nicht aus Italien entlassen würden. Alle aber stimmten zusammen in der dringenden Mahnung, der Kaiser müsse nach Byzanz eilen und dort die Vormundschaft und Regentschaft für seinen Neffen übernehmen: der Meister, der dies Konzert vielstimmiger Töne im geheimen leitete, war Olympios. Allein am wirksamsten redete das stumme Bild des halbnackten Weibes im stets verschlossenen Schlafgemach des verzückten, des liebesiechen Imperators.

II.

Als die Nachricht von des Arcadius Tod Stilicho in Ravenna erreichte, — nicht der Kaiser hatte sie ihm gesandt, Eucherius sie überbracht — eilte er Tag und Nacht

nach Mailand an den Hof. Unterwegs ſchilderte ihm der Sohn die gar nicht mehr heimlich betriebenen Ränke der Feinde. Der Vater blieb ruhig dabei: er fragte nur den neben ihm Reitenden: „Hältſt du's für möglich, daß er wirklich die germaniſchen Söldner entläßt?“

Eucherius nickte: „Das iſt mir das wahrſcheinlichſte, was er tun wird, von allem, was ſie verlangen.“ — „Nein! Noch wahrſcheinlicher tut er nicht was die andern verlangen, wonach ihn ſelbſt verlangt. Er aber will nach Byzanz. Schon lange plante er einen Beſuch dort. Ich hielt ihn nur ab, indem ich ihn warnte, ſein lieber Bruder werde ihn gar nie mehr fortlaſſen, in den Meerturm ſperren und ſelbſt das Weſtreich beherrſchen. Auch Eudoxia wollte er ſchon lange durchaus kennen lernen: — er lud ſie ein. Sie ſollte ihm eine zweite Placidia werden. Jetzt vollends iſt ſie Witwe und .... ich kenne ſie! Aber nein!“ rief er mit aufflammendem Zorn, „der Bube ſoll nicht meine zweite Tochter ſchmachvoll verſtoßen, wie er die erſte wehevoll verblühen ließ. Nein. Jetzt kämpf' ich nicht nur mehr für dieſes Reich der Römer, — für mein Haus und meines Hauſes Ehre wie die meine.“ — Nach einer Weile fuhr er ernſt, faſt traurig fort: — „Kämpfen? Dazu braucht's zwei. Aber nur *er* hat Kampfmittel. Die Legionen! Die Söldner? Auch ſie haben *ihm* geſchworen, nicht mir. Schickt er ſie fort, lohnt er ſie ab, — die Kirche bot ihm, ich weiß, das Gold dazu, ſind's doch Heiden und Ketzer! gehen ſie, müſſen gehn. Und ich? Wen hab' ich, der unbedingt, der ohne Wank zu mir ſteht? Einen Sohn, Adalger, einen Poeten. Oh beneidenswerter Alarich! Hinter dir ſteht, bis zum Tode getreu, wie du ihm gegen eine Welt, *dein Volk*! Ich habe kein Volk. Mein Reich iſt Rom: — aber wo iſt mein Volk?“

„Höre, Vater, ein Gedanke. Du müßteſt Söldner haben, die nur dir, nicht ihm geſchworen haben, die er dir ſowenig nehmen kann, wie dem Balten ſeine Goten. Die ihm geſchworen, bindet dieſer erſte Schwur, auch wenn du ſie dir ſchwören ließeſt. Nun aber ſagte mir Adalger jüngſt unterwegs in Bologna, neuntauſend Söldner, von Byzanz entlaſſen, Germanen, — weiß nicht, welches Stammes — ſtehen hart an unſrer Grenze. Zwei Führer fragten bei ihm an ....“ — „Vortrefflich, mein lieber Sohn! Ich ſchicke von der nächſten Poſitio der Reichspoſt Eilboten an Adalger, er ſoll mir jene Germanen ſofort anwerben: nötigenfalls dich zu ihnen ſchicken. Denn er ſelbſt ſoll flugs nach Ravenna, wo meine treueſten Söldner ſtehn, dieſe Feſte mir zu ſichern. Und ſchleunig ſoll er mir Botſchaft ſenden von dem Vertragsſchluß.“ — „Aber das Geld? Du weißt, gar oft getäuſcht von beiden Reichen, verlangen ſie jetzt ſtets Barzahlung.“ — Stilicho ſann nach; ſeine Stirn umwölkte ſich, dann ſprach er finſter: „Das Geld? das Geld muß der Staat geben.“ — Eucherius erſchrak: „Der Staat? Das iſt der Imperator. Sein Geld — gegen ihn? Vater, das hätteſt du früher nicht getan!“ — „Wohl,“ erwiderte Stilicho mit drohender Stimme. „Aber jetzt bin ich der Staat der Römer. Erhalt' ich mich, halt' ich das Reich. Selbſtſucht? Bah, jetzt ward ſie Pflicht. Nun, Knabe Honorius, Alarich und Rhadagais hab' ich bezwungen und viele andre mehr —, laß ſehn, ob du mich bezwingſt oder ich dich.“

III.

Allein der Imperator ſcheute den Kampf Aug' in Auge mit dem Gewaltigen, dem zu widerſtehn er all' dieſe Jahre oft verſucht, aber nie vermocht hatte: er entzog ſich nach Kräften dem Zuſammenſtoß mit dem Schwiegervater, deſſen Tochter zu verſtoßen er im Begriffe, mit dem Staatsmann, gegen deſſen Willen, wie er wohl wußte, die Regentſchaft des Oſtreichs zu übernehmen, ſeinen Herrſcherſitz nach Byzanz zu verlegen er entſchloſſen war. Freilich, ſo ganz entſchloſſen hierzu war er doch noch nicht: er hoffte immer noch, des Miniſters „Erlaubnis" hierfür zu erlangen. Aber die Reiſe zu Eudoxia durchzuſetzen war er um jeden Preis gewillt. Um jeden? Ja, zumal auch um den Preis von Stilichos Verluſt. Denn er haßte ihn ſeit jener Demütigung zu Rom noch bitterer als je zuvor. Nur weil er ihn für unentbehrlich hielt, hatte er ihn ſeither noch ertragen. Und für unentbehrlich mußte er ihn trotz der Gegenreden ſeines Hofes halten, immer noch, wenn er kühl nachdachte: wer aus all ſeinen Feinden ſollte ihn in Krieg und Frieden erſetzen, dieſen „Mann"? Allein nun war der Tag gekommen, da das kühle Nachdenken ausgeſchloſſen war durch den heißen Zauber jenes kleinen Bildes.

Die erſte Enttäuſchung erwartete Stilicho in Mailand: er fand den Kaiſer nicht in dem dortigen Palaſt: ohne ſeinem Miniſter Kenntnis zu geben, hatte er die Stadt verlaſſen, begleitet von Olympios und Heraclian, jetzt ſeine ſtändige Umgebung. Es verlautete — gewiß wußte es niemand zu ſagen — er ſei nach Pavia gereiſt, die dort ſtehenden Truppen zu muſtern.

„Pavia!" rief Stilicho ſofort. Und zu Eucherius

ſprach er: „Jawohl! Dort ſtehen nur Römer, Carinus befehligt ſie. Der hat das geplant, hat ihn zu dieſer ‚Muſterung‘ bewogen, das heißt ihn aus meinem Machtbereich gelöſt und in ſeinen ‚Schutz‘ genommen. Auf nach Pavia!“ — „Vater, geh' nicht nach Pavia. Deine germaniſchen Söldner ſind in Ravenna, nur ihre Weiber und Kinder in und um Pavia angeſiedelt. Geh nicht ohne Schutz in . . .“ — „In die Höhle des Löwen Honorius, willſt du doch nicht etwa ſagen? Solcher Hohn wäre crimen laesae! Soll ich auf meine alten Tage noch lernen, mich fürchten? Und vor Honorius? Wäre ſchwer! Nein,“ ſchloß er zornig, „der Bube wagt nicht, mir mit einem Nein ins Auge zu ſehn. Ich hab's oft erprobt: zuletzt wieder in Rom. Ich ſuch' ihn auf, ſtelle ihn in Mitte ſeiner Römer.“ — „Ich begleite dich. — Aber ehe wir aufbrechen, wünſcht eine Bittende, dich zu ſprechen. Hier iſt ſie ſchon. Ich gehe.“ — „Nein, bleib, lieber Bruder,“ bat eine ſanfte, traurige Stimme und über die Schwelle des Gemaches ſchwebte eine zarte, ganz in Weiß gekleidete Geſtalt. „Bleib und hilf mir den Vater bitten.“ — „Mein lieb Töchterlein!“ rief Stilicho, ihre beiden Hände faſſend. „Himmel, wie bleich du biſt! Und wie dünn dieſe Finger! Und eiskalt.“ Er führte ſie an eine Kline. „Biſt du leidend?“ — „Nicht mehr als ſonſt,“ erwiderte ſie, ſich niederlaſſend. „Die letzten Tage brachten nur mehr . . . ein wenig mehr des Bittern, als ich gewöhnt bin. Der Imperator . . .“ — „Was hat er dir getan?“ Grimmig drohend kam die Frage. — „Ich klage ihn nicht etwa an: — gewiß nicht. Es iſt meine Schuld, nicht die ſeine: — daß ich ſein Herz . . . .“ — „Hat er eins?“ lachte der Vater bitter. — „Nicht zu gewinnen vermocht habe. So wenig wie die Schweſter, die Glückliche.“ — „Warum preiſeſt du ſie glücklich, die Tote?“

fragte der Bruder. — „Weil sie tot ist. Und weil sie es nicht so lang wie ich — vergeblich! — versucht hat.“

Sie strich das ganz helle, weißgelbe Blondhaar zurück. Der Vater aber schlug die Hand vor die Stirn: „Meine beiden Töchter geopfert! Ihr blühend Leben dem toten Begriff des Römerreichs! Sprich, mein armes, weißes Täublein, was hat er dir . . ?“ — „Ich wiederhole, ich klage ihn nicht an. Aber ich muß doch sagen, was mich zu meiner Bitte zwingt.“ — „Rede! Aber sag' alles, verschweige nichts, ihn zu schonen. Alles muß ich wissen.“ — „Ja, sonst erfüllst du mein Begehren nicht. — Am Abend vor seinem Aufbruch aus dem Palast hatte ich mich, der Hofordnung gemäß, in seinem Gemach von ihm zu verabschieden. Ich fand ihn . . . nun, sehr erregt. Es war gleich nach seiner Coena: er hatte wohl wieder mit Heraclian und Olympios . . .“ — „Um die Wette getrunken,“ ergänzte der Vater. „Ja, das haben sie den verachteten Germanen abgelernt.“ — „Er war . . . nicht freundlich. Mir kamen die Tränen. Ich wollte es verbergen: ich wandte mich ab: doch er sah mein Gesicht in dem Silberspiegel der Marmorwand: ‚Heulen?‘ schrie er. ‚Schon wieder einmal heulen? Es ist nicht anzusehen! Wie sie aussieht! Wie eine Lemure! Da, du bleich' Gespenst, —‘ er taumelte an sein Bett, riß unter dem Kopfkissen eine runde Kapsel von Elfenbein hervor, öffnete sie und hielt mir ein Mosaikbild vor die Augen: ‚da schau her, so muß ein Weib aussehn. So sieht das Weib aus, von dem du, Jammerbild, mich trennst . . . .‘“ — „Das Weib . . . es hatte rote Haare?“ fragte der Vater mit dräuendem Kopfnicken. — „Ja. Aber ich sah nicht viel davon. Ich schlug sofort die Augen nieder. Es war . . .“ — „Kann mir's denken!“ — „Nun, lieber Vater, — o blicke nicht so furchtbar! — danach kann ich

doch nicht mehr des Imperators Gattin auch nur heißen.“ — „Wahrlich nein,“ rief Eucherius. — „Ich will nicht sein Unheil sein, will ihn nicht trennen von dem, was er sein Glück nennt. Laß dieses Band — es ist ja keine Ehe! — von der Kirche trennen: sie kann es.“

„Ja,“ lachte Stilicho wild, „sie kann es. Und sie wird es gern tun, die Tochter des Ketzerfreundes in Schmach verstoßen. Und sie wird den frommen Kaiser auch gern von dem Verbot entbinden, die Schwägerin zu heiraten, gewiß. Aber beim Zorne Gottes, daraus wird nichts. Du bleibst Imperatrix.“ — „Vater, ich kann doch nicht . . .“ — „Gewiß, mein Kind, kannst du nicht, sollst du nicht bleiben bei dem Elenden: du bleibst fortab bei deinem Vater. Ach, jetzt fehlt die Mutter!“ — „Sie fehlt nicht mehr! Sie ist da! Sie wird nie mehr von euch lassen,“ rief Serena in dem düstern Gewand der Religiosae in das Gemach stürmend. „O mein Gatte, vergib! Kannst du vergeben?“ Und sie warf sich vor ihm auf die Knie.

Rasch erhob er sie und zog sie an die Brust: heiß strömten die Tränen: lange fand die Schluchzende die Worte nicht.

„Was ist geschehen, Mutter?“ forschte Eucherius. — „Was führt dich uns zurück?“ fragte der Gemahl. — „Ach, die Erkenntnis der Ruchlosigkeit dieser Priester!“ — „Sie kommt dir spät!“ meinte Stilicho. — „Nicht zu spät, wenn du verzeihen kannst.“ — „Verzeihen! Du handeltest in frommem Wahn. Ich liebe dich: das ist mehr als verzeihn. Jene aber — sie alle! — hasse ich und sie sollen's spüren!“ — „Was haben sie dir getan, Mutter?“ bangte die Tochter, ihre Hand fassend. — „Ach, was haben sie mir nicht getan, mein Kind? Entfremdet haben sie mich dem Manne, dem Sohn: sie als Sünder

mir verleidet, mich von ihnen hinweggeriſſen in ihren Seelenkerker, das Kloſter, und dort, dort haben ſie mir alle Treu und Ehre zertreten wollen. Ich ſollte . . .“ ſie ſtockte. — „Nun?“ drängte Stilicho. — „Zuerſt ſollte ich ihnen — in der Beichte! — alles verraten, was du mir je an Staatsgeheimniſſen anvertraut, ich ſollte angeben, wo im Palaſt oder in unſerem Hauſe du deine Briefe, zumal die von und an Alarich, birgſt. Und endlich — oh, es iſt ſchändlich, iſt unglaublich . . .“ — „Bei denen? Wenig!“ — „Ich ſollte vor dem Imperator beſchwören, als Zeugin . . . denn ſie erheben Anklage gegen dich wegen Hochverrats . . .“ — „Sie wollen! Aber ſie kommen nicht mehr dazu. Ich bin raſcher.“ — „Ich ſollte beſchwören, du habeſt mir deinen Plan anvertraut, unſern Sohn zum Kaiſer des Oſtreichs zu erheben mit Hilfe des Gotenkönigs: deshalb habeſt du den wiederholt entſchlüpfen laſſen, dafür ihm die Hilfsgelder bezahlt. Tu' ich es, würden ſie Eucherius als uneingeweiht, als ſchuldlos hinſtellen, weiger' ich es, ihn mit dir verderben, mich aber aus der Kirche ſtoßen. Und da ich ſie mit Abſcheu von mir wies, feſſelten ſie mich, ſchlugen mich . . .“ — „Ah, mein Weib!“ ſchrie Stilicho. — „Und wollten mich in einen finſtern Kerker werfen. Aber ich entkam mit Hilfe einer mitleidigen Nonne und floh zu dir. Verzeiht mir!“ — „Du biſt genug geſtraft, bei Gott. Eucherius, du ſperrſt ſofort jenes Kloſter. Dann geleiteſt du Mutter und Schweſter in mein ſicheres Ravenna. Von dort aber fliegſt du — es iſt noch immer kein Beſcheid von Adalger und jenen Germanen eingetroffen und nun eilt es gar ſehr — zu dieſen Söldnern an der Grenze, nimmſt ſie für mich in Eid und führſt ſie auch nach Ravenna. Das Geld erhebſt du hier aus dem geheimen Theſaurus des Palaſtes.“ — „Vater, das iſt . . .“ —

„Gehorche!“ — „Und du, mein Gemahl?“ — „Ich gehe zu Honorius.“ — „Allein?“ warnte Eucherius. — „Nein. Mit dem Gott der Rache.“

IV.

In dem kleinen Palatium zu Pavia, das dicht am Ufer des Ticinus lag, fand das glänzende Gefolge des Imperators, dem sich zahlreiche Heerführer aus dem Lager der „Römer“ vor der Stadt angeschlossen hatten, kaum Unterkunft. Die Vorzimmer seines Gemaches waren von Geistlichen, Beamten, Kriegern dicht gefüllt. Wohlgefällig musterte Heraclian die zahlreichen Kriegstribunen mit den echt römisch geschnittenen Gesichtern und römischen Schutz- und Trutz-Waffen, oft mit Namen altrömischer Geschlechter.

„Wagt er sich wirklich hierher,“ meinte er zu Olympios — „schwerlich kommt er aus soviel Haß lebendig wieder heraus. Aber er kommt wohl nicht.“ — „Doch!“ gab der Byzantiner zurück. „Wie ich ihn kenne, kommt er.“ — „Er ist schon da,“ rief Carinus, der im Eintreten diese Worte vernommen. „Er ritt mitten durch die Gassen meines Lagers. Meine Leute knirschten. Ein Pfeil traf von hinten seinen Helm. Ich hatte Mühe, die tosenden Kohorten zurückzuhalten.“ — „Warum gabst du dir diese Mühe?“ grollte Heraclian. — „Befehl des Kaisers. Heut' in aller Früh' ergangen.“ — „Was? Wie? sollte er abermals umgeschlagen haben?“ forschte Olympios erbleichend. — „Weiß nicht,“ erwiderte Carinus achselzuckend. „Aber heute Nacht ist etwas vorgegangen in

dem heiligen Schlafgemach.“ — „Was? Was? Erzähle!“ — „Tretet näher. Ganz leiſe! Ich hatte die Wache im Vorzimmer. Kurz vor Mitternacht führte der Eunuch ein verhülltes Weib in das Schlafzimmer.“ — „Ah, ein Weib?“ rief Olympios. „Und mein ganzer Plan? Und Eudoxia?“ — „Ohne Sorge,“ lachte Carinus. „Das iſt keine Nebenbuhlerin! Der Eunuch ging mit ihr hinein. Er trug einen weitbauchigen Erzkeſſel. Und als ſie nach einer Stunde wieder herauskam, glitt ihr — gerade unter der Ampel — das ſchwarze Kopftuch herab: es war die alte Hexe, die man die Sibylle vom Ticinus nennt.“ — „Ah, die greiſe Vettel, die da draußen in einer Höhle am Flußufer wohnt,“ erklärte Heraclian. — „Die ganze Stadt, all' meine Römer,“ fuhr Carinus fort, „glauben an ihre Weisſagungen feſter als an die Bibel. Er hat offenbar von ihr und ihrem Ruhm gehört und . . .“ — „Er wird wieder einmal ſchwankend geworden ſein.“ — „Iſt er doch allzulang an ſeine Knechtſchaft unter dem Vandalen gewöhnt!“ — „Und nun wollte er erforſchen, was ſeine, was des Barbaren Zukunft birgt. Kurz: heute früh erging an mich der Befehl, den Magiſter militum um jeden Preis zu beſchützen: kein Haar darf ihm gekrümmt werden: ich haſte dafür mit meinem Kopf, daß ihm kein Leid geſchieht: unverſehrt muß er nach Ravenna zurückkehren.“ — „Verflucht! Das iſt ſeine ſicherſte Burg.“ — „Geweſen!“ höhnte Carinus, ganz leiſe. „Er wird ſich wundern, ſieht er ſie wieder. Honorius hat auf meinen Rat im geheimen befohlen . . . du Heraclian ſollſt heute noch . . . aber ſtill, da iſt er.“

Stilicho trat raſchen Schrittes ein: erhobenen Hauptes, ſchweigend, nahm er die Begrüßungen entgegen, die ſeinem Range gebührten und die man ihm nicht zu verſagen wagte. „Oſtiarius,“ ſprach er ruhig. „Melde mich dem

Imperator. Ich muß ihn sofort sprechen — gleich. Und er muß entschuldigen — den Staub der Reise an meiner Gewandung: es eilt. Ich kann nicht baden und mich umkleiden, wie's Palast-Gebot. — Nein, melde lieber nicht. Ich gehe ungemeldet hinein." Er schob den Staunenden zurück, öffnete die Tür und trat ein. Der Ostiarius wankte, fassungslos: „Er hat ihn zugelassen — ungemeldet. Das war noch nie! Das ist des Reiches Ende!"

V.

Es schien wenigstens Stilichos Ende zu sein. Honorius mit seinem bösen Gewissen war froh, die Unterredung mit einem Vorwurf beginnen zu können, bei dem er unzweifelhaft im Rechte war. Ohne sich von dem Ruhebett zu erheben, auf dem er lässig ausgestreckt lag und vor sich hin träumte, sprach er mit einem Stirnrunzeln, das erschrecken sollte, aber viel zu übertrieben war, um zu wirken: „Seit wann tritt man so vor den Imperator?"

Aber Stilicho ließ sich nicht aufhalten in seinem Ansturm: „Seitdem der Imperator und — was viel mehr! — das Imperium am Abgrund steht. Laß jedes Scheingefecht, Honorius. Es gilt das Reich, das Werk meines Lebens. Antworte kurz auf meine kurzen Fragen. Ist es wahr, daß du die germanischen Söldner entlassen wirst?" — „Und . . . wenn?" — „Antworte! Ja oder nein?" — „Nun denn — ja!" zögerte er. — „Ist es wahr, daß du nach Byzanz gehen wirst?" — „Ja, jawohl!" Ganz rasch kam das heraus. — „Ist es wahr, daß du die Regentschaft des Ostreichs übernehmen, deinen

Herrſchaftſitz nach Byzanz verlegen wirſt?“ — „Ja,“ rief Honorius, mit ſteigender Erbitterung und daher wachſendem Mut. — „Iſt es wahr, daß du dort die . . .“ Das Antlitz des Vaters flammte auf, er wollte jetzt . . . aber er bezwang ſich noch. „Alle dieſe vier Dinge, bitte ich dich, Imperator, nicht zu tun.“

Dieſe Bitte erhöhte noch die Feſtigkeit des Schwächlings: „Eine Bitte!“ dachte er, „die kann der Gebetene gewähren oder abſchlagen.“ Und lebhafter entgegnete er: „Und warum?“ — „Weil jene Söldner allein das Reich ſchützen, weil die Reiſe nach Byzanz in dem Augenblick unmöglich iſt, da ein Anmaßer, Conſtantinus, Britannien, Gallien, Spanien genommen hat und den Angriff auf Italien rüſtet, weil du kaum im ſtande biſt, das ſchwer gefährdete Weſtreich zu verwalten: und willſt das Oſtreich hinzu übernehmen? Deshalb bitte ich dich dringend — hörſt du, ich bitte! — laß dieſe Gedanken fallen.“ — „Weiter nichts?“ lachte Honorius höhniſch. „Horch auf, ich will dir deine wahren Gründe ſagen: weil nur jene Söldner dich ſchützen vor dem Haß der Römer in Heer und Senat und dem Fluche der heiligen Kirche, weil du dieſen Conſtantinus jetzt verwendeſt wie früher jenen Alarich, als dein Werkzeug, dich als unentbehrlich hinzuſtellen . . .“ — „Honorius!“ — „Und weil du freilich nicht zum Regenten, aber zum Imperator des Oſtreichs erheben willſt — deinen Sohn Eucherius!“

Da fiel Stilicho grimmig lächelnd ein: „Serena, nicht wahr, wird's bezeugen? Die eigne Gattin und die eigne Mutter! Wie belaſtend, wie vernichtend!“ — Aber er bezwang ſich noch einmal — „laß das und gib nach, ich bitte.“ — „Nein.“ — „Wohlan denn, Sohn des Theodoſius, ſo höre, was ich dir erſparen wollte: gib nach: ich befehl's dir.“

Da ſprang der im Purpur auf und fuhr auf ihn zu: „Ah, crimen laesae! Dein Kopf . . .“ Aber vor der unerſchütterlichen Ruhe der hohen Heldengeſtalt, die, ohne eine Miene zu verziehen, vor ihm ſtehen blieb, verflackerte auch dieſe aufflackernde Flamme: feig wich er zurück. „So ſpricht ein Wahnwitziger,“ meinte er achſelzuckend. — „Nein, ſo ſpricht dein Vater, der große Theodoſius. Lies! Lies dies Kodizill. Du kennſt Schrift und Siegel.“ Er zog aus dem Wehrgurt eine Papyrus-Rolle und reichte ſie ihm.

Der überflog die erſten Zeilen: „Vermöge der erprobten Weisheit Stilichos . . . “ plötzlich ſtockte er: „Wa . . . . was ſteht hier? ‚Und endlich gebiete ich meinem Sohn Honorius, daß er, auch nach beendeter Vormundſchaft, dem Wort, dem . . . . Befehl des Magiſter militum in allen Staatsſachen unweigerlich gehorſame, wie wenn ich ſelbſt ſolchen Befehl erteilt‘ . . . . „ah, ſchändlich, ſchändlich! Das haſt du erzwungen, erliſtet, erſchlichen bei dem Fiebernden, Sterbenden. Da! Dies die Antwort! Barbar!“ Und er zerriß die Rolle in zwei Fetzen und warf ſie ihm ins Geſicht. Der trat einen Schritt zurück mit dem Aufſchrei eines getroffenen Tieres, aber ſogleich faßte er ſich wieder, bückte ſich, hob die Stücke auf und hielt ſie aneinander; tonlos ſprach er dann: „Dieſe Tat tut mir leid — für dich.“ — „Für mich?“ höhnte Honorius. — „Ja. Denn du haſt den Schlußſatz nicht geleſen: ‚ſollte aber mein Sohn Honorius, nachdem ſich Stilicho für einen Befehl auf dies mein Kodizill ausdrücklich berufen irgendwie durch Wort und Tat ihm —, das heißt mir! — den Gehorſam weigern oder dies Kodizill irgendwie mißachten, ſo ſoll von Stund an die kaiſerliche Gewalt übergehn auf Stilicho, meinem Sohn Honorius aber nur der kaiſerliche Name und Purpur ver-

bleiben: das iſt dann Senat, Heer und Volk der Römer zu verkünden'." — Da ſank Honorius nach rückwärts auf das Ruhebett: er ballte die Fäuſte in ohnmächtiger Wut: „Dies Blatt in ſeinen Händen! Er darf nicht leben!" dachte er. „Vor dieſer Türe harren hundert Schwerte und Dolche, die ſich mit Wolluſt in ſein Herz bohren. Alſo .... Aber die Prophezeiung! Erſt in Ravenna ...."

Stilicho ſchien dieſe Mordgedanken zu erraten. Während er die durchriſſene Rolle wieder in den Wehrgurt ſteckte, ſprach er bedachtſam: „Gewalt? Sie hilft dir nicht. Beglaubigte Abſchriften hüten drei meiner Freunde. Willſt du jetzt nachgeben?"

Aber der Liebesſieche dachte der Rotlockigen: ſein Blick ſtreifte die Elfenbeinkapſel, die ihm gegenüber auf dem Kopfpfühl ſeines Bettes lag. Stilicho erhaſchte den Blick: er folgte ihm: er ſah die Kapſel: da ward er furchtbar bleich. „Nein!" rief nun Honorius. „Tu' was du willſt mit deinem Papyrus. Geh!"

„Ich gehe. — Zum Abſchied nur noch eine Frage: iſt es wahr, daß du meine Tochter verſtoßen und deines Bruders Witwe heiraten wirſt?" Er trat zwei Schritte näher: ſo drohend war das Antlitz des rachedurſtigen Vaters, — der Erſchrockene fand zuerſt kein Wort: dann nur das Wort der Lüge: er verſuchte aufzuſtehen, aber die Kniee verſagten ihm: er hielt ſich an den Citrustiſch vor ihm: „Was?" ſtotterte er. „Eudoxia? Was fällt dir ein? Ich .... Ich weiß ja nichts von ihr — gar nichts." Da ergriff Stilicho die Kapſel, riß das Moſaikbild heraus, hielt es ihm dicht vor die Augen und ſchmetterte es auf den Marmoreſtrich, daß es in hundert Stücklein zerſprang. — Grell aufkreiſchte Honorius: er taumelte empor. Ohne ein Wort ſchritt Stilicho hinaus

und durch die dichten Reihen ſeiner Haſſer. Die Türhüter ſtürzten nun in das Gemach: ſie fanden den Imperator ohnmächtig auf dem Boden liegend.

VI.

Als der Feldherr raſchen Schritts das Atrium erreicht hatte, — allein, niemand begleitete den ſonſt ſo Umſchmeichelten — ſah er in dem halb finſtern Gang, der hier von rechts her einmündete, eine dunkle Geſtalt, die, einen ſchwarzen Mantel über Kopf und Schultern geſchlagen, ſich vorſichtig, geduckt, näher heranſchlich. Er griff ans Schwert und ſchritt der Erſcheinung entgegen: „Wer biſt du? Und was willſt du?“ Da fiel der Mantel und vor ihm ſtand ein weißhaarig Weib, zitternd, ſprachlos vor Erregung. „Ich glaube, dich zu kennen,“ meinte er nachſinnend, „mich zu erinnern. Biſt du nicht . . . .?“ — „Die Hexe vom Ticin, wie ſie mich nennen, die du vor dem Scheiterhaufen gerettet haſt. Ich wollte dich einmal noch im Leben ſehn, dir danken und dich warnen.“ — „Ich bin genug gewarnt!“ lachte er bitter. — „Nun denn, mahnen. Du wirſt zwar dein Ravenna ſicher erreichen . . . .“ — „Haſt du das in den Sternen geleſen?“ lächelte er gutmütig.“ — „Mehr,“ erwiderte ſie in gleichem Scherzton, „das hab' ich ſogar . . . . gezaubert. Der Imperator ließ mich holen heute Nacht. Er ſchwankte über ſein Verhalten gegen dich, geſtern am Tag und auch die Nacht noch.“ — „Jetzt ſchwankt er nicht mehr. Ich bin gerichtet. Nur die Vollſtreckung ſteht noch aus. Die werd' ich abwehren,“ ſchloß er feſt. — „Wohl: Zeit hab' ich dir dafür

gewonnen. Ich hab' ihm geweissagt aus den Linien seiner Hand, — sie ist schlaff! — aus dem Sud meines Kessels, aus der Stellung der Gestirne: er stirbt binnen zwei Tagen, läßt er dich nicht unversehrt nach Ravenna zurückkehren." — „Und das hat er geglaubt?" — „Gewiß! Alle Feiglinge sind abergläubisch. Und ist doch schon manches eingetroffen, was ich ihm voraus verkündet. Er zitterte bei meinen drohenden Worten: er zerschnitt vor meinen Augen einen rot verschnürten Papyrus . . . ." — „Ein Todesurteil! Das meine." — „Aber eile! Nicht auf allzulange Probe stelle seinen Glauben! In Ravenna bist du doch sicher?" — „Wie im Schoße Gottes." — „So möge dein Gott dich schützen. Leb' wohl!" Sie ergriff den Saum des Mantels, küßte ihn und verschwand wieder in dem finstern Gang.

Im selben Augenblick jagte Heraclian mit einem starken Geschwader der raschesten römischen Reiter zum Osttor hinaus — auf der Straße nach Ravenna.

VII.

Obwohl der Feldherr nun genau wußte, daß sein Leben nur so lang gesichert war, bis er diese Feste erreicht hatte, eilte er doch Tag und Nacht unermüdlich auf die verhängnisvolle Stadt zu. Er fühlte, daß es jetzt keine Versöhnung mehr gab mit Honorius, aber er vertraute, gestützt auf seine vielen tausende von germanischen Söldnern, dem Schwächling die Bedingungen vorzuschreiben, unter denen er auf Veröffentlichung jenes Kodizills, das heißt auf die tatsächliche Entthronung verzichten wollte: andern-

falls rechtfertigte ja dieſe Urkunde ſeinen offenen Widerſtand vor Senat, Volk und Heer. Und kam es zum Kampf mit den Römern des Carinus und Heraclian, ſo konnte er in jener noch nie bezwungenen Feſtung der Sümpfe, Lagunen und Kanäle ſich leicht ſo lange halten, bis ihm Entſatz gebracht wurde durch — Alarich! Er zweifelte keinen Augenblick, der Balte werde ihm die Verſchonung bei Pollentia vergelten. Aber nur rächen, nicht mehr retten konnte der Gotenkönig den Freund!

Schwer ertrug des Ungeduldigen Eile einen Aufenthalt von drei Tagen zu Oſtiglio, wo die einzige Pobrücke der Straße nach Ravenna kurz vor ſeinem Eintreffen von Überſchwemmungen fortgeriſſen und die Furt ungangbar gemacht war. Erſt am vierten Tag gelangte er auf einer Notbrücke hinüber. Schon als er nach noch einigen Tagen ſcharfen Reitens mit wenigen Begleitern ſich von weitem den Mauern Ravennas näherte, fiel ihm auf, daß deren Zinnen ſo ſchwach bemannt waren: und zwar ſah er nur römiſche Feldzeichen.

„Wo ſind die Söldner, die Germanen?“ war ſeine erſte Frage an Adalger, der ihm ſchon im mailändiſchen Tor entgegenkam. — „Wo du ſie hinverſchickt haſt, zu unſer aller ſtärkſtem Staunen.“ — „Ich? Sie verſchickt? Niemals! Wohin denn?“ — „Weit weg von hier, verſtreut, verzettelt, durch ganz Ämilien, Tuscien, Ligurien: in kleinen Häuflein von zehn, zwanzig Speeren.“ — „Verrat!“ rief Stilicho. „Wann hätt' ich das befohlen? Wo . . .?“ — „Hier! In dieſer Urkunde, deinem Befehl an mich: er trägt des Kaiſers Namen und Siegel und — da — deine Unterſchrift!“ — „Gefälſcht! Wer hat ſie gebracht?“ — „Heraclian.“ — „Herbei mit ihm! Wo ſteckt er?“ — „Mit all' ſeinen Römern in den zehn Türmen der Nord- und der Weſttore.“ — „Adalger, wie

konnteſt du . . .?" — „Ich mußte doch deinem Befehl gehorchen! Mit welcher Wut im Herzen! Schau nur her! Das iſt doch deine Schrift . . ." — „Weiß Gott, das hätte mich ſelbſt getäuſcht!" — „Ich wagte das Äußerſte: gegen dieſen Befehl behielt ich zweihundert Söldner zurück, Heraclian zum Trotz, zur Bedeckung deiner Frau und Tochter, gab ich vor!" — „Wohlgetan!"

Aber der Treue zuckte die Achſeln: „Zweihundert gegen viele Tauſend." — „Getroſt! Bald kommt Verſtärkung. Wo iſt Eucherius?" — „Noch nicht zurück." — „Er muß jede Stunde eintreffen mit den neuen Germanen, meinen Söldnern! Dann wehe Heraclian! Nun komm mit zu Serena, zu Thermantia: wo weilen ſie?" — „Nicht mehr in dem offenen Sommerpalaſt. Seit Heraclian mit ſeinen Reitern eintraf, hab' ich ſie geborgen in dem feſten Turm des Theodoſius: dort liegt ein gut Teil meiner Söldner. — „Vortrefflich, Freund. Aber ſieh, da ſprengt ein Reiter heran . . . ." — „Vom faventiniſchen Tor!" — „Es iſt Eucherius. Willkommen mein Sohn. Hochwillkommen und zu rechter Stunde: ein Retter in der Not. Du bringſt doch die neuntauſend Germanen? Die Neugeworbenen?"

Mit trauervoller Miene ſchüttelte der Sohn das Haupt.

„Nun, wieviele bringſt du?" drängte der Markomanne.

„Nicht einen!" — „Du boteſt doch reichen Sold?" forſchte der Vater. — „Alles, was ſie verlangten. Und noch mehr." — „Das iſt ſchlimm," ſprach Stilicho, ernſt, doch gefaßt. „Was ſind's für Germanen?" — „Ach Vater!" — „Nun, rede. Was für welche?" — „Das eben iſt's: Vandalen." — „Ich ahne!" ſeufzte Adalger. — „Als ſie erfuhren, dir, dir allein ſollten ſie ſchwören, dich ſchützen, — da war's aus! Ihr Führer rief mir zu: ‚Sag

deinem Vater — er ist ja Römer, wie er mir stolz rühmte, als ich ihm den Königsstab seines —, nein unsres Volkes! — brachte, ist nicht ein vandalischer Barbar! — sag' ihm, der Römer soll sich von seinen Römern helfen lassen. Auf, Genossen, wir reiten heim.' Und wandte das Roß und trabte davon."

Da verstummte Stilicho und schlug den braunen Reitermantel vor sein Antlitz. Endlich sprach er: „Ach, um ein Volk! Jetzt um ein Volk! Oh Alarich . . .!" — „Vater, ich muß eilen, noch eins zu berichten: ein Heer, ein starkes Heer ist in raschem Anzug auf diese Stadt. So erzählten Reitknechte der Reichspost, die meinen Weg kreuzten." — „Woher? Welches Weges?" — „Den Po entlang." — „Von Pavia! Das ist Carinus. Nun wird es Ernst."

VIII.

Ja, nun ward es Ernst. Rascher als der rings Bedrohte ahnte, sollten sich seine Geschicke erfüllen. Noch während er bei den nun schnell aufgesuchten Frauen in jenem Turme weilte. Und er tat nichts, den Gang des Schicksals aufzuhalten, ihm zu entweichen. Die Seinen beschworen ihn, zu fliehen, solang es noch Zeit, solang noch nicht alle Tore der Festung von den Feinden besetzt waren, sich draußen zu verbergen, etwa die nächsten seiner alten Söldner zu erreichen. Er schwieg.

„Stilicho flieht nicht," nickte der Markomanne. „Er hat's nie gelernt!" — „Und lernt's nicht mehr," schloß dieser. — „Auch ist es schon zu spät," rief der Sohn. „Carinus ist schon herein: man kennt seine Kohorten an

den schwarzen Helmbüschen. Sieh, sie besetzen dort das Tor von Comaclum." — „Das letzte, das frei war," sprach Adalger tief ernst. — „Aber die See," forschte Serena, „die Hafenstadt Classis, die Flotte?" — „Befehligt Carus, des Carinus Bruder," erklärte jener. — „Da! Auf dem Forum des Hercules treffen die Einziehenden des Carinus und die Geschwader Heraclians zusammen," zeigte der Sohn. — „Auf, komm, Eucherius," rief Adalger. „Ich lasse mich nicht greifen und hinrichten. Ich sammle mein Häuflein Germanen hier im Turm und hinaus und drauf!" — „Halt, kein Blut als meines," gebot Stilicho. Da trat Heraclian draußen dicht an den Turm und rief hinauf zu dem Rundbogenfenster, an dem der Gesuchte und die Seinen sichtbar waren: „Ergib dich, Magister militum. Sonst müssen wir den Turm stürmen." — „Kommt nur!" schrie der Markomanne und zog das Schwert. — „Nein: ich komme. Kein Blut als meines," wiederholte Stilicho. — „Auch deines wird nicht fließen," versicherte Heraclian. „Sieh, gestern kam dies Schreiben an mich aus Pavia: der Imperator erklärt darin deine Begnadigung zur Verbannung aus dem Reich."

Freudige Hoffnung lebte auf in den Frauen: „O geh, geh, Vater, und erhalte uns dein Leben," bat Thermantia.

Schweigend schritt er die vielgewundene Steintreppe hinab, dicht gefolgt von Sohn und Freund. Unten auf der Straße vor Heraclian angelangt, löste er das Schwert — das gefürchtete, — samt der breiten Scheide aus dem Wehrgurt und reichte es ihm, der es hastig ergriff. Sofort trat aus der zweiten Reihe der Kohorte Carinus mit bloßem Schwert: „Ich aber bringe einen jüngeren Befehl des Imperators: Verräter, Rebell, du mußt sterben." — Und er stieß dem Wehrlosen das Schwert in die Kehle; im selben Augenblick erstach Heraclian den Sohn. Aber

Adalger wehrte sich grimmig wie der gestellte Eber: „Zu Hilfe," schrie er, „zu mir, meine Germanen. Rächt den Helden." Das Häuflein brach aus dem Tore des Turms: wild klirrten eine Weile die Waffen gegeneinander: aber nicht lang: bald war es totenstill vor dem Tore. Und in blutig rotem Scheine sank die Sonne in die Lagunen von Ravenna.

IX.

Wenige Tage darauf stand zu Aulon in dem Garten der Villa vor Alarich, Ataulf und Placidia ein schwer wunder Mann, gestützt auf einen zerspellten Speer, eine blutige Binde um das helmlose Haupt geschlungen: er lehnte vorgebeugt mit der andern Hand auf den Marmortisch: es war Adalger.

Erschüttert schwiegen die drei, als er seinen Bericht beendet. Endlich fragte der König: „Aber du selbst? Durch welches Wunder entkamst du?" — „Sie hielten mich — nach diesen Wunden! — für tot und warfen mich im Finstern in den nächsten Kanal. Aber das Wasser belebte, weckte mich: ich schwamm geräuschlos: wo Wachen standen, tauchte ich. So gelangte ich unter vielen Brücken durch vor die Stadt hinaus. Alte Krieger ‚des Mannes', die er hier angesiedelt hatte, erkannten mich, verbargen mich, verhalfen mir zur Flucht ans Meer."

„Und Serena?" fragte Placidia. — „Starb seiner würdig. Sie boten ihr das Leben, wenn sie seine Briefe ausliefere und zumal ein Kodizill des Theodosius: sie lehnte ab und starb. Thermantia floh zu den Religiosae in Rom. — Aber noch ein andrer starb, dem Manne

getreu: Claudian, der Poet. All' seine früheren Loblieder auf Honorius sollten ihm jetzt nichts helfen: übrigens waren sie verstummt, seit er zwischen Honorius und Stilicho zu wählen hatte! Dies Verstummen hatte längst empört: er war als glühender Verherrlicher des Feldherrn allbekannt, als sein treuer Anhänger gehaßt: der Kaiser verurteilte ihn zum Tode, verhieß aber Begnadigung, wenn er in einem Widerrufsgedicht das Andenken des Verräters brandmarken, dessen Ermordung rechtfertigen wolle. Der Wackre ließ sich lieber köpfen." — „Ich hab' ihn lieb gehabt, diesen zweiten Vergil," sprach Placidia, eine Träne zerdrückend. „Ich fühl' es erst jetzt." — „Aber," fuhr der Markomanne grimmig fort, sich hoch aufbäumend, trotz seiner Wunden, „ihr wißt ja noch längst nicht alles, nicht das Blutigste! Auch ich erfuhr es erst nach und nach während meiner Flucht von Ravenna bis Otranto quer durchs Land. Hört, Tausende, ja Zehntausende von Germanen, Alarich, hast du zu rächen: von deinen Westgoten sehr viele, dann Ostgoten, andre Goten in Menge, aber auch von den Stämmen in Gallien, an Rhein und Donau. Und nicht nur Männer, Söldner: nein, Weiber, Kinder, Greise. An einem Tage — dem vierten nach dem Mord — wurden von Heraclian und Carinus nicht nur die vielen, vielen Tausende der verstreuten Söldner überfallen und erschlagen, — nein, auch ihre um Pavia, Bologna und sonst angesiedelten Frauen und Kinder. Bürger und Kohorten wüteten um die Wette unter den Wehrlosen. Viele Frauen und Mädchen sprangen in den Ticinus um . . ." — „Ah, halt ein!" rief der König. „Ich kann's nicht — tatlos — hören! Beim Schwerte Gottes und bei meinem Schwert: ich will sie furchtbar rächen! Alle! Dich, edler, heißgeliebter Feind, dich vor allen. Aber auch den Geringsten unter den Hingeschlachteten

unſerer Völker. Wieder ruft in mir jene Stimme: ‚nach Rom, Alarich, nach Rom!‘ Wohlan, ich folge ihr. Und diesmal ſteht kein Stilicho zwiſchen mir und dem Kapitol. Auf, Ataulf, laß das Heerhorn wieder ſchmettern. Zur Rache auf — nach Rom!“

Der Vater und die Söhne.

Historischer Roman aus der Völkerwanderung

von

Felix Dahn.

Leipzig
Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel
1903.

Alle Rechte,
insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.

I.

In dem Schreibgemach des bischöflichen Palastes zu Sevilla trat in einer Frühlingsnacht des Jahres 579 nach Christus eine Anzahl von hohen Geistlichen des Westgotenreiches zu geheimer Beratung zusammen. Es lag in dem Erdgeschoß des wuchtigen, düsteren Baues streng byzantinischen Stils: dumpf lastete das niedrige Gewölbe des schmalen Raumes, den ein paar geweihte rote Wachskerzen, auf hohen Silberleuchtern aufgesteckt, — sie verbreiteten im Brennen süßlichen weihrauchähnlichen Geruch — nur schwach erhellten. Das einzige Rundbogenfenster blickte nicht auf die Straße, sondern in den kreisrunden hoch ummauerten Hof des weitläufigen Gebäudes.

Die Beratung mußte wohl gar geheime Dinge betreffen: denn der dicke Laden aus Edelkastanienholz war sorgfältig geschlossen und von dichten Wollteppichen verhängt, die auch die beiden schmalen Pforten verkleideten, so daß die draußen auf den Schwellen wachenden Ostiarii, die unwillkommenen Besuch abwehren oder doch rechtzeitig melden sollten, nichts von den drinnen gewechselten Reden vernehmen konnten. Auch der kostbare Mosaikestrich — er stellte in bunten Farben die Arche Noah mit ihrem Getier dar — war so hoch mit Decken belegt, daß die ohnehin so leisetretenden Sandalen der Priester geräuschlos hin und her glitten. In der breitesten Wand, dem

Fenſter gegenüber, war in den edeln dunkelgrünen Malachit (aus Teruel in Aragonien) ein Muſivbild der heiligen Eulalia, der Schutzpatronin dieſer Landſchaften, eingelaſſen: der Goldgrund konnte die ungefüge Zeichnung nicht ſchöner machen; ein ſchwarzer Betſchemel zu ihren Füßen trug auf der oberſten Stufe eine ewig brennende Öllampe aus iriſirendem Glas. An den übrigen Seiten ſtanden viereckige tiefe Truhen, Sarkophagen ähnlich: ſie bargen, feſt verſchloſſen, die Bücher — zumal die Urkundenſchätze — der Bistumskathedrale.

In der Mitte des Raumes um einen mächtigen Rundtiſch aus Citrusholz auf je vier gekreuzten Füßen ſtand eine Anzahl von deckenbehängten Stühlen mit gar niedriger Rückenlehne, aber zwei langen Armlehnen; ſie ſchienen ſich zu ſcharen um den hohen thronähnlichen Purpurſitz, von dem der Metropolitan überherrſchend auf alle niederſah. Geſtalt und Antlitz dieſes Prieſters prägten ſich, einmal erſchaut, unauslöſchlich ein: der hohe Wuchs, das hagre knochige Geſicht, die eingefallenen wachsfahlen Wangen, die ſcharf geſchnittenen, ſorgfältig geſchornen, mitleidloſen Lippen, die Adlernaſe, die ſchwarzen unſtät blitzenden Augen unter den ſtolz geſchwungenen Brauen, die hohe, von Gedanken, auch wohl von Leidenſchaften gefurchte Stirn. Denn der Friede des Herrn ſchien nicht eingekehrt in dieſen ſeinen noch ganz ſchwarzhaarigen Diener: dämoniſch war die Erſcheinung, ſowohl wann ſie in eiſiger Ruhe der längſt angeſchulten Selbſtbeherrſchung undurchdringlich lauerte, wie wann ſie plötzlich zum Angriff hervorſchnellte wie eine getretene Natter. Jetzt hatte er in jener Ruheſtellung die Rechte gerade vor ſich hin auf den Tiſch geſtreckt: die feine kleine Hand ruhte wie behütend auf einigen Pergamenturkunden und Papyrusbriefen. Nicht nur die Tracht des Metropolitans, der weitfaltige dunkel

purpurne, Chlamys-ähnliche Mantel, kennzeichnete ihn als allen hier Verſammelten übergeordnet.

Seltſam war die Ähnlichkeit, mit der ſeine beiden Nachbarn ihm glichen: Brüder waren die drei offenbar: aber bei dem zur Rechten, Biſchof Fulgentius von Aſtigi, ſchreckten die unheimlichen Züge noch drohender, während die geiſtige Überlegenheit des Älteren nicht auf dieſer niederen Stirne thronte; der dritte Bruder, erheblich jünger, trug die gemeinſamen Familienzüge gemildert, ja verklärt durch den Ausdruck wohlwollender Güte und friedliebender Weisheit, er war nicht Biſchof wie die beiden Älteren: ſeine Tracht war die des Archipresbyters. Die gleiche Gewandung trug der den drei Brüdern gegenüberſitzende Prieſter, deſſen Sutane und darüber geworfene Mantelkapuze — der Cucullus, — nicht den ſpaniſchen Zuſchnitt zeigte.

An ihn, der, im Banne dieſer ſtechenden Augen, gar merkſam unverwandten Blickes an dem Munde des Metropolitans hing, richtete der nun das Wort: „Es iſt unerläßlich, mein in Chriſto geliebter Sohn Sabinianus, daß Ihr außer dem Briefe, den ich Euch für meinen hohen Freund und Gönner in Rom mitgebe, auch mündlich einiges vernehmet und überbringet, was der Schrift nicht ſicher anzuvertrauen iſt. Zwar haben der gelehrte Gregor und ich längſt eine Geheimſchrift vereinbart . . . .“ — „Ich kenne dieſe Formata, ehrwürdiger Vater,“ nickte der Fremde. — „Gewiß: hat der Treffliche mir doch ſeinen vertrauteſten Freund als Zwiſchenträger geſandt.“ — „Und ich werde deinen Brief eifriger verteidigen als mein Leben, o Leander.“

Da zuckte ein grimmig Lächeln um deſſen Lippen: „Ah, aber der Herr König liebt die Gewalt und ſeine Sajonen — ſie gehorchen ihm wie Jagdhunde — ſind ſtark.“ — „Dann könnte er doch nicht leſen . . .“ — „Er nicht.

Aber ſein kluger, nur allzukluger Sohn, mein feiner Neffe, der mir täglich mehr aus Hand und Zucht wächſt.“ — „Ja,“ warf Fulgentius giftig ein. „Jung Rekared verſteht ſich auf Schriftwerk wie Fechtwerk.“ — „Deshalb das Geheimſte nur von Mund zu Ohr.“ Ehrerbietig verneigte ſich der Fremde.

„Und es drängt die Zeit: denn nicht lange mehr, mein' ich, wird Papſt Pelagius, der müde Greis, die Tiara tragen. Allzuſchlaff hat der Alte die Zügel der heiligen Kirche um die Könige dieſer Welt angezogen. Das wird ganz anders, ſobald mein Gönner, der gewaltige Gregor, den weltbeherrſchenden Thron Sankt Peters beſteigt.“ — „Er ſträubt ſich gegen den Plan,“ meinte Sabinianus. — „Ei freilich,“ ſchmunzelte Leander, „löbliche prieſterliche Beſcheidenheit: muß ja ſo ſein. Aber er unterwirft ſich ſchließlich dem Willen des Herrn, verlaß dich drauf. Und iſt er Papſt, dann wehe dieſem Ketzer- und Barbaren-Königreich.“ — „Zur Hölle König und Volk!“ drohte Fulgentius. — „Aber meine Brüder!“ mahnte der Jüngſte, mißbilligend das Haupt ſchüttelnd. „Wir haben Treue geſchworen.“ — „Erzwungener Eid!“ grollte Fulgentius. — „Der künftige Arzt, der große Gregor, muß, bevor er mit Feuer und Meſſer die Wunden heilt, die Krankheit dieſes Staates kennen. Höre darum meinen Bericht. Wenn er zu ungerecht ausfällt, — ei, hier ſitzt mein Bruder Iſidor, der Fürſprech aller Verunrechteten,“ höhnte er. — „Ich war jahrelang fern von Hiſpanien, in Byzanz, in Rom, wo ich damals Gregor zum Freund gewann. Als ich wiederkam, fand ich einen neuen König und ein neues Reich. Der neue König war mein eigener Schwager, Leovigild, dem in erſter Ehe unſere Schweſter, Theodoſia, von unſerem Vater Severianus vermählt worden war.“ — „Die Tochter eines altedeln Römergeſchlechts — des

großen Imperators Theodoſius! — einem Barbaren, einem Ketzer!“ grollte Fulgentius. — „Sie führten eine vollendet glückliche Ehe,“ mahnte Iſidor. — „Aber die beiden Söhne der Katholikin, Hermenigild und Rekared, wurden im Ketzertum erzogen. Und bald nach unſrer Schweſter Tod freite er die hitzige Arianerin Godiſwintha, König Athanagilds Witwe. — „Seither verfolgt er die heilige Kirche.“

„Vergib, Bruder Fulgentius,“ unterbrach Iſidor, „das iſt nicht ſo. König Leovigild läßt ſich nicht durch ein Weib leiten. Was er — nicht gegen unſere Kirche —, gegen unbotmäßige Biſchöfe, tut, tun muß . . . —“ — „Schweig, Archipresbyter! Das geht zu weit. Verlaß uns! Wir ſind, ſcheint es, deiner nicht ſicher.“ Iſidor wollte widerſprechen: aber der Metropolitan hob mahnend den Zeigefinger der rechten Hand: demütig ſich neigend glitt der Bruder aus dem Gemach.

II.

„'s iſt beſſer ſo,“ ſprach Fulgentius. „Er würde unſre Pläne nicht verraten, aber durch hartnäckigen Einſpruch hemmen. — Alſo höre weiter. In Byzanz, in Rom konnte ich damals dem Imperator und dem Papſt die Auflöſung, den Untergang dieſes Miſchreichs beſtimmt in nahe Ausſicht ſtellen: Feinde bedrohten es ringsum. Das tiefſte Verderben dieſes Staates iſt, daß alle ſeine Feinde Söhne der heiligen Kirche ſind, welche die Pforten der Hölle nicht überwältigen werden, die vielmehr alle ihre Widerſacher unter ihre Füße treten wird wie der Engel

des Herrn die ſchuppigen Drachen: katholiſch ſind die Sueven in den Bergen des Nordens, katholiſch die Franken im Weſten . . . —“

„Gar eifrige Chriſten ſind die Merowinger! Gregor lobt ſie ſtets!“ nickte der Geſandte.

„Katholiſch das oſtrömiſche Reich im Oſten, dem vor Gott und Menſchen dieſes Hiſpanien, die alte römiſche Provinz, gehört. Schon vor zwei Menſchenaltern hatte der Imperator Juſtinianus, nachdem er die Reiche der Vandalen und der Oſtgoten zerſtört, die Hand auch nach dieſem dritten ketzeriſchen Barbarenreich ausgeſtreckt: — und mit Erfolg! Eine ganze Reihe von Seefeſtungen, von Küſtenſtädten trägt ſeitdem die Beſatzungen, die Fahnen des Imperators. Greifen dieſe drei katholiſchen Mächte verbündet an . . —“ — „So muß das Goten-Reich erliegen,“ frohlockte Fulgentius. — „Denn es iſt unterwühlt von ſeinem gefährlichſten Feind, von ſeinen eignen katholiſchen Untertanen, von dem römiſchen Adel und —“ — „Von uns, den Biſchöfen und Prieſtern des Herrn: alle paar Jahre lodert ein Aufſtand gegen die Goten empor.“

„Und gerade vor dieſes eiſernen Leovigild Wahl war das Unheil des Reiches in vollſter Blüte: ſein greiſer Bruder, König Leova, war geſtorben, der gotiſche Adel lag in ſelbſtzerfleiſchendem Wahlkrieg, Sueven, Franken brachen über die Grenzen, die Byzantiner in Cordoba zogen ins offene Feld, die Basken in ihren Bergen, die Römer in Tarraconien ſtanden in den Waffen: der Goten-ſtaat ſchien verloren. Da eilte ich zurück, um zu verhüten, daß es einen Helden wie dieſer Leovigild — Gott ſei's geklagt! — nun einmal iſt, zum Herrſcher, zum einzig möglichen Retter erhalte: — denn ich — wie wir alle — will Byzanz, das rechtgläubige, herrſchen ſehen auf

der ganzen Halbinsel von Meer zu Meer. Ich eilte also selbst zu unserem Schwager, dem die Mehrzahl der Wähler die Krone antrug. Ich beschwor ihn, abzulehnen, sich nicht dem sichern Untergang im Kampf mit jenen übermächtigen Feinden zu weihen: — ich zählte ihm all' diese Gegner, diese Gefahren eindringlich auf: — weißt du, was der Kühne mir zur Antwort gab? Er sprang auf von dem Feldbett, auf dem er sinnend, schweigend gesessen: „Dank," rief er, „Schwager! Ich schwankte: du hast mich entschieden. Ja, das Reich ist bedroht, ganz wie du schilderst. Ich nehme seine Krone: ich rette das Gotenvolk oder falle." Und stürmte zum Zelt hinaus und begann — zur Stunde — sein Werk." — „Das — das ist groß!" staunte der Römer. — „Und wie hat er's gefördert und vollendet!" fuhr Leander fort. „Der Haß selbst muß das bewundern. Ein zerfallendes Reich, ein rings bedrohtes, hatte ich verlassen — und so Kaiser und Papst geschildert — ein stolz aufgerichtetes, sieghaft gerettetes fand ich wieder. Gleich nach seiner Thronbesteigung," erzählte der Bischof weiter, „schlug er in vier Schlachten hintereinander die Byzantiner aus dem Feld, entriß ihnen nach zähem Widerstand die schöne Cordoba, die stets wie ein feurig edel Roß in den gotischen Zügel knirscht, unterwarf den Aufstand der Basken und der Cantabrer, dort die Bauern, hier die Städter, scheuchte die Sueven, die zu Hilfe heranzogen, in ihre Berge zurück und trat überall mit eherner Ferse die letzten Funken der Empörung des römischen Adels und der römischen Bischöfe aus."

„Und all' das hat ein Mann, hat eine Menschenkraft vollendet?" forschte Sabinianus. — „Nein," grollte Fulgentius, „das eben ist's: der Satan, ich zweifle nicht, hilft dem Ketzerkönig, der sich ihm verschworen."

„Nach diesen Siegen und Erfolgen," fuhr Leander fort, „schwang er wie bisher das Königsschwert fortab gewaltig den Königstab, schuf das starke Toledo zu seiner Burg und Residenz, bestrafte die bestechlichen Richter, schrieb schwere neue Steuern aus und füllte habgierig — mehr noch: herrschgierig! — seinen Schatz mit den eingezogenen Gütern und Geldern der vielen Geschlechter des römischen Adels, die mit Byzanz sich verschworen hatten, und ach! vieler, sehr vieler Bistümer und Klöster, die, unvorsichtig, ihre Neigung zu den katholischen Fahnen zu deutlich verraten."

„So nahm er mir die Hälfte meines Kirchenguts," zürnte Fulgentius, „nur, weil ich für den Sieg der kaiserlichen Waffen hatte beten lassen." — „Erführ' er all' das andre," meinte der Metropolitan, „schützte nicht die Infula dein Haupt." — „So soll ich in Rom berichten," fragte der Archipresbyter, „bei deiner Heimkehr habest du alles verändert gefunden, und gegenüber diesem gewaltigen Barbarenhelden gebt ihr jede Hoffnung auf Befreiung, jeden Widerstand auf?"

Heftig sprang der Metropolitan von seinem Thron empor: „Nein! Nie! Niemals. Solang ich atme, hass' ich ihn und dieses Reich der Ketzer. Nie verzichte ich auf die Hoffnung, den orthodoxen Imperator herrschen zu sehen von den Pyrenäen bis an den Ozean. Das sage dem weisen Gregor! Und er muß dazu helfen, jetzt schon und bald vom Stuhl Sankt Peters herab. Schon hab' ich einen neuen Plan ersonnen. Oder vielmehr einen Plan des Tyrannen heimlich wider ihn selbst gewandt. Er soll sich wundern! Er will die Merowinger für sich . . . . — doch Geduld! Das ist noch nicht reif. Du, Freund Sabinianus, überbringst selbst dies geheime Schreiben an die Frankenkönigin Brunichildis. Dein Rückweg führt dich

ja über Gallien. Ein andrer Bote trägt in hohlem Stab einen Brief an den Suevenkönig Miro, der Rache sinnt für viele Schläge, die ihm der Tyrann geschlagen. Freund Gregor aber laß ich bitten, täglich — gleich uns — sein Nachtgebet zu schließen mit den Worten: „Verdirb, Herr Christus, König Leovigild und dieses Ketzerreich der Goten. Amen!“

III.

An dem Tage, der diesem nächtlichen Gespräch in Sevilla folgte, wandelten in dem Palastgarten zu Toledo unter reich blühenden und stark duftenden Mandelbäumen auf den — nach römischer Gartenkunst — streng geradlinigen, mit rotem, gelbem, weißem Sande bestreuten Wegen zwischen den gleichmäßig geschorenen Taxusbüschen hin ein hoher Greis und zwei Jünglinge, offenbar seine Söhne: die Ähnlichkeit der Züge bezeugte das, unerachtet der starken Verschiedenheit des Ausdrucks. Des Vaters weißes Haar flatterte noch dicht in langen Wellen auf die mächtigen Schultern: nur an den Schläfen hatte es der vieljährige Druck des Helmes abgewetzt. Er trug keine Kopfbedeckung: der Wind spielte frei in dem Silbergewoge; sein schlichtes, braunes Wollwams reichte bis an die Knie, der Wehrgurt barg keine Waffe. „Mein Schwert heißt Rekared, meine Brünne Hermenigild,“ hatte er auf die Mahnung der Gattin geantwortet, die vor den an diesem Hof so häufigen Mordanschlägen gegen die Könige warnen wollte.

Und in der Tat: der jüngere braunlockige Sohn, der zur Linken schritt, schien in seiner jugendlichen Kraft und

in der wachen Klugheit ſeines Blickes eine ſcharfe Waffe für den Vater. Der ältere — zur Rechten — war ſtets einen Schritt zurück: oft blieb er ſinnend, wie träumend ſtehen, ſtrich die ſchlichten, blonden Haare aus der Stirn und ſchlug dann die meiſt geſenkten blauen Augen, wie ſuchend, wie fragend, gen Himmel auf. Jetzt kreuzte raſchelnd den Sandweg gerade vor dem König eine Werre, die ſo ſchädliche Maulwurfsgrille, die Tauſende von Pflanzenwurzeln durchbeißt. „Gibt acht, Vater!“ rief Hermenigild. „Schone des Tierleins!“ Aber der König zertrat es mit feſtem Schritt. „Nein, mein Sohn. Schädlich Gewürm muß man zertreten, wo man's findet. Merke dir das, künftiger König.“ — „Künftiger König!“ wiederholte ſeufzend der Sohn. „Wenig freut mich die Ausſicht.“ — „Man iſt nicht zum eignen Vergnügen König, Bruder, nur zum Heil des Reiches,“ ſprach der Jüngere ernſt. — „Du haſt recht, wie immer, Rekared! Ach, weshalb biſt du nicht der Erſtgeborne? Du gehörſt auf den Thron. Ich aber . . . — Ich hätte längſt gebeten . . . Nur eines hält mich ab.“ Dies flüſterte er faſt unhörbar vor ſich hin. Aber ſcharfen Ohres wie Auges hatte Rekared es doch verſtanden: „Ich will dir's verraten, dies eine,“ lächelte er ihm leiſe zu, ihn einen Schritt zurückziehend, „du willſt Leander und den Katholiken ein mildrer Herrſcher werden als der Vater iſt und als ich — wie du fürchteſt — ſein würde. Wenig kennſt du mich.“ — „Schweig vor dem Vater,“ bat Hermenigild. — „Gewiß: ich hüte dein Geheimnis, obwohl nicht du mir's vertraut.“

Leovigild wandte ſich um und winkte beide wieder heran. „Du möchteſt vielleicht ins Kloſter?“ grollte der König. „Beten, träumen und faullenzen? Nichts da, Herr Sohn. Meine Söhne gehören nicht der Kirche: und

— auf Erden — auch nicht dem Himmel, ſondern ihrem Volk. Allzuviel verkehrſt du mir ſchriftlich — und auch mündlich in Sevilla — mit Leander.“ — „Er iſt meiner ſeligen Mutter Bruder, Vater.“

„Ja, leider. Ich wollt', er wäre andern Mannes Ohm. — Übrigens, wenn du die Krone deines Volkes verſchmähſt — kein Geſetz bevorzugt den Erſtgebornen, auch deinen Bruder mag der Reichstag wählen. Oder man könnte auch,“ ſprach er bedächtig und die Söhne ſcharf dabei muſternd, „das Reich unter euch teilen: du, Hermenigild, könnteſt hier in Toledo herrſchen, — oder bei deinem geliebten Ohm in Sevilla, eh? — Rekared in ſeinem Rekopolis, das ich — ihm zu Ehren ſeiner Siege über die Keltiberer, die Basken — gebaut und benannt habe.“ — „Ja, gern!“ rief Hermenigild raſch. Aber Rekared ſchüttelte unwillig das Haupt: „König Leovigild, das iſt nicht dein Ernſt. Du haſt mit Heldenkraft das vielzerriſſene Reich geeint: du wirſt es nicht mit eigner Hand wieder ſpalten. Und ich? Ich bin kein Halbmann, auch kein Halbkönig.“

Der Vater ſchlug ihm auf die Schulter, ſah ihn freundlich mit den goldbraunen Adleraugen an und ſprach: „Gut, mein tapfrer Sohn. — Ihr wähltet beide wie ich's gedacht. — Du aber, frommer Heiliger, — welch ein Glück, daß ich — trotz deiner Mutter Bitten! — dich arianiſch, nicht katholiſch taufen ließ — ſonſt wärſt du Leander längſt gar und ganz verfallen! — du kannſt wirklich nicht ins Kloſter gehen,“ ſpottete er gutmütig. „Denn du mußt heiraten.“

Betroffen blieb Hermenigild ſtehen; er fand kein Wort. Rekared machte große Augen.

„Ja, heiraten. Und zwar ganz geſchwind. Tretet näher heran. — Dies iſt noch tief geheim — ein Plan,

der ausgeführt ſein muß, bevor jene Leute davon erfahren, die ihn vereiteln würden. — Hört mich an. Ihr wißt, ſeit jenem Unheilskönig Chlodovech, der durch den Schlag bei Voulon uns faſt all unſer Land in Südgallien entriß, haben die Merowingen, dieſe frommen Lieblinge des heiligen Vaters, mit Raubgier und Gottſeligkeit — denn wir ſind ja Ketzer! — uns in Krieg und Frieden zu ſchaden geſucht nach Kräften, unabläſſig, länger als ſiebzig Jahre. Stets im Bund mit unſern andern katholiſchen Feinden, Byzanz und Sueven von außen, und den ärgeren von innen — mit den Biſchöfen, Äbten, dem Adel der Römer in unſerm Lande — haben ſie uns offen und geheim bekämpft.“ — „Ja, und nur deine Heldenkraft, Vater, hat ſie, die ſchlimmſten und mächtigſten, bisher abgewehrt!“ — „Mit äußerſter Mühe, oft nur um Haaresbreite das Verderben meidend. So geht's nicht fort. Ich bin alt, bin müde . . .“ — „Man merkt's nicht,“ lachte Rekared. „Laß nochmal die Stürme ringsher dich bedrohen, — wie vor Jahren wirſt du ſie beſtehen.“ — „Und bin ich tot? Hermenigild iſt fromm und gut, aber allzugut, das heißt er iſt ſchwach. Er liebt ſeine Feinde, der ſanfte Tor.“ — „Und ich ſegne, die mir fluchen,“ ſchloß dieſer, „wie der Herr gelehrt.“ — „Der war nicht Gotenkönig!“ brauſte Leovigild auf, „und hatte nicht ein bedrohtes Volk zu ſchützen. Duldete er doch das Römerjoch auf der Seinen Nacken. Natürlich! Die linke Wange lehrt er zum Schlage reichen nach der Rechten, dem Räuber des Mantels das Wams dazu geben. Dabei kann kein Reich, kein Recht beſtehen. Der war auch zu fromm — wie du!“ — „Läſtre nicht, Vater!“ rief Hermenigild erſchrocken. „Einen Menſchen vergleichen mit ihm, der Gott ſelber iſt.“ — „Wa — Was war das?“ ſchrie der König, zornig herumfahrend gegen den Sohn. „Was

wagſt du zu ſagen? Biſt du katholiſch?“ — „Schweig doch, Bruder, ſchweig!“ mahnte Rekared. „Glaub' was du willſt. Aber rede nicht zur Unzeit.“ Hermenigild erbleichte: er verſtummte.

„Alſo ſoweit hat er dich ſchon gebracht, der tückiſche Biſchof von Sevilla?“ — Hermenigild ſprach mit geſenkten Augen: „Vergib, Vater. Ich will es nie mehr ſagen.“ — „Nicht denken ſollſt du's, ungeratener Sohn!“

„Denken? Vater!“ mahnte Rekared. „Wer kann für Gedanken? Sie fragen nicht, ob ſie kommen dürfen: — ſie ſind da.“ — „Wohl! Aber ſolche Gedanken führen in meinem Reich nicht auf den Thron, auch nicht in ein katholiſches Kloſter, ſondern in einen gotiſchen Kerker. Hüte dich, Träumer! Solche Träume ſind gefährlich, aber nur dem, der ſie träumt. — Alſo hört zu Ende. Um die Zahl unſrer Feinde zu mindern, den Mächtigſten zum Freunde zu gewinnen, — lange ſucht' ich dazu nach einem Weg. Ich hab' ihn gefunden: wir werden uns mit den Merowingen verbünden, verſchwägern. Du, mein Älteſter, wirſt eine Königstochter der Franken freien: du haſt ſie als mein Geſandter am Hof zu Metz geſehen, ſie iſt dir keine Fremde, es iſt deine Stiefnichte Ingundis.“ Hermenigild fuhr zuſammen: er errötete. „Die Enkelin meiner Gemahlin Godiſwintha, die Tochter ihrer Tochter Brunichildis und des ermordeten Gatten, des Königs Sigibert von Auſtraſien.“ — „Und die Merowingen willigen ein?“ Rekared fragte ſo, nicht Hermenigild. — „Ja, das heißt Frau Brunichildis! Nicht deren Todfeinde, Chilperich und Fredigundis. Aber die haben ihr nichts zu verbieten und dieſe blutige Spaltung ſchwächt das Haus und die Macht der Merowingen. Und du, frommer Sohn, ich meine, du bringſt dies Opfer gern? Deine Schilderung der Nichte nach deiner Heimkehr war . . .“

Da ſank der Jüngling vor dem Vater auf die Kniee, ſuchte deſſen Hand und küßte ſie: „Dank, Vater, gütigſtes Herz! Du weißt nicht, welche Erlöſung du mir bringſt. Ich ſchalt mein Wünſchen, ſeit ich ſie verlaſſen, mein Sehnen nach der Lieblichen als Sünde, als verbotenes Begehren: und nun verwandelſt du dieſe Liebe in ein ſchönes Recht und eine heilige Pflicht. Dank dir!“ — „Steh auf und faſſe dich! Ich mag ſo weiche Rührung nicht.“ Er wandte ſich zu Rekared, ſah ihm gütig in die Augen und ſprach leiſe: „Danke heute dem Himmel, daß du einen Bruder haſt.“ — „Das tu' ich längſt und alle Tage. Aber warum heute mehr?“ — „Weil ſonſt du die Merowingin freien müßteſt. Und was würde dazu ſchön Baddo ſagen? Schweig! Ich weiß alles. Brauchſt dich nicht deines Geſchmacks zu ſchämen. Das Mädel iſt bildſchön.“

IV.

Am Abend dieſes Tages finden wir Rekared in dem Garten des katholiſchen Nonnenkloſters der heiligen Eulalia, das in dem ſtillſten Teile der Königsſtadt, hart an dem Tajo-Tor, in immergrünen Büſchen verſteckt lag: nur der fromme Geſang der Nonnen und ihrer weltlichen Schülerinnen — Töchter der vornehmſten römiſchen Adelshäuſer — unterbrach zu genau geregelten Stunden des Tages und der Nacht das feierliche Schweigen des lauſchigen Ortes. Er wandelte neben einem ſchönen Mädchen zarten Alters, das nicht die ſchwarz und weißen Gewande der Sanctimoniales des Kloſters, aber doch nur dunkle Farben und auf der Bruſt ein großes Kreuz von ſchwarzem

Marmor trug. Gar oft ſuchten und zärtlich fanden ſich die Blicke des jungen Paares: ſie ſprachen wenig: ſie waren glücklich in einverſtandenem Schweigen. Da bückte ſich der Jüngling, pflückte aus einem duftenden Beet eine ſchöne weiße Narziſſe und reichte ſie der Geliebten: „Bitte, ſtecke ſie vor jenes ſchwarze Kreuz, das dich der Welt und ihrer Freude zu entfremden droht. Ich fürchte es, meine Baddo.“ — „Keine Urſache,“ lächelte dieſe und barg die Blume an dem Buſen. „Mich hält ein ſtarker Anker feſt in der Welt. Freiwillig verlaß ich deren Glück, ach! deren Hoffnung nicht.“ — „Nun, gezwungen wird keine Freie unter König Leovigilds Schild, nicht die ärmſte Ziegenhirtin ſeines Reichs, und nun erſt ſeines Sohnes Braut!“

Das Mädchen errötete: — es ſtrich erregt die weizenblonden Locken zurück, die aus dem grauen Schleier quollen — „o ſchon wieder dies Wort, das allzukühne! Fordre nicht den Himmel heraus! Wer weiß, ob das jemals wird . . .“ — „Und warum ſoll das nicht werden? Mein Vater —, heute hab ich's erfahren — hat — Gott weiß, wie? — mein, unſer Geheimnis erkundet: — er zürnt nicht. Er hat dich auch geſehen und . . .“ — „Ja, er war hier, der Äbtiſſin ſeine neue Kloſterſteuer anzukünden. Er fragte nach meinem Namen — er ſtreichelte mein Haar.“ — „Alſo! Was König Leovigild will, das geſchieht in ſeinem Reich!“ — „In ſeinem Reich!“ wiederholte das Mädchen ernſt. — „So biſt du eine Fremde?“ rief Rekared, ſtehen bleibend. „Ich dachte es wohl. Aber wer auch dein Vater . . .“ — Sie ſchüttelte traurig das Haupt: „Ich habe lang ſchon keinen Vater mehr.“ — „Nun denn, dein Muntwalt! Und wär's der Imperator zu Byzanz, er ſagt nicht nein, wirbt Held Leovigild für ſeinen Sohn. O Geliebte, du haſt geſchworen, ſagſt du,

wie die Äbtiſſin, ſolange du hier weilſt, nichts von deiner Herkunft zu verraten: — keiner Seele. Und mir haſt du das Wort abgenommen, nie zu fragen. Ich hab's gehalten bis heute: — ich halt' es bis du mich davon entbindeſt — aber dieſe Geheimhaltung kann alles verderben! Wie ſoll ich dich erringen, weiß ich nicht, wem ich dich abzuringen habe, in Güte oder mit Gewalt?" — „Ich habe geſchworen, Rekared."

Er ſeufzte tief. „Welche Qualen legt mir dies Rätſel auf ſeit Wochen! — Seit, . . . ſeit jenem Tag, da ich dich mit der Äbtiſſin in der Tagus-Fähre erblickte, ſofort in das Schifflein ſprang . . ." — „Ja, ſo ungeſtüm," lächelte ſie, „daß es faſt umſchlug. Die Äbtiſſin — ſie ward gar naß! — erſchrak und rief: „Prinz Rekared!" Da erſchrak auch ich. Der ſchöne Fremdling ein Königsſohn! Aber bald wich der Schreck der Freude, als der Königsſohn nicht mehr von mir ließ. Und es war recht gut, daß der geliebte Mann der Königsſohn war: einen andern hätte die geſtrenge Frau Abbatiſſa nicht ſo oft in den Kloſtergarten dringen laſſen." — „Bah, biſt ja keine Nonne. Und ſollſt keine werden, bei meines Vaters Haupt!" — „Aber katholiſch bin ich. Und dein Vater . . ." — „Ei, meine Mutter war auch katholiſch. Damit richtet er nichts aus. Alſo, wann du genug gelernt haſt bei den frommen, hochgelehrten Schweſtern . ." — „Ich meine," lächelte ſie anmutig, „es reicht ſchon. Ein Weib braucht gar nicht ſoviel zu wiſſen, um . . ." — „Selig zu machen und ſelig zu ſein! Und wann du endlich deine Sippe nennen darfſt, dann tu's ſogleich, o Geliebte, nicht einen Tag wart' ich mehr! — Dann hol' ich dich, Süße, Heißgeliebte!" Und er umſchlang die ſchlanke Geſtalt und bedeckte ihr Antlitz mit glühenden Küſſen. — „Halt ein, Geliebter. Halt! Du mußt jetzt fort. Die Äbtiſſin ſchickt

den Pförtner — horch, wie er ſchon von weitem mahnend mit den Schlüſſeln klirrt.“ — „Ich gehe. Noch einen Kuß. Und was immer uns trennen mag von außen: — wir ſind eins. Und deine Seele iſt mein?“ — „Auf ewig!“

Am Morgen des folgenden Tages war Rekared mit einigen Gefolgen aus Toledo geritten, Muſterung über ein paar Tauſendſchaften ſeiner Reiter — er war der Führer der gotiſchen Reiterei — in Elbora, den Tajo abwärts, vorzunehmen.

Kaum war er fort, als dem König ein Schreiben der Äbtiſſin von Sankt Eulalia überbracht wurde, das lautete: „Nicht ohne Beſtürzung melde ich dir, Herr König, daß die Alumna Baddo, die du mir ſo dringend empfohlen, heute Nacht von den Ihrigen in die Heimat abgeholt wurde. Vergebens bat ich um die Erlaubnis, jetzt wenigſtens ihre Herkunft dir mitteilen zu dürfen . . .“ — „Gut, daß ich ſie längſt kenne, dieſe Herkunft.“ — „Sie ſchied unter heißen Tränen.“ — „Das glaub' ich! — Nun, mein tapferer Sohn, nun holſt du dir bald die Braut mit dem Schwert. Aber nicht bevor ich's dir in die Fauſt drücke.“

V.

Wenige Wochen danach durchdrang die Königsſtadt am Tajo freudige Bewegung: zahlreiche Begnadigungen, — zumal von Staatsverbrechern in früheren Empörungen, — wurden unter Trompetenſchall in den Straßen verkündet, zugleich mit den „öffentlichen Freuden“, wie man ſagte,

wegen der Verlobung des Thronfolgers mit der fränkiſchen Königstochter: bei ſolchen und ähnlichen Anläſſen pflegten derartige Hulderweiſungen zu erfolgen. Bei der römiſchen Bevölkerung ward die Freude erhöht durch das katholiſche Bekenntnis der Braut· unmöglich konnte der König fortab noch die Bekenner des Glaubens ſeiner eignen Schwiegertochter verfolgen. Zudem ſchien die Verbindung mit den Merowingen den ſtets zu befürchtenden Angriffen der Franken auf das gotiſche Südgallien ein Ende zu machen: den katholiſchen Römern ſtanden die katholiſchen Franken viel näher als ihre ketzeriſchen Beherrſcher, die Goten.

Es verdroß den König, daß gerade einige ſeiner treueſten Gefolgen und Waffengehilfen die Feſtfreude nicht ſo recht zu teilen ſchienen. Und bei dem Veſpertrunk, dem „Dämmertrunk“, ſagten die Goten, gab er dieſem Unwillen Ausdruck, als die beiden Treueſten und Verdienteſten dieſer alten Kämpen, die Brüder Garding und Gardila, ebenfalls durchaus nicht vergnügt erſchienen. Es waren zwei Rieſen, der jüngere um eine halbe Fingerbreite kürzer, aber auch noch erheblich länger als der doch auch über die Mittelgröße ragende König.

Schweigend traten ſie in das kleinere Trinkgemach, in dem Leovigild die vertrauteſten Goten bei Sonnenuntergang um ſich zu ſammeln pflegte, bevor in dem großen Speiſeſaal dieſes einſt kaiſerlichen Palaſtes der Abendſchmaus mit den zahlreichen — gotiſchen und römiſchen — Palatinen gehalten wurde. Schweigend begrüßten ſie erſt die Königin Godiſwintha, dann ſchweigend den König an ihrer Seite, ſchweigend ließen ſie ſich dem Paare gegenüber an dem länglichen Bronzetiſch nieder.

„Nun, Kleiner,“ redete Leovigild den einen Rieſen an, „iſt auch dir heute die Zunge in die durſtige Kehle gefallen? Von deinem langen Herrn Bruder ſind wir

ſchon gewohnt, daß er ſchweigt, wenn er nicht brummt.“ — „So brumm' ich denn, Herr König, wenn dir mein Schweigen mißfällt. Sorge dafür, daß bei den dummen Freudenfeſten deine lieben Römer nicht ihre Freudenfahnen deinen treuſten Gefolgen auf die Köpfe fallen laſſen. Gerade hab ich den Fetzen da abgeriſſen.“ Er zog ein Stück eines rot- und goldgeſtreiften Flaggentuches aus dem Wehrgurt, zeigte ihn der Königin und warf ihn unter den Tiſch. — „Das macht, der Große iſt zu groß,“ lachte Gardila. „Ich kam glücklich darunter durch.“ — Aber Leovigild war ernſt geworden: „Rot und Gold?“ grollte er. „Das ſind der Merowinger Farben! Wer wagt in meinem Toledo . . . ?“ — „Ei,“ lachte Garding grimmig — Bären würden ſo lachen, könnten ſie's — „natürlich ein frommer Römer, der ſich freut und der dich dadurch zu erfreuen hofft.“ — „Und hoffen *darf*,“ ergänzte Gardila, „ehrt er — in ihren Farben — doch deine Schwiegertochter, die Katholikin!“

Da fuhr die Königin heftig auf, die hohe Geſtalt aufrichtend: ſie war faſt eine Greiſin, das Antlitz mußte bildſchön geweſen ſein, aber das Fehlen des linken Auges und ein rotes Brandmal der rechten Wange entſtellten es arg, mehr noch der bitterböſe Ausdruck der allzuſcharf geſchnittenen und von Leidenſchaften durchwitterten Züge: er war unheimlich drohend: ſo erſchrak der alte Hüne als ſie nun wie eine Schlange gegen ihn fuhr. „Gardila,“ ſchrie ſie mit ſchriller Stimme, „hüte dich! Vieles verzeih ich dir und Garding — um manches ſtarken Schwertſtreiches willen: — aber das laß mich nicht noch einmal hören. Bei meinem Zorn! Ich und eine katholiſche Schwiegertochter? Eher erwürge ich ſie mit dieſen Händen.“ Man traute ihr das zu, ſo drohte das funkelnde Auge. „Gemach, Frau Ungeſtüm,“ beſchwichtigte der König. „Nicht

Streit in der Sippe, nicht Glaubensgezänk, — ich habe genug daran! — Friede und Verſöhnung auch mit den Franken iſt der Zweck meines Planes. Darauf laß uns trinken."

Die Brüder taten Beſcheid. Dann ſprach der Ältere, die bärtigen Lippen wiſchend: „Möge der Wunſchgott . . ." — „Was faſelſt du da?" zürnte Godiſwintha. — „Verzeiht, fromme Frau. Schwer iſt's in dieſem Reich, juſt das Richtige zu glauben! — Möge der Himmel dieſe fränkiſche Verſchwägerung zu beſſerem Ende führen als alle früheren. König Amalarich brachte ſie den Tod." — „Iſt lange her," meinte Leovigild und trank. — „Aber nicht lang iſt's her, Frau Königin, als Ihr die beiden Edelperlen, Eure Töchter, den Merowingen vermähltet." — „Schweig, Unheilsrabe!" rief Godiſwintha und verdeckte das Antlitz mit der Hand. Aber der fuhr unerbittlich fort: „Tot, erwürgt von Fredigundis, der Walandine, liegt die ſanfte Galſwintha, die Lilie der Goten." — „Und tot liegt, ermordet durch Fredigundis, Frau Brunichildens edler Gemahl, ſie ſelbſt verwitwet, gefangen, ihres Knaben beraubt . . ." — „Schweigt, ſag' ich," ſchrie Godiſwintha. — „Und nun abermals," ſchloß Garding, „eine merowingiſche Ehe?" — „Schweig wirklich, Garding!" herrſchte ihn der König an. „Die Staatskunſt muß Vergangenes vergeſſen können um der Zukunft willen. Siehſt du denn nicht die Vorteile dieſes Bundes? — „Meiner Treu, nicht einen." — „Franke und Gote ſind wie Wolf und Edelhirſch, ſagt man in unſrem Volk." — „Und ein andres Mahnwort lautet: den Franken halt fern, ſonſt frißt er dich. Schon flattern fränkiſche Farben in Toledo. Und dieſe katholiſche . . . ." — „Ingundis legt jene Farben wie ihren Glauben ab, ſobald ſie Hermenigilds Weib," entgegnete der Herrſcher ernſt. „Übrigens, du biſt doch

ſonſt immer noch mehr Heide als Arianer," grollte Godiſwintha. „Ich glaube, du opferſt zuweilen noch Wodan! — du verehrſt . . ." — „Ich verehre den Siegesgott, Frau Königin, ihm iſt dies Schwert geweiht und das iſt den Schlachten deines Gemahls bisher ganz gut bekommen," erwiderte er trotzig. — „Schande mir, vergäß ich's je und eure vierzehn Schlachten an meiner Seite," ſprach dieſer und reichte beiden über die Tafel hin die Hand. „Aber du mußt doch einſehen, Brummkopf: haben wir die Franken als Mitſtreiter, können wir den Sueven die ewigen Seitenhiebe vergelten und die Kaiſerlichen ins Meer werfen." — „Können wir beides auch allein," ſprach Gardila, „ſolang wir mit uns Leovigild haben." — „Und den Siegesgott," ſchloß Garding. „Da kommen Prieſter. Ich gehe; komm, Bruder!"

Während ſie die Marmorſtufen aus dem Palaſt auf die Straße herabſtiegen, ſprach Gardila unmutig: „Warum hat er ſie genommen, die üble Hexe, die Einäugige . . ." — „Still! Andre Leute ſind auch einäugig." — „Aber warum?" — „Sie iſt ein gewaltig Weib und war die Witwe ſeines Vorgängers Athanagild. Groß war ihr Anhang im Adel und alle wütigen Arianer . . ." — „Ich wollte, ſie wäre anderswo! Samt ihrer merowingiſchen Enkelin. Der Mond ging blutrot auf. Das bedeutet nicht Verſöhnung!"

VI.

Einſtweilen bewegte ſich das ſtattliche Brautgeleit Ingundens gar langſam, weil auf allerlei Umwegen — denn Brunichildens Tochter konnte man nicht Fredigundens

Machtbereich betreten laſſen — auf der alten Römerſtraße am Rhone-Ufer hin von Lyon über Valence, Avignon und Nîmes nach Narbonne, der Hauptſtadt des gotiſchen Galliens, in deſſen ſtattlichem Palatium Raſt gehalten und die Braut von Hermenigild empfangen werden ſollte. Wie erſtaunte daher dieſe, als ihr alsbald in dem Empfangsſaal ſtatt des Bräutigams entgegen trat — deſſen Oheim Leander. Der vielerfahrene Seelenergründer erkannte leicht die Enttäuſchung des Mädchens: „Zürne mir nicht, Königskind," begann er in ſeiner leiſen einſchmeichelnden Stimme. „Nur ganz kurze Zeit mußte ich dich allein ſprechen: — das heißt, bevor er eintrifft."

Die Tochter Brunichildens hatte viel von deren ſtolzen Schönheit, aber wie deren dunkle Augen und Haare auch den hochgemuten ſtolzen Sinn und die feſte Willenskraft, mit der die Witwe Herrn Sigiberts den trotzigen Adel Auſtraſiens bändigte, kräftiger, mutiger als mancher Mann auf dieſen fränkiſchen Thronen. Das edle Haupt in den Nacken werfend, ſah ſie dem Biſchof ſcharf in die Augen und ſprach, ſich auf den purpurbehangenen Sitz niederlaſſend: „Ich werde kein Geheimnis haben vor meinem Gemahl." — „Sollſt du nicht, meine wackre Richte. Ich ſelbſt werde ihm künden, was ich dir ſage: — aber zur rechten Stunde. — Ingundis, ich kenne deine Seele." — „Du haſt mich nur dreimal geſprochen," meinte ſie ſtreng. — „Aber dein Beichtvater, Fronimius von Agde, dein Erzieher im rechten Glauben, iſt mein nächſter Freund. Er ſchrieb von ſeinem Zögling, ſeinem Liebling gar viel in jedem Brief." — „Und aufs wärmſte," nickte die Braut nun freundlicher, „hat er dich mir empfohlen. Dir, dir allein ſoll ich vertrauen in jenem Land der Ketzer. Gift iſt dieſe Ketzerei!" Sie furchte die ſtolz geſchwungenen Brauen.

Er faßte raſch ihre Hand. „Herrliches Kind, Dank! Dank für dies Wort. Es eint uns für immer: — es kürzt meine Aufgabe. Ich weiß von deinem Lehrer, wie tief durchdrungen du biſt von unſerem heiligen Glauben.“ — „Er iſt das Leben meiner Seele,“ rief ſie und ſchlug die Augen auf gen Himmel. „Chriſtus weiß es!“ — „Wohlan“ — er ſah ſich ſcharf um, dann flüſterte er leiſe in ihr Ohr: „Man will ihn dir entreißen.“ — Sie lachte verächtlich: „Eh reißen ſie den Morgenſtern vom Himmel! — Wer will das?“ — „Der König, die Königin. Alle Goten.“ — „Auch Hermenigild?“ — „Der liebt dich — und will nichts, was dich betrübt. Aber er kann dich nicht ſchützen.“ — „Iſt er kein Mann?“

Leander zuckte die Achſeln: „Ein weich, ein ſehr weich Gemüt.“ — „Woher weißt du . . ?“ — „Woher? Weil ich allein — weil meine Klugheit, meine Liebe zu dir — mehr noch: meine heilige Sorge um deine Seele dich gelöſt hat aus dem Netze, das über deinem Haupt zuſammenfallen ſollte. Höre. Der König hatte deine Mutter bereits dafür gewonnen, daß du vor der Vermählung — wie umgekehrt ſie und ihre Schweſter bei der Heirat mit den Merowingen katholiſch geworden ſind, — unſern heiligen Glauben mit jener Ketzerei vertauſchen ſollſt.“ — „Unmöglich!“ rief Ingundis und ſprang auf: ihre Augen blitzten. „Abſcheulich! Niemals!“

Mit Wohlgefallen betrachtete ſie der Biſchof: „So gefällſt du mir, tapfre Richte. Vernimm, wie ich den Plan vereitelt habe:“ er zog eine Rolle aus den Falten ſeiner Sutane, „ich hatte den Auftrag von beiden, den Vertrag über eure Vermählung zu verfaſſen: in dem Entwurf ſtanden ausdrücklich die Worte: ‚katholiſches, . . . arianiſches Bekenntnis‘. Ich änderte ſo: ‚die Vertragenden ſind darin einverſtanden, daß die Gatten auch durch das gleiche Be-

kenntnis werden verbunden sein'." — „Aber — ich verstehe nicht . ." — Überlegen lächelte der Bischof. „Ja! auch der König verstand es nicht. Wenigstens nicht richtig. Er dachte natürlich nur an das Bekenntnis Hermenigilds." — „Jawohl! Und der ist Arianer!" — „Er darf's nicht bleiben," sprach Leander fest. — „Ah, Oheim, teurer Ohm!" — „Du verstehst mich. Das gleiche Bekenntnis, das euch verbinden soll, ist unser heiliger Glaube. Nicht du wirst Ketzerin, — der Königssohn wird rechtgläubig."

„Ein schwierig Werk!" — „Nicht für dich. — Du bist sehr, sehr schön, bist heiß begehrenswert. Er liebt dich mit aller Kraft, deren seine zarte Seele überhaupt fähig ist. Ein hoher Geist in Rom . " — „Gregor! der Mutter Freund!" — „Und ich haben kräftig vorgearbeitet. Schon lange schwankt er: — du, du mußt ihn zu uns herüberziehen." — „Ich! Wie kann ich das?" — „Indem du, bis er katholisch geworden" — hier flüsterte er ganz leise — „ihm alles, alles weigerst, was der Liebende, der Gatte ersehnt. Den Brautkuß freilich mußt du ihm — vor allem Volk! — gewähren. Aber nach diesem einen Kuß nicht die kleinste Gunst: — hörst du? Kaum einen Handschlag. Alles hängt davon ab. Bleibe fest, meine Tochter, bleibe scheinbar hart. Nur scheinbar; denn es gilt seine unsterbliche Seele zu retten: — das bedenke. Du kannst ihn bekehren: — eine Todsünde lädst du auf dich, unterläßt du's aus Weibesschwäche, aus — Liebe."

Da zuckte sie die Achseln: „Ich weiß nicht, was das ist. Er ist mir gleichgültig. Aber die Seele des Gatten vor den Flammen der Hölle retten: — ja, das will ich." — „Der Himmel wird dir lohnen. Und bedenke, Königskind: nicht diesen einen Ketzer retteſt du: Leovigild ist ein Greis. Sein Sohn folgt ihm bald auf den Thron:

ein katholiſcher Gotenkönig aber mit einer ſolchen Königin: — ſie werden das ganze Gotenvolk zum rechten Glauben herüberziehen. Das letzte Ketzerreich im Abendland verſchwindet und das, dies große, dies heilige Werk iſt dein Verdienſt, meine Tochter. Willſt du mir folgen?“ — „Ja, ich will,“ rief ſie leidenſchaftlich mit Tränen der Rührung in den Augen. „Ich verſpreche dir's bei Chriſtus dem Herrn.“ — Und ſie ſank vor ihm auf die Kniee und küßte ſeinen Biſchofsring. Er legte die Hand auf das ſchöne Haupt und ſprach feierlich: „Und Chriſtus der Herr wird dich dabei führen, ſtärken und ſegnen. Amen.“ Im ſtillen aber ſprach er zu ſich ſelber: „Jetzt, Herr König, zieht Unfriede in dein Haus und das Verderben in dein Reich.“

VII.

Feſtlich und prachtvoll ſchmückte ſich die ſtolze Königſtadt Toledo an dem Tage, da das junge Brautpar ſeinen Einzug hielt. Von Narbonne aus hatte es, auf dem Seeweg Barcelona anfahrend, dann den Ebro zu Berg Tortoſa und von dort, auf der alten Legionenſtraße die Berge überſchreitend, den Tajo und die Reſidenz erreicht. Die Römer hatten all' ihre Haustüren — Balkone und Fenſter nach der Straße zu gab es noch nicht — mit den Blumen des Sommertages geſchmückt und gar oft mit Teppichen in den merowingiſchen Farben: die alte blaue Gotenfahne ſah man ſelten.

Der Abend des Einzugstages kam heran: die lauten Feſte waren vorüber, die vielen hundert Gäſte hatten das Palatium verlaſſen. Die Königsfamilie mit wenigen ver-

trauteſten Freunden blieb noch beiſammen in jenem kleinen Dämmertrunk-Gemach. Da ſprach die Königin — ſie hatte die Eiſeskälte der Enkelin, die ſich ihr nach Kräften fern hielt, den ganzen Tag über ſcharf vermerkt: — „Und nun, Ingundis. Du haſt zu beſtimmen: wann ſoll die Taufe, wann die Trauung ſein?“

Da fiel Iſidor, der weiſe und herzensgute Archipresbyter, ein: „Verzeiht, Frau Königin, ein wohlgemeintes Wort. Es wird uns, — den Katholiſchen — beſonders ſchwer, bei dem Übertritt die Taufe zu erneuen. Das ſieht aus, als gelte unſere Taufe nicht. Ich bitte, verzichtet auf die nochmalige Taufe.“

Grollend wollte die Königin ablehnen: allein Rekared kam ihr zuvor. Seit er, heimgekehrt, die Geliebte ſpurlos verſchwunden gefunden, hatte ihn tiefes Weh verdüſtert: er lebte nur noch der Pflicht, das hieß für ihn: dem Reich: aber dieſem ſo eifrig, eifriger als je zuvor. „Gewähre das, Vater,“ bat er. „Abt Gregor, der weiſe, in Rom hat es erbeten. Und“ — fügte er flüſternd bei — „es erleichtert ja den Übertritt.“ — „Es ſei, mein kluger Sohn,“ ſprach Leovigild. „Was liegt dem Reich an einer Taufe oder zweien! — Aber die Vermählung! Auf wann, liebe Tochter, ſetzeſt du ſie feſt?“ — Da erhob ſich Ingundis von ihrem Sitz ihm gegenüber: noch einen Blick warf ſie auf Hermenigild, der das Haupt ſenkte und, leiſe zitternd, ſitzen blieb: dann trat ſie hart vor den König, hob das ſchöne Haupt und ſprach mit feſter Stimme: „Herr König, wir ſind bereits vermählt.“

Da ſprangen alle auf von ihren Sitzen: ein Gewoge von Stimmen, von Rufen erſchallte durcheinander: aber alles, auch Godiſwinthas Zornruf übertönte Leovigilds dröhnendes Wort: „Vermählt? Wo . . . Wann?“ — „In Narbonne. Vor zwei Wochen.“ — „Durch wen getraut?“

— Nun erhob ſich Hermenigild: er war bleich, aber nun hatte er ſich gefaßt: „Oheim Leander.“ — „Katholiſch getraut!“ gellte die Königin. — „Das iſt nichtig,“ ſprach der König, „du biſt Arianer.“ — „Geweſen!“ entgegnete Ingundis. „Der Metropolitan hat ihn aufgenommen in unſere heilige Kirche.“ — „Mein Sohn! Sag' nein!“ — Ruhig trat Hermenigild vor. „So iſt's. Ich mußte.“ — „So? Nun ſollſt du ſehen, was ich muß. Garding, ergreife den Verräter. In den Römerturm mit ihm! Königin, dir übergeb' ich die Verführerin. Du ſtehſt dafür, daß ſie ihn nicht ſieht.“ — „Ich ſtehe dafür,“ erwiderte Godiſwintha und ergriff ſie mit harter Gewalt am Arm: ſie ließ es ohne Widerſtand geſchehen.

„Ah, dieſer Leander, der Betrüger,“ rief der König. — „Er hat nicht betrogen,“ erwiderte Ingundis. „Was ſteht in dem Vertrag? ‚Auch des Glaubens Einheit ſoll uns verbinden‘: wohlan: ſie verbindet uns.“ — „Der Hohn! Der Hohn! Ein echter Prieſterſtreich!“ Da ſtürmte Gardila ins Gemach: „Nun freue dich, altes Schwert Leovigilds! Du bekommſt wieder zu tun. Auf, Herr König! Drei Boten trafen ſoeben zuſammen vor den Toren deines Palaſtes von Nord, von Süd, von Weſt. Der Sueven-könig Miro brach aus ſeinen Bergen und hat den Duero überſchritten: eine Flotte der Byzantiner iſt den Bätis zu Berg geſegelt nach Sevilla und hat, von Leander empfangen, viele Tauſende gelandet: die Römer in Merida, Cordoba, Carmona, Aſtigi haben ſich empört und die Basken ziehen in hellen Haufen auf Saragoſſa.“

„Weiter nichts?“ lachte der alte Held grimmig. „Nun, ſie haben's gut vorbereitet, unſere Feinde. Das klappt ja trefflich! Alles auf einen Schlag! Auf einen Tag! Nun wartet! Der alte Gott lebt noch und der alte Leovigild auch. — Verlaßt mich jetzt alle. Ich muß mir ein

paar Sachen überlegen. Es ist spät. Morgen bei Sonnenaufgang, Rekared, versammelst du auf dem Platz vor dem Palatium alle Gotenkrieger zu Toledo!“

VIII.

Die Strahlen der eben aufgegangenen Sonne glitzerten auf den Helmen, den Speerspitzen, den Schilden und Brünnen der Hundertschaften und Tausendschaften, die sich, Reiter und Fußvolk, dem ergangenen Heerbann gemäß, auf dem alten „Forum des Theodosius“ wohlgeordnet geschart hatten: lustig flatterten im Morgenwind die langen blauen „Gunfanon“. Freudig lauter Zuruf begrüßte den König, wie er mit Rekared und seinen obersten Führern vollgerüstet aus dem Mitteltor auf die breite Oberstufe der Marmortreppe trat. Er winkte mit der Rechten: sofort verstummte der Lärm.

„Dank euch, meine Goten. So muß denn nochmal das Schwert — ich hatte es in der Halle für immer, — dacht' ich, — aufgehängt, ihr kennt es! — aus der Scheide fahren gegen die alten Feinde. Ihr kennt auch sie: besonders von hinten.“ Eine schallende Lache war die Antwort auf den derben Lagerwitz. „Aber diesmal steck' ich die gute Klinge nicht ein, bevor sie gründlicher Ruhe geschaffen hat als je zuvor. Und da nun Untreue immer wieder ihr Haupt erhebt, will ich mir gegen solche Untreue einen lebend'gen Schild der Treue schmieden. — In dieser schlummerlosen Nacht kam mir der Gedanke: zwei Hundertschaften auserlesner Krieger will ich um mich scharen, nicht meine Brust, meinen Leib zu schützen — das tu' ich selbst!

— Nein: als mein fleiſch-gewordner Wille allüberall meine Befehle zu vollſtrecken, den Ungehorſam niederzuſchlagen mit ſcharfer Gewalt, als ob meine Hand zweihundert Schwerte ſchwänge. Melden kann ſich jeder Wehrmann: ich leſe ſie aus: nicht nach Adel der Geburt, — edel iſt, wer edel tut — nach Würdigkeit. Zu eurem Führer aber beſtell' ich Graf Wandalar von Valencia, den tapfern Mann, den Bezwinger Keltiberiens: ihm ſollt ihr in allen Stücken blind gehorchen wie mir ſelbſt. Erwartet keinen Lohn, keine Gunſtgeſchenke: die Ehre iſt euer Lohn: ‚die Schar der Treuen' ſollt ihr heißen — und ſein. Wollt ihr das, meine Goten?"

„Heil! Heil König Leovigild! Das wollen wir!" riefen die Scharen und erhoben die Waffen.

„Gut! Ich wähle aus, bevor wir aufbrechen. Und nun vernehmt ſogleich mein erſt Gebot, Getreue. — Was ich voraus gewußt, ſobald die erſte Kunde von dem Aufſtand der Basken, von der Empörung der Römer eintraf — ſpätere Boten haben es beſtätigt — überall, in den baskiſchen Bergen wie auf den Ebenen um Sevilla, ſind es die Prieſter, die höchſten wie die unterſten, die den Brand geſchürt, die Flammen geweckt haben: der Biſchof von Aſtigi, Helm auf dem Haupt, Schwert in der Fauſt, hat am Altar gepredigt, ich ſei ein Dämon der Hölle, wer mir gehorche, gehorche dem Satan und ſei dem verfallen auf ewig: feierlich hat er die mit Grauen auf den Knieen vor ihm Lauſchenden mit geweihtem Waſſer überſprengt, ſie Chriſtus und Sankt Eulalien geweiht und alle Katholiſchen vom Eid der Treue gegen mich entbunden." Ein Murren zuerſt des Grolls, bald ein Schrei des Zorns lief durch die Reihen. „Überall, in Oſſetum, in Auca, in Pampilona, haben die Geiſtlichen — gegen ihre Canones! — ſelbſt die Waffen ergriffen: ſie führen die Haufen an,

die über die vereinzelten Gehöfte der Goten im Flachland wie in den Bergen herfallen, die Häuſer verbrennen, die Bewohner erſchlagen: — auch Weiber und Kinder . . .“ — „Rache! Rache!“ ſcholl es in der Runde. — „Nicht Rache: Strafe! Aber gegen wen? Nicht gegen die betörten Basken, die armen Berghirten, die von Kindheit auf gewohnt ſind, alles blind zu glauben, was der Prieſter ſagt, nicht die verführten Bauern an dem Bätis, nein: — die Verführer gilt's zu treffen. Zerſprengt die Haufen, die Gefangnen entwaffnet und laßt ſie laufen — doch jeden Prieſter, den ihr trefft in Waffen — ſei's Diakon, Biſchof, Metropolitan! — Getreue, hängt ihn an den nächſten Baum. Sie ſollen's lernen, was des Königs iſt. Ich laß ihnen Himmel und Hölle, ſie ſollen mir nur dies Land, dies Volk und mein Haus laſſen.“ Brauſender Zuruf antwortete ihm. „Wir aus Toledo brechen ſofort auf: mein Sohn gegen die Sueven, gen Nordweſten, ich gegen Sevilla und die Byzantiner gen Süden: die Aufgebote der andern Landſchaften, — von allen Seiten ziehen ſie uns nach — von morgen, übermorgen an. Es eilt . . . .“

Da drängte ſich durch die waffenblitzenden Reihen der Hundertſchaft gerade gegenüber der Hochtreppe ein ärmlich gekleideter alter Mann und ſtieg mühſam die Stufen hinan, auf einen langen Stab ſich ſtützend· er mahnte einen zweiten, der gar ſcheu und ſchüchtern umherblickte, zu folgen: „Komm nur, Sacharja, Freund Gottes! Komm getroſt und fürchte dich nicht. Der Herr König — Gott ſegne ſeinen Samen! — ſieht wohl grimmig wie der Löwe auf Karmels Höhn, doch ſein Herz hat lieb die Gerechtigkeit.“ Ermutigt folgte der andre. — „Was willſt du, Jude?“ rief der König unwillig. „Ich kenne dich, Jojada iſt dein Name, biſt ein redlicher Jud': — das gibt's

auch! Haſt einen Handel bei Gades an der See. Aber du ſiehſt doch, jetzt hab ich keine Zeit für Tauſch und Kauf.“ — „Herr König, haſt du auch nicht Zeit fürs Recht? Wofür hat dich der Herr geſetzt auf den Thron? Iſt der Thron nicht der Stuhl des Richters?“ — „Ja, Menſch,“ grollte der König. „Aber ich muß jetzt auf den Gaul, nicht auf den Thron. Mach's kurz. Was willſt du?“ — „Gerechtigkeit.“ — „Die wird dir. Was iſt's?“ — „Was es iſt? Weh geſchrien über das, was iſt. Die Chriſten, beides, deine blonden Langmächtigen und die ſchwarzen, die Römiſchen, haben gemacht große Gewalt in Gades der Stadt und haben verbrannt unſer Bethaus und geraubt die Silberleuchter und — . . . .“ — „Genug! Wenn ſich's erwahrt, ſtellen ſie beide, Goten und Römer, das Bethaus her auf ihre Koſten und die Räuber ſterben.“ — „Haſt du gehört, Sacharja, du Gerechter Gottes? Was hab' ich geſagt von unſerem Herrn, dem König? Solchen Herrn habt Ihr nicht im Reich der bitterböſen Merowingen — er iſt nämlich aus Paris, iſt der Sacharja: — da iſt ein Gewaltherr, heißt Chilperich.“ — „Gott ſei's geklagt! Was hat er für Bosheiten am Leibe gegen das auserwählte Volk!“ — „Na, ich hätte mir ein andres auserwählt! — Aber ich kenne Fredigundens Gemahl, Alter. — Noch was, Jojada?“

Der warf einen verſchmitzten Blick auf ſeinen Genoſſen, der ſollte ſagen: „Jetzt merk' erſt recht auf.“ — „Ja doch, Herr König, großmächtiger. Ich habe eine Tochter: — Rebekka iſt ſie geheißen und iſt ſo ſchön wie der Granatbaum und die rote Blüte des Granatbaums und die weiße Lilie von . . .“ — „Saron. Ich glaub' es ſchon. Was iſt mit ihr?“ — „Iſt da dein großer Herzog über Malaccitana . . .“ — Der König nickte. „Stavila, einer meiner beſten Helden und mein Freund.“ — „Weih

geſchrien über ihn! Er hat nachts überfallen mein Haus, davon geſchleppt Rebeckchen und hat ihr Gewalt getan.“ — Leovigild erbleichte. „Jud', das iſt nicht wahr!“ — „Hörſt du?“ flüſterte der aus Paris. „Ich ſagte es doch.“ — „Iſt es aber wahr,“ fuhr der Herrſcher fort, „bei Gottes Zorn, fällt ſein Haupt.“

Da warf ſich Jojada vor ihm auf die Knie und küßte den Saum ſeines Mantels. „Dank dir und Heil, Herr König, du Turm der Gerechtigkeit! Hörſt du, ſiehſt du nun, Zweifler? Er iſt, wie ich gerühmt, nicht wie euer Chilperich. — Verzeih, gewaltiger Kriegesheld. Rebeckchen iſt unverſehrt daheim.“ — Der Greis fuhr zornig auf. „Was wagteſt du, Elender?“ — „Verzeih', wir haben gewettet. Der Gaſtfreund wollte nicht glauben, daß du auch dem armen Juden wider deine Schwertgewaltigen zu ſeinem Rechte verhilfſt. Wir haben gewettet um tauſend Solidi . . .“ — „Schau, ſchau, die armen Juden!“ — „Herr König, die Wette iſt nicht dein Schade. Zum Waffenkrieg gehört Geld, — grauſam viel Geld! Ich haſſ' ihn wie ich ihn fürchte! Aber ich ſchenke dir die zehnmal hundert ſchönen Goldſtücke.“ — „Welche Frechheit!“ — „Gelt, es iſt dir zu wenig? Nun, da nimm dieſen Schlüſſel zu meiner großen Truhe. Da findeſt du mehr. Und alles iſt dein was Jojada hat.“

Aber Leovigild wehrte mit der Hand unwillig ab: „Packe dich, Jude, und danke Gott, daß du ungeahndet den König belogen haſt.“ — Er wandte ſich nun zu ſeinem Sohne. „Ich weiß, es bedarf des Spornes nicht, dich vorwärts in den Kampf zu treiben.“ — „Ich werde meine Pflicht tun, Vater.“ — „Ja, wie immer. Aber damit du ſie gar freudig tueſt: — höre noch eins. Weißt du, warum ich dich gerade gegen die Sueven ſchicke? Weil . . . nun: ich erwarte, daß du diesmal die Räuber

nicht bloß — wie bisher — über die Grenze nach Hause treibst . . .“ — „Wir sollten diesem bösen Nachbarreich der Störenfriede ein Ende machen für immer, ihr Land dem unsern einverleiben . . .“ — „Das sollst du, mein Sohn. Diesen Ruhm hab' ich dir zugedacht. Du dringst den Weichenden nach bis in ihre Hauptstadt Astorga. Dort durchsuche genau den Palast des Königs.“ — „Wegen der Schätze?“ — „Ja! Zumal um einer Perle willen. Die bringst du nach Toledo. Die heißt — Baddo.“ — „Vater!“ jubelte Rekared. „Wie . . .?“ — „Frage jetzt nicht. Säume nicht. Dort unten scharrt ungeduldig dein Hengst. Eile! Bald wirst du alles erfahren.“

IX.

Das junge Ehepaar war getrennt, Hermenigild in den festen Turm des alten Römerkastells auf der Nordseite des Palastes abgeführt, — in das Erdgeschoß, — Ingundis in das letzte der Frauengemächer gebracht worden, in welches nur eine Tür — aus dem Schlafgemach der Königin — führte. Godiswintha selbst begleitete die Enkelin dahin: sie bemerkte deren suchenden Blick: „Nein,“ lachte sie giftig, „schönes Vögelein, du bleibst in diesem Käfig. Das Fenster ist vergittert, und vor dem Ausgang aus dem Frauenflügel steht Tag und Nacht eine Speerwache. Du bleibst hier gefangen bis du deine Irrlehre abgeschworen.“ — „So werd' ich hier sterben,“ sprach Ingundis ruhig und ließ sich auf dem Ruhebett nieder. — „Das wollen wir sehen,“ meinte die Großmutter. „Schon stärkeren Trotz hat man gebrochen. Laß sehen, wie lange

du mir widerſtehſt, dringe ich Tag und Nacht auf dich ein: — in Güte oder, muß es ſein, — anders.“ — „Das Leben kannſt du mir nehmen, nicht meine Seele, das heißt meinen Glauben. Mich zwingen? Ich bin Brunichildens Tochter.“ — „Und meine Enkelin. Du ſollſt ſie kennen lernen, dieſe Großmutter. Ich werde nicht raſten, bis . . .“ — „Oh, ich bin erſchöpft von all' dem. Laß mich ſchlafen.“ — „Gerade ſchlafen ſollſt du nicht: man kirrt die wildeſten Falken, indem man ſie immer rüttelt. Ja, ſchließe nur die Augen, ich werde rütteln. Tag und Nacht.“ Sie faßte ſie unſanft an der Schulter. — „Großmutter! Warum biſt du ſo böſe? Warſt du immer ſo!“ — „O nein, du freche Fragerin. Ich war ſanft und ſtill und ſcheu und ſchön — wie du, nein, viel ſchöner. — Und alle lobten mich, die mich ſahen, ſogar die Mädchen, die Frauen. Und die Männer, ei die! Das Palatium des Vaters, des Herzogs zu Tarracona, ward nicht leer von Freiern. Aber ich bat den Vater, nein zu ſagen zu allen: denn tief im Herzen barg ich die Liebe zu ihm, dem Herrlichſten von allen; — ach auch dem Treueſten wähnte ich! — Sigiſar, dem Grafen von Tortoſa. Und auch er liebte mich: — glaubte, mich zu lieben. Gleich nach unſerer Verlobung brach wieder einmal eine Empörung der Katholiken in Tarraconien aus. Ich eilte fliehend von Barcelona, — aus dem Meerbade — nach Hauſe. Aber bevor ich die Tore von Tarraco erreichen konnte, ward ich mit meinem Gefolge von einer Rotte der Aufſtändiſchen gefangen und vor den Biſchof von Egara gebracht, der in Waffen im Felde ſtand gegen König Agila. Der Elende drang mit Gewalt in mich, in ſeinen römiſchen Pfuhl zu ſpringen. Er drohte, mich zu töten. Ich blieb feſt: da ſprach er: ‚Nun, ich weiß, was du mehr fürchteſt als den Tod, eitle Puppe: die Häßlichkeit. Wohlan, lebe: aber entſtellt, den

Menſchen ein Abſcheu. Brandmarken will ich deine glatte Larve und dir die trotzigen Augen aus dem Geſicht reißen.' Und ich blieb ſtandhaft und das Scheuſal hielt Wort. Ah," ſchrie ſie auf, „ſowie ich's gedenke, ſpür' ich wieder das heiße Eiſen an der Wange, den bohrenden Stachel in der leeren Augenhöhle. Und mich noch grauſamer zu quälen in Angſt vor dem nun gekannten Schmerz, ſollte mir das andre Auge, die andre Wange erſt nach drei Tagen zerſtört werden, wenn ich nicht nachgäbe. Ich wimmerte vor Angſt, aber ich gab nicht nach. Da — in der zweiten Nacht — überfiel mein Vater das Lager der Aufſtändiſchen, zerſprengte ſie und befreite mich. Auch mein Geliebter war unter den Siegern. Als er aber die Braut erſchaute, da ſchrie er auf, wandte ſich, floh und zerriß das Band der Treue! Das alles dank' ich Rom und ſeinen Prieſtern. Elend, vom Geliebten verlaſſen, ungeliebt, von allen Glücklichen gemieden ſchleppte ich das Leben dahin, bis König Athanagild, des Vaters alter Freund, mich zu ſich auf den Thron erhob. Und nun ſoll ich meine Enkelin und den Nachfolger in dieſem Reich als Glieder der verhaßten Kirche leben ſehen? Lieber ſollen ſie ſterben."

„Aber Großmutter, meine Mutter und ihre Schweſter ſind doch auch . . ." — „Ah, woran mahnſt du mich, Unſelige!" und im Zorn ihrer nicht mehr mächtig holte die Greiſin aus und verſetzte ihr mit der Fauſt einen Schlag ins Angeſicht.

Ingundis fuhr auf, riß eine lange ſcharfe Nadel aus ihrem Haar, das nun in dunklen Wellen auf ihre Schultern herabflutete, und zückte ſie zur Abwehr: „Rühr' mich nicht nochmal an — ſonſt . . ." Aber Godiſwintha entwand ihr die Waffe und ſtieß ſie ihr in den Arm: hochauf ſpritzte das Blut auf das weiße Brautgewand. „Ah du ſtichſt, ſchöne Viper? Wart', ich laſſe dich durch meine Knechte

binden und geißeln bis noch mehr fließt von dem verhaßten Merowingenblut.“ Ingundis ſank ſtöhnend vor Schmerz auf das Lager. Triumphierend beugte ſich die Alte über ſie: „Da liegt die Martyrin! Willſt du jetzt nachgeben?“ — „Niemals.“ — „Was mußteſt du meine tiefſte Wunde aufrühren? Ja, ich hatte mich bewegen laſſen durch König Athanagild, um der weltlichen Vorteile willen meine beiden Töchter den Merowingen und deren verhaßtem Glauben hinzugeben. Die Strafe Gottes blieb nicht aus. Gar bald war meine holdſelige, ſanfte Galſwintha erwürgt, meine Brunichild verwitwet, gefangen im eignen Land. Und nun verführt ihre Tochter den künftigen Gotenkönig zum Abfall! Warte, du ſollſt mir's büßen.“ Sie ſtürmte aus dem Gemach und ließ Ingundis in Ohnmacht auf dem Pfühle liegen. Als dieſe aus ihrer Betäubung erwachte, konnte ſie die Arme und Füße nicht heben: ſie waren in ſchwere Feſſeln geſchlagen.

Und Wochen vergingen ſo· tief ſchnitten die harten Ketten in den zarten Leib der Dulderin. Tag um Tag drang die Greiſin in ihr Opfer: — ohne jeden Erfolg: die Gequälte antwortete nicht mehr.

Aber in einer Nacht ſtürmte die Königin, eine Fackel in der Hand, in das Gemach. „Verfluchte,“ gellte ſie, „die Hölle iſt mit euch! Hermenigild iſt entflohen. Der Wächter vor ſeinem Turm iſt erdolcht. Sterbend berichtet er, drei Männer in Mönchsgewanden brachen aus dem Gebüſch, ſtießen ihn von rückwärts nieder, erkletterten auf hoher Leiter das Turmfenſter und entführten den Gefangenen. Dich ſollen ſie nicht entführen! Ihr Knechte, erhebt ſie und tragt ſie hinunter in den Eiskeller. Zwei Speerträger vor die Eiſentür des Gewölbes.“

X.

Hermenigild war es gelungen, durch Hilfe der zahlreichen Glaubensgenoſſen, welche nur die Furcht vor Leovigild abhielt, ſich dem Flüchtling offen anzuſchließen, auf ſchmalen, allein den Umwohnern bekannten Steigen über die Carpetaniſchen Berge nach Alea, dann nach Merida und von hier über das Marianiſche Gebirge nach Sevilla zu entkommen, das er von Leander in beſten Verteidigungsſtand geſetzt fand. Der Metropolitan übergab ihm nun die weitere Führung, nachdem er ihm in der Kathedrale feierlich die Krone des Gotenreiches auf das Haupt geſetzt hatte: — das anfängliche Sträuben des frommen Gläubigen — der ganze Eifer des Neubekehrten hatte ihn ergriffen — war bald überwunden worden durch den Hinweis auf die Pflicht, die heilige Kirche vor der Verfolgung des — für abgeſetzt erklärten — Ketzerkönigs zu ſchützen: das verlange ſchon der Dank für die mirakelhafte Befreiung! Der neue König der Goten führte den in der katholiſchen Taufe ihm beigelegten Namen „Johannes“ und prägte eifrig Münzen auf dieſen Namen. Leander aber erklärte nun, er müſſe fort, ſo lang der Bätis und die See noch nicht durch die Schiffe Leovigilds geſperrt ſeien. Es gelte, neue Truppen aus Byzanz herbeizurufen: denn die bisher gelandeten reichten offenbar nicht aus, die Goten zu bezwingen. Schweren Herzens ſah der junge König dem Eilſchiff nach, das ſeinen gewaltigen Metropolitan entführte: er war ſeine einzige Stütze geweſen: in ſich ſelbſt fand er keinen Halt, ſeit ihm die kühne Tochter Brunichildens fehlte. Und näher und näher drang das Verderben gegen ihn heran.

Der alte Held hatte die vereinten Byzantiner und die empörten Hiſpanier in Schlachten und Gefechten geſchlagen,

Merida erstürmt und zog nun in Eilmärschen gegen den Bätis und Sevilla. Wenige Tage nach Leanders Flucht sperrten Leovigilds Trieren die Stadt im Süden von der Flußmündung ab, während gleich darauf er selbst sein Landheer im Norden und Osten die alten, noch von den Römern angelegten Befestigungen, zumal aber im Westen bei Italica eng umklammern ließ. Ausfälle der Belagerten wurden blutig zurückgeschlagen. Garding und Gardila hielten scharfe Wacht. Gleichwohl war die hier versammelte Streitkraft zu schwach, die ausgezeichnet stark befestigte Römerstadt mit Sturm zu nehmen. Das Beste leistete bei der Verteidigung nicht der wenig kriegerische Königsohn, sondern Basilius, der tapfere und vielerfahrene Feldherr der Byzantiner. Er war die Seele des Widerstands: allgegenwärtig schien er an jedem bedrohten Punkt, mit aufopferndem Eifer setzte er sich Tag und Nacht den Geschossen der Belagerer aus, mehr als einmal ward er getroffen. Hermenigild fühlte sich nicht nur von Dankbarkeit, von herzlicher Neigung zu dem Manne hingezogen, der die beste Stütze seiner Sache war. Als er wieder einmal den Blutenden seines Dankes versicherte, erwiderte der Grieche: „Dank? ich tue meine Pflicht, drum ist mir wohl im Herzen. Und dich mit deiner sanften Seele hab' ich lieb gewonnen."

Ungeduldig ertrug der ungestüme Greis draußen vor den Toren die Verzögerung. Groß war daher die Freude, als die ersten Reiter Rekareds in das Lager sprengten mit der frohen Meldung eines Doppelsiegs über die Basken und über die Sueven — König Miro sei gefallen — und seines baldigen Eintreffens im Lager. Ungeduldig ritt der Vater dem Sohn entgegen. Von weitem schon begrüßten sich mit freudigem Wiehern die beiden Hengste: waren sie doch auch Vater und Sohn. Aber zur Rechten

neben dem Rappen des Sohnes ſah Leovigild einen zierlichen weißen Zelter traben: „Er hat ſie!“ lachte der Alte in den Bart und ſpornte ſein Pferd. Am Ausgang eines Pinienwäldchens trafen ſie zuſammen. Alsbald ſprangen beide ab und umarmten ſich, dann hob Rekared eine ſchlanke Geſtalt von dem Zelter und ſchlug ihren Schleier zurück: „Hier iſt ſie, die Perle des Suevenreichs.“ — „Willkommen, Töchterchen beim Vater.“ Und er ſchloß ſie in die Arme.

Ihre Augen ſtrahlten „Vater? Ach ich hab' ihn kaum gekannt. Er ſtarb ſo früh.“ — „Ihm hätte der Königſtab der Sueven gebührt,“ nickte Leovigild. Aber ſein Vetter Miro wünſchte ihm den Tod, der Tod kam und Miro ward König.“ — „Mich ſchickte er nach Toledo in die Ferne, in eine Art Gefängnis unter dem Vorwand des Kloſters.“ — „Aber geheim, zumal geheim vor mir, damit ich dich nicht als Geiſel für ſeine oft gebrochene Vertragstreue behielte. Doch ich erkundete alles, auch von dieſes Helden eifrigen Kloſterbeſuchen. Hatte ich doch meine Freude daran. — Zuletzt hat dem Argen die Äbtiſſin was geſteckt und ſchleunig holte er das Vögelein zurück. Ich aber wußte, nächſtens ſchlägt er doch wieder los: dann mag der Bräutigam ſich die Geliebte holen. Wie fiel der König?“ — „Auf der letzten Schanze von Aſtorga: — von meinem Speer. Hier iſt ſein Schwert. Das Volk der Sueven huldigt ſeinem König.“

„Du haſt ſie dir verdient: — nimm die Befreite.“ Und er legte ſie an Rekareds Bruſt. — „Dank, Vater! Aber du weißt: ſie iſt katholiſch.“ — „Und ich bleib' es,“ ſprach das Mädchen feſt. Einen Augenblick holte der König tief Atem: „Das ſetzt böſen Streit mit meiner Königin. Aber bleib' es. Es iſt vielleicht wohlgetan, den allzuſtraff geſpannten Bogen . . .“ — „O, König

Leovigild!“ rief Rekared feurig. „Das iſt ein weiſer Gedanke, ja ein rettender für dieſes Reich. Halt ihn feſt.“ — „Das werd' ich. — Aber Töchterchen, mach' mir ihn nicht auch katholiſch — wie die andere den anderen. Nun kommt in das Lager: jetzt machen wir ein Ende mit König Johannes.“

XI.

Und raſch ging's — nach dieſer Verſtärkung der Belagerer — zu Ende mit Sevilla. Vor dem Beginn des Kampfes erbat Rekared vom Vater kurzen Aufſchub: er möge vorher das ganze Heer zur Beichte und zum Erlaß der Sündenſtrafen gehen laſſen. Mit großen Augen ſah Leovigild auf den Sohn: „Glaubſt du wirklich . . .?“ Dieſer lächelte. „Nicht, daß dann die Engel des Herrn für uns kämpfen, Wunder für uns geſchehen werden! Aber die Leute werden freieren Herzens und deshalb erfolgreicher kämpfen, ihr Leben freudiger wagen: ſteigen ſie dann doch — ohne Sündenſchuld — geradenwegs gen Himmel auf. Gleichviel, ob's wahr iſt: ſie glauben's: das wirkt ganz, als ob's wahr wäre.“ — Der König zauderte: „Die Religion iſt dir . . ?“ — „Sehr viel. Sehr! Aber auch Mittel zum Wohl des Reichs, zum Zweck des Sieges.“ Da gab Leovigild nach: und es wirkte gut. Nach Vollendung der Vorbereitung befahl der König den Sturm im Doppelangriff: in der gleichen Stunde der dunklen Herbſtnacht nahm er ſelbſt von Weſten, von Italica her, die Brücke über den Bätis und brach in die Stadt: — der Alte war der erſte hinter dem von ſeiner Streitaxt zertrümmerten Tor: — während Rekared von Norden, von

Carmona her, den Wall erſtieg. Noch auf der Wallkrone leiſtete hier Baſilius tapfer Widerſtand: als aber den Schwerverwundeten ſeine Doryphoren aus dem Getümmel davontrugen, verzagten die Kaiſerlichen auch an dieſer Stelle und flohen. In der Mitte der Stadt, auf dem Forum des Theodoſius, bei dem roten Licht der Fackeln und dem gelben brennender Häuſer trafen die beiden Sturmhaufen der Sieger zuſammen. „Halt ein, Vater!“ flüſterte der Sohn. „Nicht gegen . . . — ihn. Dort ragt das Palatium, darin iſt er gewiß nicht. Dort raſte, warte bis ich ihn bringe!“ — „Gefangen! Meinen Sohn!“ ſprach der König, die Axt in den Wehrgurt ſteckend. „Ja! — Wahre ſein Leben!“ — „Sorglicher als das meine!“ Und ſchon war er verſchwunden in der Nacht. Bald war der Flüchtling gefunden. Er hatte es nicht über ſich gebracht, mit dem Vater, dem Bruder das Schwert zu kreuzen: weder Wall noch Tor hatte er verteidigt: auf dem Forum hatte er den Ausgang abgewartet. Nach der Entſcheidung ſuchte er Aſyl. Die Seinen rieten ihm das einer arianiſchen Kirche, das würden die Sieger am ſicherſten ehren. „Nein,“ ſprach er, „ich will nichts dem Glauben verdanken, den ich verlaſſen!“ So floh er in die erzbiſchöfliche Hauptkirche der Katholiken. Die gewährte vor den Goten nicht Aſyl. Aber Rekared, der das Verſteck bald erraten hatte, ehrte ein Recht, das gar nicht beſtand. Er legte das Schwert vor der Türe der Baſilika ab und ging waffenlos zu dem Bruder hinein. Er fand ihn auf der unterſten Stufe des Hauptaltars vor der Apſis ſitzend, Kronhelm und Schwert hatte er von ſich getan: das Haupt hatte er in beide Hände — auf den Knieen — gelegt: er weinte. Rekared hemmte den Schritt in dem breiten Mittelgang: die Kirche war leer, die Flüchtlinge hatten den Schutz der arianiſchen Kirchen geſucht: ſpärlich Licht fiel auf den Altar.

„Armer Bruder! Unſeliger! Aber kein König der Goten,“ dachte er. — „Komm, Bruder,“ rief er ihn nun an. Hermenigild erhob ſich langſam. „Wohin? Am liebſten zum Tod!“ — „Nicht doch! An das Herz des Vaters. Du kennſt es nicht, dies Herz. Es verzeiht: — ich bürge für dein Leben. Komm zum Vater!“

Als der Gefangne in die hell erleuchtete Palaſt-Halle trat, ward wie dem Vater ſo auch dem Bruder der Jammer dieſes Anblicks erſt klar: Blut floß von der Stirn — ein ſcharfer Schleuderſtein hatte ihn hoch im Bogen getroffen — über das entſtellte Geſicht: ſein Königsmantel war zerfetzt, von eignem und von fremdem Blut beſudelt: denn er hatte die Verwundeten, die man aus dem Gefecht zurücktrug, gepflegt: — die Augen wagte er nicht zu dem Vater aufzuſchlagen. Der ſah mit tiefem Weh auf ihn. „Abſalon,“ rief er, „mein Sohn Abſalon!“ Der Gefangene ſank vor ihm auf beide Knie. „Bruder,“ mahnte Rekared, „ſage, daß du alles bereuſt.“ „Nicht alles,“ erwiderte der Gefangene. „Nur die Empörung — von ganzem Herzen! Nicht die Annahme des wahren Glaubens.“

Scharf prüfend ſah der König ihm in die nun zuerſt aufgeſchlagenen Augen: „Du trittſt zurück zu unſerem Glauben oder du ſtirbſt.“ — „So ſterb' ich.“ — Da nickte der König und hob ihn auf: „Das war wacker. Ich verzeihe dir. Rekared, führ' ihn zu meinem Arzt. Er blutet ſtark.“

XII.

Nach kurzer Zeit konnte der König nun sein siegreiches Heer in die Heimatprovinzen entlassen: der Fall Sevillas, die Gefangennahme Hermenigilds entmutigte die Aufständischen, sie legten die Waffen nieder und unterwarfen sich: die Byzantiner flohen in die von ihnen früher schon besetzten Küstenfesten. Leovigild legte in Sevilla, Cordoba, Astigi ausreichende Besatzungen und kehrte mit den Seinen nach Toledo zurück, wo alsbald die Vermählung Rekareds erfolgen sollte. Hermenigild hatte sein Wort gegeben, nicht zu entfliehen. So ward er ungefesselt mitgeführt und in der Hauptstadt in einem zu dem Palast gehörigen Nebengebäude in dem weiten Garten untergebracht, ohne Wache und bei offenen Türen.

Der König fragte gleich bei der Begrüßung seiner Gemahlin nach Ingundis. Achselzuckend erwiderte diese: „Sie ist krank. Nach der Flucht des Empörers mußte ich sie sicher verwahren.“ — „Wo?“ — „In den Kellern; das hat sie, scheint es, schlecht vertragen.“ — „Abscheuliche! Sofort führt sie herauf!“ befahl Leovigild den Palastdienern. „Hierher! Zu mir.“ — „Aber! Sie weigert — noch immer — hartnäckig den Übertritt,“ mahnte die Königin. — „Wie der Gatte. Das gefällt mir.“ — „Wie? Was?“ — „Ja, das ist doch Treue. Gefiele dir's besser, verleugneten die beiden aus Furcht oder um des Vorteils willen ihre Überzeugung?“ — „Wirst du vielleicht den Rebellen auf deinen Thron nachfolgen lassen?“ lachte sie höhnisch. — „Das werd' ich nicht: ich werde Rekared durch das Volk wählen lassen.“ — „Ei, warum? Um den Preis der Krone tritt er wohl über, der Märtyrer.“ — „Nicht um den Preis des Lebens. — Hilf Gott! Ist das

Ingundis oder ihr Geiſt? Sie kann kaum ſtehen.“ — „Ich war krank, Herr König.“ — „Hat man dir was zu leide getan?“ — Sie ſchwieg. — „Ja, ich,“ ſprach die Königin. „Ich habe ſie geſchlagen, die verſtockte katholiſche Schwiegertochter.“

Da furchte Leovigild die gewaltige Stirn und ſtreng ſprach er. „Damit du nicht auch die zweite Schwiegertochter ſchlägſt, Rekareds Braut und dich entwürdigſt — nicht die Geſchlagenen! — räumſt du ſofort den Palaſt und Toledo. Weit weg von uns! Garding, du bringſt die Königin nach Aſtorga, jetzt meine zweite Reſidenz. Schweig, Godiſwintha. Jetzt beginnt hier eine andere Zeit: — ſie würde dir ſchlecht gefallen. Rekared hat Recht: der Bogen war zu ſtraff geſpannt. Gib mir die Hand, Ingundis, ich führe dich zu deinem Gemahl.“

XIII.

Bald nachdem die Vermählungsfeier, an der auch Hermenigild und Ingundis teilnahmen, vorüber war, berief der König ſeine nächſten Freunde und vertrauteſten Räte zu einer wichtigen Beſprechung: es waren meiſt Goten, aber auch Römer, ſogar einer ihrer Prieſter, der milde und weiſe Iſidor. Vor Eröffnung der Beratung teilte der König ſeinen Entſchluß mit, durch Heer und Volk alsbald Rekared zu ſeinem Nachfolger wählen zu laſſen, was einſtimmig gebilligt ward: — ein Vorzugsrecht der Erſtgeburt beſtand ja in keiner Weiſe. Rekared ſchwieg: er kannte den Beſchluß des Vaters als unwiderruflich und zu ſeiner Gattin ſprach er: „Ich glaube ſelbſt, es iſt beſſer ſo fürs

Reich der Goten. Der arme Bruder iſt allzuweich.“ — „Unverläſſig iſt er,“ ſchloß Baddo. „Ich würde ihm nicht vertrauen.“

Dann verkündete der König Begnadigung aller, die ſich an der Empörung beteiligt hatten: „Ich kann nicht den Anführer begnadigen und die Anhänger beſtrafen,“ meinte er. — „Aber wohl die Anſtifter,“ grollte Garding. „Leander, der das Ganze eingefädelt . . .“ — „Und ſeinen Bruder Fulgentius, der ihm nach Kräften geholfen,“ ſchloß Gardila. „Er hat — im Mönchsgewand — den Turm Hermenigilds erklettert.“ — Iſidor wagte einzufallen: „Die Rache iſt mein, ich will vergelten, ſpricht der Herr.“ — „Der Herr König in dieſem Fall!“ rief Leovigild. „Nein, guter Iſidor. Schreib du weiter an deinem vielbändigen Werk, das verſtehſt du beſſer: — aber den Staat laß mir: — den verſteh' ich beſſer. Deine beiden Brüder ſind friedlos gebannt: ſie ſterben, werden ſie ergriffen.“ — „Leider werden ſie ſich nicht ergreifen laſſen,“ meinte Garding.

Der Herrſcher fuhr fort: „Aber nicht bloß dies Einzelne wollt' ich mit euch beraten. Mein Sohn Rekared hat von jeher — und allmählich immer ſtärker — in mich gedrungen, die Strenge, die mir gegen die Papſtkirche notwendig ſchien, zu mildern: die Katholiken nicht durch den Schrecken niederzuhalten als Feinde, durch Milde zu gewinnen als Freunde. Sprich nun, mein Sohn, zu unſern Freunden, wie du ſo oft zu mir geſprochen.“

Rekared erhob ſich und begann: „Welch' arge Greuel erleben wir in dieſem Reich, ſeit zuerſt der unſelige Streit der Bekenntniſſe entbrannte! Welch' blutige Frevel vor alters und vor kurzem. ‚Religionis erat tantum suadere malorum‘, ſagte ein Dichter: nur die Religion kann ſoviel Unheil bewirken. Aber hier nicht die Religion, — ver-

ſchiedene Bekenntniſſe derſelben Religion! Wieviel Blut iſt gefloſſen um ein Jota, ganz buchſtäblich: — ein Jota: ‚homoiousios‘, weſensähnlich, ſagen die einen von Chriſtus, ‚homoousios‘, weſenseins mit Gott, die andern. Und deshalb haſſen und verfolgen ſie ſich auf Erden und verfluchen ſich in die Hölle! Ich aber meine: das Weſen Gottes iſt unerforſchlich. Und ſolche Haarſpalterei der Gelehrten darf nicht die zwei Hälften *eines* Reiches ſpalten. Ziehen wir heran, was uns eint, ſchieben wir zurück, was uns trennt. Der König hat vor Jahren ein großes Religionsgeſpräch angeordnet, die Bekenntniſſe zu verſöhnen: feindſeliger ſind ſie auseinandergegangen als ſie zuſammengekommen ſind! Laßt doch jeden glauben und bekennen was er will, vielmehr was er *muß*. Heben wir Goten alle Nachteile auf, welche die Römer, das heißt die Katholiſchen, in unſerm Reich bedrücken: dann werden ſie keinen Grund mehr haben, aufzuſtehen, und Byzantiner und Franken keinen Vorwand mehr, ihnen beizuſtehen. Schon hat die Ehegenoſſenſchaft ſich durchgeſetzt trotz der Verbote beider Kirchen: katholiſch war meine Mutter, katholiſch iſt mein Weib.“

Gedankenvoll hatte ihm der König zugehört: nun unterbrach er ihn: „Und katholiſch wirſt vielleicht auch du?“ — Rekared zuckte: dann ſtrich er mit der Hand langſam über die Stirn: „Vater, . . . das wirſt du niemals ſehen.“ — „Wohlan,“ ſo ſchloß Leovigild die Verhandlung. „Folgen wir dem Rat des künftigen Königs. Er hat die Folgen, die Verantwortung zu tragen: ich nur noch kurze Zeit. Iſidor, bereite die Geſetzentwürfe vor.“

XIV.

Wenige Tage darauf ergriff Rekared das böſe Fieber, das die ſumpfigen Ufer des Tajo im Herbſt häufig ausbrüten. Wochenlang lähmte es ſeine Kraft. Noch hatte er ſich nicht vom Lager erhoben, als die gleiche Krankheit den Vater niederwarf. Sehr zur Unzeit, wie beide ſchalten. Denn plötzlich meldeten Flüchtlinge aus Malacitanien, — im Südoſten der Halbinſel — eine byzantiniſche Flotte von dreißig Trieren habe bei Caviclum ſtarke Streitkräfte gelandet, die in Eilmärſchen geradewegs von Süd nach Nord auf Toledo zögen.

Des Königs bewährte Feldherren, Garding und Gardila, weilten jenſeit der Pyrenäen in Septimanien, verdächtige Rüſtungen des Merowingen Guntchramn, nahe der gotiſchen Grenze angehäufte Scharen zu beobachten und nötigenfalls abzuwehren. Da hatte der alte Held die Natur zwingen wollen: gegen das Verbot der Ärzte hatte er ſich die Waffen an das Lager bringen laſſen: er ſtand auf und — ſank ſofort um. Nun ließ er Rekared auf deſſen Pfühl in ſein Gemach tragen: dem war jeder Verſuch, ſich zu erheben, ſtreng unterſagt. „Laß mich — trotz allem — zu Pferd," bat der Sohn. — „Soll ich meinen gewählten Nachfolger, die Hoffnung der Zukunft, in den Fiebertod ſchicken? Nein, ich ließ dich bringen, dir einen andern Entſchluß mitzuteilen. Ich werde Hermenigild vorausſchicken."

Da erſchrak Rekared: „Vater! Gegen die Byzantiner? ſeine Glaubensgenoſſen?" — „Nun, ſo abgrundtief treulos, ſo ganz ehrlos wird mein Sohn doch nicht ſein, — ſoviel erwieſene Großmut mit neuem Verrat zu vergelten. Dann ſollte er . . .: — aber jeder Gedanke daran tut ihm ſchwer Unrecht." — „Er iſt kein ſtarker Feldherr." —

„Iſt nicht nötig. Die beiden Hünen ſind aus Septimanien zurückgerufen durch eilende Boten. Vor der Entſcheidungsſchlacht — Hermenigild muß die hinauszögern — können ſie bei ihm eintreffen . . .“ — „Dann laß ihn doch hier.“ — „Du trauſt ihm nicht!“ grollte der Vater ſchmerzlich. „Mißtrauen züchtet, Vertrauen erſtickt die üblen Keime. Begreifſt du nicht? Mein ehrendes Vertrauen ſoll den Tiefgeſunkenen heben. Hat er doch aufrichtig bereut.“ — „Vater, du meinſt das ſchön. Und du mußt entſcheiden. Es iſt dein Sohn und dein Reich.“

Leovigild ließ Hermenigild rufen und ſprach: „Mein Sohn, du haſt gehört: der Feind ſteht wieder im Land. Die Kaiſerlichen, die Leander in Byzanz erbat — dich und Sevilla ſollten ſie entſetzen — kamen hierfür zu ſpät. Aber jetzt ſind ſie gelandet und ziehen auf Toledo. Sprich, mein Sohn, weſſen iſt die Schuld, daß das geſchieht?“

Hermenigild ſchlug die Augen nieder: „Die meine, Vater.“ — „Gut, daß du's einſiehſt und geſtehſt. Wohlan: weſſen Sache iſt's, weſſen Ehre gebeut, die Herbeigerufenen auszuſchaffen?“

„Die meine wäre es,“ brächte er errötend — mühſam — hervor. „Jedoch . . ich . .“

„Wohl denn: es ſoll die deine ſein. Zieh ihnen entgegen mit 6000 Helmen: darunter meine ‚Getreuen‘, verjage ſie aus unſerem Vaterland und ſtelle deine Ehre wieder her.“

„Vater, Vater! welche Güte!“ er ſank ihm ſchluchzend zu Füßen. „Wodurch verdiene ich das?“

„Bisher durch nichts. Du ſollſt es verdienen durch Eifer und durch Treue.“

„Das andre, Bruder,“ flüſterte Rekared leiſe, „das Undenkbare . . . er würd' es, mein' ich, nicht überleben, der alte Mann.“ — „Rekared! Dieſer Zweifel tut

weh.“ — „Vergib mir, Bruder. Es iſt nur die Sorge um den Vater. Die Krankheit hat den Greis gar arg entkräftet.“

XV.

Am Tage darauf brach Hermenigild mit den „Getreuen“ und einem kleinen Heer auf, das bald durch die von Garding und Gardila von der Grenze herangeführten Scharen verſtärkt werden ſollte. Seine Gemahlin hatte ihn auf ſeine Bitte ins Feld begleiten dürfen; gegen Rekareds Rat, der ſie als Pfand zurückbehalten wiſſen wollte; unwillig wies der Vater dieſen Gedanken ab. — Da beide Heere in Eilmärſchen widereinander rückten, trafen ſie bald zuſammen: bis Boecula war's, ungefähr halbwegs für beide.

Schon ging die Sonne zu Golde hinter den grünen Marianusbergen im Weſten, als Hermenigild — er führte als berittene Vorhut die „Getreuen“ — der erſten Haufen des Fußvolks der Byzantiner anſichtig wurde, die, keines Angriffs gewärtig, — ein Wäldchen auf der Krone des Hügels verdeckte die Goten — in lockeren Reihen den ſteilen Hügel hinaufklommen. Schon hatte Hermenigild das Schwert gezogen, ſchon wollte er den Befehl zum Angriff geben, auf den die „Getreuen“ ungeduldig warteten: — da erkannte er den feindlichen Anführer: es war Baſilius. Er ſenkte den Arm, ſein Auge umflorte ſich, die Stimme verſagte den Befehlsruf: „Ich Unſeliger!“ ſtöhnte er! „Schuld, Schuld, was ich auch beginne, wohin ich mich wende. Undank, Abfall, Zwieſpalt zerreißt mir die Seele. Was tun, was laſſen?“

„Nun, Königsſohn, wird's bald?“ raunte ihm der Führer der Getreuen, Graf Wandalar, zornig zu. „Da haben wir die Verhaßten — ſie ſind verloren, die Ahnungsloſen! — wir halten den ſichern Sieg in Händen und du zögerſt? Gib den Befehl oder ich greife an — ohne dich!“

Der Gequälte raffte ſich auf, er winkte mit dem Schwert. Die Reitertrompeten ſchmetterten. Wie ein Bergſturz raſſelten die Gepanzerten auf die Überraſchten herab: nur wenige leiſteten Widerſtand, zuſammengehalten von Baſilius.

„Flieh, Patricius!“ rief ihm einer ſeiner weichenden Doryphoren zu. „Weißt du, wer die Goten führt? Dein Freund, König Johannes!“ und er enteilte. — „Unmöglich!“ rief Baſilius. „Der Undankbare!“ Im ſelben Augenblick ſtürzte er, überritten, zu Boden. Er ward von den Goten erkannt: ein paar Reiter ſprangen ab und banden ihn mit Stricken.

Hermenigild kehrte ſoeben von der Verfolgung der Fliehenden zurück, die ſich in die nahen Tore von Boecula retteten. „Sieh, Königsſohn, wen wir dir da bringen,“ rief Graf Wandalar freudig. „Der beſte Fang, den wir machen konnten!“ Und er ſchob jenen — die Hände waren ihm auf den Rücken gebunden — dicht an das Pferd Hermenigilds. Dieſer fand zunächſt kein Wort: dann ſprach er: „Um Gott, Freund, wie ſtehſt du vor mir!“ — „Als dein Gefangener,“ erwiderte der Feldherr mit blitzenden Augen. „Aber nicht um die Krone der Welt möcht' ich vor dir ſtehen, wie du vor mir, Eidbrüchiger, Verräter! Behalte deine falſche Freundſchaft!“ Der Geſcholtene ſprang ab, zog den Dolch und zerſchnitt die Stricke des Gefangenen. „Geh, du biſt frei!“ — „Was, Hermenigild?“ ſchrie Graf Wandalar. „Raſeſt

du? Unſern gefährlichſten Feind! So lohnſt du deines Vaters Großmut, Undankbarer? Nein, Verräter, das geſchieht nicht.“ Und er ſtieß dem Griechen das Schwert in den Hals. — „Gut, gut!“ jubelten die Getreuen. „Heil Wandalar!“

Stärker als der Zorn Hermenigilds war ſein Weh: noch bevor er daran dachte, den Meuterer zu ſtrafen, kniete er neben den Freund, ſuchte den Bluterguß zu hemmen, griff nach ſeiner Hand. Mit letzter Kraft ſtieß ihn der Sterbende zurück: „Fort die Verräterfinger. Fluch über dich!“ Auf ſprang Hermenigild von der Leiche: „Wandalar, was wagteſt du zu tun?“ — „Meine Pflicht. Ich habe dem König Treue geſchworen. Die halt' ich: wir ſollen ſeinen Willen vollſtrecken, gehorſam wie ſein Schwert. Sein Wille war nicht, — ſicher nicht! — was du getan. Du haſt deinen Vater zum zweitenmal verraten.“ — „Ergreift ihn, Goten,“ befahl Hermenigild. „Entwaffnet ihn.“ Aber keine Hand rührte ſich. „Nein,“ riefen die Getreuen durcheinander. „Recht hat er getan! Recht nach des Königs Willen! Ihm gehorchen wir, nicht ſeinem verräteriſchen Sohn.“ — Graf Wandalar ſprang in den Sattel. „Auf! folgt mir, ihr Getreuen! Wir verlaſſen den Abgefallenen. Auf! Garding und Gardila ziehen heran, — ihnen entgegen: ſie ſollen uns führen.“ Und wie der Sturmwind jagten alle zwei Hundertſchaften davon nach Oſten.

Allein, verlaſſen von allen ſtand Hermenigild bei der Leiche: denn ſeine andern Scharen, das Fußvolk, erreichten jetzt erſt oben die Höhenkrone. Zerſchmettert faßte er ſein Pferd am Zügel und ſchritt langſam geſenkten Hauptes den Hügel — gen Norden — hinan. Hier befahl er, Lager zu ſchlagen und unten auf dem Schlachtfeld die Toten zu beſtatten.

Er hob Ingundis von ihrem Zelter herab, ſank an ihre Bruſt und ſtöhnte:

„Ich bin der Unſeligſte der Menſchen.“

XVI.

Als es dunkel geworden war über Berg und Tal, erſchien in dem Lager ein Bote aus Boecula und lud Hermenigild und Ingundis in die Stadt zu einer Zwieſprach mit einem Führer der Kaiſerlichen: der ſchlage vor, gemeinſam einen Weg zu ſuchen, weiteres Blutvergießen zu vermeiden. Die Byzantiner ſeien — unter gewiſſen Bedingungen — bereit, das Land zu räumen. Blutvergießen vermeiden! Heute noch mehr als je entſprach das dem Herzenswunſch Hermenigilds: auch Ingundis billigte lebhaft ſeinen Entſchluß. So beſtiegen ſie die Pferde und folgten, von wenigen Kriegern begleitet, dem Boten in das nahe Städtlein. Unheimlich, ſchaurig mutete die Gatten bei dem roten Schein der Fackeln der Totengräber der Anblick des Schlachtfeldes an. Plötzlich gab Hermenigild dem Pferd die Sporen.

„Was eilſt du hier ſo?“ fragte die Frau, ihm nachreitend. — „Haſt du nicht geſehn? Er war's! Seine Leiche! Noch der Tote ſchien mir zu fluchen aus dem weit aufgeriſſenen Munde! Komm, komm! Raſcher!“

In die kleine Stadt eingelaſſen wurden die Gatten in deren ſtattlichſtes Haus — das des ‚defensors‘ — geleitet, in welchem die Feldherren Wohnung genommen hatten und, während ihre Begleiter in dem Atrium harrten, in den Speiſeſaal geführt. Hier trafen ſie einen ihnen

unbekannten vornehmen Byzantiner, der ſie mit ſtummem Gruße feindſelig empfing. Hermenigild hob an: „Gern bin ich bereit, mit dir über Waffenſtillſtand und Frieden zu verhandeln . . .“

„Ich, Protoſpatharius Megas, des Baſilius Bruder, verhandle nicht mit Eidbrüchigen. Da kommt er, der mit dir verhandeln will.“ Er ſchritt zur Türe hinaus, auf einen dunkeln Vorhang deutend, der den gegenüberliegenden Eingang verhüllte: — aus dieſem trat nun in das Gemach eine hochragende Prieſtergeſtalt.

„Leander!“ riefen beide Gatten. Und Hermenigild wollte ſeine Hand ergreifen. Aber der trat zurück, erhob das Haupt und fragte ſchroff: „Sprich, haſt du, wie den Imperator, auch Chriſtus den Herrn verleugnet? Biſt du wie ein Verräter deines Verbündeten auch ein Verräter Gottes, ein Ketzer, geworden?“ — „Ich bin und bleibe unſrer heil'gen Kirche treu. Wie konnteſt du wähnen . .?“ — Leander zuckte die Achſeln. „Ein Eidbrüchiger!“ — „Was redeſt du da?“ forſchte Ingundis. — „Die Wahrheit. Sprich, König Johannes! Haſt du nicht an deinem Krönungstag in der Baſilika der heiligen Leokadia — auf deren Überreſte im Glasſarg! — geeidet, — nicht eher bis du geſchworen, gab ich dir die Krone! — du werdeſt von Stund ab zeitlebens ein treuer Verbündeter, ein Mitkämpfer ſein des großen Imperators Mauricius zu Byzanz, ein Schützer des rechten Glaubens überall gegen alle Ketzer? Haſt du das *nicht* geſchworen?“ — Ingundis erbleichte: „Mein Gemahl! Sag nein!“ Aber der ſenkte verſtummend das Haupt: ſeine Kniee wankten: er ſank auf den nächſten Sitz und bedeckte das Antlitz mit beiden Händen. „Er *kann* nicht nein ſagen,“ fuhr Leander ſchonungslos fort, „er kann nicht lügen mir ins Angeſicht wie er Gott dem Herrn gelogen hat, dem Abweſenden,

wie er wähnte: aber der iſt allgegenwärtig und läßt ſich nicht ſpotten. Gott war zugegen, als du den Eid leiſteteſt, ‚fortab zeitlebens ein treuer Verbündeter des Imperators‘ — ſo lautete die Formel — und Gott war zugegen heute, als du mit deinen Panzerreitern des Imperators Krieger überfielſt.“

Der Gequälte rang die Hände: „Du vergiſſeſt . . . — inzwiſchen ward ich gefangen! — Was kann ich dafür . . .?“ — „Nichts. Aber niemand hat dich gezwungen, dieſe Feldherrnſchaft zu übernehmen.“ — „Der Dank! Dank gegen meinen Vater.“ — „Ah, wem gilt deine höchſte Pflicht, deinem Vater, dem Ketzer, oder Chriſtus dem Herrn? Wahrlich, wahrlich, wer nicht Vater und Mutter verläßt und mir nachfolgt, ſpricht der Herr, wird nicht in das Reich Gottes kommen. Eidbrüchiger! Das Blut des gemordeten Baſilius ſchreit um Rache gegen dich gen Himmel.“ — „Das hat er nicht gewollt, bei Gott!“ rief die Frau. „War er doch ſein Freund.“ — „Gewiß! Und doch trägt er die Schuld an dieſem Blut. Die Sünde erzeugt auch nicht gewollte Sünde. Erkenne die Strafe Gottes: — ſie züchtigt den Sünder an ſeinem Liebſten. Bald wird auch deines Weibes Haupt . . .“ — „Ah,“ ſchrie Hermenigild, „halt ein! Nicht ſie! Nur nicht ſie! Wende das ab, heiliger Biſchof, durch dein Gebet.“ — „Wie kann ich, wenn du in der Sünde verharrſt! Du biſt durch deinen Eidbruch abgefallen von der Kirche — — du biſt innerlich ſchon ausgeſchloſſen von der Gemeinſchaft der Chriſten, noch bevor ich die Exkommunikation ausgeſprochen, die ich jetzt ausſprechen muß über dich. Und über Ingundis, läßt ſie nicht von dir.“ — „Niemals!“ rief dieſe und ergriff des Gatten Hand. „Im Unglück hab’ ich ihn lieben gelernt.“ — „O nicht, nicht, Oheim Leander! Nicht das Anathem über mich. Bei der Seele

meiner Mutter beſchwöre ich dich . . . .“ — „Nenne ſie nicht, die fromme Chriſtin· ſie verwirft dich mit allen Seligen im Himmel. So ſpreche ich denn . . .“ feierlich erhob er beide Hände. — „Nein, ich flehe!“ rief Ingundis und fiel ihm in den Arm. „Was ſoll er tun, den Fluch von ſich zu wenden?“

Ein Strahl der Befriedigung ſchoß über Leanders finſtere Züge. „Vor allem — bereuen.“ — „Was bereuen?“ fragte Hermenigild. — „Deinen Eidbruch.“

„Ja, ja! Ich bereue ihn von ganzem Herzen: — Gott weiß es, wie ich des Freundes Tod beklage.“ — „Und die Sünde laſſen, nicht mehr kämpfen gegen den Imperator!“ — „Gern! Hier nimm mein Schwert. Ich bin dein Gefangener.“

Aber Leander ſchüttelte das Haupt und ſprach: „Mitnichten. Das iſt keine Umkehr, keine Buße, keine Beſſerung.“ — „Ja was — was ſoll ich noch . . .?“ — „Deinen Eid erfüllen, halten, gut machen, ſo weit du kannſt.“ — „Was meinſt du?“ fragte Ingundis, ahnungsvoll. — „Du frägſt? Er hat geeidet, als des Imperators Waffengenoß deſſen Feinde, die Ketzer, zu bekämpfen allerorten. Wohlan: — vor dieſer Stadt im Norden — auf jenem Hügel — lagert ein Ketzerheer: dort ſteht dein Feind! Nicht abgeben ſollſt du dein Schwert, — nein, ziehen ſollſt du's und als des Kaiſers Feldherr, an Baſilius' Stelle, es ſchwingen gegen des Kaiſers Feind. Du führſt unſern Ausfall an.“ — „Wie kann ich!“ rief er. — „Nimmermehr!“ ſchrie Ingundis.

Ein ſcharfer Blick, ein drohender traf ſie. „Das ſollſt du büßen, Weib,“ dachte der Prieſter. Aber laut ſprach er: „Er weigert die Reue, die Beſſerung. Wohl. Ihr habt gewählt. — Beide. — So tu' ich denn mein Amt und ich ſpreche kraft meines biſchöflichen Amts den Fluch

der . . .“ — „Entbinde ihn von jenem Eid,“ bat Ingundis. — „Warum? War er etwa erzwungen? Freiwillig, öffentlich, vor allem Volk, vor dem Hochaltar — hell brannten die Kerzen! — laut sprach König Johannes den Schwur.“ — „So laß mich sterben!“ rief Hermenigild und fuhr ans Schwert. — Aber mit ehernem Griff hielt ihm Leander den Arm. „Halt, Sünder! Häufe nicht Selbstmord zu Eidbruch. Gehorche oder — beim Zorne Gottes! — ich spreche die Verfluchung.“ — „Nein, nein, alles, nur das nicht.“ — „So rüste dich zum Kampfe. In einer halben Stunde führt Megas den Ausfall aus dem Nordtor. Du reitest an seiner Seite und, statt dir zu fluchen, segn' ich dich und dein Schwert.“ — „Tu's nicht,“ schrie Ingundis. Tu's nicht! Deine Ehre! Das ist ärgste Untreue. Denke des Vaters!“ — „Schweig, Weib,“ herrschte der Bischof sie an. „Willst du seine Seele und die deine verderben? Schweig!“ — „Ach! Ich sehe keinen Ausweg; aus Schande und Sünde! Rings Abfall, Schuld und Verrat!“ jammerte sie und brach bewußtlos zusammen.

Hermenigild kniete neben sie und küßte sie auf die Stirn. Dann sprang er auf. „Wohlan, segne sie und mich. Ich bin bereit. Zur Schlacht! Dort, unter den Speeren der Goten, find' ich den Frieden.“

XVII.

Aber es kam anders. Der Ausfall der Byzantiner hatte anfangs Erfolg. In tiefster Stille führte Megas bei vollster Dunkelheit — nicht Mond nicht Sterne zeigte

der Himmel — ſeine Scharen gegen den Hügel im Norden zu über das Schlachtfeld des Mittags hin. Hermenigild, das Schwert in der Scheide, ritt an ſeiner Rechten. Unvermerkt kamen die Angreifer bis an die Sohle des Hügels, unvermerkt bis auf deſſen Krone: erſt hier gerieten die Vorderſten in den Bereich der Wachtfeuer vor den erſten Zelten: nun riefen die Wachen ſie an. Lautes Schlachtgeſchrei der Angreifer war die Antwort und ſofort ergoſſen ſich dieſe in die vorderſten Zeltreihen der Goten. Überraſcht, führerlos, zu gutem Teil ohne die abgelegten Schutzwaffen, aus dem Schlummer geſchreckt, vermochten dieſe dem Überfall nicht ſtandzuhalten: ſie wichen.

„Nach! Nach!“ befahl Megas. „Unſer iſt der Sieg! Vorwärts, König Johannes! Oder willſt du vielleicht *noch*mal umſatteln? Das wäre dein Tod!“ Und er bedräute ihn mit dem Schwerte, faßte das Pferd am Zügel und riß es mit ſich vorwärts. Willenlos ließ Hermenigild alles geſchehen: er zog auch jetzt nicht das Schwert: er trug weder Helm noch Schild noch Brünne: ſtumpf ſah er vor ſich hin, den Tod erwartend, erſehnend: aber Pfeile und Wurfſpeere ſchienen ihn zu meiden.

„Vorwärts!“ wiederholte Megas. „Was ſtockt ihr?“ — „Schau dort hin!“ riefen ſeine Doryphoren. „Rechts! Nach Oſten ſchau! Von dort her neue Feinde!“ Und alſo war's.

In dichten Haufen drangen von Oſten gotiſche Waffen heran. Voran flogen raſche Reiter, dann dröhnten die Schritte ſtarker Scharen von Fußvolk. Auch Hermenigild ſah ſich nun zögernd um. „Wandalar und die Getreuen!“ rief er. „Und dahinter? — Das ſind Garding und Gardila: Megas, Ihr ſeid verloren.“ — „Aber du mit,“ ſchrie dieſer. „Verräter, du haſt uns in dieſe Falle gelockt.“ Und er hob das Schwert gegen ihn. Doch bevor

er den Stoß vollführen konnte, stürzte er, von Wandalar durchspeert, aus dem Sattel.

„Ah, was ist das?“ rief der Sieger. „Hermenigild an seiner Seite, neben dem Feldherrn des Kaisers! Ergib dich, Verräter! Ergreift ihn, Getreue, bindet ihn, fest bindet ihn! Bringt ihn Gardila! Ich muß weiter vor.“

Die Goten der Lagerbesatzung hatten den eingetroffenen Entsatz nun erkannt: sie hielten wieder stand, ja, sie drangen vor. Die Byzantiner, von vorn und von der rechten Flanke her grimmig — von Übermacht — angepackt, flohen, soweit sie dieser Zange entweichen konnten — die meisten fielen oder wurden gefangen — den Hügel abwärts auf das Städtlein zu. Hermenigild sprach kein Wort. Stumm ließ er alles über sich ergehen: Schmähworte, das Fesseln seiner Hände, das Zerfetzen seines Mantels, auch einen Faustschlag ins Gesicht. Nur als er vor Garding und Gardila stand und diese ihm zuriefen: „Doppelter Verräter, elender Bube!“ da stürzte er besinnungslos auf sein Antlitz.

Bei Sonnenaufgang zogen die Sieger gegen die Tore von Boecula: sie fanden sie geöffnet, die Stadt von Byzantinern leer: die Bewohner kamen ihnen, um Gnade bittend, entgegen. Sie ward ihnen gewährt: denn man glaubte ihrer Beteuerung, daß sie die Kaiserlichen nur gezwungen aufgenommen hätten; und Leovigild und Rekared hatten äußerste Schonung der Römer eingeschärft. Hermenigild, in dem Haus eingesperrt und scharf bewacht, das er gestern mit Ingundis betreten, erfuhr auf seine Fragen, der Metropolitan habe die sich heftig Sträubende — sie hatte den Gatten hier erwarten, sein Geschick teilen wollen — mit Gewalt in seinem Gefolge mitführen lassen, als er bei dem Eintreffen der ersten Flüchtlinge aus der Stadt

eilte, gen Süden, dem Meere zu, nach Cariclum, wo die Flotte der Byzantiner ankerte.

Unverfolgt erreichte Leander mit ſeiner Gefangenen die rettenden Schiffe. Bald drang hierher die Nachricht von Hermenigilds Gefangenhaltung. Nun begehrte Ingundis, zu ihm zurückgeſandt zu werden. „Oder gib mich nur frei," bat ſie, „und laß mich in das Frankenreich zu meiner Mutter zurückgehn. Ach hätt' ich es nie verlaſſen! Nie auf dein Betreiben den Unſeligen . . . —" — „Ah," ſprach er höhniſch, „jetzt bereuſt du gar noch die einzige gute Tat deines Lebens, ihn für die heilige Kirche gewonnen zu haben. Nein, Wankelmütige, du folgſt mir nach Byzanz als Geiſel für die Treue der Merowingen. Viel Gold haben ſie vom Imperator empfangen, um Goten und Langobarden zu bekämpfen. Wenig haben ſie dafür geleiſtet. Du ſiehſt die Mutter und das Frankenreich nicht wieder, bis . . ." — „Alſo nicht als Befreite, als Gefangene führſt du mich mit dir?" — „Nimm's wie du willſt. Der Imperator ſoll erfahren, wer durchaus jenen Schwächling abhalten wollte, ſeinen Eidbruch gutzumachen." — „Als Gefangene nach Byzanz! Hab' ich das um dich verdient, Verräter?" — „Dies Wort ſollte ſeine Gattin meiden," grollte er. „Wen und was hat er nicht verraten? Seinen Glauben, ſeinen Vater, den Imperator und nochmal ſeinen Vater!"

Aber nicht als Gefangene ſollte Ingundis nach Byzanz kommen, als Leiche. Zerriſſen von widerſtreitenden Gefühlen erkrankte ſie auf der Fahrt und ſtarb nach der Landung auf Sizilien.

XVIII.

Zum erstenmal seit sie sich von der Krankheit und dem Lager erhoben, wandelten in dem großen Marmorsaal des Palastes zu Toledo Leovigild und Rekared, sich gegenseitig stützend: — doch meist der Sohn den völlig erschöpften Greis. — Da trat vor sie, vom Staube des Eilritts über und über bedeckt, Graf Wandalar. Er berichtete alles, der Wahrheit getreu, auch seine eigne rasche Tat gegen Basilius: — Alles, bis auf den Augenblick, da er den Königsohn an der Seite des Byzantiners gefangen nahm. „Nun, Herr König, richte. Was soll mir geschehen? Was deinem Sohn?“

Der Alte sank langsam nach rückwärts an Rekareds Brust. Aber sofort, mit einem letzten Aufwand von Kraft, raffte er sich auf, löste eine goldne Kette von der Brust und hing sie dem Grafen um den Hals. „Dem Treuesten der Getreuen! Die Tat war recht. Er aber, der mich und das Reich zweimal verraten hat: — er muß sterben. Pfeilschnell jage zurück: Garding soll ihm vor allem Volk das falsche Haupt abschlagen lassen.“ — „Vater! Mein Bruder! Ich flehe dich an!“ „Herr König! Dein Sohn!“ — „Wollen auch die Treuesten nicht mehr Treue halten? Gehorche!“ Es war sein letztes Königsgebot.

Während Wandalar aus dem Saal eilte, sank er bewußtlos um: er blieb es tagelang. Als er sich und die Sprache wiedergefunden, war sein erstes Wort: „Das Urteil . . . ist es vollstreckt? Wo ist Wandalar?“ — „Zurück. Es ist vollstreckt,“ antwortete Rekared ernst. — „Das Reich, das Heil der Goten hat's erheischt. Mein Sohn, mein Rekared — stets — alles, alles für Volk und Reich.“ Und er drückte ihm die Hand und starb.

Von dem Sarge hinweg, der in der Krypta der Basilika der Arianer zu Toledo beigesetzt ward, schritt König Rekared in das Schreibgemach, wohin er Isidor beschieden hatte.

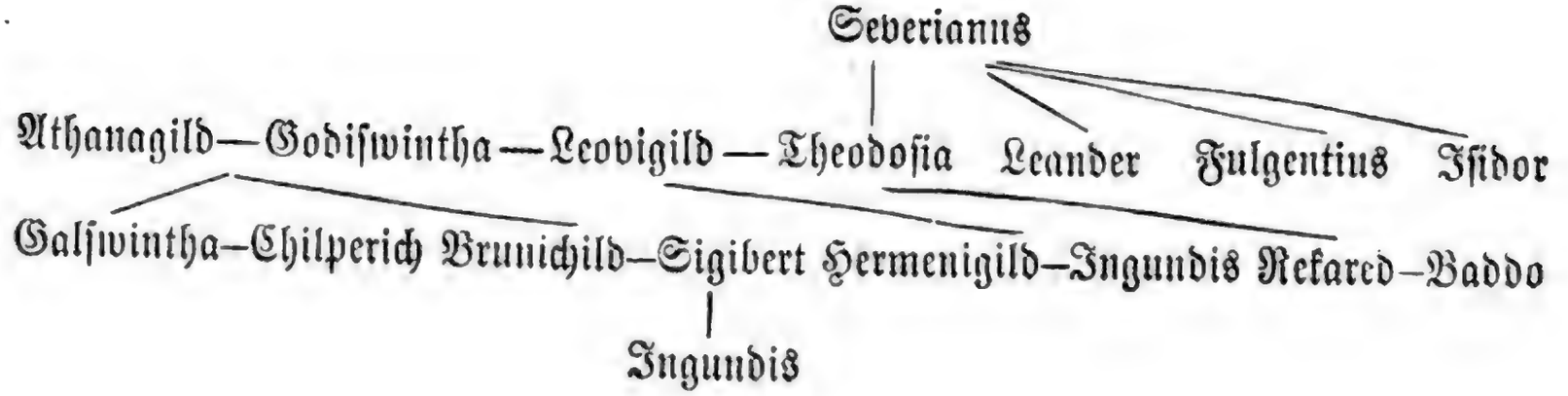
„Metropolitan von Sevilla . . .“ sprach er diesen an. — „Herr König, mein Bruder lebt.“ — „Ich setz' ihn ab. Ich allein. Ohne Papst und ohne Konzil, den Hochverräter, kraft des Rechts des Königtums und seiner Pflicht, den Staat zu retten.“ — „Das ist wider die Canones. Ich kann nicht . . .“ — „Dann folgt ihm ein andrer! Setze sofort ein Schreiben auf an alle Bischöfe und Äbte deiner Kirche, an alle Herzoge, Grafen und Großen des Reichs, Römer wie Goten. Lade sie zu einem Konzil und Reichstag nach Toledo auf den ersten des nächsten Monats. Schreibe wörtlich: dort wird der König mit seinen Getreuen beraten, ob er aus himmlischen und aus irdischen Gründen, vergiß dies ja nicht! — ich mag nicht heucheln! — das katholische Bekenntnis annehmen soll.“ — „Herr König! Das ist . . .“ — „Verwunderlich, nicht wahr? Fast am Sarg des großen Ketzerkönigs! Aber sein letztes Wort war: alles für Volk und Reich.“ — „Und — und deine Gründe? Hat die Frau Königin . . .?“ — Rekared lächelte schmerzlich: „Auch du! Dacht' ich's doch. So werden viele wähnen. Wäre Baddo doch heidnisch! Wär' mir lieber! Nein, eines Weibes Andringen bezwänge mich nicht. Und nie hat sie solch Wort gewagt.“ — „Also du bist überzeugt . . .?“

Sehr ernst erwiderte der junge König: „Ja. Ich darf ja sagen: denn ich fühle, daß Eure Lehre mehr folgerichtig ist, glaubt man — wie ich — an den Erlöser. Ein Halbgott ist — eine Halbheit. Aber das allein würde mich nicht bestimmen. ‚Irdische‘ Gründe füge bei, hörst du? Sueven, Franken, Byzantiner aus Feinden zu Glaubens-

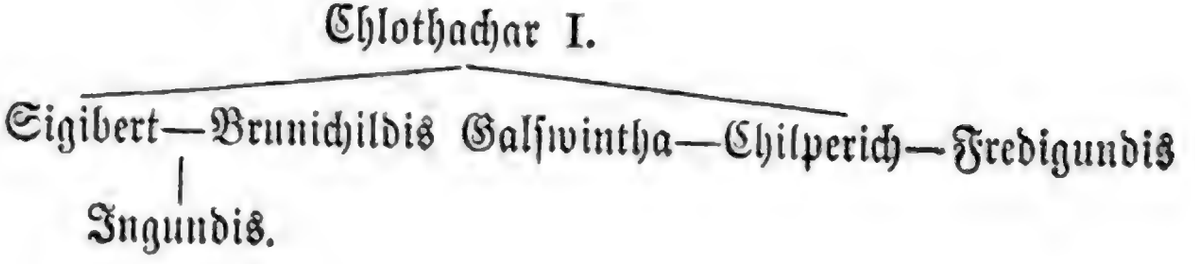
genoſſen machen, und zumal im Reiche ſelbſt Goten und Römer verſöhnen, das iſt wohl ein Gewinn, um den der König ein Jota hingeben mag als Preis: ‚Homoiousios‘ oder ‚Homoousios‘ — was kommt drauf an für einen König, der einer iſt? Und ich — ich will und werde einer ſein!“

Stammbäume.

I.



II.



Digitized by Google

Felix Dahns Sämtliche Werke

poetischen Inhalts.

Neue Folge. Band II.

Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Digitized by Google

Am Hof Herrn Karls.

Vier Erzählungen

von

Felix Dahn.

I. Die Freibitte.
II. Der Liebe Maß. III. Einhart und Emma
IV. Herrn Karls Recht.

Leipzig
Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel
1903.

Alle Rechte,
insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.

I.

Die Freibitte.

Ihrer

der Frau Herzogin zu Trachenberg,
Fürstin Natalie von Hatzfeld,

Durchlaucht

verehrungsvoll zugeeignet.

I.

In dem Palatium der Langobardenkönige zu Pavia reichte der von der Königin und ihrer Tochter bewohnte Flügel bis dicht an das Ufer des Teſſin, deſſen Fluten auch an ſchwülen Sommertagen einige Kühlung der gegen den Fluß hin offenen Säulenhalle, dem Hauptgemach der Frauen, zuführten. Hier waren an einem ſolchen heißen Sommerabend um Anſa, die ehrwürdige Gemahlin des Königs Deſiderius, und um Adalperga, deren Tochter, eine Anzahl vornehmer langobardiſcher Frauen und Mädchen, auch Geiſtliche und ein Paar weltliche „Gaſindi“ und Höflinge des Palatiums verſammelt.

Die Königin war ernſt, ja ſorgenvoll, ſo ſchien es, im Hintergrund der weiten Halle in ein Geſpräch mit Biſchöfen und älteren Vornehmen vertieft, indes die ſchöne Adalperga — ſchon feierten Lieder, nicht nur lateiniſche der Hofpoeten, auch langobardiſche im Mund des Volkes ihre Anmut, Bildung und Herzensgüte — ganz vorn auf der offenen Bogenwölbung gegen den Fluß hin an einem mächtigen Steintiſch ſaß, deſſen Moſaikplatte zahlreiche Handſchriften trug; dieſe zu ordnen und allmählich in eine hohe eherne Amphora wegzulegen war ein junger Mann beſchäftigt, deſſen Kleidung ein ſeltſames Gemiſch von Geiſtlichem und Weltlichem zeigte. Das edle Antlitz mit den feingeſchnittenen Zügen ſchien gebleicht von zu an-

ſtrengender — wohl auch nächtlicher — Forſchungsarbeit: aber das Auge blitzte von feuriger Begeiſterung und um den ſchwarzen langen ſutanengleichen Rock war doch der Wehrgurt mit dem Schwert gegürtet.

Dagegen völlig die Tracht eines Kriegers zeigte ein ihm gar ähnlicher etwas jüngerer Mann, der ſich neben ihm auf den Tiſch mit den Rollen beugte und nun mit leichtem Schütteln der braunen Locken lächelnd meinte: „O Fürſtin, das Latein laß ich mir noch gefallen: — hab' ich's doch ſogar in dieſen meinen harten Kopf hinein gehämmert: —, aber dieſe krauſen Schnörkel, dies Griechiſche ſogar, ſoll Euch mein gelehrter Bruder beibringen? Wozu? Ihr habt's doch nicht nötig zu Eurem Geſchäft." — „Was iſt denn mein Geſchäft, Gaſind Arichis?" fragte Adalperga mit anmutiger Neugier. — „Fürſtin und ſchön zu ſein," war die raſche Antwort. „Nicht wahr, Bruder Paulus, das findeſt du auch?" — Aber dem Befragten ſchoß es blutrot in Wangen und Stirn. Verweiſend ſprach er „Mit ſo hohen Dingen ſcherzt man nicht, mein Bruder." — „Wer ſagt dir, daß ich ſcherze? 's iſt mir hoher Ernſt damit. Und kundigere Männer als ich finden's auch. So mein hoher Patron und Senior Arichis . . ." Da hob die Jungfrau ein wenig das ſchöne Haupt und ſah dem Sprecher in die Augen, aber gleich blickte ſie wieder in die griechiſche Schrift.

„Was ſagte der Herr Herzog von Benevent?" fragte der ältere Bruder. — „Ei, unſer Herr, er, der ſich wahrlich verſteht auf Frauenſchöne, er meinte kurz vor ſeiner Abreiſe ins Frankenreich: „Fürſtin Adalperga iſt das ſchönſte Weib der Erde." — Da errötete dieſe über und über; um das Geſpräch abzubrechen, ſchob ſie die Schriften zurück, und auf die beiden leeren Stühle neben dem Tiſch deutend, ſprach ſie: „Kommt, ihr Warnefridinge, da ſetzt

euch zu mir und erzählt — ihr habt es längſt verſprochen! — die ſeltſame Geſchichte eurer Sippe, eurer ‚Fara‘. Man ſagt, gar Wunderhaftes ſchmücke und verhülle ſie zugleich, wie Efeuranken ein alt Gemäuer.“ — „Ein treffend Bild, wahr und ſchön,“ meinte Paulus ſich niederlaſſend. „So ſchmückt und verhüllt zugleich Frau Sage auch unſeres ganzen Volkes Geſchichte: man kann, man ſoll Sage und Geſchichte nicht ſcheiden,“ ſchloß er ſinnend, „erzählt man davon. Gern möcht' ich all' das einmal erforſchen und berichten,“ meinte er nachdenklich. „Freilich iſt auch Bedenkliches dabei, was an die Heidengötter, die Dämonen mahnt“ — und er ſchlug ein Kreuz über die Bruſt; „von denen ſoll man nicht viel reden.“ — „Doch ſoll man das,“ lachte der jüngere Bruder und ſetzte ſich an die andere Seite Adalpergas. „Sind gar ſchöne und oft luſtige Geſchichten. So, wie Frikka ihrem Gemahl, Herrn Wodan . . .“ — „Nenn' ihn nicht, er iſt der Dämonen Haupt und König,“ warnte Paulus.

Aber Arichis fuhr fort: „Mein Bruder iſt ſo fromm wie ein Mönchlein! Alſo: wie Frikka ihren weiſen Gemahl überliſtete, was unſerem ganzen Volk den Namen gab.“ — „Ich hörte davon einmal: — aber die Frau Äbtiſſin, meine Erzieherin, liebte das nicht . . . und doch wüßt ich's gern.“ — „So hört! Das erzähle ich beſſer als mein ernſthafter Bruder,“ fiel Arichis ein. „Findet Ihr nicht, Fürſtin, er wird immer unweltlicher, immer mehr prieſterlich? Umſonſt dräng' ich ihn, gleich mir Gaſind unſeres Herzogs zu werden.“ — „Nun, er trägt ja das Schwert. Habt Ihr gewählt, gelehrter Paulus, zwiſchen Brünne und Kutte?“ — „Noch nicht. Ich ſchwanke.“

„Nun alſo, tapfrer Gaſind Arichis, wie war das mit der Überliſtung?“ — „Das war ſo,“ hob er wieder an.

„Unſer Volk hieß urſprünglich — in ſeinen alten Sitzen an dem Elbeſtrom fern im Norden — die Winiler. Die Winiler hatten Krieg mit den Vandalen· dieſen wollte Wodan — das barg er jedoch heimlich im Herzen — den Sieg geben. Frikka, ſeine Gattin, aber den Winilern. Auf ihr Fragen und Forſchen erwiderte er, argliſtig in den Wirrbart lächelnd: ‚Ich gebe denen den Sieg, die ich morgen früh von meinem Pfühl aus zuerſt ſehe.‘ Das wären aber die Vandalen geweſen, die im Oſten lagerten: denn nach Oſten ſchaut Walvaters Pfühl . . .“ — „Erſtaunlich viel weißt und fabelſt du von dieſem übeln Waland!“ ſchalt Paulus. — „Aber Frikka drehte ſeinen Pfühl am ſpäten Abend um . . .“ — „Das iſt luſtig,“ lachte Adalperga. — „Und riet den Weibern der Winiler, um Sonnenaufgang vor ihren Männern ſich aufzuſtellen und das aufgelöſte Haar — wie einen Bart — um den Mund zu ſchmiegen. Das taten ſie und als nun Siegvater im Morgendämmer zum Himmelsfenſter hinausſah . . .“ — „Der wohnt aber doch im tiefſten Pfuhl der Hölle!“ meinte berichtigend der Bruder. — „Rief er erſtaunt: ‚was ſind das für Langbärte?‘ Da ſprach Frikka: ‚Du gabſt ihnen den Namen: ſo gib ihnen auch den Sieg — als Patengabe,‘ und küßte ihn auf den bärtigen Mund und ſtreichelte ihm die Wange . . .“ — „Aber Bruder! Laß ab.“ — „Hei, ſie war ja ſeine Frau! Da iſt doch nichts Schlimmes dabei, nicht wahr, Fürſtin? — Und der Gott? . . . Nun er tat, was ſchöner Ehefrau Gatte tut: er lächelte und tat nach ihrem Willen und gab uns den Sieg, und ‚Langobarden‘ heißen wir ſeither.“ — „Das iſt ſchön, daß unſer Name ſchon an Sieg ſich knüpft. Aber nun erzählt weiter . . . . von eurer Sippe.“ — „Fang’ an, Paule. Wirſt du allzu fromm oder läßt du mir das Schönſte weg, fall’ ich, verbeſſernd und ergänzend, ein.“

„Alſo: — da die hohe Fürſtin unſre Fara ſolcher Ehre würdigt, von ihr zu hören — mit den Langobarden, die vor mehr als zweihundert Jahren unter König Alboin aus Pannonien in dies reiche Land einwanderten, das unſre ſchöne Heimat ward, war auch unſer Urgroßvater Leupichis: er ſiedelte ſich und die Seinen in Friaul an — am Ufer der Livenza — und ward Gaſindus des Herzogs von Friaul. Und ſeither ſind wir von Geſchlecht zu Geſchlecht getreue Gefolgen dieſes Herzoghauſes geweſen.“ — „Ja, gar mancher unſrer Vorfahren,“ fiel Arichis ein, „hat den Schild ſolchem Herzog getragen und iſt mit ihm, auch wohl für ihn erſchlagen worden!“ — „Aber auch das fürſtliche Haus hat Schutz und Treue unſern Vätern gewährt: ein Held dieſer Sippe iſt im Schirmkampf für unſre Ahnen gefallen.“ — „Ja, und daß ich hier lebend ſitze neben der Tochter meines Königs, wem verdank' ich das, als unſrem Herzog?“ — „Wie das?“ forſchte Adalperga eifrig. „Hat er .... hat der Herr Herzog von Benevent —?“ — „Herausgehauen hat er mich vorigen Herbſt aus einem ganzen Rudel wilder Slovenen. Wir ſollten ſie aus dem Oſtland treiben, in das ſie aus der Windiſchen Mark eingefallen waren: bis Marianum waren ſie ſchon vorgedrungen. Herzog Arichis ſchlug ſie dort aufs Haupt und luſtig war die jagende Verfolgung! Aber ich ward darüber allzu luſtig und fiel in einen Hinterhalt im dichten Grenzwald: es waren ihrer fünf, mein Gaul ſtürzte —, ich war verloren; da ſprengte mein Herzog heran ... —“ — „Auf ſeinem ſchönen Rapphengſt?“ fragte das Königskind. — „Jawohl! — Schau, wie gut Ihr beſchlagen ſeid in ſeinem Marſtall! — Und holte mich heraus — er allein! — er blutete dann, aber er lachte dazu.“ — „Und,“ fuhr Paulus fort, „ſie haben aus ihrem Reichtum geſpendet,

als wir in wilder Kriegsdrangſal alles verloren hatten, ſie haben mit Rat und Tat uns geholfen allezeit. Und ſo ſind wir ihnen denn zu Dank und Treudienſt verpflichtet immerdar. Und nicht nur Pflicht, — nein, ſtolze Wonne wär's, für dies hohe Geſchlecht das letzte Herzblut zu vergießen."

Er hatte ſich in edle, in lodernde Begeiſterung hineingeſprochen: es ließ ihm gut; die feinen Züge, das ſchöne Auge verklärten ſich: mit freundlichem Staunen ſah's die Jungfrau, Arichis aber rief: „So gefällſt du mir, Paule! Ich ſeh' dich doch nochmal in Helm und Brünne ſtolze Streiche tun für Arichis von Benevent. Denn Ihr wißt ja wohl, daß zwei Brüder des Herzoghauſes von Friaul übergeſiedelt ſind in jenes ſüdlichere Land und dort das Herzogtum erwarben. Und weil bei dieſem Haus — jetzt von Benevent — der Name Arichis faſt erblich iſt, — haben auch wir, mit jenem übergeſiedelt, deſſen Namen gar oft geführt: ſo heiße ich — unwürdigermaßen! — wie jener Herzog, deſſengleichen — bei Gott! — kein Held lebt im Volk der Langobarden;" — Abermals errötete Adalperga. Aber Paulus deutete das irrig — als Erzürnung: „ausgenommen, Arichis, den Herrn König Deſiderius," mahnte er. Jedoch die Königstochter meinte: „Ach, mein lieber Vater iſt alt und krank und der viele Gram um dieſer böſen Franken willen . . .! Hat er doch um deswillen" — ſie ſtockte ein wenig — „den Herrn Herzog, den ihr wie um die Wette lobt, in jenes Reich über die Alpen geſchickt — recht lange, lange bleibt er aus, mein' ich! — zu erkunden, was etwa Schlimmes dorther droht. — Aber nun endlich zurück zu Leupichis, eurem Ahn."

„Der hinterließ, wie er ſtarb, fünf noch ganz junge Söhne, der jüngſte hieß wie er. Da brachen in das

Gebiet von Friaul die greulichen Horden der Avaren . . . —“ — Adalperga ſchauderte: „Unholde ſollen's ſein, nicht Menſchen.“ — „Sie plünderten, mordeten, verbrannten, was ſie erreichten und ſchleppten die fünf Knaben, an die Schweife ihrer Gäule gebunden, mit ſich in die Knechtſchaft, in die öden Steppen der Avarenringe! Die vier älteren ſind dort geblieben und verſchollen. Der Jüngſte aber, Leupichis, hatte nie die Sehnſucht nach der Freiheit, die Hoffnung auf die Wiederkehr in die Heimat aufgegeben. Jeden Abend vor dem Einſchlafen hatte er zu den Heiligen gebetet, zumal zu dem Schutzherrn unſerer Fara, Sankt Sabinus zu Spoleto, ihm glückliche Heimkehr zu gewähren.“ — „Wohl, wohl,“ meinte Arichis. „Aber unſer alter Rinderhirt, der mir die Sache — wie oft! — erzählte draußen auf der Heide, flüſterte immer dazu: ‚er hat auch ſtets einen Wuchs Ernte-Hafer ſtehen laſſen auf dem Felde — für Herrn Wodans Grauroß.‘“ — „Nicht doch! — In einer kalten Winternacht nun, ohne Mond und Sterne, floh der zum Jüngling Herangewachſene aus der Lehmhütte, die ihm ſamt ein paar Ziegen ſein Herr als Wohnung angewieſen hatte, nahe dem Grenzring der Avaren: er nahm nur Bogen und Pfeilköcher und etwas trockenen Ziegenkäſe mit. Als er aber nun den nächſten Wald erreicht hatte, wußte er nicht, — denn die Sterne fehlten — welche Richtung er einſchlagen ſolle auf ſeiner Flucht, um Langobardenland zu erreichen. Auch ſchien das Geſtrüpp des dornigen Dickichts im Unterholz undurchdringbar: er konnte weder vorwärts noch rückwärts, ratlos blieb er ſtehen: er wollte verzagen. Da ſah er plötzlich zu ſeiner Rechten zwei kleine rotgelbe Lichter funkeln, die, nah an der Erde, an ihm vorüber vorwärts ſchoſſen: es war ein Wolf, der wies ihm den Weg durch das Geſtrüpp: er folgte, dankend Sankt Sabinus, der ihn geſendet.“

Arichis ſchüttelte das kurzkrauſe Gelock: „Aber der alte Hirte lachte und raunte. ‚Wie käme ein Heiliger zu einem Wolf? Den Wolf hat Wodan geſendet:‘ ‚der Wolf iſt Wodans geweihtes Weidwild‘ ſo ſagt ein uralt Wort. Und: ‚reich lohnt Wodan treuen Dienſt‘ ein anderes. Er hatte wohl der Ähren für ſein Grauroß nicht vergeſſen, — ſagte der Hirt, nicht ich, frommer Bruder!“ — „Wunderſam war nun, wie ein paar Tage lang das Untier wirklich als Wegweiſer dem Fliehenden vorantrabte, nie ihn bedrohte, nie außer Sichtweite lief, oft ſich umwandte, ob Leupichis auch richtig auf dem ſchmalen Pfade durch das Dorndickicht folge? Aber am dritten Tage — die mitgenommene wenige Mundſpeiſe war längſt verzehrt — plagte den Ahn der Hunger, ganz erſchöpft fürchtete er zu erliegen: da ſpannte er den Bogen, legte den Pfeil auf, den Wolf zu töten, ihn zu verzehren.“ — „Das war recht undankbar von dem Ahn — ſagte nämlich Grimmo der Hirt, der ſoviel alte Dinge, Sagen und ſchöne Sprüche wußte, wie nur etwa noch Willehalm ſein jüngerer Bruder, viel hab ich von ihnen gelernt: — Gott lohn’ es ihnen im Himmel! — Und auf dem Fleck ſtrafte ihn Wodan: der Pfeil ging fehl, was ſonſt dem Ahnherrn nie geſchah, er ſah nur noch, wie der treue Wegweiſer vorwurfsvoll umſah und verſchwand, dann ſtürzte er todmüde zu Boden.“ — „Im Traum aber erſchaute er einen Mann, der ſtand bei ſeinem Haupte und ſprach: ‚Steh auf! Leupichis, was ſchläfſt du? Geh dahin, wohin deine Füße gerichtet liegen: denn dort liegt Langobardenreich, wohin du trachteſt:‘ das war Sankt Sabinus.“ — „Er trug aber einen Schlapphut, dieſer Mann,“ warf Arichis ein, „und dunkelblauen Mantel und in der Hand einen Speer: ſo ſehn die Kutten-Heiligen nicht aus.“ — „Und der Ahn ſprang auf und wanderte, wie ihm das Traumgeſicht ge-

wieſen und fand am Abend eine Siedelung: darin waltete eine ſchöne junge Mutter, die ihn aufnahm, ſpeiſte, nächtigte, den Weg wies: tief dankte er der Hausfrau.“ — „‚Die trug ein linnenblütenblau Gewand, klirrende Schlüſſel am Gürtel, und ein golden Halsgeſchmeide,‘ ſagte der Hirt. Das war . “ — „Und ſo gelangte er in ein paar Tagen nach Friaul, an die Livenza und an das alte Stamm-Gehöft, das Allod unſerer Fara: aber das ſah traurig aus! Verödet lag's ſeit vielen Jahren, das Dach war von den Avaren abgebrannt, offen klaffte die Halle gen Himmel: Buſchwerk und Gedörn füllte die Stuben: und ein gewaltiger Eſchenbaum“ — — „Das iſt Wodans Weihebaum.“ — „Ragte hoch durch die Dachlücke in die Luft. Daran hing der Ahn ſofort Bogen und Köcher auf, als des Beſitzes Zeichen. Und der gütevolle Herzog, der Ahn des heutigen, beſchenkte ihn reich mit milder Hand, ſo daß er ein Weib gewinnen und unſre Fara neu begründen konnte.“ — „So ſind wir von Geſchlecht zu Geſchlecht dieſem Fürſtenhaus zu tiefem Dank verbunden. — Aber horch, wer kommt da?“

Und Arichis wandte ſich: die Doppeltüre, die in das Innere des Palaſtes führte, ward aufgeriſſen und herein trat in lebhafter Bewegung eine hohe Geſtalt, klirrend in Waffen. Adalperga ſprang auf: „Er! Er zurück“ flüſterte ſie.

Der Ankömmling aber ſchritt durch die umgebenden Palaſtgroßen und Frauen auf die Königin zu, beugte tief das Haupt und ſprach: „Frau Königin, ſoeben komm' ich an: Tag und Nacht ritt ich aus Frankenreich: ſchlimme Kunde bring' ich: König Karl und ſein Reichstag haben — für den heiligen Vater! — den höchſt unheiligen Krieg gegen uns beſchloſſen. Aus dem Sattel geſprungen eilte ich an das Krankenbett Eures königlichen Gemahls, zuerſt

ihm das zu melden. Dann aber, hohe Frau — in dieser Stunde höchster Gefahr ist es Zeit, um Waffenschutz und Waffenschirm für Euer Haus zu sorgen: jetzt — nicht früher, — wagte ich es, bei König Desiderius um die Hand Eurer Tochter Adalperga zu werben: er sagt sie zu, wenn die Mutter und die herrliche Jungfrau . . ." — Da unterbrach ihn die immer noch schöne Greisin, faßte seine Hand und sprach: „Die Stunde der Werbung adelt Euch, Herr Herzog, mehr als Eures Blutes Adel und all' Euer Waffenruhm. Nehmt sie hin — seht, wie hoch sie errötet! Ich kenne ihr Herz: — Komm, Adalperga, folge diesem Herzen." Das Mädchen schwebte gesenkten Hauptes auf die Mutter zu, die ihre Hand in die des Herzogs legte.

Alle Versammelten drängten nun aus der Bogenhalle in das Innere des Palastes in heftigster Erregung. So bemerkte niemand, — auch nicht der Bruder, — daß eine schlanke Jünglingsgestalt bei dem Versuch, zu folgen, ohnmächtig auf den Estrich niedersank.

II.

Wie herrlich ist der Ausblick von Monte Casino weithin über das Land, über das blühende Tal des Garigliano im Westen und Süden und die umliegenden Berge, die es vom Golf von Gaëta scheiden, aber doch zuweilen das tief blaue Meer erschauen lassen: im Osten das Tal von San Germano, dem alten „Casinum", von seinem raschen Flüßlein Rapido, damals noch „Vinius" genannt, durchflutet und hoch überragt von den Felskämmen der Abruzzen!

Ein ſtarker Wille der völligen Weltentſagung wahrlich gehört dazu, an dieſem entzückenden Fleck der Erde alles Irdiſche von ſich zu ſtreifen und nur noch dem Geiſtlichen, der Kirche zu leben. Aber keine Regung des Bedauerns, der geheimen Sehnſucht nach Rückkehr in das Leben der Welt lag auf den bleichen Zügen des jungen Mönches, der, in die ſchwarzen Ordensgewande Sankt Benedikts gekleidet, mit dem Rücken an der Außenſeite der weſtlichen Eingangspforte des Kloſters an die ſchwarz-graue Felsmauer gelehnt, traumverloren in den prachtvollen Sonnenuntergang des Frühlingstages hinausblickte: er hatte den linken Arm auf den Rücken gelegt, die rechte Hand, mit der Rückſeite quer über die Stirn gehalten, ſuchte die blendenden Strahlen, die ſchon wagrecht leuchteten, abzuwehren.

Lange ſtand er regungslos: man hätte ihn für die Statue eines Benediktiner-Mönches halten können, die, aus dem ſchwarzen Schieferfels gehauen, hier Wache hielt. Endlich ſtörte ihn aus ſeiner Ruhe ein Geräuſch, das ſich von unten vernehmen ließ, von der Straße, die heute noch von Weſten in höchſt ſteiler Steigung und mit vielen Windungen um die Felsvorſprünge auf den Gipfel des Berges führt. Ein ſolcher Vorſprung hatte auch bis dahin unſichtbar und unhörbar gemacht den kleinen Zug, der ſich nun raſch näherte. Voran zwei berittene und bewaffnete Kloſterknechte: dann folgte ein reich geſchirrtes Maultier, deſſen kleine Silberglöcklein, bei jedem Schritt erklirrend, zuerſt vernehmbar geworden. der Reiter achtete nicht all' der berauſchenden Schönheit von Natur und Landſchaft um ihn her: er las eifrig in der Regula Sankt Benedikts: die Sorge für den ſichern Gang ſeines Tieres auf dem ſchmalen Steg, hart an dem ſchwindelnden Abgrund hin, überließ er einem kleinen Hirtenjungen, der, barhäuptig

und barfüßig, nur mit einem braunen zottigen Lammfell bekleidet, daneben her lief, die Zügel am Gebisse haltend, und offenbar gar stolz auf solches Amt. Dahinter schwankte, mühsam von vier Männern emporgetragen, eine geschlossene Sänfte: ein dritter Gewaffneter ritt hinterdrein.

Der junge Mönch schritt jetzt langsam den Kommenden entgegen: er hatte den Reiter des Maultieres erkannt: als er ihn erreicht hatte, kniete er zu dessen Rechten nieder, beugte das glatt geschorene Haupt und sprach: „Euern Segen, Herr Abt und Vater! Wie lang hab' ich sein entbehrt." — Mit liebevollem Blick legte der Abt die Rechte auf sein Haupt: „Gott der Herr hat dich gesegnet mit reichen Gaben des Geistes und des Herzens: und eifrig hast du sie verwendet in seinem und in der Menschen Dienst. Er wird dir lohnen. Steh auf!"

Im Weiterschreiten sprach nun der Mönch: „O Vater Theudemar, wie lange doch bliebt Ihr den Euern fern! Wie fehltet Ihr uns allen — und zumeist mir." — „Ich blieb nicht länger unten in der Welt, als es die Pflicht gebot. Das sind Zeiten, mein Paulus, in denen Sankt Benedikts unwürdiger Nachfolger nicht unter den Büchern und mit Gebeten allein die Tage verbringen darf. Zwar nicht viel drang und dringt hinauf in den heiligen Frieden dieses Hauses aus dem Lärm und den Kämpfen der Welt da unten: — nur verworrene Kunde hat uns bisher erreicht von all' dem Geschehenen — aber Hilferufe Leidender, Verfolgter, Verwundeter fanden doch den Weg zu mir: so eilte ich zu helfen wo ich konnte."

Sie hatten nun das Klostertor erreicht: der Abt stieg ab, die Sänfte zu erwarten, die langsam näher kam: „Und dir, mein Sohn, hab' ich auch etwas mitgebracht, zu helfen, zu heilen, zu pflegen: du wirst es gern tun, wär' es auch ein Feind." — „Gewiß, mein Vater. Es

ſteht geſchrieben: ‚Liebet die euch haſſen‘.“ — „Nun,“ lächelte der Abt, „diesmal wird das nicht von dir verlangt. Siehe, es iſt nicht ein Feind, es iſt . . .“ — „Mein Bruder, mein Arichis!“ rief Paulus und lief auf die geöffnete Sänfte zu, aus welcher die Träger nun den Inſaſſen hoben.

„Paulus! Du hier? Du lebſt?“ erwiderte Arichis, ſich wankend auf des Bruders Schulter ſtützend. — „Und du! Wie bleich! Verwundet? Schwer verwundet?“ — „Ja,“ ſprach der Abt, „ſchwer. Aber Gott hat geholfen.“ — „Und dieſes guten Mannes Pflege,“ ſprach der Wunde. — „Kommt nun herein, ihr wieder Vereinten. Ins kleine Refektorium! Da wollen wir den Gaſt laben nach der anſtrengenden Reiſe bis heute von Reate her. Dann mögt ihr euch erzählen, was ihr ſeit eurer Trennung erlebt habt: — ihr und dies Land Italia.“

III.

Nach dem von klöſterlicher Einfachheit vorgeſchriebenen Abendeſſen, das ſie nicht wie ſonſt mit der Geſamtheit der Brüder, ſondern in einem ſchmalen, hochgewölbten, kühlen Nebenraum des Refektoriums einnahmen, wollte der Abt die Brüder allein laſſen, aber beide baten ihn, zu bleiben: „Wir haben nichts Geheimes vor dir, Vater,“ meinte Paulus. — „Ja, deine Seele kenne ich ſo klar wie den Grund kriſtallhellen Quells, beſſer kenne ich ſie als du ſelbſt! Aber dieſer Kriegsmann . . .“ — „Bleibt, Herr Abt, und helft mir, dieſen Schweigſamen zum Reden bringen. — Alſo hier — und als Mönch! — finde ich

dich wieder, Bruder! Spurlos verschwunden warst du, verschwunden mir und allen im Palast zu Pavia, von jenem Abend an, da unser Herzog mit der Nachricht von dem Frankenkrieg eintraf. Vergeblich suchte ich, aus dem großen Saale, wohin wir alle der Königin folgten, zurückgekehrt, dich in der Säulenhalle am Tessin, im ganzen Palast, in der Stadt: — niemand wußte von dir als ein Torwart: der meinte, er habe dich erkannt, wie du in derselben Nacht, auf einem Maultier reitend, durch das Südtor die Stadt verlassen. Das war die letzte Spur all' diese Monate. Du warst also . . .?" — „Ohne Aufenthalt hierhergeeilt — in den heiligen Frieden Sankt Benedikts: und in die Entsagung." — „Und beide hat er gefunden," sprach der Abt, „nach der ersten Beichte, die ich ihm abnahm. Ich fand nichts — in der Vergangenheit — zu vergeben, nur zu warnen für die Zukunft." — „Ich danke, Vater!" sprach Paulus und küßte seine Hand.

„Aber," grollte Arichis, „warum mir, dem König, dem Herzog gar nichts sagen. Warum?" — „Weil ihr," lächelte der Mönch wehmütig, „mich bestürmt hättet, zu lassen, was ich doch tun mußte. Das wollt' ich euch und mir ersparen." — „Und so plötzlich!" — „Nicht doch! Du weißt es ja: lange schwankte ich ‚zwischen Brünne und Kutte'." — „So sprach damals Adalperga: du hast ein gut Gedächtnis!"

Paulus errötete: nach einer Weile fuhr er fort: „An jenem Abend nun kam's über mich, erkannte ich wie im hellen Blitzschlag, daß für mich nur in der Weltentsagung Friede zu finden ist. Ich eilte Tag und Nacht hierher — das Schwert warf ich noch vom Säulenaltan des Palastes aus in den Tessin! — und Abt Theudemar würdigte mich — nach der Probezeit — der Aufnahme in Sankt Benedictus Schar. Das ist alles, was ich erlebt seit jenem

Abend." — „Hm," meinte Arichis nachdenklich, „ist nicht eben viel. Und doch: — da liegt ein Dunkel, das ich nicht durchdringe. Kaum ahn' ich . . ." — „Nun aber rede du," unterbrach der Bruder hastig, „viel hast du zu berichten!"

IV.

Und Arichis hob an, nach einem herzhaften Schluck des tiefdunkelroten Weines, den die fleißigen Mönche dem sonnenbestrahlten Schieferschutt ihres Berges abgewannen und aus den Trauben Sankt Benedikts kelterten: „Ja, vielerlei hab' ich zu erzählen, aber vielleicht ist das Wenige mehr, was mein Bruder berichtet — und das Viele, was er verschwiegen hat. — Rasch auf die Verlobung unseres Herzogs folgte die Vermählung und rasch auf die Vermählung folgte der Krieg. Kaum war die junge Herzogin in das ferne und feste Benevent in Sicherheit gebracht, kaum stieß der Eidam mit seinem Aufgebot zum Heer des Königs, das die Engpässe, die ‚Clusen', am Südabhang des Mons Cenisius sperrte, als der furchtbare Frankenkönig, der ‚Karl von Eisen', mit seinem Heere heranzog. Und der Schreck zog vor ihm her; war es doch ein ‚heiliger Krieg', den die Franken zu führen vorgaben — und glaubten, — Sankt Peter die Städte und Landschaften zurückzugeben, die unsre Könige ihm entrissen. Bei diesem heiligen Krieg fielen gar viele Tausende von ihrem König ab und traten auf des Papstes und seines Helfers Seite: die Engel des Herrn, flüsterte man in unsrem Lager, ziehen unsichtbar Herrn Karl voraus und bahnen ihm den Weg zum Siege." — „Es muß ein wunderbarer Mann sein,"

meinte Paulus nachdenklich. „Ich möchte ihn ſehen.“ — „Das wünſche dir nicht, Bruder! Wenigſtens nicht wie ich ihn ſah, als Feind, im Sturme der Schlacht. Noch heute gedenk' ich's mit Grauen. Alſo unſer Heer lag in den verſchanzten Cluſen, die offene, breite Straße über den Berg ſperrend. Der Herzog aber mit uns Beneventanern lagerte auf dem äußerſten linken Horn in einer tiefen Schlucht: in die führte, von dem mit firnem Schnee und Eis bedeckten Felſengipfel des hohen Berges herab ein ganz ſchmaler, kaum mannsbreiter Kletterſteig, in ſteilſtem Anſtieg drüben, in ſchroffſtem Abſturz hüben: nur Steinbock und Luchs und der verwegenſte Gemſenjäger wagen ſich auf den ſchwindelnden Pfad: hart vor deſſen Mündung hatte der Herzog ſein Zelt aufgeſchlagen. Ich hatte etwas höher oben die vorderſte Wache: mondloſe Nacht war's, kurz vor Hahnenkraht, ich lehnte an einer finſter ſchattenden Eiche: denn das verlöſchende Wachtfeuer warf wechſelndes Licht bis zu meiner Höhe herauf: Totenſtille ringsum: nur der Steinkauz klagte zuweilen in den ſchwarzen Felſen ober mir: da blitzte plötzlich um den nächſten Vorſprung des Geſteins helles, blendendes Fackellicht: „Feinde!“ ſchrie ich, „Feinde! — Zu den Waffen!“ wollte ich weiter rufen: ich konnte nicht! Grauen erſtickte mir die Stimme: denn hart vor mir ſtand, im hellſten Schein zweier Fackeln, die zwei Männer dicht hinter ihm trugen, grellrot beleuchtet, ein Gewaltiger, um mehr als Haupteslänge mich überragend, ganz in funkelndes Erz gehüllt: „Vorwärts, Neffe Roland“ rief er, mit furchtbar dröhnender Stimme; „drauf, Held Oliver von Viane; der Herr hat ſie in unſre Hand gegeben! Sankt Peter und Sankt Denis!“ Hoch blitzte ein Schwert: zerſplittert wie Glas zerſprang bei ſeinem Streich meine gute Klinge von Aquileja: derſelbe Streich ſpaltete meine Ringbrünne und

drang noch ein gar anſehnlich Ende in meine rechte Bruſt: — da — ich ſpür es noch.“ Und er legte die Hand auf die ſchmerzende Rippe. „Ich ſtürzte: über mich hinweg ſprangen die drei Männer: bevor mir die Sinne vergingen ſah ich noch den Herzog vor ſeinem Zelt grimme Hiebe tauſchen mit dem zur Rechten — Roland von Bretagne war's, wie ich ſpäter erfuhr — gar bald fiel der Herzog: ſeinen Bannerträger hinter ihm, den Gaſtalden von Rola, durchſpeerte der andre Begleiter: — das war Herr Oliver von Viane. Dann aber ſah ich nichts mehr als von dem Felspfad herab zahlloſe Fackeln, Helme, Speere der Franken: ‚Herr Karl und Sieg‘, riefen ſie: da ſchwanden mir die Sinne.“ — „Armer Bruder,“ ſeufzte Paulus und griff nach der abgemagerten Hand.

„Das iſt nicht Menſchenwerk,“ meinte der Abt. „Ich hörte davon raunen: ja, ſchon ſingt man im Volk ein Lied davon: Herr Karl, unfähig, die Cluſen auf der breiten Straße zu ſtürmen, flehte zu Sankt Denis: urplötzlich ſtand vor ihm ein Jägersmann, der ſich erbot, eine kleine erleſene Schar auf nur ihm bekanntem Felſenſteig ſo zu führen, daß ſie im Rücken der Langobarden auftauchen ſolle. So geſchah's: aber als Herr Karl dem Jäger danken und lohnen wollte, verſchwand er im Nebel der Berge. Es war der Engel des Herrn. Dem Willen Gottes muß man ſich fügen.“ — „Ei, das kann ich nicht! Noch nicht! Kann ich nur erſt wieder das Schwert heben, wollen wir doch ſehen, ob der verfluchte Engel“ — beide Mönche bekreuzten ſich — „verzeiht, ehrwürdiger Abt! — ihm jedesmal hilft. Aber damals freilich hat der engelhafte Jägersmann — hätt' ich ihn doch an der Gurgel! — die Schlacht, ja den Krieg entſchieden.“ — „Wie ging das zu?“ forſchte Paulus. „Wo iſt der König, ſeine — ſeine Sippe, wo der Herzog? In Pavia . . .?“. „Verloren iſt alles. Nachdem die

Franken uns im Rücken ſtanden, — wie vor der Stirn, — waren die Cluſen nicht zu halten: alles floh nach Pavia. Aber bald erſchien vor der Stadt der furchtbare Herr Karl: Mangel, Hunger, Entſetzen, — der König ergab ſich und ſein Haus.“ — „War Adalperga, . . . war die Frau Herzogin . . .?“ — „Nein! Sie war ja in dem ſichern Benevent geborgen. König Deſiderius ward gefangen: er ward mit ſeiner Gattin in ein fränkiſch Kloſter abgeführt . . .“ — „So iſt kein Reich der Langobarden mehr!“ rief Paulus in tiefem Weh, ſprang auf und erhob beide Hände.

„Doch!“ antwortete der Abt, „aber ſein König heißt — Karl. Nicht eine Provinz des Frankenreichs, — ein eigen Königreich bleibt Langobardien.“ — „Das — das iſt ein Troſt,“ ſeufzte Paul. — „Nein, kein Troſt,“ knirſchte der Wunde. „Und da mein Herzog lebt, — frei und in Sicherheit —, ſo hoff' ich, alsbald heißt Langobardiens König . . . Arichis.“

„Hüte dich,“ warnte der Abt, ſcheu nach der Türe blickend. „Sogar vor meinen Mönchen: — ſchweige.“

„Wo, wo weilt der Herzog. Er iſt alſo frei?“ fragte Paulus. — „Es gelang ihm, aus der Gefangenſchaft, ſobald Herrn Rolands Schwertſtoß ein wenig geheilt war, zu entſpringen und nach Benevent zu entkommen. Herr Karl, den dringende Sorgen nach Hauſe riefen, — die heidniſchen Sachſen ſind heerend tief ins Frankenland gedrungen — hat Frieden mit ihm geſchloſſen und ihn als Herzog von Benevent anerkannt, ſo lang Arichis ſich ruhig verhalte. Wird hoffentlich nicht lange dauern.“ — „Wie? Man ſagt, er hat geſchworen: — den Untertaneneid!“ mahnte der Abt. — Arichis zuckte die Achſeln: „Erzwungener Eid!“ — „Gleichviel!“ — ſprach Paulus, „ein Eid! Gott läßt ſich nicht ſpotten. Schon wieder ſinnſt du Kampf?“ — „Und Vergeltung!“ ſprach Arichis, die Fauſt ballend.

— „Dem Tode kaum entronnen, gewiß durch ein Wunder der Heiligen!“ mahnte der Bruder. „Erzähle! Wie ging dir's nach dem Überfall, wie kamst du hierher?“ — „Nicht durch ein Wunder der Heiligen, durch — einen ganz andern,“ erwiderte Arichis, kopfschüttelnd und tief trinkend. „Lang lag ich, wo ich gefallen war, ohne zu denken. Feind und Freund hielt mich wohl für tot. Als ich zu mir kam, war heißer Mittag: hoch stand die Sonne: ringsum alles hell — aber alles still, grabesstill. Angriff, Flucht und Verfolgung hatte beide Heere seit vielen Stunden weit hinweggeführt: wohl nach Pavia zu. Ich erhob mich — nur ein paar Tote um mich her — darunter nicht, den ich ängstlich suchte, der Herzog! Gott hierfür dankend trachtete ich nun, so schwer es ging — ich war schwach, die Wunde brannte! — möglichst verdeckt vor Franken, die etwa in der Nähe streiften, ein paar Berghöfe von Langobarden zu erreichen, die ich auf den Almen in den mittleren Höhen oberhalb unserer Zelte liegen wußte. Mühsam kletterte ich die steilen Pfade hinan: da plötzlich, hart am Abgrund, verließ mich die Kraft, der Speer, auf den ich mich stützte, entfiel meiner Hand und ich stürzte — nach der Rechten hin — tief, tief in den Abgrund.“ — „Bruder, Bruder!“ seufzte Paulus. — „Und unverletzt kamst du unten an?“ forschte der Abt.

„Ja: ich fiel auf tiefen, weichen Schnee: durch ein Wunder der Heiligen, werdet ihr rühmen. Meinethalben, — diesmal! Aber heraus, herauf aus dem schauerlichen Abgrund hat mir geholfen: — ein anderer. Denn nun ergriff mich alsbald die Angst furchtbaren Todes! Ich rutschte auf allen vieren, oder aufrecht stehend tastete ich mit den Händen rings umher an den fast kreisrunden senkrechten Felswänden, die, — wie in einem schmalen Turm von wenig Fuß Breite — mich überall umstarrten:

nirgends, nirgends ein Aufſtieg aus der Abgrundtiefe, nirgends auch ein Spalt, um ſeitwärts zu entrinnen. Ach, unzähligemale ſuchte ich alles ab in meinem engen Gefängnis, vergebens ſtrengte ich das Auge an, irgend eine Lücke zu erſpähen, ſtundenlang: — die Sonne war hinter dem hohen Gletſcher geſunken —: mich fror: vergebens auch ſchrie ich — gleichviel, ob Feinde mich hörten, mich fingen! — ſchrie, bis mir die Stimme verſagte: ich ſah mich gefangen, rettungslos eingeſchloſſen in dem ſchmalen Felſenkerker, nie von Menſchenaugen entdeckt: — dem Verſchmachten, dem Verhungern preisgegeben!" — „Bruder, lieber Bruder!" — „Warum habt Ihr nicht gebetet?" — „Oh, ich betete, frommer Abt, betete in meiner tödlichen Not heiß, wie wahrlich nie im Leben noch. Ich rief Gott an, den Herrn Chriſtus, Sankt Peter . . ." — „Auch Sankt Sabinus?" — „Gewiß, Bruder, unſern Schirmherrn. Ich gelobte ihm eine Kapelle aus all meinem Erb und Eigen zu erbauen. Vergeblich! Ich rief alle Heiligen an, deren Namen ich je vernommen. Umſonſt! Umſonſt! Ich ward ſchwächer und ſchwächer. Verzweifelt warf ich mich in den Schnee, ich ſchloß die Augen, ich dachte, ſie nie wieder aufzuſchlagen. Da plötzlich, in dieſer furchtbaren Stille, die ſeit Stunden kein Laut unterbrochen hatte, kein Ton — hör' ich, hoch über mir, wie vom Himmel her, einen lauten Ruf: ich blicke empor: ein Rabe ſenkt ſich krächzend mit regungslos ausgebreiteten Flügeln, langſam, aus Wolkenhöhe, gerade oberhalb meines Hauptes, zu mir herab: ich ſpringe auf: es verſcheucht ihn nicht: er läßt ſich dicht neben mir nieder, ſchaut mich an mit ſeinen runden, klugen, ſchwarzen Augen, krächzt mir zu und ſchreitet langſam und feierlich über den Schnee hin — manchmal umblickend, ob ich ihm auch folge? — nach links hin bis vor einen halb manneshohen, dunkelgrauen Felsblock: auf

deſſen Oberſpitze flattert er auf und ruft mich nochmal an: ich folge, ich erreiche den Block: nur ganz wenig ſchwebt der Vogel auf einen höheren Fels empor, wie um mir Platz zu machen: ich ſchaue ihm nach, ich faſſe den Block mit beiden Händen, — da gibt er nach, gleitet langſam links über den Schnee und zeigt mir einen langgeſtreckten Spalt in der Felswand, in den von der Ausgangsſeite das Licht der eben da draußen zu Golde gehenden Sonne fällt: — ein Weg, ein Ausweg! Wodan, jauchzte ich, wegweiſender Wodan! Dank dir, glühenden Dank."

Der Abt ſchüttelte den Kopf: „Welch heidniſcher Aberglaube!" — „Das war Zufall," meinte Paulus. — „Zufall? Wie? Welche Verblendung! Ihr ſeid verſtockt! Zu euern Heiligen-Mirakeln reicht euch viel weniger aus, um daran zu glauben! Und hier! Dem Urahn naht, Weg weiſend, rettend, der Wolf, dem Urenkel ebenſo der Rabe, beide des Waltenden geweihte Tiere —: und das ſoll Zufall ſein? Ei, die Heiligen, zu denen ich ſchrie, ſtundenlang, hören mich nicht, aber der alte Schirmer unſrer Sippe, den ich nicht angerufen, rettet mich." — „Laßt mich ihm den Wahn austreiben," bat Paulus den Abt, der ernſt verweiſend den Finger hob. „Ich will ihn ſchon bekehren. Sprich, Bruder, das ward wirklich deine Rettung?"

„Sie ward's! Höre nur! — Ich kroch, gebückt, durch den Spalt, immer dem Licht entgegen. Bald war die Enge zu Ende, die Felſen traten zu beiden Seiten zurück, ein Bergquell rieſelte zur Linken herab, in dem und neben dem watete ich, mühſam, aber gefahrlos empor: ſo erreichte ich den Saumpfad, hoch oben, von dem ich herabgeſtürzt. Ziemlich nah vor mir erſchaute ich einen der Almhöfe, die ich ſuchte: eilig — der Anblick gab mir ſchnelle Füße — lief ich darauf zu: da horch! Hoch ob meinem Haupte

wieder der Ruf des Raben: er flog ober mir, getreulich folgend. als ich die Gattertüre des Hofzauns öffnete, krächzte der treue Vogel noch mal, wandte sich pfeilschnell um sich selbst und flog stürmisch nach Westen, wo Walvater wohnt, ihm Kunde zu bringen von meiner Rettung: denn ‚im Westen wölbet sich Walhall': so flüsterte heimlich die Mutter." — „Es ist nicht anzuhören," grollte der Abt. „Genug von dem Federvieh!" „Und gleich auch genug von mir. Die guten Stammgenossen in dem Gehöft nahmen den Schlachtwunden gar mildsinnig auf, labten ihn, pflegten sein, wollten ihn nicht fortlassen, bis die Wunde ganz geheilt. Das aber währte mir zu lang: mich trieb das Herz, nach unsrem Herzog zu forschen, nach Benevent zu eilen, für Frau Adalperga zu kämpfen, tat das Not." — „Bruder, wackrer! Ach beneidenswerter!" — „Aber auf dem Wege dorthin brach die kaum geheilte Wunde wieder auf: ich blieb hilflos liegen auf der staubigen Straße: da fand mich dieser edelherzige Mönch, las mich auf und führte mich — im Sattel kann ich mich noch nicht halten — in seiner eignen Sänfte, führte mich dem verloren geglaubten Bruder zu. Dank ihm von Herzensgrund." — „Nun wollen wir dich ausheilen!" sprach Paulus, ihm die Hand auf die Schulter legend. — „Ja, vorher bin ich ja zu nichts zu gebrauchen. Dann aber flugs nach Benevent!"

V.

In Benevent, im Garten des hochgelegenen Kastells, zugleich Palatiums der langobardischen Herzoge, wandelten wenige Wochen darauf die beiden Arichis, Senior und

Gaſindus, in eifrigem Geſpräch: nur ſelten achtend des ſchönen Ausblicks, den der prachtvoll gelegene Ort über die hohen Felſenwälle hinweg, über die ragenden Pinien und Cypreſſen des Burgberges hin, auf die vielfachen Windungen der beiden Flüſſe, des Calore und des Tamaro, zwiſchen üppigen Gefilden gewährte. Der Herzog trug den Schwertarm noch in der Binde; es war aber wohl nicht nur der Wunde Schmerz und Fieber, die ſein Angeſicht gebleicht hatten, das, eingefallen und hager, ein finſterer Ausdruck beherrſchte; er blieb oft plötzlich ſtehen in dem ungleichmäßigen, bald haſtigen, bald zagenden Schritt, auf den Gartenwegen, dem der Gaſindus zur Linken ſtets nachgiebig folgte.

„Ja," rief der Herr, „wenn alle, wenn nur ein paar Zehntauſend dächten, fühlten wie du, Vielgetreuer! Ich würde nur ſo lange warten, bis dieſer Arm wieder heil. Aber es iſt, wie wenn ein Zauber dieſem Karl alle Herzen zuwendete. Oder iſt es nur ſchnöde Furcht? Es kann nicht ſein! Schlachtbewährte Freunde, ſobald ſie in ſeiner Nähe geweilt, mahnen, bitten, beſchwören mich, nie wieder das Schwert zu heben gegen dieſen Mann. Das hielte mich nicht ab, bei Gott! Ich glaube nicht an dieſen Zauber, nicht an ſeine himmliſche Sendung. Glaubt er ſelbſt daran? Vielleicht! Dann bildet er ſie ſich ein! Wenn jedoch dieſer Wahn den meiſten meiner Krieger das Schwert in die Scheide bannt, dann wirkt der Wahn wie Wahrheit: ein kleines Häuflein treuer Helden aber würd' ich nur ins ſichere Verderben führen!"

„Führt mich, wohin Ihr wollt, mein Herzog. Ich folge Euch gern: — auch ins Verderben." — „Ich ſchwanke noch," hob der Herzog wieder an, weiter ſchreitend. „Auch dich hat doch ſein Anblick erſchüttert?" — „Ich leugn' es nicht. Nie ſah ich ſeinesgleichen! Aber gleich-

viel, Euch . . .“ — „Schweige jetzt. Da kommt die Herzogin: sie darf nichts erfahren von meinen Racheplänen, die sie ohnehin schon leise ahnt, mit Angst und Beben: auch ihr hat dieser Karl es angetan, den sie doch nie gesehn. Und dein frommer Bruder dort an ihrer Seite — wie eifrig sie reden! — der würde wohl . . .?“ — „Er ist Euch — und Frau Adalperga! — mit ganzer Seele ergeben, nicht minder als ich wahrlich: er würde für Euch — beide! — sterben ohne Besinnen. Nur eins hält ihn von unsrem Weg fern . . .“ — „Nun? Was? Auch Furcht vor Herrn Karl?“ — „Mein Paulus kennt nicht Menschenfurcht. Nur der . . . der Eidbruch . . .“

Der Herzog stampfte mit dem Fuß: „Pfaffengeschwätz! Kircheneid! Erzwungener Eid ist kein Eid. Ich schwor, nicht um mich, um mein Volk zu retten vor der Zertretung, in jenem Augenblick der Übermacht des Siegers. Diesen Eid zu brechen, — nicht um meinetwillen, nur um dies mein Volk aus der Fremdherrschaft zu befreien —, besinn' ich mich nicht lange. Ja, wenn es Mannes Ehre wäre, Freundschaft, Dankespflicht! Aber so! Und du — denkst du auch wie dein heiliger Bruder?“ — „Ich bin Euer Gefolgsmann und folge meinem Herrn durch Recht und Unrecht: in den Tod, in den Himmel oder in die Hölle: allüberall ist mein Platz an Eurer Schildseite.“ — „Wackerer! Aber still, da sind sie. — Was habt ihr, das euch so bewegt? Dieses Schreiben da?“

Die Herzogin und Paulus traten nun in das rings offene runde Tempelchen, in das die breiten sich hier kreuzenden Gartenwege mündeten: — einst war es, wie die Inschrift am Altar bezeugte, den Nymphen geweiht gewesen. Während der Mönch vor dem Herzog sich tief verneigte, ließ sich die Frau auf der halbkreisförmigen Marmorbank vor dem halb verfallenen Altar nieder und

reichte dem Gemahl eine kurze Pergament-Schedula: „Ja, das hat uns aufgestört aus unsrem Griechisch Lehren und Lernen. Es ist hoch wichtig für unsern frommen Freund, — auch wohl für andere," fügte sie sinnend bei.

Der Herzog nahm: „Ah, ich sehe von Abt Theudemar. ‚Meinem teuern Sohn und Schüler Paulus Heil in Christo. Wichtige, lebenentscheidende Nachricht hab' ich dir zu künden: eben traf ein im Kloster, wo man dich vermutete, ein Beauftragter des großen Frankenkönigs: dieser hat durch den heiligen Vater von deiner — des noch so jugendlichen! — tiefen Gelehrsamkeit, zumal auch in der im Abendlande gar seltenen Kenntnis des Griechischen, vernommen und lädt dich durch Papst Hadrianus ein, in sein Palatium zu Aachen zu eilen, zu jenen zahlreichen Gelehrten, die er dort aus dem ganzen Abendlande um sich geschart. Eine Einladung Herrn Karls lehnt man nicht ab: sie ist Befehl'." — „So?" riefen wie aus einem Mund trotzig die beiden Arichis. — „Er soll's mit mir versuchen," lachte der Gasinde. — „Am liebsten," rief der Herzog, „käm' ich nach Aachen, ungeladen, — mit hunderttausend Helmen. Aber laß uns weiter lesen, was der weise Abt darüber zu sagen hat: ‚Gleichwohl, lieber Sohn, enthalte ich mich, dich durch abtherrliches Gebot zu zwingen wie ich dich, den heftig Widerstrebenden, zuletzt flehentlich Bittenden durch Berufung auf dein Gehorsamsgelübde zwang, den Bruder nach Benevent zu begleiten und das Herzogpaar dort aufzusuchen.' „Ei, ei, Herr Mönch," so unterbrach der Herzog die Lesung, „das ist ja wenig schmeichelhaft für uns. Ich dächte, zumal Frau Adalperga hätte Besseres von Euch verdient. Ihr sonntet Euch gar gern in ihrem Glanz, solang sie im Glück thronte im Palast zu Pavia: aber nun, da wir im Schatten . . ." — „Ja," sprach die Frau, mit leise vorwurfsvollem Ton

und einem tiefen Blick der schönen Augen, „es hätte mir fast weh getan, als ich das las.“

Da zuckte es schmerzlich über des Mönches bleiches Antlitz, er zerdrückte eine Träne: seine Lippen bebten, aber er fand kein Wort: nur ganz wenig schüttelte er das Haupt. Aber der Bruder kam ihm zu Hilfe: scharf, gespannt hatte er das wehevolle Ringen des Mönches aus dem bewegten Mienenspiel erkannt und verfolgt: „Nicht also, edles Paar,“ rief er jetzt lebhaft. „Nicht das — wahrlich! — ist der Grund! Keine Seele hängt treuer an euch als die meines Paulus. Aber diese Seele war krank: ist es wohl noch! Unüberwindliche Furcht vor der Welt, Scheu vor den Menschen hat ihn urplötzlich befallen: so wollte er die stille Klosterzelle am Garigliano, die volle Einsamkeit nie mehr verlassen, selbst nicht, um euch beide wieder zu sehen.“ — „Du sprichst wahr,“ nickte der Herzog, wieder in die Cartula blickend, „der Abt schreibt: ‚Ich kenne ja aus deiner wahrhaftigen Beichte die Gründe dieser Weltscheu, deiner Vergrabung in die Einsamkeit. Aber ich mußte die giftige Pflanze der Verzweiflung an der eigenen Willenskraft an ihrer Wurzel ausreißen: du solltest auch jene Augen wieder schauen können, die du vor deiner plötzlichen Weltabkehr zuletzt gesehen: du solltest stark sein, ohne Erschütterung auch diese Menschen — auch diese! — wieder zu sehen ohne Rückfall in Welt-Furcht, in Furcht vor dir selber: du solltest alles Kranke in dir als überwunden mir darweisen und selbst empfinden.‘

Da zog ein schmerzliches Lächeln um die feinen Lippen des Mönches. Sein Bruder seufzte unhörbar: „Armer Paulus!“

Der Herzog las weiter: ‚Ob du aber schon so weit genesen, dich in den glänzendsten Hof des Abendlands wagen zu wollen, zu können, — das kann ich nicht wissen:

das muß ich dir zu prüfen überlaſſen. Entſcheide. Aber raſch: Herr Karl kennt keinen Aufſchub. Der Bote ſollte dich flugs aus dem Kloſter in das Frankenreich entführen. Der heilige Geiſt erleuchte dich und führe dich zu der richtigen Wahl.'

Der Herzog warf das Pergament auf den Tiſch: in ſeinen ſcharfen Augen blitzte leidenſchaftlich ein Gedanke auf: den wollte er wohl gern vor allen verbergen, denn er ſenkte die Wimpern, als er rief: „Verſteht ſich! du mußt dem Rufe folgen."

Hoch erſtaunt ſahen alle drei auf ihn: der Gaſindus fand zuerſt ein Wort: „Wie, Herr? Der gehaßte Karl will Euch dieſes goldtreue Herz entführen und Ihr helft dazu?" — „Nun, das Herz," ſprach Frau Adalperga innig, „wird uns wohl bleiben, auch wenn's in Aachen ſchlägt." — Da warf ſich der ſo ſtumme, verhaltene Mönch ihr zu Füßen und küßte den Saum ihres Gewandes: „Dank, hohe Fürſtin, für dies Wort, für das Vertrauen: — es heilt gar viele Wunden." Er erhob ſich raſch: „Aber wie ſollte ich das Menſchengewimmel am Hof Herrn Karls ertragen, ich, der nur gezwungen aus der Cella ſogar hierher ging?"

Einſtweilen hatte der Herzog ſeinen Gaſindus am Arm ergriffen, aus dem Tempel geführt und in ſein Ohr geflüſtert.

„Ich verſtehe," erwiderte der: „Ja, das iſt . . ." — „Schweig! Höre weiter! Er ſoll, er darf ja gar nicht merken, was wir durch ihn erkunden wollen. Aber wenn er uns alles von dort berichtet, dann . . ." Und er ging mit ihm ein paar Schritte rund um den Tempel.

„Alſo," ſprach Adalperga zu ihrem Freund und ſah ihm eindringend in die Augen, „Ihr werdet nein ſagen, obwohl der Herzog es wünſcht?" — „Ich ſage nein." —

Da erhob sie sich von der Bank, trat einen Schritt näher, legte leicht — nur einen Augenblick — die Rechte auf seine Schulter: er erbebte. „Auch, wenn ich es wünsche, wenn ich Euch darum bitte?“ — „Adalp . . . Frau Herzogin! Ihr mich bitten — mich!“ — „Hört den Grund. Jeder Mensch soll dahin eilen, wo er seinen Freunden — und Ihr seid unser Freund, ich weiß es! — am meisten nützen kann: das ist für uns ein Freund dort: — am Hof Herrn Karls. Vernehmt, — aber schweigt gegen alle, auch gegen meinen Gemahl! es ist das erste Geheimnis, das ich vor ihm hehle! — ich ahne, ach nein: ich weiß: der Herzog sinnt auf — — Bruch mit Herrn Karl.“ — „Da sei Gott vor!“ flüsterte Paulus und erbleichte. „Sein Schwur!“ — „Eidbruch! Auch ich zittre davor. Ich fürchte, ich kann den Rachezorn meines Gatten nicht zurückhalten, sobald er sich stark genug wähnt. Er rennt sich, — uns alle ins Verderben. Dann, dann ist mir von höchstem Wert ein Fürsprecher am Hof, ein Freund, ein Liebling des Siegers: — denn das werdet Ihr so sicher werden wie aller Menschen Liebling mit Eurem goldnen reinen Herzen.“ — Des Mönches Antlitz verklärte ein edler Glanz: „Zwar wird das mir nie zuteil werden! Aber schon der Gedanke, daß Ihr daran glaubt, und daß Ihr wünscht . . .! Ich verspreche Euch, vermag ich es, so rette ich Euren Gemahl aus jeder Gefahr — um jeden Preis!“

Da traten die beiden Männer wieder in das Tempelrund: der Gasinde flüsterte noch auf den Stufen: „Es wäre freilich gar wertvoll. Aber er geht nicht hin.“ — „Wer weiß! Wir sind alle ehrgeizig. — Nun, Paule, wie steht's? Muß ich Euch Gründe nennen? Sagt Ihr noch immer Nein?“ — „Ich sage: Ja. Die Frau Herzogin hat mich bekehrt: ich gehe an den Hof Herrn Karls, weil

ich — vielleicht — dort Gutes wirken kann.“ — „Trefflich,“ rief der Herzog mit einem triumphierenden Blick auf seinen Gefolgsmann. „Jedenfalls Besseres als in der Klosterzelle. Und ganz anderes!“

VI.

„Seinem hochehrwürdigen Vater und Herrn Theudemar dem Abt, Paulus, Warnefrids Sohn, der Mönch.

Hätt' ich auch nicht versprochen, Euch, dem hohen Paar zu Benevent und meinem herzgeliebten Bruder oft und ausführlich Nachricht zu schreiben von all' dem, was ich seit unserer Trennung erlebt und erfahren im Reiche der Franken, es würde mich das Herz dazu zwingen, die Fülle, die überwältigende Fülle der Dinge, die es bewegen, die es zu sprengen drohen, vor Euch auszuschütten. Es ist eine Welt der Wunder, in der ich lebe: aber das Wunderbarste der Wunder ist er, der Unvergleichliche, der Unschilderbare: ist Herr Karl!

Ich weiß, hoher Herzog, diese Worte wecken Euren Zorn: aber ich muß der Wahrheit Zeugnis geben: ja, ich muß: es ist Pflicht: denn lernt Ihr die Wahrheit über diesen Mann, den Unbezwinglichen, dann müssen Euch jene Gedanken vergehen, jene Hoffnungen siegreichen Rachekampfes wider ihn, die Euch im geheimen bewegen: — kenn' ich doch Euren trotzgemuten Heldensinn. Ich flehe Euch an, zu Eurem, Eures Hauses, unseres Volkes Heil: — gebt sie auf, jene Hoffnungen, verscheucht sie für immer, fügt Euch in das von Gott Gewollte. Ja, von Gott, nicht von jenem Sterblichen. Denn fest wie all' sein Volk, wie er selbst glaube ich: Herr Karl ist Gottes des Herrn

auserkorenes Rüſtzeug, ſeine Kirche zu beſchirmen, ſeinen Namen auszubreiten unter den Heiden, das Reich Gottes auf Erden zu begründen: ich glaub' es, was ſeine Völker, was auch ſeine Feinde raunen: der Engel des Herrn ſchwebt zu ſeinen Häupten Tag und Nacht: von ſeinen Augen ſtrahlt ein Glanz, erhaben, blendend und doch ſo herzgewinnend durch eine wunderbar warme Güte der Seele. Ihn ſchildern, das kann niemand: erleben muß man ihn!

Ich ſah ihn zuerſt in Poitiers, wohin mein treuer Begleiter, Biſchof Conſtantius von Chur, mich über Aoſta, Lyon und Limoges zu ihm führte: der Herrſcher brachte dort mit eigner milder Hand Hilfe den ſchwer durch Mißwachs, Hunger und Hunger-Seuche getroffenen Provinzialen: ich traf ihn in der fieberverpeſteten Hütte eines armen Winzers; die Ärzte ſcheuten die Anſteckung, er nicht. Er richtete ſich auf von dem Lager des Kranken, über das er ſich gebeugt hatte, und ſah mich lang an mit ſeinen großen, die Seele durchdringenden Augen: dann lächelte er, reichte mir die mächtige Hand und ſprach: ‚Mönchlein, du gefällſt mir: in dir iſt kein Falſch. Aber zu wenig Blut. Bring du uns dem Himmel näher, — wir wollen dich, du bleicher Geiſt, der Erde näher bringen.'

Von Stund an war mein Herz, mein Geiſt, mein Wille ſein eigen! Wir blieben in Poitiers, bis die Seuche erloſchen und der mitgeführte Geldvorrat ausgeſpendet war, dann begleitete ich den König quer durch Gallien gegen den großen Rheinſtrom hin und in ſeine dortigen Villen zu Metz, Diedenhofen, Düren, endlich hierher, in das große Palatium zu Aachen! Hier erſt, in ſeiner wahren Heimat-Pfalz, ging mir das ganze Weſen des Mannes auf und ſeine Größe! Nicht das Gedränge der Geſandten all' der Fürſten und Völker, die ſeine Gunſt ſuchen, vom heiligen

Vater bis zum Sultan Arraſchid zu Bagdad, von den däniſchen, angelſächſiſchen, den aſturiſchen Königen bis zu den Boten des Kaiſers aus Byzanz, — nicht die Geſchenke, die Schatzungen, welche ſie huldigend ihm zu Füßen legen, erregen mein bewundernd Staunen, — nein, die väterliche Liebe, mit der er unermüdlich der Bedrängten, der Armen, der Hilfloſen in ſeinem weiten Reiche gedenkt. In der Nacht ſpringt er vom Lager und ſchreibt den Namen eines kleinen Bauern fern in den Alpen Bajuvariens am Inn oder an der Loiſach, deſſen Hilferuf gegen den gräflichen Unterdrücker noch nicht erhört iſt, auf ſeine ſchlichte Gedenktafel von Schiefer, er, der ſchreckliche Schlachtenſchläger, der ‚eiſerne Karl', er trägt in der Bruſt das gütevollſte Herz.

Und ſein Geiſt! Er hat mich gewürdigt der Aufnahme in den Kreis von weiſen Meiſtern, die ſeinen Hof zu einer hohen Schule machen. Hier lerne ich von dem ernſten Angelſachſen Alkuin, von dem wir ja alle zu lernen haben, hier traf ich den Landsmann Petrus von Piſa, hier den edlen Goten, den ſchönheitdurſtigen und ſchönheitſpendenden Theodulf von Orleans. Und mit ſo vielen andern noch darf ich Unwürdiger wie mit meinesgleichen verkehren! Und ganz wie einer von uns lebt und forſcht und tafelt und ſcherzt mit uns auch der mächtigſte Herrſcher des Abendlands, er neckt und läßt ſich necken in Proſa und Gedicht, der ‚David' dieſer Tafelrunde, wie wir ihn, jeden Titel und Hofzwang meidend, nennen müſſen: wie Alkuin Horatius Flaccus iſt Angilbert, des Herrſchers vertrauteſter Rat, Homer und der junge liebenswerte Einhart — auch manche Jungfrau des Hofes findet ihn ſo! — heißt gar Beleſeel nach dem kunſtreichen Baumeiſter der Stiftshütte, weil der Kluge, Feine gar kunſtverſtändig iſt in allerlei Bauwerk. Der iſt mir von allen der Liebſte, meiner Seele der Nächſte geworden.

‚Wie ſie wohl meinen Paulus getauft haben?‘ forſcht hier mein neugierig Brüderlein. Ei ſeltſam genug! Am dritten Abend unſrer Tafelrunde ſtieß ſich Freund Einhart an dem einzigen ‚Ungetauften‘ in dem Kreis und bat Herrn Karl, mir einen Namen zu wählen: der ſah mir ernſthaft ins Geſicht, dann lächelte er: ‚nun reichlich — reichlicher als mit Fett und Muskeln! — hat ihn der Schöpfer bedacht mit der Naſe. „Ovidius Naſo“ wollen wir ihn nennen.‘

Alle ſtimmten laut lachend bei und Einhart meinte: ‚Aber die ars amandi müßte er wohl erſt lernen, um ſie zu lehren.‘ Da lachten ſie alle noch lärmender. Ich aber ſchwieg und dachte: iſt das eine Kunſt? Ich meine, lieben iſt nicht eine Kunſt, iſt eine Notwendigkeit, ein Herzenszwang. Könnte ich euch, ihr in dem Herrn Geliebten, auch nicht lieben? Ich muß, ob ich will, ob nicht! — Nicht müde wird der Herrſcher bis in die ſpäte Nacht, uns zu fragen, ſich zu belehren. Und mich hat er — die hohe Fürſtin hat beſchämend richtig geweisſagt! — gar bald tief in ſein großes Herz geſchloſſen: auch wenn es nicht Freund Einhart und deſſen gar eifrige Schülerin, die ſchöne Königstochter Emma, verſicherten, — ich merke es mit glückſeligem Dank täglich an allerlei Dingen und Worten im Ernſt und Scherz.

Geſtern bei der Abendtafel lobte ich die perſiſchen Äpfel, die ihm der heilige Vater als Geſchenk geſandt aus ſeinem Garten am Tiber: als ich ſpät Nachts heim kommie in mein Hoſpitiolum neben dem Palaſt, finde ich ſechs der ſchönſten mit einem Zettel: ‚ſie ſeien nicht geſchenkt, verkauft, je um vier Verszeilen, und beim Frühmahl müſſe ich die fertig vorleſen‘. Da galt es fleißig dichten bis zur Hahnenkraht, denn Theodulf und Angilbert dichten ſchön, aber richten ſcharf. Nun, ſie waren alle zufrieden. — Die

hohe Fürſtin gedenkt vielleicht noch der Verſe, die ſie mir zuweilen auftrug in Pavia: — ach, die waren doch viel beſſer. Wie oft gedenk ich mit Heimweh der Seele der ſchönen Tage am Teſſin! — —

Dieſer Brief wird, ich merk' es, ein ganzes Tagebuch: nun, ein ſolches habt ihr ja, hat zumal der Herr Herzog gewollt, und heute hab' ich das Wichtigſte zu melden, was mir bisher am Hof begegnet: eine hohe Auszeichnung: manche beneiden ſie mir, meint Einhart. Der König winkte mich heran in aller Frühe bei ſeinem Ankleiden, dem nur die Vertrauteſten beiwohnen dürfen: — er gibt ihnen dann wohl Aufträge, die ihm in ſchlafloſer Nachtſtunde gekommen, — lachte mich an mit ſeinem ſonnigen Lachen und ſprach: ‚Paule, mein Liebling, heute Nacht gab mir der Herr wieder einmal die Weisheit im Schlaf, das heißt im Traum: du weißt, Rothtrud, mein ſchön Töchterlein, iſt verlobt mit Conſtantin, dem Sohn des Kaiſers Leo zu Byzanz. Zu Oſtern bring' ich ſie mit großem Geleit nach Rom: von dort ſchifft ſie ſich ein nach Byzanz: ſo ſoll ein Sproß unſres Königshauſes auch die Kaiſerkrone tragen: bei Sankt Denis, wir ſind es wert —! Würdiger als mancher dieſer „Romäer" da drüben würde mancher von uns heißen: »Imperator Romanorum«. Aber genug hiervon. Nun, ſoll ſchön Rothtrud über Griechen herrſchen, muß ſie ihres Volkes Sprache verſtehn: denn ſie ſoll nicht, wie jene byzantiniſchen „Imperatrices", die ſie auf Goldgrund malen, ſteif, regungslos, wie lebendige Tote, nein, wie eine pflichtgetreue Königin der Franken, die emſige Hausfrau des Herrſcherhofes, wie ihre Mutter, meine herzgeliebte Frau Hildigard — Gott ſegne ſie alle Stund' und führe ſie bald wieder aus ihren Mutter-Schmerzen! — ſoll meine

Tochter da drüben walten, die Tränen der Bedrängten trocknen, ihre Klagen ſtillen: dazu muß ſie aber dieſe Klagen verſtehen: griechiſch muß ſie lernen! Nun hat zwar der Imperator auf mein dringend Verlangen — er ſelbſt und ſein Sohn waren — ſeltſamerweiſe! — gar nicht auf den Gedanken gekommen, was doch mehr ihre als meine Sache! — mir zwei feine Griechen ſeines Palaſtes geſchickt — in prahleriſch prunkenden Seiden-Gewanden: nahm ſie neulich mit auf die Saujagd in die Ardennen, wußte, es werde regnen — da lachte er ſo recht fröhlich vor ſich hin — regnete auch: tüchtig wurden ſie naß bis in ihre feine „romäiſche“ Haut, die Seidenfetzen verſchrumpften. — Einen Alten und einen Jungen: der Alte iſt mir aber zu alt d. h. zu langweilig: wohnte neulich einer Lehrſtunde bei, ſchlief ein nach einer halben! — auch mag ich nicht den böſen Falſchblick ſeiner Augen; der Junge aber — Agathon heißt er — iſt mir zu jung: meine Rothtrud iſt gar ſchön! Nun ſchlief ich ein in Sorge darüber, wer mir wohl die beiden Griechen erſetze? Und im Traum trateſt du an mein Bett, du mein Paule, mit deinem lieben, nur allzubleichen Geſicht und ſprachſt: „Herr König, ich kann gut griechiſch. Und ich bin treu, nicht falſch. Und jung zwar bin auch ich, aber ich bin Sankt Benediktus zu eigen.“ Da ſprang ich vom Pfühl und ſchrieb quer über meine ganze Tafel und alles, was ſchon darauf ſtand — da ſieh her! — „Paulus der Mönch lehrt ſie griechiſch!“ Und ſo ſoll's werden! Wenn du willſt, heißt das. Willſt du? Iſt dir ſchön Rothtrud nicht zu ſchön?‘ lachte er. Ich neigte mich und ſprach gerührt: ‚mit Freuden will ich‘. Denn Fürſtin Rothtrud iſt mir nicht zu ſchön. — —

Nun hat der Unterricht ſeit einigen Tagen begonnen. Ich ſtaune: ein paar Wochen hat ſie der alte Eliſäus ſchon gequält: und was hat ſie gelernt? Nichts! Gar nichts! Und dabei iſt die junge Fürſtin hellen Geiſtes, raſchen Verſtandes und hat ein wunderbares Gedächtnis. Aber freilich, erwäge ich ihr ganzes Verhalten bei meinen weiſen Lehren, ſo begreif' ich ihr Nichtwiſſen, wenn ſie's mit dem Alten ebenſo getrieben hat. Sie hört mir zu, engelgeduldig: nur denkt ſie einſtweilen offenbar an etwas ganz anderes! Dabei lächelt ſie immer vor ſich hin, zuweilen mutwillig, ſo daß ich meinte, ſie lache mich aus: aber nein, denn meiſt iſt es ein ſtill ſeliges vor ſich hin Sinnen und Lächeln, ein beneidenswertes, geheimes Glück verratend. Auf Mädchenlächeln aber, auf Mädchen überhaupt verſteh' ich mich gar nicht, o Fürſtin Adalperga!

Am Schluß der heutigen Stunde — jetzt eben — hörte ich etwas, das gewiß den Schlüſſel des Geheimniſſes birgt: leider verſtand ich zu wenig davon. Fürſtin Emma, die den Stunden beiwohnt — ſie ſchreibt dabei gar eifrig an den Überſetzungen ins Latein, die ihr Freund Einhart aufgibt — flüſterte der Schweſter beim Hinausgehen etwas zu — ich nahm gerade in der Ecke meinen ſchwarzen Mantel um, aber ein wenig hörte ich doch: — es war offenbar eine Mahnung, merkſamer zu ſein, ihre ſchriftliche Aufgabe fleißiger zu machen: da antwortete Rothtrudens metalliſche, glockenreine, aber auch glockentiefe Stimme: ‚Ach was! Lerne du nur weiter bei deinem Einhart und kümmere dich nicht um mich. Du wirſt doch nicht etwa glauben, daß ich jemals den Griechenprinzen nehme?' Und lachend ſchwebte ſie hinaus. — Was ſoll das heißen? Den König, den ganzen Hof, mich zum beſten haben?

Allgütiger Gott! Dank den Heiligen, daß ſie mich unwürdig Werkzeug wählten, ein ſchändliches Verbrechen zu verhindern! Kaum hatte ich heut' in aller Frühe mein Morgengebet vollendet, als an mein ſchmales Kämmerlein gepocht wurde und herein trat zu meinem höchſten Staunen meine fürſtliche Schülerin, ehrerbietig gefolgt von einem gar ſtattlichen, ſchönen Herrn: ich kannte ihn gut, es iſt ihr Mariſkalk, Graf Rorich von Maine, einer der prächtigſten von unſren — d. h. von des Königs! — Palatinen. Die Jungfrau hob an: ‚Verzeiht, mein weiſer Lehrer, den Verdruß, den Euch die ungelehrige Schülerin gemacht hat. Die Schule iſt aus, denk' ich: zu ihrem, aber auch zu Eurem Heil. Sprecht, Graf von Maine.' Und den traf ein kurzer Blick, welchen wohl andres noch als Dank durchglühte, — ſoviel verſtehe ſogar ich von Mädchenblicken.

Der Graf neigte ſich höfiſch vor mir geringem Mönch und begann: ‚Mein ganzer Dienſt, all meine Treue und Sorge iſt Fürſtin Rothtrud geweiht und wird es bleiben mein Leben lang. Unleidlich war mir von je der Gedanke, die Herrliche dem falſchen Byzanz anzuvertrauen, und einem — ich weiß es! — ungeliebten Mann. Mit Argwohn beobachtete ich von Anfang an die beiden Griechen, zumal Eliſäus: mir fiel auf, daß ſie, ſowie ein weiterer Geſandter vom Kaiſer eintraf, geheim tuſchelten, ſich Nachts heimlich beſuchten und beſprachen. Geſtern nun — Ihr wißt es — kam wieder ein Bote aus Byzanz mit allerlei Schreiben — an den König, die Königin, Fürſtin Rothtrud, — die offen übergeben wurden: es ſtand — wie gewöhnlich — nichts drin als griechiſcher Wind. Nach dem Nachtmahl ſah ich Eliſäus und Agathon durch den Palaſtgarten nach ihrem Hoſpitium ſchreiten, in eifrigſtem Flüſtergeſpräch, in hitziger Erregung offenbar: ich folgte

ihnen leiſe· die mond= und ſternenloſe Nacht, das Dunkel der hohen Bäume verbarg mich. da hörte ich, — als Geſandter des Herrn in Byzanz hab' ich zwar nicht die Sprache ſchreiben oder ſprechen, wohl aber ein wenig verſtehen, auch etwas buchſtabieren, gelernt, — wie der Alte zu dem Jungen ſprach: er war des Weines voll, wankte im Gang und zitterte an den Händen: „Jetzt iſt das Netz geſpannt, alles verabredet! Drum gönnte ich mir ein paar Becher Falerner mehr denn heute erhielt ich, durch den Boten des Kaiſers, von dem Protonotar die geheime Meldung, — hier im Gürtel barg ich ſie" — er klopfte darauf — „ſchön Rothtrud iſt ſchon ſo gut wie gefangen im Meerturm am Bosporus. Wehe dieſen Barbaren!" Damit erſchloß er die Haustür ihres Hoſpitiums: ich wollte herzuſpringen, — ihn faſſen: aber da ſah ich in dem Licht, das aus dem geöffneten Gang ſtrahlte, etwas Weißes auf die Erde gleiten: wie er den Schlüſſel in der Gürteltaſche ſuchte, war ihm das Schreiben herausgeglitten, ſo hoffte ich: und ſo war es. Ich raffte es auf, lief in den Hof des Palaſtes zurück, wo in dem Tor die Pechfackel brennt und las, — ach wollte leſen! Es waren zwar griechiſche Buchſtaben, aber in einer Geheimſchrift — von niemand zu entziffern,' ſchloß er ſeufzend.

‚So fürchtete mein Freund,' fiel die Jungfrau raſch ein. ‚Als er aber heut' in aller Frühe — er hat täglich mit mir auszureiten!' erklärte ſie ein wenig errötend — ‚'s iſt ſein Amt! — mir vom Roß herab die Rolle reichte, — da gedacht' ich, wie Ihr, gütevoller Lehrer, der Schülerin auch von jenen Geheimſchriften der Griechen geſprochen, jenen, — wie heißen ſie doch?' — „Formatae." — ‚Und wie Euer großer Lehrer — wie hieß er doch?' — „Flavianus!" — ‚Jawohl, — Gott ſegne Flavianus! — Euch auch eine Anzahl ſolcher byzantiniſcher Geheimſchriften ent=

ziffern gelehrt habe. Geben die Heiligen, daß dieſe darunter war!' Und ſie zog aus dem Buſen den zerknitterten Papyrus und reichte ihn mir mit zitternder Hand.

Ich ſah hinein: ‚Gelobt ſei der Herr,' rief ich, ‚ja, das kann ich leſen.' Und ich las: — und erſchrak bis zum Tode: der Herzſchlag ſtockte mir: ‚das — das iſt teufliſch!' ſprach ich dann. ‚Auf, zu Herrn Karl.'

Alsbald ſtanden wir vor ihm, der Graf wiederholte dem Staunenden ſeinen Bericht, der König ſah in den Papyrus: ‚das iſt die Schrift des Protonotars,' ſprach er. Ich aber las mit oft verſagender Stimme: ‚Ein Dämon muß dieſe Barbaren betört haben zu dem Wahne, der Baſileus der Romäer werde ſeinen Sohn vermählen mit dem Kind dieſes Räuberkönigs, der uns die ſchönſten Provinzen Italias entriſſen. Der plumpe Bär ging in die ſeiner Eitelkeit geſtellte Falle. Sowie das Püppchen in Byzanz gelandet, — in den tiefſten Turm mit ihr als Geiſel. Und nicht eher — bei des Kaiſers Haupt! — ſoll ſie das Licht der Sonne wieder ſchauen, bis ihr Vater all' ſeinen Raub: Rom, Ravenna, ganz Italien, Iſtrien, Dalmatien herausgegeben hat. Droht er mit Krieg, ſo lachen wir: er hat ja nicht zehn Schiffe! Und ſchön Rothtrud hat nur eine Naſe und nur zwei Augen.'

Da ſtieß Herr Karl einen Schrei aus, wie ich im Leben nie gehört, nicht wie ein Mann, — wie ein edles, todwund getroffenes Tier. Dann ballte er beide Fäuſte, reckte ſie gen Himmel, einen furchtbaren Fluch zu ſtammeln: aber ſieh: er fluchte nicht: plötzlich, wie blitzgetroffen, ſank er auf beide Kniee, faltete die eben grimm geballten Fäuſte zum Gebet und ſprach: ‚Herr mein Gott, ich danke dir. Ich danke dir für deine wunderhafte Gnade, mit der du mein armes Kind gerettet haſt. Ich danke dir, Herr mein

Gott! All' mein Leben ſei dir ein Dank für dieſe Stunde.' Seht, das iſt Herr Karl.

Ich konnte geſtern nicht weiter ſchreiben, meine Seele zitterte zu ſtark. Ich fahre erſt heute fort. Die beiden Griechen wurden gefangen geſetzt: mit der Folter bedroht, beſtätigten ſie alles, was der Brief enthielt. Der König wollte beide zum Tode verurteilen und hinrichten laſſen: aber die Frau Königin Hildigard auf ihrem Krankenbett — ſie iſt ein Engel auf Erden! — erbat beider Leben als Dank für die Rettung der Tochter. So wurden ſie in Feſſeln nach Italien geſchickt, um eingeſchifft zu werden nach Byzanz, dorthin die Kriegserklärung König Karls zu tragen. Aber lange vor ihrer Ankunft, mein' ich, werden die Kaiſerlichen in unſrem Vaterland die Rache Herrn Karls verſpüren: er hat das ganze Heer der Franken aufgeboten von der Avarenmark bis Barcelona, von der Eider bis an den Tiber. Italiens Erde wird gar bald dröhnen unter dem Fußtritt ungezählter Scharen: bei deren Anblick wird wohl jedermann — hört ihr's? jedermann! — den Gedanken an Widerſtand gegen Herrn Karl aufgeben.

In eurer Güte, hohes Herzogpaar und Herr Abt und in deiner brüderlichen Liebe, mein Arichis, werdet ihr nun vielleicht fragen, wie es in dieſen gewaltigen Weltmeerwogen das Schifflein des Mönches Paulus getragen hat?

Zuerſt kam mir als Dank meines verdienſtloſen Verdienſtes eine gar liebliche Herzensfreude: am Abend desſelben Tages pochte es wieder an die Tür meines Kämmerleins und herein traten wieder Fürſtin Rothtrud und der

Mariſkalk, aber diesmal Hand in Hand: und mit ſtrahlendem Antlitz — da war ſie wirklich ſchön, Frau Fürſtin, das ſah ſelbſt ich! — ſprach ſie: ‚o Mönch Paulus des Warnefrid Sohn, kurze Zeit mein Lehrer, aber mein Freund alle Zeit meines Lebens, habt den Dank der Geretteten. Und verzeiht der Schülerin, daß ſie ſo unaufmerkſam war und lachte ſtatt zu lernen. Wiſſet, ich war entſchloſſen, nie des Kaiſerſohns zu werden. Nach Byzanz hätten ſie mich wohl führen können, aber nie in ſeine Arme. Denn‘ — und hier errötete ſie wieder und ſtockte eine Weile, aber gar nicht lange — dann fuhr ſie freudeſtrahlend fort — ‚denn ich liebe einen andern: ſtolz ſag’ ich’s: — dieſen da! Und der lieben Mutter hab’ ich’s heut an ihrem Bette geſtehen wollen: aber die hat gelacht und gemeint, „das weiß ich viel länger als du. Und ich habe,“ fuhr die goldene Mutter fort, „heute dem Vater das Wort abgenommen, daß er nie eines meiner Mädchen ungeliebtem Manne gibt. Und er wird’s halten.“ Und all’ das ſag ich Euch, Mönch Paulus, unter allen am Hof ganz allein, weil ich weiß, es erfreut Euch, wenn Ihr auch gar nichts davon habt, denn Ihr habt ein . . .‘ da ſagte ſie was von meinem Herzen. ‚Mein Vater kann und wird Euch lohnen mit Ehren und Gütern‘ — als ob Sankt Benedikts Schüler das annehmen dürfte! aber die Glückliche dachte nicht daran! — ‚ich aber lohn’ Euch ſo.‘ Und eh’ ich mich’s verſah, faßte mich die Hochgewachſene an beiden Schultern und küßte mich mitten auf die Stirn. Ich beichte, Vater Theudemar, aber es geſchah ohne, ja wider meinen Willen. Und es iſt der erſte Weibeskuß, den ich, ſeit die Mutter ſtarb, empfangen.

‚Aber,‘ fuhr ſie fort, ‚neben dieſem weltlichen Mädchendank — der Graf iſt nicht eiferſüchtig, nicht, Rorich? — nehmt hier ein heilig Andenken: zierlich in Gold gefaßt

einen Splitter vom Kreuze Chriſti. Harun Arraſchid hat ihn mir geſchickt: der gute Heide meinte, das Kleinod bringt Glück in der Liebe. Nun, das braucht es uns nicht noch zu bringen — nicht, Herr Mariſkalk? — und Euch darf es nichts der Art bringen! — aber Alkuin lehrt, es gibt Kraft der Entſagung und die kann ein Mönch brauchen.' Da trat Graf Rorich vor, gab mir die Hand und ſprach: ‚Und, Mönchlein, willſt du mal einem Wunſche nicht entſagen, — hier iſt ein Schwert, das ſoll dir ihn erkämpfen. Und ein treu ergebener Wille, der dir gerne dient.'

Und Herr Karl, ſo werdet ihr jetzt wohl fragen — wie hat er den Zufall — nicht wahrlich das Verdienſt! — des Mönches belohnt? Hört nur, wie überreich! Früh am andern Morgen ließ er mich rufen. Ich hatte kurze Zeit auf ihn zu warten in einem Empfangſaal, den ich noch nie betreten: da ſah ich denn jenes angebliche Wunderwerk, das ihm, wie die Leute fabeln, Gott der Herr ſelbſt aus ſeinem Himmel durch zwei Engel hat heruntertragen laſſen: nämlich auf hohem Geſtell von Alabaſtron eine mächtige Goldſcheibe, darſtellend den ganzen Erdkreis, mit allen Meeren und Strömen — die aus Silber! — mit allen Inſeln und Gebirgen, allen Ländern mit ihren wichtigſten Städten — dieſe aus allerlei Perlen und Edelſteinen: ſo fand ich gleich Pavia, — wie ſuchte ich es! — Benevent, Friaul, Aachen. Dieſe Scheibe wirkt das Wunder, — ſo flüſtern die Leute, — daß, wo immer in einem Ort ſeines Reiches die Mark vom Feinde verletzt oder auch im Innern Aufruhr erhoben wird, da — an dieſer Stelle, — ein leiſes Klingen von Innen heraus ertönt, ſo daß Herr Karl ſofort, ehe die Feinde das für möglich halten, die Gefahr erkennen und ſeine raſchen

‚Scarae‘ dahin werfen mag. So erklären es ſich die Menſchen, daß er jede Gefahr in ſeinem weiten Reich ſo raſch entdeckt, ſo raſch und unfehlbar abwendet. Aber die Sage mag eine Warnung ſein für alle, die Erhebung planen gegen Herrn Karl: wie ich ſo einſam neben der Scheibe ſtand, war mir, ich höre aus ihr ein leiſes Klingen: — aus der Gegend von Benevent. — — —

Alsbald ſprangen die Doppeltüren des marmorgetäfelten Saales auf und herein ſchritt aus dem Innern des Palaſtes gerade auf mich zu Herr Karl, aber nicht allein, gefolgt von gar vielen Geiſtlichen und Weltgroßen des Hofes: ich erkannte den wackern Helden Gerold von Bayern, — den Bruder der Königin, — den Markgrafen Roland von Bretagne, des Königs Neffen, und den von ihm unzertrennlichen Vizecomes Oliver von Viane, den Markgrafen Erich von Friaul, den Grafen Wilhelm von Orange, Biſchof Arn von Salzburg.

Dann alle die trauten Genoſſen unſerer ‚Akademia‘, wie uns Meiſter Alkuin neulich taufte: ihn ſelbſt, Einhart, Angilbert, Petrus, Theodulf und die andern: der Graf von Maine lächelte mir zu und legte den Finger auf den Mund: — unnötige Sorge!

Als ſich der Halbkreis hinter ihm geordnet hatte, ſprach Herr Karl und ſein Auge leuchtete mich an, daß in das meine die Träne der Rührung trat: ‚Sohn Warnefrids, Paule, mein Liebling: all dieſe meine Getreuen wiſſen, welch großen Dank ich und mein Haus dir ſchulden. Nie kann ich dir vergelten. Aber alle Welt ſoll wiſſen und vor allem mein Hof und mein Reich, wie tief ich ſolche Dankespflicht empfinde. Dem Mönch darf ich nicht Allod, nicht Beneficium bieten, nicht Gold noch köſtlich Gewaffen noch weltlich Amt in Hof oder Reich: lebſt und webſt du doch im Geiſtlichen, in der Kirche: aber in dieſem deinem

kirchlichen Stand ſtehſt du mir lang ſchon viel zu niedrig: auf meinen Wunſch wird dich der gute Herr von Salzburg — ſiehſt du, dort ſteht er! — gar geſchwind mit raſcher Häufung der niedern Grade zum Diakonus weihen an meiner Stiftskirche zu Aachen, und ‚Paulus Diakonus‘ ſoll fortab dein Ehren-Name lauten, von deinem König dir verliehen. Doch mehr: gern möcht' ich dich für immer um mich haben: dein Abt Theudemar gibt dich gewiß aus ſeinem Kloſter frei, verlangen wir das beide: und ſo ſollſt du — bei deiner Jugend noch unter meinem Archicapellanus — mein Capellanus werden und fortab dienen, leben und wohnen in der Capella meines Palatiums. Sprich, willſt du das, mein Sohn?‘

Mich überwältigte faſt die Rührung: ach, neben dem Dank für ſoviel Güte ward das Heimweh ſo übermächtig in mir, die Sehnſucht nach euch, ihr Hohen und Lieben, in der Heimat, die Sehnſucht nach meiner ſtillen Zelle am Garigliano, nach dem gütigen, weiſen Abt, nach dem treuen Bruder, ja auch nach den Pinien und Cypreſſen des Schloßgartens von Benevent, daß meine ganze Seele erſchrak bei dem Gedanken, mein Leben lang von dort, von euch verbannt zu ſein: ſo faßte ich mir ein Herz — es war nicht leicht, ſo reiche Güte auszuſchlagen! — und ſprach: ‚Nein, Herr König! Ich danke dir vom Grund der Seele: aber meine Stätte iſt nicht hier, nicht in Glanz und Lärm der Welt, ſie iſt in meiner Heimat, in meinem Kloſter, in meiner Zelle: dorthin laß mich zurückkehren: dort will ich ein großes Werk, das Werk meines Lebens ſchreiben: du und Fürſtin Rothtrud ihr braucht mein Griechiſch nicht mehr.‘

Ein leicht Gewölk flog über ſeine klare Stirn, doch freundlich ſprach er: ‚Ich hab's gefürchtet, denn ich kenne deine ſtille Seele. Ein großes Werk? Ich ahne: du

ſprachſt davon. Mag's ſein! Aber die Flucht von mir hinweg wird wohl nicht eilen. Den Capellanus ſchlugſt du aus —: ſo erbitte dir irgend eine andere Gnade von mir: denn den Diakonat gibt dir die heilige Kirche. Wähle! Wünſche!'

‚Herr König, ich habe keinen Wunſch.'

‚Wohl, jetzt, für dich. Aber — nach deines Herzens Art! — etwa für andere.'

Ich ſann nach: da fiel mir ein, wie's mich erſchüttert hatte, als ich jüngſt — von ungefähr war ich dazu gekommen auf dem Marktplatz von Aachen — einen zum Tod Verurteilten — wegen infidelitas — zum Galgen ſchleifen ſah: er ſträubte ſich mit allen Kräften, er wand die Glieder in ſeinen Ketten, die Todesangſt ſtand auf ſeinem Geſicht: — es war grauenhaft! ‚Wohlan, Herr König,' rief ich kurz entſchloſſen, ‚ſo gewährt mir eine Freibitte, wie ſie bei mir daheim in Langobardien zuweilen Äbten oder Äbtiſſinnen verliehen wird.'

‚Freibitte? Für wen? Von was?'

‚Für einen Verurteilten: — vom Tode.'

Der König ſtutzte einen Augenblick: er ſann nach: ‚Hm,' meinte er, ‚ſonderbar. Recht ſonderbar! Aber nein doch: echt chriſtlich, und echt prieſterlich. Auch das iſt ganz mein Paulus, drum gefällt's mir. So ſei's! Aber höre,' lächelte er, drohend den Zeigefinger hebend, nur einmal! Und nur einen! Dein Erbarmen wär' im ſtande, einen ganzen Schlachthaufen treubrüchiger Sachſen freizubitten. Nur ein Leben! Und nun, nimm hier, vor ſeinem ganzen Hof, deines Königs Dank!'

Und er ſchritt an mich heran und küßte mich auf beide Wangen. Mir ſchwindelte. Ich entzog mich dem Händedruck der andern, eilte in mein Kämmerlein, warf mich auf die Knie, dankte inbrünſtig Gott und weinte, weinte, weinte.

Ach, meine Seele, meine undankbare Seele, war nicht hier: — in heißer Sehnsucht war sie bei euch.“

VII.

Als der Herzog von Benevent den langen Brief — Abt Theudemar hatte ihn selbst gebracht — laut zu Ende gelesen, warf er ihn unmutig auf den runden Marmortisch des kleinen Gartentempels und winkte Arichis, ihm ins Freie zu folgen. Adalperga nahm das Schreiben sorglich auf: sie wischte die feuchten Augen und sprach zu dem Abt: „Was für ein Herz!“ — „Ja, wahrlich! — Und wenn Ihr es erst kenntet wie ich.“ — „Wer so gut ist, der muß doch glücklich sein, nicht, ehrwürdiger Vater?“ — „Wohl, wohl, edle Frau, das sollte so sein. Allein . . . Ihr seid so gut wie Paulus und doch . . .“

„Ich wäre ganz glücklich, quälte mich nicht die Sorge um den Herzog. Ach, und um das Kind unter meinem Herzen, das in so schwerer Zeit in die Welt hineinwachsen soll. Aber vielleicht war es ohne Grund oder doch ist es jetzt ohne Grund: unser Paulus hat mir in diesem Brief eine Last von der Seele genommen. Habt Ihr beachtet seine wiederholte, scharfe Warnung an den Herzog? — Jetzt — nachdem er das ganze Heer des Reiches auf dem Wege nach Italien weiß, — jetzt *kann* doch mein Gemahl nicht an Empörung denken?“

„Wir wollen's hoffen,“ erwiderte der Bischof. „Es wäre Wahnsinn. — Aber gebt mir Urlaub, hohe Frau, ich muß noch heute den Rückweg in mein Kloster antreten: es darf nicht verwaist stehen: wirre Gerüchte von Unruhen,

von Anſammlung Gewaffneter — ziemlich in der Nähe — ſchwirren durch die Luft: da darf der Vater nicht den Söhnen fehlen. Schreibt dem lieben Diakon, ſchreibt ihm bald: und ſchreibt — ſelbſt: Ihr wißt nicht, wie ihm das wohl tun wird."

„Gern," ſprach die Frau, ſich erhebend. „Obzwar ich nicht verſtehe, was der Fromme und Viel-Gelehrte hat von dem Brief einer ſorgenſchweren Frau."

VIII.

Mit haſtigen, ungleichen Schritten durchmaß der Herzog die ſchmalen Gartenwege, zuweilen blieb er ſtehen und riß an einem Zweig, der den Pfad verengte; ernſt, ſchweigend ſchritt Arichis neben ihm her. Außer Hörweite von dem Tempel, ſprach der Fürſt: „Dieſe törichten Warnungen! Sie kommen zu ſpät: ſie machen nur wirr, ſie umwölken den Blick und können doch nichts mehr ändern." — „Und doch hattet Ihr ihn an den Frankenhof zu gehen gedrängt, gerade weil . . . —" — „Ja, weil ich hoffte aus ſeinen Briefen rechtzeitig zu erfahren, was dort geplant werde: ein Späher, ohne Wiſſen, wider Willen, ſollte er mir ſein! Nun ſchreibt er erſt jetzt, nachdem hier alles bereit, ja mehr als bereit iſt. Das ganze Frankenheer im Anzug: — — und ich kann nicht mehr zurück." — „Wirklich nicht? Es wäre gut." — „Das weiß ich allein. Meinſt du, ich bin ſo tollkühn, jetzt — jetzt gerade! — freiwillig loszuſchlagen, nachdem ich das erfahren? Das bedeutet dreißigfache Übermacht. Wir ſind verloren." — „Seht Ihr das ein, Herr, warum dann . . . .?" — „Weil ich

muß, ſag' ich dir! Die Ehre gebeut, hörſt du? Die Ehre! Das gilt Männern mehr als ein — erzwungener! — Eid auf morſche Knochen." — „Ja," ſprach der Gefolge, „die Ehre iſt das Höchſte, ſo lehrte auch der Vater. Aber wie bindet ſie Euch dazu, gerade jetzt . . .?"

„Merk' auf! Allein war ich zu ſchwach, ich habe deshalb mich mit Herzog Hrodgaud von Friaul feſt verbündet, — mit dem Bruderkuß der Ehre! — loszuſchlagen auf ſeinen erſten Ruf. Auch von meinen Nachbarn von Spoleto, von Melfi, Asculum, Bovinum hab' ich feſte Zuſage, zu mir zu ſtoßen: ſoll ich all' dieſe Getreuen, die auf meine Ehre und Waffentreue bauen, ſchnöde im Stich laſſen? Lieber ſterben!" — „Gewiß. Freilich bleiben wir auch mit dieſen vereint gar ſchwach. Und an die Griechen in Neapel, in Capua, denkt Ihr doch wohl nicht!" — „Nein, bei Gott, jetzt nicht mehr! Ich hatte an ſie ſchreiben wollen: aber ehrlos wär's, nach ſolcher Niedertracht des Kaiſers Hand zu faſſen. Nicht mit Neidingen zuſammen gehen: — auch nicht zum Siege! Laß mich das Wort der Ehre halten und d'rüber untergehen. Du aber: — rette dich! — Flieh zu deinem Bruder: du biſt nicht wie ich gebunden an Hrodgaud." — „Aber an Euch, Herr, mit jeder Herzensfaſer. Auch der Gaſinde hat ſeine Ehre: — ſie heißt die Treue. An Eurer Schildſeite ſteh' und falle ich."

IX.

In der folgenden Nacht erreichte Benevent ein Bote des Herzogs von Friaul: er überbrachte das verabredete Zeichen: zwei Schwungfedern des Steinadlers. Sofort

brach der Herzog auf, ſo ſchwer es ihm ward, jetzt Frau Adalperga zu verlaſſen, die ihrer Schmerzensſtunde entgegenſah.

Die Bewegung begann: aber gar bald kam ſie zu Ende: es ward kaum gekämpft. Die näher wohnenden Verſchworenen, der Herzog von Spoleto, die Grafen von Melfi, Asculum, Bovinum und andere erſchraken bei der Nachricht von dem Anzug des gewaltigen Frankenheeres, ſie griffen gar nicht zu den Waffen: die einen eilten nach Rom zu Papſt Hadrian, dort ihre Unſchuld zu beteuern, die andern ſuchten zu dieſem Zweck Herrn Karl ſelbſt jenſeit der Alpen auf. Nur Hrodgaud von Friaul, trotzig und treu, trotzig gegen Karl, treu gegen Arichis, hatte losgeſchlagen: gegen ihn zogen die Bayern, geführt von des Königs Schwager, dem ruhmreichen Gerold: bei dem erſten Zuſammenſtoß an der Livenza fiel der Herzog, tapfer fechtend: Treviſo und Cividale (Forum Julii) wurden erobert: damit war der Krieg in Friaul zu Ende.

Gleichzeitig wandte ſich ein zweites, ſtärkeres Heer: — Franken, Alamannen und Burgunden — gegen den Herzog von Benevent: es zog, geführt von Sigwin von Brabant, Ruodhart, dem Grafen vom Argengau am Bodenſee, und Trudulf von Orleans gegen Benevent: auf zwei Straßen von Rom aus: von Nord nach Süd und von Weſt nach Oſt. Der Herzog hatte ſein Banner und den Befehl über die Scharen ſeiner linken Flanke Arichis anvertraut. Aber beide Schlachthaufen kamen kaum zum Gefecht: von erdrückender Übermacht unter Sigwin bei Teleſa und unter Ruodhart bei Bovinum angegriffen, warfen die meiſten, zumal die Italier, die Waffen weg und flohen: die beiden Arichis verſuchten allein mit ihren wenigen langobardiſchen Gefolgen Widerſtand.

Verwundet, vom Gaule gerannt, auf der Erde liegend,

hielt der Gasinde zuletzt noch mit den Zähnen das Tuch des Banners fest, dessen Schaft zerhauen war: erst als er vor Blutverlust ohnmächtig geworden, konnte er gebunden werden. So hatte es ihm nichts geholfen, daß er am Tage des Aufbruchs von Benevent dem Altar von Sankt Sabinus zu Spoleto öffentlich eine Wachskerze so lang wie er selber, und in der Nacht vor dem Gefecht Wodan heimlich ein Roßopfer gelobt hatte, um Sieg und frohe Heimkehr!

Dem Herzog aber ward der Helm zerschroten von dem Schlachtbeil des Grafen Ruodhart, dann ward der Betäubte gefesselt: beide Gefangene wurden über die Alpen in das Frankenreich geschickt, während das feste Benevent, der Verteidiger entblößt, sich der Schar Trudulfs von Orleans ohne Schwertstreich ergeben mußte. Fürstin Adalperga ward in der eignen Burg in ehrenvolle Haft genommen.

Es war das Verdienst des Papstes und seiner eifrigen Fürsprache, aber auch die Folge der eignen staatsmännischen Weisheit Karls, daß der raschen Niederwerfung des Aufstandes nur wenige Strafurteile — Verbannung und Vermögen-Einziehung — folgten: man wollte die Menge der Bevölkerung, die nur den Führern gefolgt war, durch Milde gewinnen. Vor allem sollte ja die ganze Frankenmacht in der Halbinsel sofort zu dem Krieg gegen die Byzantiner verwendet werden, was mit solchem Erfolg geschah, daß alsbald kaiserliche Gesandte um Frieden baten, der nur unter beträchtlichen Landverlusten und anderer Genugtuung gewährt ward. Aber jenen Führern freilich war der Untergang fest zugedacht.

Herr Karl war furchtbar zornig über die Empörung, so kurz nach feierlich beschworenen Verträgen. „da wäre ja kein Fertigwerden," meinte er grimmig, „müßte man jedes eroberte Land wieder und wieder erobern. Ich habe

noch gar vielfach anderwärts zu tun für den Herrn Chriſtus, als immer wieder in meinem Langobardien: ſo in Sachſen, in Spanien, in Avarien, dann gegen Dänen und Wenden. Kann nicht immer wieder von vorn anfangen am alten Fleck! Jenen Hrodgaud hat der Schwerttod vor dem Galgen geſchützt: aber dieſer Beneventaner und ſein hartnäckiger Bannerwart und Feldhauptmann, — wie heißt er doch? — die ſollen zur Abſchreckung dienen für andere."

Er verwies beide vor das Pfalzgericht zu Chur, wo er damals Hof hielt, dem italiſchen Kriegsſchauplatz näher zu ſein. Das Verfahren war kurz genug: die Angeſchuldigten waren in handhafter Tat gewaffneten Hochverrats ergriffen, überführt und geſtändig, vorher den Treueid geſchworen zu haben: die Anklage und das einſtimmige Urteil gingen auf Tod am Galgen. Das alles war ſo ganz klar, rechtgemäß und in Ordnung, daß nicht einmal die Verurteilten ein Wort dagegen einzuwenden hatten.

Der Tag der Urteilsfällung — Karl hatte ſelbſt den Vorſitz geführt — war auch aus andern Gründen aufregend geweſen: von manchen Seiten her waren in geiſtlichen und weltlichen Dingen ernſte Vorkommniſſe, Schäden, Gefahren gemeldet worden: „Meine goldene Scheibe hätte heute den ganzen Tag ſingen dürfen," grollte er, als er gegen Mitternacht die vertrauten Räte entließ, mit denen er gearbeitet, ſowie die Cancellarien und Notarien, denen er diktiert hatte. „In Italien iſt für den Augenblick — wer weiß, auf wie lange? — Ruhe, die Byzantiner haben ihre reich verdienten Hiebe. Aber jenſeit der Pyrenäen beſtürmen die Heiden mein Saragoſſa, der Patriarch von Jeruſalem und Freund Harun ſind höchſt verſchiedner Meinung über ihre Rechte an der heiligen Grabeskirche, und ich ſoll entſcheiden: habe große Luſt, ſie mir allein zuzuſprechen! Die Dänen ſind aus dem Danewirke vor-

gebrochen und haben geheert bis über die Eider, die Tschechen in Bojohemum haben — wie gewöhnlich! — bayrisch Vieh gestohlen, der heilige Vater hadert mit dem Erzbischof von Ravenna um Zollrechte und mit mir um den Ausgang des heiligen Geistes auch vom Sohne, die Avaren wollen, ich soll den Erbstreit unter ihren Chanen entscheiden, — Teufelssöhne sind's alle! — in Alamannien ist großes Viehsterben, meine Villiei in Aquitanien haben mich, wie ich finde, jahrzehntelang betrogen, und auf Korsika und den Balearen sind afrikanische Seeräuber gelandet. Von all' dem werd' ich heut' Nacht wohl träumen! Wenn ich nur erst träumen, das heißt schlafen, kann! Deshalb, hört ihr, Ostiarii, sorgt, daß ich nicht geweckt werde vor hellem Tagesschein, — ja vor der achten Stunde nach Mitternacht! — mag kommen, mag gemeldet werden, wer und was da will. Und wenn der heilige Vater die Tochter Harun Arraschids heiraten wollte: — er soll warten bis morgen Mittag. Wer wacht im Vorsaal?" — „Graf Rorich von Maine." — „Ist gut. Der ist recht: der meint es treu mit König Karl und seinem Schlaf. So! Leuchte voran, Lucernarius! Gute Nacht, ihr Herren all'! Jetzt will ich lange schlafen!"

Aber nicht gar lange sollte dieser Schlaf währen. Nach einer Stunde etwa hörte der König sich beim Namen rufen, einmal, zweimal, dreimal.

„Bei Sankt Denis," schrie der Schlaftrunkene, auffahrend aus dem schlichten Lager von Fellen, „wer hat sich erfrecht, mich aufzustören? Den soll der üble Waland . . . wie, Ihr, Graf Rorich? Wie könnt Ihr's wagen? Liegt Euch nichts an meiner Gnade, meinem Wohlergehn?" — „An beiden mehr als an meinem Leben. Deshalb

ſtehe ich hier: denn um Eure Gnade gilt's und Euer wahres Wohl." — „Hm, Mann, du ſprichſt aus tiefſtem Ernſt: biſt ja ganz verſtört. Was iſt? Wer will mich ſprechen?" — „Paulus Diakonus, des Warnefrid Sohn." — „Der? Der ſitzt ja fern in Aachen." — „Er iſt viele Tage und Nächte hergeritten ohne Zaum zu ziehn." — „Was will er?" — „Sein Bruder Arichis iſt zum Tod verurteilt." — „Der Bannerheld? Sehr von Rechts wegen!" — „Der Diakon erfuhr erſt kürzlich, daß jener, — daß beide Arichis hier angeklagt ſind." — „Nun, und?" — „Herr König, gedenkt Ihr nicht? . . . Seine Freibitte . . ."

Da fuhr Herr Karl mit beiden Beinen hurtig aus dem Bette: „ah, Sankt Denis, 's iſt wahr. Nun will er ihn . . . Höre mal, Rorich," ſchalt er, immer noch verdrießlich, „hatte das denn ſolche Eile? Mich wecken! Gib mir die Schuhe, dort — unter dem Bett ſtehen ſie. Und jetzt den Gürtel. Und den Mantel. — Warum ſolche Eile." — „Ihr habt befohlen, Euch erſt um acht Uhr zu wecken." — „Nun, ebendrum! Konnte der Diakon nicht bis dahin warten?" — „Nein, Herr König." — „Du biſt ſehr kühn. Warum nicht?" — „Herr, Ihr hattet befohlen beide vor ſechs Uhr zu hängen." — „Ah, ja freilich! Hatteſt recht, Graf von Maine. Da eilte es. Aber doch, woher nahmſt du den Mut, gegen mein Verbot — —?" — „O König Karl: — er hat Eure Tochter gerettet. Und ich habe ihm meine Hilfe verſprochen fürs ganze Leben." — „Biſt ein ganzer Kerl," er klopfte ihm auf die Schulter. „Und er hat ja die Freibitte, 's iſt ſein Recht. Sollte ich wünſchen, er wäre um ſechs Stunden zu ſpät gekommen? Pfui, nein, nein! Wenn das Frau Hildigard gehört hätte! Schließlich war der eigenſinnige Bannerwart doch nur ein allzutreuer Gaſindus. Was liegt

an dem Ungefährlichen? Mag er leben! Laß den Mönch herein.“ — „O Dank, Dank, Herr. Ihr ſeid . . .“ — „Still, ich weiß ſchon, was ich bin. Führ ihn ein.“ — „Gleich. Aber entſetzt Euch nicht.“ — „Warum? Wovor?“ — „Vor ihm. Er ſieht aus, wie ſein eignes Geſpenſt.“ — „Armer Paulus! Herein mit ihm, und dann laß uns allein.“

X.

Der Mönch wankte über die Schwelle, offenbar nur mühſam hielt er ſich aufrecht. Der König trat ihm entgegen bis in den matten Schein der Hängampel: „Menſch,“ rief er, „du ſiehſt wie eine Leiche. Biſt du krank?“ — „Nur müde. Ich kam nicht aus dem Sattel — Tag und Nacht — von Aachen bis hierher. Jede Eurer Villae gab mir friſche Perde. Ich aß mein Brot im Reiten.“ — „Ja warum? Eilte es ſo?“ — „Es eilte. Ihr hört es, Herr Karl.“

Da ſchallten aus dem Hof herauf dumpfe Hammerſchläge auf hartes Holz. Der König trat an die durch einen Vorhang geſchloſſene Fenſterluke: bei Fackelſchein zimmerten ſie da unten — —. Er riß den Vorhang wieder zu. „Ich erfuhr erſt, nachdem die Anklage erhoben war, daß es dein Bruder. Übrigens gleichviel: er mußte angeklagt, mußte verurteilt werden. Du kommſt nun wohl wegen deiner Freibitte?“ — „Wegen der Freibitte.“ — „Nun gut: mein Wort iſt heilig: will dich nicht lange bitten, nicht warten laſſen.“ Er ſchritt an einen Tiſch mit Schreibgerät, ergriff Pergament und Feder und ſchrieb, vorgebeugt, im Stehen. „Arichis heißt er, nicht? Wie . . .

wie der andre?“ — „Arichis.“ — „Da, nimm!“ Er reichte ihm den beſchriebenen Zettel: „Geh' damit zu dem Pfalzgrafen, der dieſe Woche das Siegel führt: es iſt Adalhard: — zeig' ihm das: er ſoll es ſiegeln und — nun, was ſtarrſt du? ich ſchrieb doch richtig: ‚Arichis, Warnefrids Sohn, der Gaſindus, iſt begnadigt‘. Er heißt ja doch Arichis?“

„Herr, den andern bitte ich frei, den Herzog.“ — „Oho,“ rief der König und warf die Feder von ſich. „Das nicht, das geht nicht! Gedenke: nur einen!“ — „Nur einen.“ — „Und du bitteſt den Fremden frei und läßt den Bruder ſterben?“ — „Und laſſe den Bruder ſterben!“ ſtöhnte Paulus und hielt die Hand gegen die nächſte Säule. — „Iſt's dein echter Bruder, von Vater und Mutter?“ — „Mein echter, lieber, lieber Bruder.“

Nun trat Herr Karl dicht an ihn heran und ſah ihm ſcharf in die Augen: „Warum tuſt du das? Sprich,“ — er faßte ihn bei den Schultern. „Sag' die Wahrheit. Warum retteſt du — mit dem Blut des Bruders! — dieſen Herzog?“ — Paulus zitterte und bebte: „Weil ich es verſprochen habe.“ — „Wem? Dieſem eidbrüchigen Herzog?“ — „Nein!“ — „Wem, ſage, wem?“ — „Ach, ſeinem Weibe!“ ächzte Paulus und preßte die Stirn an die Säule.

Der König trat einen Schritt zurück: „Einem Weibe!“ wiederholte er langſam, vor ſich hinnickend. — „So, ſo! Dieſer Herzogin!“ Nun trat er wieder näher: „Und wo, wo iſt Frau Adalperga? In Benevent?“ — „Nein, im Himmel!“ ſchluchzte der Mönch und ſank kopfüber, mit flutenden Tränen, in einen Falteſtuhl vor der Säule.

„Hm —, armer Mönch!“ ſprach Karl zu ſich ſelbſt; dann laut: „Geſtorben? Wann? Wie? Ich weiß nichts davon.“ — „Der Bote, der es melden ſollte, ſuchte Euch

in Aachen: ich erhielt die Nachricht dort gleichzeitig mit der von der hier drohenden Verurteilung: ich übernahm es, sie Euch hierher zu bringen." — „Wie starb sie?" — „Nachdem sie ihr erstes Kind geboren." — „Nun," meinte Karl, „ich sehe, es geht dir nah. Aber, nachdem sie nicht mehr auf Erden weilt — deines Bruders Leben . . .?"

Da sprang Paulus auf: „Soll ich der Toten das Wort brechen, das ich der Lebenden gegeben? Herr König Karl, so denkt Ihr nicht!" — „Was, was hast du ihr versprochen?" — „Sie ahnte Gefahr — ahnte alles, was kam: — ich versprach alles, was ich bei Euch etwa vermöchte, einzusetzen, um jeden Preis ihren Gatten zu retten. Hört Ihr? Um jeden Preis! Ich halte Wort." — „Ja, wahrlich. Frau Adalperga hatte einen treuen Freund an dir." — „Sie hat ihn noch — im Himmel wie auf Erden — bis ans Ende."

Der König faßte seine Hand: „Du bist wacker, Warnefrids Sohn. Vieles an dir versteh' ich erst jetzt." —

„Mein armer Bruder — darf ich ihn sprechen? Ich muß ihm 's sagen, daß ich ihn retten konnte und nicht gerettet habe. Er wird sprechen: ‚Paule, du hast recht getan'." — „Komm, wir wollen zusammen zu ihm gehn. Denn ich schenke dir sein Leben — zu dem des Herzogs hinzu." — „Mein großer König." — „Still! — Aber Ruhe muß ich haben vor diesen beiden Arichis: der Eid versagte: vielleicht bindet sie die Ehre, die Ehrenpflicht des Dankes?" — „Die bindet sie, dafür verbürg' ich mich." — „Gut! Und dann folgst du mir wieder nach Aachen, mein Ovidius, zu Horatius und Belsezeel und all' den andern." — „Nicht, o mein gnädiger König. Ich gehe zurück in mein Kloster. Ich kann — nach diesen Tagen — die Welt nicht mehr ertragen. Ich lebe und sterbe . . . in der Einsamkeit. Ich muß." — „Hm, ich kann's —

jetzt — begreifen! Aber ein Geiſt wie du — müßig liegen?“ — „Nicht doch! Ich ſprach Euch früher ſchon von einem großen Werk, das ich in Gedanken ſchon lange wälze: am Hofe kam ich — und käme ich — nie dazu.“ — „Was — was willſt du ſchreiben?“ — „Die Geſchichte meines Volkes, der Langobarden, was die Sage davon flüſtert, was die Annalen davon verzeichnet haben.“ — „Ein ſchön, ein edel Werk, wert, ein Leben wie das deine auszufüllen! Du tuſt recht daran. Aber wie wirſt du, zwiegeſpalten zwiſchen König Deſiderius und König Karl, zwiſchen Benevent und Aachen . . .“ — „Neina, Herr König. Ich werde weder Euch loben noch jenen tadeln. Ich ſchließe mit der Glanzzeit meines Volkes: lang vor unſerer Gegenwart ſchließ' ich die Pforte meines Werkes.“ — „Gut, gut! Davon halt' ich dich nicht ab: hab' ich doch meine Freude an den alten Heldenzeiten und ihren Sagen. Nun, komm', laß uns die beiden Gefangenen beſuchen: 's iſt löblich Werk, ſagt der Apoſtel. Und von uns beiden, mein' ich, heut' erſt recht. Dann kehre heim in deines Kloſters Frieden.“

II.

Der Liebe Maß.

Der

Freifrau von Heldburg

verehrungsvoll zugeeignet.

I.

„Komm, kleine Frau Königin," ſprach Herr Karl in dem dämmerigen, nur von einer hangenden Ampel erhellten Schlafgemach im Palaſt zu Aachen, und er lupfte Frau Hildigard wie eine Feder mit dem rechten Arme auf ſeinen Schoß, „komm, laß uns noch eins plaudern vor dem Schlafengehen." — „Eia, Lieber, ich muß doch nach den Kinden ſehen." — „Die ſchlafen ruhig in ihren Bettlein, behütet von ihren Schutzengeln. Dafür ſind die von Gott dem Herrn beamtet: wie meine Grafen von mir: weh ihnen — den Engeln und den Grafen! — muß man ſie ſtrafen. — Mein Schutzengel aber — verzeih'n es die Heiligen, iſt es ſündhaft zu ſagen! — mein Schutzengel biſt du, kindjunge Frau!"

„Ich?" lächelte ſie anmutvoll und ſchlang beide Arme zärtlich um ſeinen breiten Nacken. „Wozu bin ich dir nütz'? Vierzehn Winter zählte ich kaum, als du mich fortführteſt aus Schwabenland, wie der Adler ein Täublein."

„Nun, hab' dich aber nicht zerriſſen. Und ſeither haſt du mir Jahr um Jahr ein prächtig Kind gebracht —, Gott lohn' es dir! Und haſt mir aus deinem Kinderherzen manch guten Rat geſchöpft, — immer zur Milde. Nie hat mich's gereut, wenn ich dir folgte: nicht vom beſten meiner Räte, kaum von Held Gerold, deinem Bruder, mag ich das Gleiche rühmen, du holder Archikapellan

in blonden Flechten.“ Und er beugte das mächtige Haupt auf die Zarte herab und küßte das weizengelbe Haar, das ſie in reichen aufeinandergetürmten Flechten wie eine Krone auf dem Haupte trug, während das übrige nach alamanniſcher Sitte, auf dem Wirbel zurückgekämmt, auf das flachsblütenfarbige Linnengewand der Schultern flutete. Nun faßte er ſie mit beiden Händen unter den Schultern, ſchutzte ſie ein wenig in die Höhe und ließ ſie ſänftlich wieder auf ſeine Kniee gleiten: ſie erreichte von dem hohen Armſeſſel aus nicht den Eſtrich mit den Sohlen.

„Ich hab' dich lieb, Herr Karl: — das iſt alles, was ich kann.“ — „Doch nicht! Du kannſt viel mehr: du gibſt mir Friede: mehr als Papſt und Metropolitan, verzeih'n mir's beide! Sieh, in der Kirche, wann ich vor dem Altar kniee, — mitten im Vaterunſer — ärger noch während der langen, — oft allzulangen! — Predigt kommen mir die weltlichen, die zornigen Gedanken über allerlei, über dieſe halsſtarrigen Sachſen, die Chriſt-Verhaßten . . . .“ — „Nit, nit!“ bat die Schwäbin und ſtrich leiſe mit der ſchmalen Hand die Zornfalte zwiſchen ſeinen Brauen hinweg. — „Über meine treuloſen, pflichtloſen, gewalttätigen, rechtbrecheriſchen Herzoge und Grafen . . .“ — „Jetzt laß die einmal in Ruh für heut' Nacht! Jetzt kannſt du ſie doch nit grad' bannen: s'iſt ſpät.“ — „Aber wenn du,“ fuhr er fort, „mit deinem leiſen, doch ſilberhellen Stimmlein — wie des Rotkehlchens! — mir zum Guten, zum Verzeihen redeſt, dann kann ich nur auf deine Worte lauſchen, die mir wie aus dem Himmelreich ertönen. Meinen Schutzengel und Sankt Denis meinen Schutzheiligen da droben hab' ich noch nie zu ſehen gekriegt: ſtatt deſſen ſchau' ich in deine himmelblauen Äugelein. Ich ſchlafe friedlich, ich träume Liebes, hab' ich zuletzt noch dein leis Geliſpel gehört.“

Und er drückte ſie ſanft an die Bruſt.

„Und heute kann ich's beſonders brauchen, daß dein Wort beſchwichtigend wie Sternenſchein auf meine Seele träuft. Sie haben mich heute wieder . . .“ — „Fürchtig geärgert! Hab's ſchon gemerkt; 's iſt allweil ſo, wenn ſo viele Boten einreiten in den Torhof von früh bis ſpat. Oft ball' ich's Fäuſtelein in der Taſch', trabt ſchon wieder ſo einer daher; 's iſt einmal zuviel, dein Geſchäft.“ — „Ja, ja,“ ſprach der König, mit dem Rücken der Hand über die Stirne ſtreichend, „von Jeruſalem bis Barcelona, vom Danewirk bis Benevent, . . . irgendwo brennt es immer.“ — „Und du? Du mußt nun einmal überall blaſen, wo's brennt, wenn's auch dich kein bißchen nit brennen tut.“ — Er lächelte: „Kleine Rebellin! Du haſt recht. Aber ich muß: es läßt mich nicht anders.“ — „Schlimmer noch als ſolche Boten verzürnen und verdüſtern dich — und das iſt noch ärger! — manche Leut', die du bei dir am Hof haſt. Nit alle raten dir zum Guten.“ — „Sankt Peter weiß!“ grollte er. „Schau', da hat mir heut' während des ganzen Abendſchmauſes — vom Haſen bis zu den Äpfeln! — Abt Romanus von Farfa . . .“ — Da warf die junge Frau die kirſchroten Lippen auf und fuhr haſtig mit beiden Händen an die Stirn, die ſchweren Flechten höher hinaufzuſchieben: „Schon gar nit ein kleines Stücklein mag ich ihn, den ſchwarzen Walen. Verzeih' mir's Sankt Gallus: — der Abt iſt ein g'weihter Mann; aber arg weltlich.“ — „Nun,“ lachte Karl, „das ſind gar viele von ihnen. Und mein Herr Großvater — der mit dem Hammer — und mein Herr Vater und nicht zum wenigſten meines Herrn Vaters Sohn, — wir haben alle drei dazu geholfen, ſie zu verweltlichen. Iſt doch viel feiner mit ihnen regieren, als mit den plumpen Laien.“ — „Du, du! Mein Bruder

Gerold, ist der vielleicht nit recht?“ fragte sie drohend. — „Ja doch, du beste aller Schwestern, der ist treu wie Gold und . . .“ — „Gescheit ist er auch. Dem hat der Himmelvater auch mein Teil Verstand dazu gegeben.“ — „Ei, ei, auf Herrn Gerold könnt ich eifersüchtig werden. — Der Abt hat in einem fort in mich hinein geredet.“ — „Hab's gesehen. Ich dürft' nit so lang plauschen.“ — „Er ist so zäh wie geschmeidig. Hat er sich was in seinen schlauen schwarzhaarigen Kopf gesetzt, — immer wieder kommt er darauf zurück mit seiner singenden Stimme.“ — „Wie ein Sing-Schnak! Oft verscheucht fliegt er immer wieder an, und zuletzt sticht er doch.“ — Karl lachte: „'s ist wahr, mit einem Stich endet er immer, wenn auch nicht in meine Haut. Jetzt liegt er mir tagelang in den Ohren, ich soll . . .: aber das ist auch eine Tugend von dir: — fast übermenschlich für ein Weiblein! daß du gar nicht neugierig bist.“ — „Kein Stücklein nit! Eure Sachen sind meist öd. Oder fürchtig scharf und wild.“ — „Nun, diesmal geht's um eine verliebte Geschichte,“ — er sah sie verschmitzt an. — „Wer? Wie? Wo? Was? Wieso?“ — „Schau, schau, Kleine! Ja, die Liebessachen, die brennen euch Frauen.“ — „Ei, 's ist unser Geschäft. Und ich helfe gern allen, die da treulich lieben.“ — „Das weiß Sankt Denis! Nur allzu eifrig. — Nun rat' einmal, wer ist's?“

Gar ernsthaft zog Frau Hildigard die sanft geschwungenen blonden Brauen in die Höhe und legte den Zeigefinger an das kurze, ein klein wenig stumpfe Näslein: „Laß mich ein wenig sinnieren! Der Abt? Der darf ja nit selber! Aber er hat einen Neffen, den Grafen von Reims, Herrn Florentius. Ein schönes Stück von einem Welschen, das muß man sagen! Gar höfisch und fein in seinem dunkeln Kraushaar.“ — „Und eine scharfe, rasche

Klinge! Hei hat er die Avaren zugerichtet! Ihm allein dank' ich den ſtolzen Sieg dort an der Donau, wie man mir vom Schlachtfeld aus ſchrieb." — „Ich mein', es war noch ein anderer dabei, nit? Herr Rothari von Montfalcon, dort im Friaul?" — „Ja," nickte Herr Karl, „auch ein tapfrer junger Degen. Aber Florentius entſchied und gewann den Tag." — „Laß mich nur noch ein wenig nachdenken! Der Graf von Reims, wann war der doch zuletzt am Hof? Ei, zu Oſtern, zugleich mit der verſchwundenen Langobardin — wie hieß ſie? Richtig: Adalgardis! Das war die hoch herrlichſte von meinen Edeljungfrauen." — „Glaub's gern," unterbrach Herr Karl, nickend. „War doch ihre Mutter, Clementina von Tarent, die ſchönſte Römerin über all Italien. Von der hat ſie das herrliche dunkelbraune Haar geerbt und, hochgewölbet über den goldbraunen langobardiſchen Augen, die dunkeln, ſtolz geſchweiften Brauen, ‚Gloria Italiae' hieß die Mutter . . ." — „Ei, ſo heißt ja auch die prächtige Roſe, die dir der heilige Vater geſchenkt hat. Und auch die Tochter könnte alſo heißen. — Wie war es doch? Ja, ſie blieb am Hofe bis ſie an das Sterbebett gerufen ward ihres Vaters, des Herzogs Adalrich von Friaul . . . ." — „Des alten Trotzkopfs!" grollte der König. „Wenig Liebe trug er mir bis an ſein Ende. Als Gaſt lud ich ſeine Tochter, — aber als Geiſel hielt ich ſie hier feſt." — „Du viel Arger!" — „Der ſtolze Herzog! In ſeinem verſtockten Herzen hielt er immer noch nicht mich, hielt den Mönch Modeſtus in meinem Kloſter Marmoutiers dort an der Loire für ſeinen und aller Langobarden Herrn und König." — „Ein treuer Held! Du ſollteſt ihn drum loben." — „Ei," lachte Herr Karl, „mir iſt's lieber, ſind die treuen Helden mir getreu."

„Ich hab's!“ rief die Frau lebhaft. „Gar arg ſchön tat der ſchmucke Welſche der Schlanken. Und nun iſt ſie die reichſte Erbin in Friaul. Und der Abt iſt aufs Geld, wie der üble Höllenwirt auf eine arme Seele. Und nun ſoll ſie gewiß ſeinem Neffen ſich vermählen, die arme Adalgardis.“ — „Arme? Warum? Was iſt an meinem Grafen von Reims auszuſetzen? Jung, ſchön, geſcheit, edelſinnig, höfiſch, wie's euch Weibern, tapfer, wie es mir gefällt, . . . warum ſoll ſie ihn nicht nehmen?“ — „Warum? Weil ſie ihn nicht liebt.“ — „So? Weißt du das gewiß, du Herzenskundige?“ ſpottete er. — „Ja, das weiß ich.“ — „Hat ſie dir's geſagt, die Kecke?“ — „Keck iſt die nit, kein Stücklein nit. Edelgemut, hochgemut, meintwegen trotzgemut. Nichts hat die Herbe, Verhaltene mir vertraut. Aber darauf verſteh' ich mich: gar nichts von euren Plänen und Liſten, doch auf Mädchenherzen gründlich! Und wie die Vielſchöne dieſes Grafen Werben, das unabläſſige, eifrig befliſſene, gar nicht zu bemerken ſchien, wie ſie ſtets, wann er ihr Auge ſuchte, an ihm vorbei, in die weite, weite Ferne ſchaute, als ob ſie dort was — oder etwa gar wen? — mit der Seele ſuche, — das hat mir klar gezeigt, —: die will ihm nix, gewiß nit.“

Karl zog ſie näher an ſich: „Was doch die Schwabenmädchen geſcheit ſind! Nun ja: du haſt recht: er hat um ſie geworben — durch den Abt —: ſie hat Nein geſagt.“ — „Das g'freut mich.“ — „Warum?“ — „Ein rechtes Mädel muß tapfer Nein ſagen, iſt's ihr nicht ums Ja.“ — „Nun mich freut's nicht. Denn nun plagt mich Romanus Tag für Tag, ich ſoll . . .“ — „Nun? Was noch? Sie hat Nein geſagt: alſo iſt's aus.“ — „Meinſt du, gar weiſes Näslein? Ich bin auch noch da.“ — „Ja, Dank ſei Sankt Gallus! Und viel kann Herr Karl mit

Schwert und Königstab. Aber ein Mädchenherz zwingen, daß es liebe, — das kann er nit, mit seinem höchsten Königsbann.“ — „Ah was, lieben! Aber vermählen kann ich auch die Trotzigste.“

Da ließ die kleine Frau beide Arme von seinem Halse gleiten und sprang von seinem Schoß herunter auf ihre Füße: „Nein, Herr König, das kannst du auch nicht. Nicht mehr!“ — „Wa . . was schwatzest du da?“ sprach er ganz erstaunt. — „Die Wahrheit! Wenig kümmer' ich mich — du weißt es! — um eure Gesetze und Capitularien: — ich mein', es werden ihrer fast zu viele: man kann gar nicht alle merken . . .“ — „So scheint es,“ meinte der König kleinlaut, „nach ihrer mangelhaften Befolgung!“ — „Aber eins hab' ich mir scharf gemerkt, weil's mich am meisten gefreut hat.“ — „So? Was für eines?“ — „Abschreiben hab' ich mir's lassen von Freund Einhart, dem arg lieben Buben, mit seinem zierlichen Gekritzel. Dies Gesetz geht mich am nächsten an, die Königin der Franken, die Schützerin der Mädchen und der Witwen in diesem Reich.“ — „Was für ein Gesetz?“ — „Das von dem letzten Reichstag zu Diedenhofen, das abgeschafft hat jenes abscheuliche Recht, das die bösen Merowingen von den noch viel böseren römischen Imperatoren gelernt und geerbt, die Hand freier Jungfrauen und Witwen gegen deren Willen zu vergeben. Das ist das beste Gesetz, das du jemals verkündet hast, viel besser als die blutigen gegen die armen Sachsen . . .“ — „Du! das hat dir Meister Alkuin eingeblasen.“ — „Ich laß' mir nix einblasen. — Jenes Recht war greulich Unrecht, Gewalt war's und Unrecht, Entweihung war's. Denn Ehe sonder Liebe“ — sie erschauerte — „ist Sünde, ist ein Greuel vor Gott und Menschen, ist Schändung an Leib und Seele. Lieber dreimal sterben!“

Und noch viel ſchöner war ſie nun in ihrem edeln Zorn als vorher in ihrer kindlichen Heitre. So ſchien es wohl auch Herrn Karl: gar liebevoll ruhte ſein Blick auf ihr, wie ſie hochaufgerichtet im vollen Schein der Häng-Ampel vor ihm ſtand mit blitzenden Augen. „Drum," ſchloß ſie, „ſollte dich der zuwidere Pfaff nit plagen mit Unmöglichem." — „Unmöglich? Warum? Ein Geſetz kann man aufheben."

Ganz erſchrocken trat ſie einen Schritt von ihm zurück: „Das . . .? Das wenn du tuſt . . .! Ah, das tuſt du ja nit." — „Ich habe große Luſt." — „Dann . . . dann kriegſt du im ganzen Leben keinen Kuß mehr." — „Bah, nicht einen Tag hielteſt du das aus!" lachte er, ſprang auf vom Stuhl, griff die Widerſtrebende mit beiden Armen und ſetzte ſich wieder, ſie auf ſeinen Schoß niederdrückend. „Merk auf, Kleine: ich habe dem Abt für ſeinen Neffen nach dem Avarenſieg reichen Lohn verſprochen: Adalgardis iſt der Lohn, den Romanus verlangt." — „Ein Mädchenherz iſt . . ."

Er verhielt ihr den Mund mit der Hand und fuhr fort: „In jenem Friaul gärt es noch immer. Graf Florentius iſt mir treu ergeben: ich muß wünſchen, daß er dort reich und mächtig walte und jene widerſtrebenden Langobarden niederhalte. Das große Erbe der Herzogstochter iſt dazu wie geſchaffen und . . . .

„Du darfſt ſie nicht zwingen, Karl," ſprach die Frau ernſt feierlich, „wenn je du in meinen Armen gefühlt, was Eheliebe iſt. Du darfſt es nicht! Hör' auf mein warnend Wort."

„Ja, lieber Schutzengel, ich verſprech' es dir: ich werde ſie nicht zwingen. Aber vielleicht tut ſie's doch noch freiwillig. Ich hoffe darauf. Und nun laß uns ſchlafen gehn."

„Guten Schlaf, du Lieber, haſt du durch jenes Wort verdient.“

„Und auch das hat mir mein Schutzengel eingegeben.“

II.

In der gleichen Stunde dieſer ſchwülen Sommernacht tauſchte fern in dem Garten der Herzogsburg von Friaul, zu Cividale, ein andres Paar leiſe, aber heiß erregte Worte. Der Vollmond goß ſein ſilbern Licht auf die tief dunkelgrünen, faſt ſchwarzen Wipfel der hohen Pinien und Cypreſſen, die den ſchmalen Pfad zu den in ſeinem weißen Quadergeſtein hell erſchimmernden Schloß umſäumten: auf der oberſten Stufe der Porphyrtreppe ſtanden links und rechts zwei Marmor-Statuen noch aus der heidniſchen Zeit, da der Bau ein Römer-Kaſtell geweſen: Eros und Anteros waren es: ernſt, bedeutungsvoll blickten ſie auf das unten wandelnde Paar herab. Die ſchlanke Jungfrau war nicht um eines Haares Breite kleiner als der hochgewachſene Mann im braunen Reitermantel, der, während ſie langſam auf und niederſchritten, den rechten Arm zärtlich um die ſtolze Geſtalt geſchlungen hatte, die nun ſtehen blieb und die linke Hand wie hemmend, abmahnend auf ſeine Schulter legte.

„Noch einmal,“ ſprach ſie eindringlich, ernſt, bittend, „noch einmal, Geliebter, fleh' ich dich an: laß ab! Es wird dein Verderben, dein Tod, dies tollkühne Wagnis. Ach nein: nicht das Wagnis, — deine Liebe zu mir: ich, ich ſelbſt werde dein Verderben.“ — „Und wenn, ſo ſei's

willkommen, weil für dich," erwiderte er und zog ſie enger an ſich. „Haſt du vergeſſen den alten Spruch:

So ſind beſtimmt des Mannes Loſe:
Nur höchſtem Mut wird höchſter Preis;
Am Abgrund blüht die Alpenroſe
Und dicht beim Tod das Edelweiß!

Ein Schwächling, ein Feigling, der nicht ſein Leben, ſein alles ſetzt an ſeine Liebe. Wär' ich es wert, daß dein herrlich Herz ſich mir zugewandt, dürfte ich es wagen, den Blick zu Adalgardis, der Krone aller Jungfraun, zu erheben, könnt' ich bei dieſer Wahl zweifeln oder zögern? Der einzige Weg, der zu dir führt, ich ſollte zögern, ihn zu beſchreiten?" — „Ach, ich fürchte, am Ende dieſes Weges findeſt du nicht mich, ſondern das Grab. Bedenke doch! Mein Vater hat dir ja nicht den Eid abgenommen, dieſen Verſuch zu wagen, nur . ." — „Nur unſer Verlöbnis hat er an die Bedingung geknüpft, daß ich es verſuche. So bin ich doch in der Ehre gebunden: ich muß es wagen! Gelingt es oder ſcheitert es, — erſt dann darf ich deine Hand erfaſſen." — „Du wirſt aber das Scheitern nicht überleben! Und dann . . . dann fällt dein Blut auf meine Seele." — „Ach, dem Kühnen iſt Frau Saelde hold! Oder mißtrauſt du meinem Mut, meiner Kraft, meinem Schwert." — „Wie könnt' ich dich lieben, wärſt du nicht ein Held? Das iſt das Maß des Weibes, welchen Mann ſie liebt. Und nicht niedrig wahrlich ſchätz' ich mich ein, lieb' ich Held Rothari von Montfalcon." — „Und deiner Liebe Maß, du Herrliche? Sie iſt unermeßlich." — „Dank für dies Wort, Geliebter! Stets will ich des gedenken!" Und ſie blieb, ergriffen, begeiſtert ſtehn und küßte ihn — ſie ſelber — auf den Mund: Eros und Anteros ſchauten feierlich im Mondenglanz hernieder auf das junge Paar.

„Aber," fuhr ſie fort, „bedenke: gegen wen hebſt du Willen, Hand und Schwert? Gegen Herrn Karl, den Beherrſcher der halben Welt! Ich fürchte ihn." — „Ich fürchte nur eines: dir entſagen müſſen." — „Man raunt," fuhr ſie mit leiſem Schauer fort, er iſt des Herrn Chriſtus auserleſen Rüſtzeug, ein Schutzengel umſchwebt und ſchützt ihn Tag und Nacht." — „Ei," lachte der Jüngling, „ich will ihm ja nichts zuleide tun. Treue hab' ich ihm nie geſchworen: klüglich wußte dein Vater, mein Ohm und Muntwalt, der mich zu ſolchem Beginnen auserſehn, mich immer außer Landes zu ſchaffen, kamen ſeine Königsboten in unſer Friaul, alle ſchwurmündig Gewordenen zu vereiden und ihre Verzeichniſſe einzuſenden: ich ſchwor ihm nie! So brech' ich ihm die Treue nicht, brech' ich ſeinen Willen. Aber da ſeien die Heiligen vor, daß ich das Schwert hebe gegen ſein gewaltig Angeſicht! Das wird nie nötig, hoff' ich. Deines Vaters Auftrag muß vollführt ſein, bevor Herr Karl im fernen Aachen davon ahnt: ſonſt freilich! — — Aber bange nicht! Alle Vorkehrungen, alle Verabredungen ſind genau getroffen: in einer nur den Eingeweihten lesbaren Geheimſchrift — der Formata von Ticinum — hat der Arme Kenntnis von meinem Plan erhalten, in der gleichen Schrift ſchrieb er zurück: — in einem ausgehöhlten Pfeilſchaft war der Zettel geborgen, den mir ein treuer Bote überbrachte: danach wird er bereit ſein um Mitternacht des beredeten Tages: meine Gefährten, Waffengenoſſen im Avarenkrieg und Vaſſen deines Vaters, ſind kühn und verſchwiegen: es muß gelingen! Und iſt es gelungen, du Heißgeliebte, . . . ſchon liegt das Schiff bereit im Hafen von Tergeſte, das uns nach Byzanz führt! Dann . . ." — „Werd' ich dein Weib, ſelig über alle Maßen. Scheiterſt du aber blutig . . ." — „Ich weiß, nie wirſt du eines andern. Das iſt undenkbar! Eher fallen

vom Himmel die ewigen Sterne. Ein Kloſter! Über dich verfügt dein Muntwalt, der gute Biſchof von Treviſo. Viel gutes mag eine Äbtiſſin . . .“ — Aber das ſchöne Mädchen lächelte ſeltſam, wie es ihm, leiſe das Haupt ſchüttelnd, in die Augen ſah: „Nein, Geliebter, nicht lebendig tot, wann dein blühend Leben . .! Sorge nicht um mich: im Leben wie im Tode folg' ich dir.“

III.

Wenige Tage darauf, in einer dunkeln Sturm- und Regennacht — ſelten trat der Mond aus dem zerriſſen vorbeijagenden Gewölk hervor — hielt eine kleine Reiterſchar in einem Tannenwäldchen ſüdöſtlich von dem Mönchskloſter Sancta Crux, das weit entfernt von der nächſten Grafenſtadt an dem Flüßlein Rapidus auf freiem Felde lag. Den etwa zwölf Gäulen waren die Eiſen verkehrt auf die Hufe genagelt. Ganz lautlos ſaßen oder ſtanden die wohl Gewaffneten. Nun winkte der Führer — ein hochgewachſener Jüngling — die dunkelblonden Locken fluteten aus der Sturmhaube auf den braunen Reitermantel über ſeine Schultern — zweien der Reiter, ihm zu folgen: ſie führten ein viertes, ſorgfältig geſatteltes Roß am Zügel mit: ſie ritten langſam, geräuſchlos an den äußerſten nordweſtlichen Saum des Tannichts, von wo ſie die ſchwer und ſchwarz ſchattenden Mauern des nahen Kloſters erkennen konnten. Der Führer ſpähte eine Weile nach oben gen Himmel: ziemlich lange: denn die ziehenden Wolken verhüllten meiſt Mond und Sterne. Endlich flüſterte er: „Da! der Heerwagen wendet abwärts! Und ſeht, plötzlich

erlischt auch das Licht in der höchsten Zelle des Kloſterturms, dicht unter dem Dach: die Mitternacht iſt da! Jetzt gilt's. Ihr haltet vor der Mauer: bin ich nicht gleich zurück, ſo flieht raſch zu den andern und rettet euch in die Heimat. Das Kloſter iſt ſturmfrei und zweihundert erleſene Scharmänner bewachen den Gefangenen. Alſo nichts von Gewalt. Vorwärts!"

Bald hielten die drei Reiter vor einer Ecke der Kloſtermauer, wo dieſe am niedrigſten ragte. Der Führer gebot flüſternd den beiden, ſein Pferd feſt und kurz am Zügel zu halten: das treue Tier ſtand ganz ruhig, als er ſich nun aus den Bügeln hob und auf den Sattel ſtieg: jetzt faßte er mit beiden Händen die zackigen Zinnen der Mauer, hob ſich ſo auf deren Krone und ſpähte ſcharf in den dunkeln, baum- und ſtrauch-reichen Kloſtergarten hinab. Da ſah er aus einem dichten Rainweidengebüſch eine ſchwarze Geſtalt auf den helleren weißſandigen Schmalpfad treten und langſam auf die Mauerecke zu ſchreiten: jetzt ſchlug der Mönch — denn nun ward bei flüchtigem Mondblick ſeine Benediktiner-Kapuze ſichtbar — zweimal leiſe in die Hände.

„Er iſt's!" frohlockte der Jüngling im Herzen, knüpfte ein langes Seil, das er aus dem Wehrgurt zog, feſt um eine Zinnenzacke und glitt lautlos daran hinab. Er ging noch ein paar raſche Schritte dem Mönch entgegen, der mitten im Wege ſtehen geblieben war: er ſchien ängſtlich zu zögern, er ſah ſich um, ob ihm niemand gefolgt ſei . . . — „Kommt, Herr König," mahnte der Jüngling leiſe, „raſch! Alles iſt ſicher. Ihr zuerſt zieht Euch an dem Seil hinauf. Ich harre hier, bis Ihr drüben und drunten ſeid bei den Pferden. Kommt, Herr König Deſiderius!" Einen Schritt noch trat ihm der Mönch entgegen: dann rief er plötzlich: „Noch ſtehn die Toten nicht auf! Hierher,

Herr Gerold! Greift den Verräter.“ Damit haſchte er den Befreier am Mantel. Wohl fuhr die Hand des Überraſchten an den Schwertgriff, wohl zog er die gute Klinge halb heraus. aber weiter kam er nicht: ein Gewaffneter ſprang klirrend hinter einem breiten Eſchenſtamm hervor und eine gewaltige Fauſt umklammerte eiſern ſeine Rechte. Zugleich ſprangen die Pforten des Kloſters auf und heraus drangen bei hellem Fackelſchein zahlreiche Speerträger.

„Gebt Euch in Güte, jung Rothari,“ ſprach ſein Überwältiger. „Wir ſind vierzig gegen einen.“ — Der ſah ſich rings von Lanzen umſtarrt: „Euch geb' ich mich, Herr Gerold von Bayerland. — Wo aber iſt . . .?“ Er trat einen Schritt vor in das helle Licht der Fackeln: „Romanus!“ rief er. „Wo . . . . wo iſt König Deſiderius?“ — „In der Hölle,“ höhnte der Abt, die Kapuze zurückſchlagend. „Noch vor Euch hat ihn der Teufel abgeholt.“

IV.

Bald darauf ſtanden zu Aachen in Herrn Karls Schreibgemach im Erdgeſchoß vor dieſem Herr Gerold, der „Präfekt“ von Bayern, und Romanus, der Abt von Farfa. Der König durchmaß immer wieder den ſchmalen Raum mit ein paar ſeiner mächtigen Schritte, bald vor dem einen, bald vor dem andern ſeiner Unterredner Halt machend.

„Wie geſagt,“ grollte der Kriegsmann, verdrießlich mit dem Rücken der Rechten die Schläfe reibend, die der jahrzehntelange Druck des Helmes weithin enthaart hatte, „mir fehlt in dieſer Stunde, bei dieſem Handel hier bitter meine

Frau Schweſter. Die Kleine würde Euch, Herr Karl, alles viel klarer zeigen — in beſſerem Licht! — und Euch das Richtige in den Mund ſtreichen, glatt wie Honigſeim.“ Lächelnd legte der Herrſcher die Hand dem Graubart auf die Schulter: „Schau, ſchau! So bekannt iſt ſchon im Reich der Franken, wie dieſes blonde Kind mit dem König anfängt, was es will? Gut, daß ſie zu Sankt Denis gepilgert iſt bei Paris, ein Gelübde zu löſen: ſo bin ich doch ein paar Tage wirklich König. Aber berichtet nun genauer wie all' das kam: — gemäß dem Zweck, den der Keckling angeſtrebt und je nach den Mitteln, die er gebraucht, muß ich ſein Urteil, ſeine Strafe bei dem Pfalzgericht beantragen.“ — „O je, Herr Schwager! Das Pfalzgericht, das heißt Herr Karl. Das weiß man ſchon. Was Ihr dort ſagt, ſagen alle nach.“ — „Das . . . das darf man — vielleicht — denken, aber nicht ſagen. — Nun alles hübſch der Reihe nach. Beginne du, Abt: du kennſt den Anfang, mein Schwager hat nur das Ende gemacht.“

Der ſchwarzhaarige und ſchwarzäugige Prieſter, deſſen häufig zuckende Züge gar klug, aber wenig Vertrauen erweckend ausſahen, legte die ſchmale, weiße Hand auf die Bruſt und hob an: „Daß ich die reine Wahrheit . . .“ — „Beim Strahl!“ unterbrach polternd Gero, „verſteht ſich von ſelbſt! Man lügt Herrn Karl nicht an!“ — Gereizt fuhr der Alte fort: „Nun alſo, — nach des Präfekten Gebot! — ohne Beteuerung. Ihr wißt, von Gott erleuchteter Herr König, noch immer grollen Euch in meiner Heimat Italia, zumal im reichen Friaul, gar viele Langobarden um das, was Ihr dem Mönch Modeſtus angetan.“ — „Eia,“ meinte Karl, „ſeitdem er ſo heißt, hab' ich ihm nichts mehr zuleide getan.“ — „Nun,“ lachte Gerold und ſtieß das lange Schwert, das er im Wehrgurt trug,

ein wenig auf den Eſtrich, „Ihr warſt ihn von ſeinem Thronſitz zu Pavia und ſtecktet ihn in eine enge Kloſterzelle: wenig gefiel 's ihm und ſeinen Getreuen.“ — „Vor allem: ſeiner Treueſten und Mächtigſten einem: Adalrich, dem Herzog von Friaul.“ — „Ein wackrer Held!“ rief der Kriegsmann dazwiſchen. „Hätten ſich alle die Langbärte ſo tapfer geſchlagen, wie der Ticinum verteidigt hat, — wir wären nicht ſobald mit ihnen fertig geworden.“ — „Sein Geſchlecht, dem königlichen verſchwägert, war ſchon vermöge ſeines großen Reichtums . . .“ — „Ja, der ſticht dem in die Naſe,“ brummte Gero. — „Eine Hauptſtütze dieſer heimlichen Rebellen. Der alte Herzog nahm es ſich ſchwer zu Herzen . . .“ — „Siech ward der Treue vor Gram!“ unterbrach der Präfekt. — „Daß ſein geliebter König in einem Kerker, wie der Greis meinte . . .“ — „War nicht viel anders,“ rief Gero, die Schultern hebend. — „Getrennt von Weib und Kindern ſein Leben vertrauern müſſe. Ihn zu befreien war ſein einziger, ſein heißer Wunſch.“

„Jawohl!“ rief Karl, unwillig vor ihm ſtehen bleibend, „und ihn wieder auf den Thron zu heben hinter den ſtarken Mauern von Ticinum und mir einen neuen Langobardenkrieg zu entzünden.“ — „Natürlich!“ hetzte der Abt, nickend. — „Nein, mit Verlaub!“ rief Gerold. „Das iſt nicht natürlich: nicht wahr iſt's! Ich werd's beweiſen!“ — „Ruhig, Schwager! Wird dir ſchwer werden! Weiter, Abt!“ — „Ihn ſelbſt hemmten Alter und Krankheit, den Gefangenen zu befreien. Aber ſein Bruderſohn, der junge Rothari von Montfalcon . . .“ — „Der richtige Bergfalk!“ ſprach der Krieger. — „Dem man die Fänge beſchneiden muß!“ drohte der König. — „Der ſchien dazu ſo recht geſchickt. Und da der junge Fant in die ſchöne Adalgardis vergafft iſt . . . — der Frevler, in ſeine

nächſte Baſe! Nie würde die heilige Kirche ſolche Ehe verſtatten.“

Der Alte blies leiſe durch den wallenden Bart: „Phüh! Hat's ſchon gar oft verſtattet — gegen ein gut Stück Geld oder Rebland.“ — „Ja, ja,“ lächelte der König, „viel iſt ihnen feil, den frommen Herrn. Sie dürſten nach Wein, doch mehr nach Gold, Land und Macht.“ — „Alſo da der Kühne um der Tochter Hand warb, machte der Sterbende zur Bedingung des Verlöbniſſes, daß der Neffe verſuche, den Mönch zu befreien: auch wenn es ſcheitere, ſolle er die Braut heimführen.“ — „Aus der Hochzeit wird nichts,“ grollte der König, raſcher ausſchreitend.

„Alsbald machte ſich der Frevler auf den Weg: eine Bande von Helfershelfern war leicht geworben. Einer aus ihnen fand wiederholt Eingang in dem obzwar ſtark von Euern Scharleuten beſetzten Kloſter: als Fiſcher verkleidet hat er wiederholt den frommen Brüdern für die Faſttage ſeinen Fang verkauft.“ — „Die frommen Brüder wiſſen ſo genau, was für ihren Gaumen gut iſt auf Erden wie was für ihre Seele im Himmel,“ meinte Gerold. „Die Lachſe des Rapidus ſind die fetteſten in deinem Reich, Herr Schwager.“ — „So ward dem Mönch ein Brieflein, in den Fiſchkiemen verborgen, zugeſteckt, geſchrieben in der Geheimſchrift der Cancelei zu Ticinum, die der Alte den Neffen gelehrt hatte.“ — „Eia,“ rief der König, „aber wir haben ſie auch leſen gelernt, dieſe langobardiſche Geheimſchrift.“ — „Glücklicherweiſe.“ — „Durch dein Verdienſt, Romanus, ich erinnere mich jetzt.“ — „So verabredeten die Verſchworenen . . .“ — „Sie haben nicht geſchworen,“ widerſprach der Präfekt. — „Das iſt ihr Glück. Sonſt . . .!“ drohte der Herrſcher. — „Tag, Stunde, Ort und Art der Befreiung.“ — „Aber, bei Sankt Denis, wie kamſt du dahinter, ſchwarzer Schlau-

kopf?“ — „Iſt keine Kunſt,“ murmelte der Kriegsmann, „ſchnüffelt man in den Kleidern der Toten.“ — „Durch Gottes Fügung, du Rüſtzeug des Herrn, ja, durch Gottes Finger.“ — „Wie ſoll ich das verſtehn? Ein Miraculum . . .?“ — „Nichts anderes — zu Euren Gunſten haben die Heiligen ſchon manch' Wunder getan.“ — Andächtig, tief gläubig, dankbar nickte König Karl mit dem Haupt.

„Kurz vor dem beredeten Tage — Sankt Laurentius ſollte es ſein — erkrankte plötzlich der Mönch an einem Anfall ſeines alten Herzleidens und ſtarb. Die erſchrockenen Brüder benachrichtigten ſofort mich, ihren Abt, — denn deine Frömmigkeit, o von Gott Erleuchteter, hat mir außer Farfa auch dies Coenobium verliehen — den ſie in dem nahen Orleans als Euren Sendboten tätig wußten, zugleich mit dieſem gefeierten Helden . . .“ — „Nicht ausſtehen können wir uns beide,“ zürnte im ſtillen Gerold. „Was hat mich der falſche Pfaff' zu loben? Bloß damit er nicht aus der Übung kommt im Lügen!“ — „Sofort eilte ich an das für deinen Staat ſo wichtige Totenbett. Ich überzeugte mich, daß der Gefangene nicht ſelbſt Hand an ſich gelegt: ſonſt hätt' ich die Leiche unter dem Galgen verſcharren laſſen.“ — „Und ich, ſobald ich nachkam, prüfte, ob ihn nicht fremde Hand getroffen. Schlimm wäre das geweſen für meines Königs Ehre im Gerede der Menſchen.“ — „Ich durchſuchte dabei auch ſeine Kutte, ob er nicht Gift darin geborgen. Da kniſterte etwas unter meinen taſtenden Fingern, eingenäht in die Kapuze: flugs trennte ich die Naht auf und fand darin zwei Zettel, die den ganzen Anſchlag enthielten.“ — „Der Unvorſichtige!“ meinte der König. „Wozu verwahrte er ſie?“ — „Wohl, ſie genau dem Gedächtnis immer wieder einzuprägen; auch hielt er ja die Schrift für unentzifferlich. — Sobald ich

geleſen, traf ich meine Maßregeln — ganz im geheimen.“ — „Jawohl, ganz hinter meinem Rücken!“ grollte der Alamanne. — „Gewiß! Denn Held Gero wäre in ſeinem Ungeſtüm ſofort offen gen Montfalcon ausgezogen, wobei ihm der Verräter leicht entwiſchen mochte.“ — „Welch' Unglück dann!“ ſchalt jener. — „Höre, Schwager,“ zürnte der König, hart vor ihm ſtehen bleibend, „du tuſt gerade, als ſei dir leid, daß du ihn ergriffen.“

Gero zuckte die Achſeln und brummte in den breiten Bart, der ihm bis auf die Brünne wogte. Karl verſtand davon nur: „Die Flucht war ja ſchon vereitelt.“ — „Nein, nein!“ fuhr der Abt in ſcharfem Tone fort, „auf handhafter Tat des Verbrechens mußte ich den Hochverräter ergreifen. So rief ich erſt kurz vor jener Mitternacht die Scharmänner unter die Waffen und forderte erſt jetzt meinen tapfern Mit-Boten auf, im letzten Augenblick das Netz, das ich allein geſtellt, über dem ſchuldigen Haupte zuſammenzuziehen, wozu er als weltlicher Königsbote verpflichtet war. Das Ende weißt du, gottgeliebter Herr und Herrſcher.“

„Äbtlein,“ ſprach Karl, Halt machend, „du haſt dich wieder einmal verdient gemacht um dieſes Reich der Franken. Fordere deinen Lohn.“ — Da funkelten die ſchwarzen Augen, aber ſtreng verhalten ſprach die ſingende Stimme: „Ich tat nur meine Pflicht; ſo verlange ich keinen Lohn.“ — „Das iſt das erſte Wunder, das ich erlebe,“ meinte Gerold ſtaunend. — „Nur . . .“ — „Aha! jetzt kommt des Rätſels Löſung.“ — „Nur an ein Verſprechen wage ich demütig zu erinnern, das du, Sankt Peters Liebling, vor geraumer Zeit einem andern gegeben haſt.“

Karl furchte leiſe die Brauen: „Florentius,“ dachte er. „Aber nein, ich halte dir Wort, Hildigard.“

„Nach dem Avarenſieg,“ fuhr der Abt fort, „meinem

Neffen. Und wie die Heiligen nunmehr in ihrer Weisheit und Güte alles geſtaltet haben, nun iſt ja ein Haupthindernis weggefallen, das zumal bei der Frau Königin — ich weiß! — entgegenſtand . . .“ — „Auch das weiß der Spürhund,“ murmelte deren Bruder, und auch der König ſtaunte. — „Sie erachtet es ihres Amtes,“ fuhr Romanus fort, „die Freiheit der Jungfrauen und Witwen bei der Gattenwahl zu ſchützen und . . .“ — „Und wohl ſteht dies meiner Schweſter an, der Königin in dieſem Reich der Franken!“ — „Fern ſei's, das zu beſtreiten. Aber jetzt haben die Heiligen ſelbſt jeden Zweifel gelöſt. Die Beneficien weiland Herzogs Adalrich ſind wegen ſeines Hochverrats — denn er hat den Neffen zu dieſer infidelitas angeſtiftet — der Krone heimgefallen: du, Herr König, kannſt ſie leihen oder zu eigen ſchenken, wem du willſt. Aber auch die Allodien, all' ſein Erbe kannſt du einziehn.“ — „Soll ich eine Waiſe berauben?“ zürnte Herr Karl. „Die Waiſen beſchützen gebietet meine Königspflicht.“ Und Gerold nickte eifrig dazu. — Aber der Prieſter zuckte die ſchmalen Achſeln: „Bei wie vielen Sachſen haſt du das getan!“ — „Ja, die Sachſen! Dieſe gottverhaßten Heiden! Nicht nur mir, dem Herrn Chriſtus haben ſie die oft beſchworne Treue gebrochen . . .“ — „So ſei's darum,“ gab jener geſchmeidig nach. „Aber der Hochverräter Rothari! Auch all ſein Eigen iſt verfallen. Die Einziehung begleitet ſtets die Hinrichtung.“ — „Hinrichtung?“ rief der Präfekt. „Was ſpricht er da?“

Auch der König machte Halt in ſeinem Wandeln und ſah den Ankläger ſtutzend an. „Was ich ſage? Die Wahrheit und das Recht. Iſt's etwa nicht infidelitas, was der Langobarde verbrochen?“ — „Nein! Mit Vergunſt, Herr König, laßt einmal — zur Abwechslung! — mich reden. Dieſer Schriftgelehrte hat mir die auf-

geſtöberten Zettel vorgeleſen: ſie beſtätigen, ſie erheben über jeden Zweifel die Verſicherung, die mein Gefangener mir gegeben: nicht das war der Zweck, Deſiderius wieder auf den Thron zu heben, nur, ihn aus dem Kloſterkerker zu befreien: der gebrochene Mönch hat ausdrücklich geſchrieben, für immer hab' er dem Königsſtab entſagt: er ſei kronmüde, weltmüde: er wünſche nur, ſein Leben in Freiheit zu beſchließen: ſchon war das Schiff gemietet, das ihn zu Tergeſte aus deinen Reichen nach Byzanz zu ſeinem Sohn Adelchis bringen ſollte."

Karl warf einen ſcharfen Blick auf den Abt: „Iſt das wahr? Steht das in den Briefen?" — Romanus ſchwieg. — Aber Gerold fuhr fort: „Ei, ich ſage ja, er hat mir's ſelbſt draus vorgeleſen. Ich — ich kann beſſer fechten als leſen, und vollends Geheimſchrift . . ." — „Gleichviel," unterbrach der Prieſter. „Auch Befreiung eines Gefangenen iſt infidelitas, weil Bruch des Treue-Eides." — „Den aber hat der Bub nie geſchworen!" rief der Präfekt dazwiſchen. — „Was? wirklich?" forſchte der König eifrig. Das machte großen Eindruck auf ihn: denn erſt dieſer Eid begründete — nach ſeiner freilich falſchen Auffaſſung — die Treuepflicht. — „Wahr und wahrhaftig!" verſicherte der Präfekt. „Laß die Schwur-Liſten von ganz Friaul nachſehen —, du wirſt ſeinen Namen nicht darin finden. Sein Oheim . . ." — „Der alte Fuchs!" zürnte Karl. — „Hat ihn ſtets außer Landes geſchafft, wann wir Sendboten kamen." — „Das ändert viel," ſprach der Herrſcher nachdenklich. — „Alles, Schwager! Gedenke, wie du vor kurzem jene Thüringe nicht ſtrafen wollteſt — konnteſt —, weil ſie dir nie geeidet. Und doch hatten Graf Hardrad und die Seinen ſich in Waffen gegen dich erhoben: der gute Bub hat nur aus Mitleid gehandelt." — „Und aus Liebe," ſprach Karl zu ſich ſelbſt. „Wie würde das Frau

Hildigard verwerten!“ — „Gleichviel!“ wiederholte der Abt: „Einen Staatsgefangenen befreien . . .“ — „Hat er das getan? Wo ist er denn, der Befreite? — Und nun kommt die Hauptsache, Herr König, paſſ' gut auf! — Die ganze Welt rühmt ‚Herrn Karls Recht‘: das heißt: seine weise Gerechtigkeit im Richten und Urteilfinden: schon gehn davon Sagen und Märlein im Volk. Und ein wenig rühmt sich dessen auch Herr Karl selbst!“ — „Kann's nicht leugnen,“ schmunzelte der. „Nun, wohlan, gib Antwort, du gerechter Richter! Vor wenigen Monden hatte dein Pfalzgericht eine seltsame Tat zu richten: der Forstwart Frikko von Hagenau . . .“ — „Ah, ich gedenke!“ — „Fand seinen Todfeind, den Grafen Wilbert vom Saarburggau, im Wasgenwald am Saum des Tannichts in der Mittagsschwüle eingeschlafen, wie er wähnte. Er schlich hinzu und stieß ihm sein Weidmesser mitten ins Herz. Aber der arme Graf war — so stellte sich später heraus: dein Pfalzarzt, der kluge Jude Alexander, hat's bewiesen — schon vorher mausetot gewesen: auf der Wolfsjagd hatte ihn ein Gehirnschlag niedergestreckt. Die Jäger jedoch des so zweimal Gestorbenen waren hinzugelaufen, bevor der Mörder seine Waffe aus der blutenden Wunde hatte ziehen können: so ward er gegriffen auf handhafter Tat. Der Sohn des Grafen klagt vor dir um Mord: und du . . .“ — „Ich sprach den Angeklagten frei Wie kann man einen Toten töten?“ — „Eia, Herr Karl, und wie kann man einen Toten befreien?“

Der König stutzte: „Höre,“ sprach er dann, „Schwager, du wirst mir zu feinsinnig hier am Hof: ich muß dich wieder ausschicken, Tschechenschädel spalten.“ — Zornig fiel der Abt ein: „Das sind Spitzfindigkeiten! Der Entführer wollte doch den Lebenden entführen.“ — „Und jener Forstwart wollte doch den Lebenden ermorden!“

erwiderte der Herrſcher. „Nein, damit, Pfäfflein, kommſt du nicht durch! Laßt mich jetzt allein. Ich muß mir's überlegen.“ — „Was iſt da noch zu überlegen?“ drängte der Kriegsmann. „Jung Rothari iſt nicht ſchuldig.“ — „Doch,“ entgegnete der König ernſt. „Und gerade dieſe Pläne haben aufs neue gezeigt, wie wichtig es iſt, in jenen Landen den Grollenden, Unverläſſigen Reichtum und Macht zu nehmen und ſie Treuverläſſigen zu geben. Soll jenes Mädchen, die Tochter eines Unverſöhnten, die weiten Güter ihres Vaters . . . ? Nein! Es dämmern mir allerlei Gedanken auf. Der wackere Florentius ſoll jenes Erbe gewinnen und — ohne Zwang! — der ſchönen Jungfrau Hand. Dein Schützling aber, du liſtiger Rechtsverſchieber, ſoll — gerade dann! — doch — vielleicht! — am Leben bleiben. Aber all' das iſt noch nicht reif, nicht klar. Laßt mich allein!“

V.

Am folgenden Morgen drang der Präfekt von Bayern eilfertig in das Schlafgemach Karls, wo dieſer, wie er pflag, gleich nach dem Aufſtehn und dem Frühbad, während des Ankleidens mit einigen ſeiner vertrauteſten Räte Staatsgeſchäfte erledigte. „Jetzt, Herr König,“ rief der Schwager ſchon auf der Schwelle, „darf ich in meine Oſtmark zurückeilen: bin hier nicht mehr nötig als Anwalt des Langobarden! Denn jetzt iſt ſeine beſte Fürſprecherin gekommen.“ — „So iſt Hildigard zurück?“ rief Herr Karl, und ſeine Augen leuchteten. „Wo ſteckt ſie? Warum . . .?“ —

„Nein, eine andere. Die iſt — mein Schweſterlein in Ehren! — beinahe noch ſchöner.“ — „Das gibt's nicht. — Aber ich ahne! Adalgardis . . .“ — „Getroffen! Sowie ſie im fernen Friaul durch die geflüchteten Gefolgen des Geliebten Gefangenſchaft erfuhr, eilte ſie, Tag und Nacht, ununterbrochen, über Berg und Tal hierher, deine Gnade anzuflehen. Heute Nacht kam ſie hier an; ihr Muntwalt, Biſchof Wernfrid von Cividale, in den Tagen ſeiner Weltlichkeit mein wackerer Waffenbruder, hat ſie begleitet. Er weckte mich vor Hahnenkraht. Deine Gnade . . .“ — „Ob die ihr werden wird,“ unterbrach Karl ſehr ernſt, „das liegt in ihrer eigenen Hand. — Du aber mach' nun wirklich, daß du heimkommſt nach Bayerland! Geſtern Abend ſpät kamen von dort her üble Briefe. Wieder einmal ſind ſie ſtehlend, raubend, ſengend und mordend eingebrochen, deine ſchlimmen Nachbarn von Böheim her . . .“ — „Die Tſchechen?“ rief der graue Held, und alles Blut ſchoß ihm zu Kopf. „Dieſes Erzdiebsgeſindel! Arbeiten können und wollen ſie nicht, aber ſtehlen können ſie wie die Meiſterdiebe. Nun wartet, ihr Stülpnaſen, ich komme! Leb' wohl, Herr König! Grüße mein Schweſterlein. He, hollah, mein Hengſt, mein Hengſt!“ Und er ſtürmte hinaus.

„Den wär' ich los,“ lachte Herr Karl vergnüglich vor ſich hin. „Und Frau Hildigard iſt noch nicht zurück: halt' ſie nur noch ein Weilchen feſt vor deinem Altar, Sankt Dionys!“ Da hob ein Türwart den Vorhang des Gemaches und meldete: „Der ehrwürdige Herr Biſchof von Cividale und ſeine Mündel bitten dringend um Gehör.“ — „Eilt es der ſchönen Braut ſo ſehr? Ei, ſie weiß noch gar nicht, weſſen Braut ſie iſt. — Gleich nach meinem Frühſtück führe mir die beiden zu: aber nicht hierher, auch nicht in den Empfangſaal: — in den Pfalzgarten!

Ich muß nach meinen Edelroſen ſehn. Der Gewitterſturm dieſer Nacht hat ſie gewiß arg getroffen. Ich muß ſie aufrichten.“

VI.

Nachdem das Unwetter der Nachtſtunden ſich ausgetobt, breitete ein ſtrahlender Sommermorgen ſeine Klarheit, ſeinen Frieden über Stadt und Pfalz und zumal über den ſchönen, ſorglich gepflegten Garten, der, in römiſchem Stil angelegt, von hohen Steinmauern umfriedet, das Palatium auf den drei der Stadt abgewendeten Seiten weithin umgab. Auf den zierlich geſchlungenen, mit weißem, rotem und gelbem Sand beſtreuten Pfaden, welche die vom Regen erfriſchten Wieſen- und Blumen-Beete durchſchnitten, wandelte langſam die mächtige Geſtalt: — ſiebenmal maß er den eigenen Fuß. Der rieſenhafte, breitbruſtige und breitſchultrige Mann beugte gar ſorglich das mächtige Haupt hernieder auf die Stockroſen, die, aus den grünen Raſenſtreifen ragend, auf beiden Seiten den ſchmalen Gartenweg begleiteten.

Leiſe kopfſchüttelnd band er die vom heftigen Regen und Sturm der Nacht niedergedrückten mit weißgelbem Baſt, deſſen er einen dicken Knäuel im breiten Gürtel trug, in befliſſener Mühung an dem Stock wieder auf: nicht leicht ward es den großen Händen, den derben, an Schwertgriff und Schildriem gewohnten Fingern die erforderlichen dünnen Schleifen und Knötlein zu ſchürzen: aber er ließ nicht ab: drei- und viermal verſuchte er es von neuem, bis es gelungen war. Wohlgefällig betrachtete er nun ſein Werk an einer hochragenden, prachtvollen, dunkelroten Roſe, aus

deren zuſammengeſponnenen Herzblättern er ſäuberlich mit zwei geſpitzten Fingern eine Spinne zog, die er auf den Sand warf und mit dem ſchweren Fuße zertrat: nun band er ihren herabgeſunkenen Zweig auf und ſprach väterlich, wie zu einem Kinde: „Nein, gloria Italiae, ſchöne Tochter Welſchlands, dir ſoll kein Leid bei mir geſchehen, weder von Gewitterſturm noch von häßlichem Geziefer.“ Und er zerriß das Gewebe der Spinne.

VII.

Da knarrte die Türe, die aus dem Hofe des Palatiums in den Garten führte, und das erwartete Paar näherte ſich Karl, der ſich auf das Geräuſch hin gewendet hatte. Gar verſchieden war der beiden Schritt. Stürmiſch ſtrebte die Jungfrau voran: ihr ſchwarzer Schleier, ihre dunkelbraunen Locken flogen im Morgenwind. Ihr Muntwalt, der Biſchof, konnte ihr kaum folgen: er haſchte ſie an dem ſchwarzen Seidenmantel, der die Schlanke und Hohe in dem enganliegenden ſchwarzen, lang nachſchleppenden Gewand umhüllte.

„Langſam, Kind!“ mahnte er. „Um Gott! Nur keinen Ungeſtüm! Er iſt bei aller Herzensgüte leicht erzürnlich. Und dann, — dann iſt er ſchreckbar, der Herr Karl. Nur keinen Widerſpruch! Und vergiß nicht! — ſobald du zu bitten beginnſt, —: auf die Knie'!“ — „Herzog Adalrichs Tochter knieet nur vor Gott!“ erwiderte ſie, warf das Haupt in den Nacken zurück, riß ſich los und eilte dem Biſchof weit voraus gerad' auf den König zu. Der muſterte ſcharf die Heranſtürmende: mit kundigem Blick maß er

das erglühende Antlitz, die ſtolze hochbuſige Mädchengeſtalt: er war ein vielerfahrener Kenner von Weibesſchöne und er hatte auch dieſe Langobardin gut im Gedächtnis: allein ſo, ſo hatte er ſie nie geſehen, wie ſie jetzt edelſte Bewegung verklärte: „Weiß Gott, das Weib iſt wunderſchön,“ ſprach er vor ſich hin. „Schwer iſt es, ihr Nein ſagen. Aber erſt — erſt die Probe. Wo, wo endet ihrer Liebe Maß? Wird ſie beſtehen? — Und ſchau' nur, welcher Hochmut in dieſen Zügen! Schlecht ſteht er der Flehenden.“ Er furchte leiſe die Brauen. „Warte, der ſoll dir vergehen.“

Er verſchränkte die Arme, feſt in den dunkelblauen Mantel gehüllt, auf der Bruſt, und blieb regungslos, wie aus Fels gehauen, ſtehen, das unbedeckte Haupt ein wenig erhoben. So ließ er die Eilende herankommen. Er hatte erwartet, als ſie nun dicht vor ihm ſtand, die königliche Geſtalt zu ſeinen Füßen ſinken zu ſehen: aber Adalgardis blieb ſtehen: nur die rechte Hand hob ſie, weit geöffnet, gegen ſein Antlitz empor und nicht leiſe bat ſie, laut, recht laut rief ſie: „Gnade, Gnade Herr König!“ Der ſah ihr ſchweigend in die goldbraunen Augen.

Nun war der Biſchof heran: — die gedrungene Geſtalt, die gutmütigen, wohlwollenden Züge hatten immer noch mehr vom ehemaligen Kriegsmann als vom Prieſter: „O König Karl,“ ſprach er, „du biſt mir immerdar ein guter Herr geweſen, ſo wirſt du auch jetzt . . .“ — Aber da traf ihn ein Blick . . .: er verſtummte. — Auch die Langobardin hatte den Blick geſehen: ſie trat einen Schritt zurück. „Jungfrau Adalgardis, was haſt du mir zu ſagen?“ — Nicht zornig, nicht drohend, aber ſtreng, rauh wie Erz, kam das heraus. Jedoch das Mädchen hatte ſich gefaßt: „O Herr König, . . . ich habe ja ſchon alles geſagt . . . das eine Wort: ‚Gnade‘.“ — „So? Weiter

nichts? — Keine Begründung? Keine Entſchuldigung?“ das klang ſchon herber. — „Wie kommſt du, ein Mädchen dazu, für den Verbrecher zu bitten? Warum?“ — „Ihr wißt ja: weil ich ihn liebe.“ — „So? Und mit welchem Recht?“ — „Ich bin ſeine Braut.“ — „So? So?“ zürnte jetzt Karl und ſtrich mit der Hand über den leis ergrauten Bart, ſeine wachſende Erregung bemeiſternd. „Ei, ei, Herr Muntwalt: ſeid ſchon ſo lang' Biſchof und kennt immer noch ſo ſchlecht die Canones? Immer noch beſſer Speerwerfen, eh? Ihr habt Eure Mündel ihrem Vetter verlobt?“ — „Nicht ich, Herr König: ihr Vater.“ — „So, ſo, ſo? Der?“ Leichte Röte ſtieg in ſeine Wangen. — „Ja,“ ſprach das Mädchen feſt. „Kurz vor ſeinem Tode.“ — „Ah, ich weiß, ich weiß jetzt,“ nickte er finſter. „Unter einer Bedingung, nicht?“ — „Ja. Aber ſie iſt erfüllt, die Bedingung.“ — „Freilich,“ ergänzte der König, noch immer zurückhaltend, aber mit unheimlicher Ruhe. „Er ſollte ja nur verſuchen — einmal verſuchen! — den Gefangenen zu befreien. Wohlan: er hat's verſucht. Und daß es mißlang, — das — das war nicht ſeine Schuld.“ — „Gewiß nicht,“ ſagte das Mädchen. — „Ah, Verwegene, Wahnwitzige,“ brach es aus des Königs Mund und zornig trat er gegen ſie heran: ſeine grauen Augen loderten drohend. Der Biſchof wollte ſie am Arm zurückziehen: aber ſie blieb ſtehen.

„Hohn? Eitel Hohn mir ins Angeſicht? Wahrlich, Langobardin, du lügſt nicht!“ — „Niemals. ‚Immer die Wahrheit,‘ lehrte mich der Vater.“ — Karl hatte ſich wieder in der Gewalt; kühl, gelaſſen ſprach er: „Wohl, ſo höre denn die Wahrheit ſo tapfer wie du ſie ſagſt. Die Verlobung iſt gegen der Kirche Verbot, ſie iſt nichtig. — Übrigens,“ — er hielt inne, blickte ſie durchdringend an und ſchloß zögernd: — „jede Verlobung löſt der Tod.“

— „Herr König!“ ſchrie ſie auf und wankte zurück, „Ihr werdet ihn nicht morden?“ — „Nein, aber hinrichten.“ Eiskalt ward das geſprochen. Sie fuhr mit einer Bewegung, deren Zweck beiden Männern unverſtändlich blieb, an die Öffnung ihres Buſengewandes: da ſtockte die Hand: „Nein,“ hauchte ſie vor ſich hin, „noch nicht: noch atmet er.“ Alle Farbe war aus dem vor kurzem noch ſo hoch erglühten Antlitz gewichen: ſie öffnete weit den Mund: aber die Stimme verſagte ihr. Alle drei ſchwiegen.

„Und,“ wagte der Biſchof, tief erſchrocken, endlich zu fragen, „für welches Verbrechen?“ — Der König ließ ſich jetzt gemach auf eine Gartenbank nieder, die, neben jener Edelroſe, im Graſe ſtand: „Das will ich Euch ſagen, Biſchof von Cividale,“ antwortete er ganz langſam. „Ein Fürſprech — klüger ſprach er für ihn als dieſe Tollkühne!“ und abermals verdüſterte ſich ſeine Stirn — „mein eigner Schwager hat ihn in manchen Stücken geſchickt verteidigt: mit dem Treubruch iſt es nichts, weil er mir Treue nie geſchworen, — das ward geſtern erhärtet aus den Liſten — mit dem Befreiungsverſuch iſt es nichts, weil der Mönch ſchon vorher geſtorben war . . .“ — „Alſo!“ rief Adalgardis hoch aufatmend. — Und der Biſchof ſprach mit feuchten Augen: „Gott und Sankt Martin ſegne dich, Freund Gerold.“ — „Er konnte ihn doch nicht retten,“ ſprach Karl langſam das Haupt ſchüttelnd. — „Was hat er ſonſt verbrochen? Nichts!“ rief das Mädchen; faſt drohend klang die Stimme.

Aber das erzürnte Herrn Karl aufs neue: er ſprang auf und hob die Rechte: „Geſchöpf! Man ſtreitet nicht mit mir.“ — Er atmete nun und hielt inne: dann ſetzte er ſich langſam wieder. „Er hat das Schwert gezückt — halb aus der Scheide! — wider einen Sendboten des Königs.“ — Da erbleichte Herr Wernfried: „Der Un-

ſelige!“ ſtöhnte er. „Er iſt verloren. Darauf ſteht der Tod: — nach anderer noch grauſamerer Pein.“ — Aber das Mädchen gab noch nicht nach: „Das geſchah in Notwehr.“ — „Schau, wie rechtskundig ſie plötzlich alle ſind, — zu ſein glauben! Nein, Rabuliſtin: der ergriffene Verbrecher hat das Recht der Notwehr nicht. Rothari hat das Leben verwirkt. Er ſtirbt.“ — Da ſtürzte die Jungfrau, wie vom Blitze niedergeſchlagen, ihm zu Füßen und reckte beide Arme flehend zu ihm empor: „O Gnade, Gnade! Begnadige ihn, Herr König.“

Eine leiſe Befriedigung flog über ſeine Züge: unmerkbar nickte er auf ſie herab. — Er ließ ſie eine Weile knieen, bevor er langſam ſprach: „Erhebe dich, Herzog Adalrichs Tochter.“ — Da ſchnellte ſie auf, hob die heißen, tränenloſen Augen gen Himmel und flüſterte: „Vater, Vater verzeih . . .: es geſchah für ihn!“ — Der König hatte den Rückfall in den Trotz wohl bemerkt: er war aufs neue gereizt· „Herr Biſchof,“ ſprach er, „Ihr würdet wohl daran tun, Eures Mündels, — des Hochverräters Kindes! — Hochflug herabzudrücken. — Du aber, Adalgardis, höre deines Königs gnädig Wort.“ Sie öffnete hoffend die Lippen. „Ob jung Rothari lebt oder ſtirbt, — ich leg's in deine Hand.“ — „In meine?“ jubelte ſie. „O ſo lebt er, lebt.“

„Ich — hoffe es: aber . . . ich weiß doch noch nicht,“ ſprach er zögernd mit prüfendem Blick in ihre Augen. — „Höre mich ruhig an: unterbrich mich nicht wieder, rate ich! das macht mich wild, wilder als mir lieb. Jene Verlobung alſo iſt nichtig: deine Hand iſt frei. Das Wohl des Reichs verlangt, daß dieſe Hand und deines Vaters reiches Allod — die Beneficien ſind verwirkt — eines verläſſigen und verdienten Mannes werde.“ Sie warf den Kopf in den Nacken und ſchüttelte die dunkeln Locken,

aber auf eine warnende Bewegung des Biſchofs fing ſie einen trotzigen Ausruf auf den Lippen. „Ich könnte dich nun zwingen . . .“ — „Nein, das könnt Ihr nicht mehr!“ kam es nun doch heftig zum Ausbruch.

Herr Karl zog die Brauen ſtark zuſammen, aber ſie achtete des nicht und fuhr fort: „Rothari hat es geſagt: — ein neu Geſetz . . .“ — „Schweig, Unſinnige!“ herrſchte er ſie an. „Du redeſt ihn und dich in das Verderben. Ich will dich nicht zwingen, weil . . nun, weil ich nicht will. Frei ſollſt du dich entſcheiden. Merke wohl: Du wirſt des Grafen Florentius Weib oder Rothari ſtirbt.“ — „Nie! Niemals! Nimmerdar!“

Der König erhob ſich und maß ſie mit langem, prüfendem Blick: doch war dieſer Blick auf die Trotzende diesmal nicht ungnädig, nicht zürnend: „Du haſt gewählt,“ ſprach er dann gelaſſen und ſchritt an ihr vorbei, dem Palaſte zu.

Da faßte ſich Herr Wernfrid ein Herz und trat ihm in den Weg: „Geduld, Herr Karl! Laß ihr Bedenkzeit! Ich gelobe dir, ich will in ſie dringen, bis ſie nachgibt. Denn was iſt ſchließlich die Liebe zwiſchen Mann und Weib? In ein paar Jahren verblüht ſie, — der tote Rothari aber bleibt tot. Schad' um ſein junges Leben! — Kind, Graf Florentius iſt ein wackerer, ja — ich kenne ihn gut! — ein edler Mann. Und bedenke: Rotharis Leben! Du kannſt ihn retten und du willſt nicht? Geht das über deiner Liebe Maß?“

Der König war ſtehen geblieben, die Ringende ſcharf muſternd, die mit weit aufgeriſſenen Augen vor ſich hin ſtarrte, die beiden Hände an die beiden bleichen Schläfe gepreßt.

„Meiner Liebe Maß?“ wiederholte ſie tonlos. „Die Liebe — meine Liebe! — kennt kein Maß.“ — „Du

biſt ſchuld — du allein —: die Liebe zu dir hat ihn dahin gebracht.“ — „Ja, ja, ich, ich allein, ich Unſelige.“ — „Und bedenke,“ fuhr der Biſchof näher tretend, fort: „nicht in freudiger klirrender Schlacht, nicht Speertod, ſchimpflicher Tod, Galgentod . . .“ — „Ah,“ ſtöhnte ſie. „Und alles um meinetwillen.“ — „Und vorher: . . . die rechte Hand! . . . Und Blendung . . .“ — „Halt, halt! Ich tu's. Ich tu's“ ſchrie ſie ſchrill auf und verzweifelnd, ſinnlos, bewußtlos ſtürzte ſie auf das Antlitz nieder auf den Raſen unter der Roſe.

Der Biſchof ließ ſich neben ihr nieder, hob ihr Haupt in die Höhe und legte es auf ſeine Kniee: ihre Augen blieben geſchloſſen: „Ihr habt's erreicht, Herr König,“ ſprach er vorwurfsvoll. „Sie hat Ja geſagt.“

Herr Karl warf noch einen Blick auf das edle, jetzt ſo verſtörte Antlitz: dann wandte er ſich und ſchritt langſam dem Palaſte zu: aber er ſchien nicht zufrieden: denn er ſchüttelte leiſe das Haupt.

VIII.

Nicht lange darauf ward der Vorhang eines kleinen einfenſtrigen Gemaches in einem Nebengebäude der Pfalz heftig aufgeriſſen und herein ſtürmte mit dem gellenden Ruf: „Rothari!“ eine ſchwarze Geſtalt. „Geliebte! Du hier?“ erwiderte der Jüngling, wandte ſich raſch von dem Fenſter, durch das er ſehnſuchtvoll hinausgeblickt hatte auf die grünen Wipfel der Gartenbäume, und fing die Wankende, Sinkende auf in ſeinen Armen. Aber wie erſchrak er, als er die Verſtörung in dem marmorbleichen Geſicht,

das unaussprechliche, versteinte Weh in den starrenden Augen wahrnahm. „Adalgardis! Was ist dir geschehen? Oder bangst du so sehr um mich? Ohne Grund! Getrost! Du siehst, ich bin wohlbehalten. Der gütevolle König . . .“ — Die Jungfrau fuhr zusammen. — „Nahm mir nur das Wort ab, nicht zu entspringen. Dann wurden mir die Fesseln gelöst, ich ward hierher geführt: du siehst, nicht Schloß noch Riegel, — nur dieser Vorhang — sperrt den Ausgang. Und Herr Gerold hieß mich, bevor er abritt, gutes Mutes sein: er habe meine Sache geführt mit siegendem Erfolg und . . .“ — „O Rothari, Rothari!“ antwortete sie schluchzend, warf sich an seine Brust und ihre Tränen fluteten. — „Bei allen Heiligen! Fasse dich! Was droht dir? Oder mir?“ — „Weh, uns beiden!“ — „Wie? Woher? Warum kamst du?“

„Ich eilte hierher, durch meine Bitten dein Leben zu retten: ah, es ist gerettet!“ — „Dank, Dank dir, du Vielgetreue. Heißen Dank! Ja, ich hänge am Leben, mit aller Macht des Wunsches, zäh, gierig: ich leugne es nicht. Es wäre doch hart, grausam in der Vollbrust der Jugendkraft“ — er schauerte — „sterben.“

Da machte sie sich los von seinem Halse, bog sich zurück und sah ihm tief in die Augen: über ihre todestraurigen Züge flog ein seltsamer, hellerer Schimmer: „So lebst du gern, mein Geliebter?“ forschte sie dringend, mit wehmutweicher, rührender Stimme. „So ist es wirklich wahr? Dich vom Tode loskaufen, — es ist nach dem Wunsch deines Herzens?“ — „Aber gewiß doch! Leb' ich doch nicht allein, — nein, mit dir, für dich. Erfüllt ist mein Versprechen: tot liegt der arme König: kein Mensch mehr kann ihn befreien, den Toten im finstern Grabe! Du bist jetzt meine Braut, — bald mein süßes Weib . . .“ — „Oh!“ seufzte sie und sank auf den Schemel

unter dem Fenſter. Der Jüngling kniete neben ihr und faßte die beiden kalten Hände: „Was, ... was iſt dir? Was kann uns drohen?“ — „Das Untragbare. Höre! Höre alles! Du biſt — du warſt dem Tode — dem ſchimpflichen, dem grauſamſten Tode“ — ſie erbebte — „verfallen.“ — Er erbleichte: „Du ..... du ſagteſt doch ....?“ — „Ja, der König hat dir das Leben geſchenkt ....“ — „Nun alſo!“ — „Aber gegen einen Preis ...“ — „Jeden! Was ſoll ich zahlen?“ — „Nicht du! — Ich.“ — „Du? Die Unſchuldige?“ — „Ja, ich! — Ich verſprach's.“ Sie ſprang auf. „Ich mußte! Ich muß. Du wirſt frei und ich ... ah,“ ſchrie ſie auf, „ich werde des Grafen Florentius Weib.“ Da warf ſie ſich mit ausgeſtreckten Armen auf das Pfühl des Gefangenen, das Geſicht in den Kiſſen vergrabend.

„Nie! Niemals! Nimmerdar! Nein, lieber zehnmal ſterben!“ ſchrie Rothari wild, daß die Wände dröhnten. Er ſprang hinzu und rüttelte ſie unſanft auf: mühſam erhob ſie ſich. — „Das? Das haſt du verſprochen? Nie haſt du mich geliebt.“ — „Ich glaube doch,“ hauchte ſie und ſchloß die Augen. — „Das iſt nicht die wahre Liebe“: rief er überlaut. „Hier endet und wendet der Liebe Grenze. Für mich ſterben, ... das hätt' ich verſtehen können ...“ „O wie gern! Aber mein Tod rettet dich nicht!“ — „Aber das? Nein! Und du konnteſt wähnen — auch nur einen Augenblick glauben! — ich werde das Opfer annehmen?“ — „Armer Freund! Annehmen? Du wirſt nicht gefragt. O ſchilt nicht! Es zwang mich das Entſetzen. Denke doch nur: das Diebesholz, der Galgen! Und dieſe liebe, liebe Hand!“ Sie umfaßte wie ſchützend ſeine Rechte mit beiden Händen. „Und dieſe lichten Augen! O Grauen!“ Und ſie verſtummte vor Weh.

Allein er konnte nur immer wieder das Eine denken,

fragen: „Und du haſt es wirklich verſprochen? — „Ich gab mein Wort.“ — „Du darfſt's nicht halten!“ ſchrie er, faßte ſie ungeſtüm an beiden Schultern und ſprach ihr dicht in das Antlitz: „Unſelige! Unſinnige! Du weißt ja nicht, ahnſt ja nicht, was du damit getan. Was weiß, was ahnt ein Mädchen, eine Jungfrau wie du von der Ehe! Wiſſe denn: Ehe ſonder Liebe iſt des Weibes äußerſte Schmach. Das Brautbett ohne Liebe iſt das Bett der Dirne!“ — „Halt!“ rief ſie und taſtete an der Wand, ſich zu halten. „Welche Worte!“ — Jedoch der Verzweifelte fuhr fort: „Denke doch! Lerne, was dir droht. Nicht deine Seele kann er dir nehmen: aber dieſer Leib, dieſer herrliche, einem Tempel gleich heilige, dieſer keuſche, jungfräuliche Leib, — er wird des ungeliebten Mannes von jedem Haar deines Hauptes an. Dulden mußt du, wie ein gebunden Schlachtlamm, alles, was immer die ſchonungsloſe Glut ſeines Verlangens begehrt, ihm laſſen, ihm geben alles, was mir gehört, mir allein. Denk' dich — o denk' dich mit ihm allein — hinter verriegelter Tür — allein mit ihm in dem dämmerdunkeln Brautgemach — fühl' es, wie er dich trotz allem Sträuben in die Arme zwingt, wie er dir den Schleier vom Haupte zerrt und den Gürtel von den Hüften, denk deine Ehre geſchändet . . .“ — „Nein! Nein!“ ſchrie ſie wild auffahrend und auf den Eingang zu fliegend. „Hör' es! König Karl! Ich tu's nicht. Ich kann's nicht. Rein oder tot. Lieber ſtirb, mein Geliebter, gleich mir. Nach mir!“

Und nun hart vor dem wallenden Türvorhang ſtehend, riß ſie aus dem Buſengewand einen kleinen Dolch und zückte ihn hoch, bevor Rothari hinzuſpringen konnte.

IX.

Hell blitzte die ſchmale Klinge: aber ſie erreichte nicht die wogende Bruſt.

Aus dem Vorhang trat Herr Karl, haſchte ihre Fauſt, entwand ihr mit ehernem Griff die Waffe und ſteckte ſie in ſeinen Gurt. „Halt, raſche Jungfrau,“ ſprach er ernſt, aber ruhig, ohne Zorn. „Lebe.“

„Aber nicht geſchändet, Herr König!“ —

„Und du, meine Adalgardis, du konnteſt glauben, auch nur einen Augenblick hätt' ich deine Ehre überlebt? Nutzlos, bei Gottes Treue hätteſt du ſie geopfert.“ — „Schilt ſie nicht zu hart darum,“ mahnte der König, „ſieh, wie gebrochen ſie auf das Bett dort ſinkt. In jenem Augenblick, da ich ſo ſchwer ſie prüfte, wußte ſie nicht mehr, was ſie ſprach, was ſie tat: ſo überſchritt ſie denn der Liebe Maß. — Und ſo haſt du,“ ſprach er nun gütevoll, an ſie herantretend, „ſo haſt du, trotzig Kind, wirklich geglaubt, König Karl werde dich mit dem Tod des Geliebten beſtrafen dafür, daß du ihm Treue hieltſt? Eia, ich hätte Frau Hildigard nicht mehr in die Augen ſchauen können. Mich ſchmerzte es tief in der Seele, als du riefſt: ‚ich tu's‘. Und froh ſchlug mir das Herz hinter dieſem Vorhang, — wie gern gewährte ich deine Bitte, ihn allein zu ſprechen! — als ich hörte, wie ihr beide — er zuerſt und dann ſo tapfer auch du — den Tod wähltet ſtatt des Bruches der Treue. Das wird eine Ehe, wie Frau Hildigard ſie will. Ja, ja, glaubt es nur. Ich ſelber ſetze die Erlaubnis durch bei meinem Freund Papſt Hadrian: er ſchuldet mir noch mehr als das an Dank. Du biſt frei, Langobarde.“

Da ſanken beide — auch die ſtolze Adalgardis — vor

Herrn Karl auf die Kniee: „O mein König," rief Rothari, „wie biſt du groß und gut. Woher all dieſe Gnade?"

„Steht auf, dann ſollt ihr's hören. Nicht mir allein: — dieſen beiden habt ihr viel zu danken."

Er trat an den Vorhang und ſchlug ihn zurück.

„Frau Königin!" rief das Mädchen.

„Florentius!" rief Rothari.

Die beiden traten herein, ein freudiges, ein ſchönes Lächeln auf den Lippen.

„Wie . . . . . wie kam all das?" forſchten die Liebenden.

„Das kam ſo," erklärte mit holdſeliger Freundlichkeit die Königin. „Auf dem Rückweg von Sankt-Denis traf mich nahe vor Aachen — dieſer wackre Held, der auf dem Wege war, ſpornſtreichs hierher zu eilen, um . . . nun redet Ihr, Graf."

„Um eine Lüge aufzudecken und ein Unheil zu verhüten," ſprach mit edelm Ausdruck der dunkeläugige Romane, den jede Schönheit ſeiner Raſſe zierte. Mein Oheim war von hier nach Reims gereiſt, mir ſeinen Plan und deſſen, wie er beteuerte, ſicheres Gelingen mitzuteilen, mich zur Mitwirkung zu mahnen. Beim Bau dieſes Plans hatte er nur einen feſten Grund" — er zögerte, dann kam es anmutvoll heraus . . . „die tiefe, echte Liebe, die ich für dieſe edle Jungfrau trage: ihre Hand wäre die Krönung all' meiner höchſten Wünſche geweſen. Als er mir nun aber enthüllte, — enthüllen mußte — mit welchen Mitteln er mir dieſe Hand zuwenden wollte, da rief ich zornig: nie nehm ich ein Weib, deſſen Herz eines andern iſt, das ſich opfert, meinen tapferſten Waffengenoſſen, den Montfalcon, zu retten. Und — ſo fragte ich ſtaunend — wie kann der König um jener Befreiungs-Wagnis willen den Helden töten, dem er den herrlichſten

Sieg verdankt? Da mußte denn mein Ohm geſtehn, er habe damals in ſeinem gleich auf dem Schlachtfeld verfaßten Bericht an den König nicht dem wahren Sieger, Rothari, ſondern mir das Verdienſt der Entſcheidung zugeſchrieben."

„Ja," unterbrach der Herrſcher, „nun wiſſen wir's: du, junger Bergfalk, tatſt damals den Siegesflug. Du haſt den Reiterangriff der Langobarden befohlen und geführt, der die ſtark ſchwankende Schlacht entſchied: dafür ſteh' ich tief in deiner Schuld — ſchon lang. Der Abt aber, der König Karl belogen, iſt ſchon unterwegs in die leere Zelle des Mönchs Modeſtus."

„Der brave Bub, der Florentius da," fiel die Königin ein, „iſt kein Falſch nit an ihm. Er bat mich, ihm beizuſtehen, dem Liebespaar zu Hilf zu eilen. Nu, er hat mich nit lang bitten müſſen! Wir trabten hierher, was nur die Rößlein ſpringen konnten. Und mein Mann" — hier traf den ein zärtlicher Blick — „der Herr König, ſprech' ich — ich muß ihn loben! — der war auch gar bald herum geredet. Warum? Ich mein' allweil, es war ihm ſchon leid, daß er dem ſchönen Mädchen ſo hart geredet hat."

„Ja, und König Karl wird's gut machen," ſchloß dieſer. „Rothari, Herr Herzog von Friaul, du ſchwörſt mir jetzt Treue und wirſt ſie mir, ich weiß es, fortan wacker wahren."

„Bis zum Tod, mein König."

„Zur Hochzeit ſchenk ich dir all die verwirkten Güter. — Du aber, ſchöner Trotzkopf, kennſt du noch dieſe Roſe?"

Er griff in den Bruſtlatz ſeines Wamſes. „Sie ſtand dabei, als du ſo ſchwer litteſt: es wäre alles nicht ſo ſcharf geworden, — ich wollte nur das Maß der Liebe

prüfen — hätteſt du mich nicht immer wieder durch Stolz und Widerſpruch gereizt —."

„Ja, den kann er halt einmal nit vertragen," lächelte Frau Hildigard.

„Nimm jetzt dafür dieſe Roſe zum Pfande meiner königlichen Huld für alle künft'gen Tage. Ich habe ſelbſt ſie aufgerichtet nach dem Gewitterſturm und ſie gelöſt aus häßlichem Geſpinſt: da nimm ſie hin, die gloria Italiae!"

III.

Einhart und Emma.

Frau

Henriette von Mikulicz-Radecki

freundschaftlich zugeeignet.

I.

„Und kurz: ich mag nicht, kleine Frau Königin!“ sprach Herr Karl und stand — ziemlich lebhaft! — von der Bank auf, die in dem Palastgarten zu Aachen neben einer gar schönen Hochrose stand: »gloria Italiae« hieß sie und war vom heiligen Vater aus Rom geschickt. „Und wenn ich nicht *mag* . . .“ — „Dann *magst* du nicht,“ lächelte die zarte Frau, die erwachsene Töchter hatte und doch noch so mädchenhaft zu schauen war. „Das weiß man im Abend- und im Morgenland. Und niemand,“ seufzte sie drollig, „weiß es besser als ich.“ — „Ja, dir geht's schlecht unter meinem Gewaltzwang,“ lachte er. „Aber komm, steh' auch auf und laß uns wandeln: zum langen Sitzen, auch unter den Strahlen der sinkenden Sonne, ist's doch schon zu kühl in diesem Herbstmond: — in sechs Wochen wird der Herr geboren: — gestern Nacht hat's schon ein fein Schneelein geschneit, eine Neie, — schlimm für die Sauen, gut für den Weidmann.“

Frau Hildigard erhob sich und hing sich an seine Seite, die Hand auf seine Schulter hebend, wie er die Gartenpfade dahin schritt: auf *einen* seiner lang ausholenden Schritte kamen immer anderthalb gehüpfte ihrer Füßlein.

„Wenn ich nun doch einmal nicht mag,“ wiederholte er im Gehen. — „Ich hab' ja gar nichts gesagt! Du rennst nur deine eigenen Gedanken kampflich an.“ —

„Gegen dieſen König von Northumberland — wie heißt er doch? Ich habe ſo viele Könige im Kopf!“ — „Eardulf.“ — „Iſt ja gar nichts einzuwenden. Nur, daß ſein Königreich da drüben liegt, jenſeit des Waſſers, im Nebel des Weſtens, und nicht in einem Tagritt von Aachen aus zu erreichen. Nun meinte er zwar, ſie werde doch nicht einſam ſein auf dem fernen Eiland der Angeln, da ihre Schweſter Bertha dem Königsſohn von Mercia, Egfrid, ſich vermählen werde.“

Da lächelte die Mutter, ſchritt aber tapfer weiter: „Die iſt auch noch nicht drüben!“ — „Ja, ja! Was würde mein Herr Kanzler Angilbert dazu ſagen, ihr gar warmer Freund! Und nun vollends Emma, unſre Jüngſte, unſer Neſthäkchen! Glaub's gern, daß ſie ihm gefiel! Aber die gäb' ich am liebſten gar nicht her.“ — „Nun, darauf darf ſie ſich juſt nichts einbilden! Haſt noch keines hergegeben unſerer Mädel. Ich verſteh's: die Mutter wird alt, und Herr Karl muß junge Schönheit um ſich haben.“

Er drückte ſie an die breite Bruſt, neigte ſich tief herab und küßte ſie auf den blonden Scheitel: „Es reicht noch bei dir! — Kurz, Emmalein bleibt. Wie viele liebe Geſichter, Männer und Weiber, ſeh' ich nicht mehr um mich her. Roland liegt unter den Felſen von Ronceval, Erich in der Steppe der Avaren!“ Ein Gewölk der Trauer zog über die hohe, klare Stirn. — „Nicht daran denken, nicht!“ mahnte die Frau. „Sie wandeln im Licht des Herrn, die treuen Helden!“ — „Ja, aber auch Lebende miſſ' ich ſchwer. Paulus der Diakon, des Warnefrid wackrer Sohn, iſt mir ins Kloſter entronnen. Und denke nur: neuer Verluſt droht. Des Allerliebſten!“ — „Nicht Einharts?“ Sie blieb erſchrocken ſtehen. „Sag' nein!“ — „Einharts,“ nickte er, ſie weiter führend. — „Wer,

wer darf's wagen, ihn dir — dir! — ſtreitig zu machen? Denn ablocken kann ihn dir niemand! Freiwillig verläßt der uns" — ſie verbeſſerte ſich raſch: — „läßt er ſeinen König nicht. Wer kann?" — „Er! Er, der alles kann: viel mehr als ich!" — „Den möcht' ich ſehen!" rief Frau Hildigard und blickte dem Gatten freudig und ſtolz ins Antlitz. — „Haſt ihn ſchon geſehen," lachte Herr Karl. „Am gelben Tiber!" — „Der heilige Vater? Der?" eiferte ſie, „der ſoll doch nur ſchon ganz zufrieden ſein mit dem, was du alles für ihn getan haſt gegen Langobarden, gegen Byzantiner, gegen . . ." — Herr Karl ſchüttelte das mächtige Haupt: „Der heilige Vater iſt nie zufrieden!" — „Dieſen lieben Buben aber ſoll er uns hübſch laſſen! Von Herzen mag ich ihn." — „Hab' noch kein Weiblein geſehen, das ihn nicht mag, den ‚Feinen', wie wir alle ihn nennen." — „Wie gelehrt bei ſo jungen Jahren, wie geſchickt. Wie gelehrt — nochmal ſag' ich's! — und doch nicht langweilig! Du lachſt? Du, das iſt ſelten! Neulich — ihr kamt aus eurer Pfalz-Schola — einer, — nun, ich will ihn nicht nennen! — es iſt der Höchſtgelahrten einer —! hält mich an vor meinem Wäſche-Schrein, denke nur!" — „Verbrecheriſch! Im heiligſten Tun!" — „Endlos hielt er mich auf mit weiſen Reden. Glücklich entkommen klag' ich mein Leid Herrn Theodulf . . ." — „Eia, dem ſchönen Goten, Biſchof und Poet von Orleans!" — „Der meinte: ‚Langweilig, Frau Königin? Dafür iſt er doch Profeſſor! Und noch dazu des Königs geheimer Rat.' Aber," fuhr ſie ernſthaft und eifrig fort: „Einhart darfſt du mir nicht fortlaſſen! Nein, nein, was würde Emma ſagen? Sie hat immer ganz glühende Wangen nach den Lehrſtunden in Ovid. Und was will denn der Papſt mit ihm?" — „Nun, nicht Ovid leſen, eifrig Mütterlein! Paulus der Diakon hatte den Freund in Rom ſo hoch

gerühmt: nun ſoll er in der Cancelei Sankt Peters . . ." — „Nein, nein!" — „Ja, wenn die Frau Königin der Franken mit dem Füßlein ſtampft, muß auch Sankt Peter nachgeben. Emma bleibt: — wenigſtens ganz in der Nähe. Ich habe eine Überraſchung für ſie," ſchmunzelte er, „und für dich vielleicht heut' Abend noch. Und Einhart bleibt auch: für den hab' ich auch eine, reich an Ehren. Aber leichte Schneeflocken ſchweben herab: — zart iſt mein holdes Weiblein: — komm ins Haus."

II.

Für den Abend dieſes Tages hatte die Königin dem Seniſkalk Audulf nur „kleine Tafel" angeſagt: das heißt außer der königlichen Familie ſollten nur ein paar der vertrauteſten Freunde teilnehmen und nicht in der großen Feſthalle, in dem kleinen Speiſeſaal waren die Tiſche gedeckt. Als die höchſt einfache Mahlzeit — am Spieß gebratene Haſen, Herrn Karls Lieblingsſpeiſe, wurden an den Jagdlanzen ſelbſt hereingetragen, — zu Ende ging, tat er ſeinen dritten und letzten Trunk — Elſäſſer, Sigoltsheimer, — ſchob den Goldbecher zur Seite, legte ſich behaglich in dem hirſchledernen Falteſtuhl zurück und ſprach mit ſeinem freundlichſten Blick:

„Eia, Jungferlein Emma und Meiſterlein Einhart, Vielfeiner, ſchon gar lange, deucht mir, währen eure Lehrſtunden. Heute wollen wir nun mal ſehen, wie weit ihr es gebracht habt miteinander. Was iſt es doch, das ihr — von Ovid — zuſammen leſet?" — „Die Verwandlungen, Vater," erwiderte der zierlichen, elbiſchen Emma

ſilberhelles Stimmlein: ſie war in allen Stücken der anmutreichen Mutter Ebenbild. — „Mit der Kunſt zu lieben — ars amandi! — ſind ſie wohl ſchon fertig," flüſterte Graf Rorich von Maine der üppig ſchönen hochbuſigen Rothtrud zu, neben welcher der gutmütige Seniſkalk ihm — wie immer — den Platz zugewieſen hatte. — „Still, du Vielſchlimmer," kam es leis, aber zärtlich zurück. „Es ſind nicht alle Leute im Palaſt ſo arg wie wir." — „Und ſo glücklich." — „Ah, das Kind! Den Vater ſchlüge der Schlag, dächte er dergleichen." — „Und doch: ‚Liebe bringt zu Tage': 's iſt ein alt Mahnwort."

„So, die Verwandlungen?" lachte der König. „Horatius Flaccus — das heißt der fromme Meiſter Alkuin! — meinte neulich, das ſei ein Zauberbuch: wer viel darin leſe, werde ſelber verwandelt. Hüte dich, Töchterlein: ſo hold wie du biſt, könnteſt du dich nur verſchlechtern! Freund Audulf, laß das Büchlein bringen. Und wann die andern fort ſind . . . ſonſt beſchämt ein Schnitzer meine Kleine zu arg und ſie ſpotten gern, die böſen, alten Schweſtern . . ." — „Oho!" riefen da Rothtrud, Bertha und Giſela wie aus einem Munde. — „Ja, ſie unterdrücken mir mein armes Neſthäklein, wie die ſchlimmen Schweſtern das Aſchenbrödel: aber vielleicht kriegt dafür auch mein Aſchenbrödel den ſchönen Prinzen! Komm zu mir, Kleine."

Und als ſie zu ihm getrippelt war, lupfte er ſie auf ſein Knie: „Noch leichter als die Mutter! Iſt's möglich? Und doch trägt das Kind ſchon dicke Zöpfe — und was für ſchöne hellgoldige! — als wenn's ein ausgewachſenes Mädchen wäre." — „Bin doch volle ſechzehn Winter, Vater!" — „Ihr andern geht nun alle. Vergeßt mir nicht das Nachtgebet: die Heiligen behüten euern Schlummer. Auch all' ihr Diener geht, wir bedürfen euer nicht mehr.

Einhart bleibt, ich habe noch mit ihm zu reden. Und auch mit dir, weiß Röſelein. Da bringt der Buchwart ſchon das Buch. Frau Königin, rück' näher zu mir her. Nun zeige, Kind, was du gelernt haſt bei dieſem jungen Weiſen. Weiß Gott, eure Jahre zuſammengelegt erreichen nicht die vierzig. Und doch ſchon ſo gelehrt — alle beide. Nun, Einhart, fang' an!"

III.

Der Jüngling — er zählte zweiundzwanzig Jahre und mit Grund hieß er der Feine am ganzen Hof — erhob ſich von ſeinem Sitz am unterſten Tafelende und ſtellte ſich mit dem aufgeſchlagenen Pergament ſo an des Königs Seite, daß die Jungfrau — unter dem hellen Schein der drei Hängampeln gerade über ihrem Haupt — bequem hineinblicken konnte. Freundlich ruhten der Königin Augen auf der ſchlanken Geſtalt des jungen, hochgeborenen Edelings, — ſein Vater wie die Vorfahren waren Grafen im weinfrohen Maingau — auf den feingeſchnittenen Zügen, deren Weiße das reiche dunkelbraune Gelock noch hob. Das ſeelenvolle Auge adelte ein Ausdruck ſcheuer Beſcheidenheit, zarter, inniger Zurückhaltung: ohne es zu ahnen war der „jungfräuliche Knabe", wie ſie ihn nannten, der Liebling aller Frauen. „Er iſt rein wie ein Mädchen," dachte Frau Hildigard, „wie ich war, bis . . ."

„Wir ſind noch ziemlich im Anfang," begann der Lehrer, ein wenig verlegen. „Die Fürſtin hat immer ſo viel zu fragen . . ." — „Nun ja, ich muß doch alles gründlich nehmen, nicht? Ich leſe nicht weiter, bis ich

das Geleſene voll verſtanden." — „Recht, mein Töchterlein! Prinzeſſin Pflichtgetreu ſollte man dich nennen." Und er ſtrich ihr zärtlich über den blonden Scheitel. — „So ſtehen wir erſt beim neunzigſten Vers des erſten Buches," erläuterte Einhart. Und er las nun langſam den lateiniſchen Text, den die Schülerin ſofort Zeile um Zeile auf Deutſch, das heißt auf Uferfränkiſch, wie das Haus der Karolingen ſprach, wiedergab.

In Verſen würde ihre Überſetzung etwa ſo gelautet haben:

„Erſt war die goldene Zeit: ein Geſchlecht von Menſchen, das willig,
Ohne Geſetz und Zwang und Bewachung, übte das Rechte.
Unbekannt war Strafe wie Furcht, noch drohte kein Richter.
Noch umgürteten nicht hochragende Mauern die Städte,
Noch kein ſchmetterndes Horn rief, keine Drommete zum Kampfe,
Noch erglänzte kein Helm und kein Schwert und . . ."

„Hört auf!" lachte Karl. „Gar langweilig muß ſie geweſen ſein, eure goldne Zeit! Da iſt mir unſere eiſerne lieber trotz mancher Bösheit meiner lieben Untertanen. Was hätt' ich zu tun, wenn ich nicht Geſetze erlaſſen, Urteile finden, Schlachten ſchlagen dürfte? — Laßt's genug ſein! Die Kleine verſteht's ja ſchon ganz gut. Sie muß belohnt werden!" Damit hob er ſie von ſeinem Knie, ſtellte ſie gerade vor ſich hin und nahm ihre beiden Wangen in ſeine beiden Hände: „Nun merk' auf: erſte Belohnung: du ſollſt nicht in das nebelfeuchte Eiland der Angelſachſen, brauchſt nicht König Eardulf von Northumberland zu heiraten."

Das Mädchen lachte: „Vielen Dank, lieber Vater. Aber das iſt keine Belohnung." — „Wie ſo?" fragte er erſtaunt. — „Den hätt' ich doch nie geheiratet." — „O kleine Rebellin!" Das kam etwas ungehalten heraus. Die Mutter,

ein wenig hinter ſeinem Stuhle ſitzend, legte den Zeigefinger an den Mund und bedeutete mit hochgezogenen Brauen, nicht ſo offen zu trotzen. Aber der Vater zürnte ſchon nicht mehr: „So ſchlimmtrotzig du biſt, — ich mag dich nicht entbehren. Drum hab' ich dir drei wackre Helden, in Krieg und Rat erprobte Männer, die mein Palatium oder doch mich nie verlaſſen, — zur Auswahl ausgeſucht: einen Herzog, einen Pfalzgrafen und einen Marſchalk: du kennſt ſie alle: einem von den dreien wirſt du vermählt: morgen wirſt du mehr hören und entſcheiden: zu Weihnachten iſt die Hochzeit."

Da erſchrak die Königin, aber noch viel mehr erſchraken Emma und Einhart. Jene faßte ſich zuerſt: „Aber Vater! Sie iſt ja noch ein Kind!" — „Iſt ſechzehn Jahre. Als du ſo alt warſt, hatteſt du mir ſchon zwei, — ja zwei! — Knaben geboren. Iſt dir's ſchlecht bekommen?" — „Dreizehn Jahre zählte ich, als . . .! Du hatteſt mich gezwungen!" — Da lächelte er verſchmitzt: „Nicht daß ich wüßte! Vielmehr kamſt . . ."

„**Karl!**"

Das ward ſo feierlich, ſo todesernſt, ſo drohend gerufen, daß er ganz erſchrocken auf ſeinem Stuhle herumfuhr, ihr Geſicht zu ſehen. Das trug den Ausdruck höchſten Ernſtes, ja tiefer Gekränktheit. „Nun, nun! Sei gut! Ich . . . Sei nur gut." Und er griff nach ihrer Hand, die ſie nur zögernd gewährte.

Einſtweilen hatte ſich Emma von ihrem Schrecken erholt: aber nun traten ihr Tränen in die Augen: „Vater! Das wirſt du nicht . . . Ich kann nicht. Ich kann ja doch nicht. Nie!" — „Das hat ſchon manches Jungfräulein geſagt, das ſpäter enkelreiche Großmutter ward. Nicht bitten! Es hilft nichts. — Aber auch der Lehrer muß ſeine Belohnung haben. — Erſchrick' nicht, Feiner: du

ſollſt nicht heiraten! Nein· höre und freue dich. Seit dich mir Abt Baugulf aus Kloſter Fulda mit reichem Lob an den Hof geſandt, — denn Mönch oder Prieſter wollteſt du nicht werden — haſt du all dies Lob mehr als bewährt: zumal aber haſt du gar Wunderbares geleiſtet in allem, was Bauwerk, was Kunſtwerk jeder Art anlangt. Wie ſchön haſt du zuletzt die Kirche der Gottesmutter hier am Palaſt vollendet: ein Wunderwerk iſt ſie zu ſchauen." — „Keine Kunſt, darf man durch die Gnade des Herrſchers dazu die ſchönſten Säulen aus Rom und Ravenna kommen laſſen!" meinte der Jüngling. — „Ein Stümper nicht, nur ein Meiſter weiß ſie ſo zu verwenden! Wohlan, ich ſchaffe für dich ein neues Reichsamt, das ſoll nur dem Erzkanzler nachſtehn: Reichsoberbaurat biſt du von Stund an: mein Archi-Architekt! (Kann man das ſagen? Muß Alkuin fragen!) Und du ſollſt entwerfen und leiten alle Bauwerke, die ich ausführen laſſe in meinem weiten Reich. Fang' morgen an und entwirf mir den Plan einer Rheinbrücke bei Mainz, gleich gut für mein Heer und meine Kaufleute brauchbar, alſo feſt und breit. — Aber, bei Sankt Denis, Männlein, Feinlein, was iſt dir? Biſt ja leichenblaß, zitterſt! Hat dich die Ehrung ſo überraſcht, daß du nicht ein Wort des Dankes findeſt? Nun, erhalte dir ſolch beſcheidenen Sinn! Und jetzt gute Nacht! Komm, Hildigard!" Er faßte ihre Hand und ſchritt mit ihr die paar Stufen hinauf, die im Hintergrund des Saales zu einer Erhöhung leiteten, aus der die Türe in das Innere des Palaſtes, zu den Schlafräumen in dem — einzigen — Oberſtockwerk führte. Dabei wandten ſie dem jungen Paare den Rücken: ſo ſahen und hörten ſie nicht, wie die beiden ſich ungeſtüm an den Händen faßten und raſch ein paar Worte flüſterten: dann fuhren ſie ſcheu auseinander: Emma eilte der Mutter nach die Stufen

hinauf, während der Jüngling langsam, gesenkten Hauptes, tief traurig dem Hauptausgang am andern Ende des Saales zuschritt.

IV.

Zu dem Palatium zählte man eine Menge von Häusern, die, eine kleine Stadt für sich, getrennt von dem vicus Aachen, bildend, um das Hauptgebäude verstreut lagen. Aber auch dies Hauptgebäude, der „Palas", barg hinter seinen hohen Steinmauern eine ganze Anzahl abgeschlossener, streng viereckiger Höfe. Der umfangreichste war der Brunnenhof, so benannt nach dem Hauptbrunnen des Palastes dicht neben den Steinstufen, die, von einem vorspringenden gewölbten Ziegeldach überragt, zu der Eingangstür der Frauengemächer führten, in denen die Königstöchter mit ihren Palastjungfrauen schliefen — das war im Süden —, während die Königin das Schlafgemach des Gatten, gerade gegenüber im Norden, teilte. Zwischen beiden waren im Osten in kleinen Einzelgemächern die, wie wir sagen würden, „Zivilbeamten" des Hofes untergebracht, — indes gegenüber, im Westen, die kriegerischen Palatine wohnten; all' diese Gemächer lagen in dem Oberstock: die Räume des Erdgeschosses dienten Wirtschaftszwecken. —

Man hielt frühe Stunden ein dazumal: das Leben in dem Palast erwachte in der hellen Jahreszeit bei dem ersten Morgenstrahl: jetzt, im November, noch vor Tagesanbruch. So ging man denn auch früh in der Nacht schlafen. Daher brannte auch in dieser Nacht ein paar Stunden nach dem Abendschmaus nur noch in dem einen oder andern der zahlreichen Gemächer, deren Fenster in den „Brunnenhof" blickten, hier und da ein einsam spätes

Licht. Dunkel lagen die Frauengemächer des Südflügels, dunkel das Schlafgemach des Königspaares: auch die kriegeriſchen Palatine, ritt-, jagd- und dienſt-müde, ſchliefen alle: auf der Seite der „Schreiber“, wie man ſie zuſammenfaſſend nannte, im Oſten glomm nur aus einem Fenſter noch der matte Schimmer einer Ampel.

Still war's in dem weiten Raum: die ſpeertragenden Wachen ſtanden nicht in dieſem Innenhof, draußen vor den geſchloſſenen Toren, in den Säulengängen vor dem Palaſt. Hier war nur vernehmbar das eintönige Gießen des Brunnens in ſeine weite dunkelrote Porphyrſchale: es wirkte einlullend in ſeiner Eintönigkeit. Kein andrer Laut: auch in den Lüften nicht: ein ſchwacher Windhauch nur ſchob die grauweißen, ſchwer herabhängenden Wolken langſam von Südweſt nach Nordoſt. Dunkelheit wechſelte dabei mit grellem Licht: denn wann der Vollmond manchmal hinter dem langſam ziehenden Gewölk hervortrat, dann ſtrahlten die breiten weißen Pflaſterſteine des Hofes ſeinen Glanz grell blendend wieder. —

Der Türmer auf dem „Uhrturm“ des nächſten Hofes hatte eben mit dem Holzhammer auf eine mächtige Halbkugel von Erz die zwölf Schläge der Mitternacht getan, — tiefes Dunkel waltete jetzt ringsumher —, da glitt eine ſchlanke Geſtalt, in einen weitfaltigen grauen Mantel gehüllt, aus der ganz leiſe geöffneten Eingangstüre des „Frauen-Flügels“, und hielt einen Augenblick auf der oberſten Stufe, den ganzen Hofraum, ſoweit es die Finſternis verſtattete, überſpähend. Dann huſchte ſie lautlos, wie ein Geſpenſt, die Stufen hinab, lief, ohne anzuhalten, ohne auf- oder umzuſehen, nach rechts, — gen Oſten — ſchräg über den Hof gerade auf die „Schreiber-Pforte“ zu. Sie ſchob die nur angelehnte ſacht zurück, ſchlüpfte hindurch und ſtand nun vor der Steintreppe, die in den

oberen Stock führte, von dem flackernden Licht einer Pechfackel in eiſerner Öſe unſtät beleuchtet. Sie flog die Stufen hinauf, erreichte einen langen Gang mit zahlreichen nach Weſten gerichteten Türen, wandte ſich hier nach links, zählte drei ſolcher Cellen-Türen von der Treppe an und hielt vor der vierten. Dieſe tat ſich geräuſchlos nach innen auf: ſie ſchwebte über die Schwelle — und ſank um.

V.

Allein im Sinken umfingen ſie zärtlich zwei Arme und ließen ſie ſacht auf eine an der Wand ſtehende, mit weichen Fellen bedeckte Truhe niedergleiten: hier lehnte ſie den Hinterkopf an die Mauer und ſchloß die Augen: zum Springen klopfte ihr Herz. Da ſchob Einhart den mit Pergamenten, Winkelmaßen, Zirkeln bedeckten Tiſch zur Seite, ließ ſich vor ihr auf ein Knie nieder und küßte den Saum ihres Gewandes.

„Emma, Geliebte!“ flüſterte er dann. „Wie ſoll, wie kann ich dir danken für dieſe . . . dieſe Großtat der Liebe! Du — du Königskind! — kommſt zu mir! Durch die Nacht, durch das Grauen, trotzend der Gefahr, der Schmach der Entdeckung, des Königs furchtbarem Zorn. O wie ſoll ich je vergelten! Und warum . . .?“ — „Weil ich dich liebe!“ hauchte ſie, die ſich nun erholte und zärtlich über das braune Gelock des vor ihr Knieenden ſtrich.

Jetzt ſprang er auf, eilte an das — einzige — Fenſter und ſchob von innen den völlig deckenden Holzladen vor: „Man kann von drüben, von den Palatinen-Zimmern deutlich bis auf die Truhe ſehen: ich fand das geſtern,

Graf Rorich beſuchend. So! Nun ſind wir ſicher.“ Er flog wieder auf ſie zu, ergriff ihre Hand und küßte ſie: „O habe Dank für dieſes Wagnis! Nie hätte ich es dir zugemutet.“ — „Es mußte ſein,“ erwiderte ſie, die Hand zurückziehend. „Sonſt wär' es wahrlich nicht geſchehen. Es iſt das letzte — wie das erſte — Mal! O wie pocht mir das Herz. Aber wir mußten bereden — heute noch, vor Morgen, — deshalb flüſterte ich es dir zu! — was nun zu tun gegen des Vaters ſchrecklichen Plan. Ach, er liebt mich ſo zärtlich! Wie Unrecht iſt es, was ich jetzt tue! Unrecht gegen ihn und gegen die Mutter, die engelreine, engelgute!“ — „Geliebte, es ſoll deine einzige Heimlichkeit ſein. Hat der König den gedrohten Zwang aufgegeben, dann . . .“ — „Dann geſtehen wir alles von dieſer Nacht! Aber doch . . ., ich ſchäme mich ſo arg, daß ich hier bin.“ Und ſie verhüllte das Köpflein im Mantel. „Nein! Laß meine Hand!“ — „Es mußte doch ſein! Du ſagſt es ja ſelbſt. Wie gern wär' ich, dir dieſen Gang zu ſparen, zu dir geeilt!“ — „Unmöglich! In dem Frauenhaus zur Nacht ein Mann! Feſt zwar ſchläft Anaſtaſia, die alte Bajula, in dem Bett dicht neben dem meinen: — mich hörte ſie nicht entſchlüpfen und nun ſchläft ſie wohl fort, bis ich wieder in den Kiſſen liege. Aber dich, unſer Sprechen hätte ſie doch wohl gehört. Und auch in der Lateinſtunde geht es nicht mehr von heut' an. O wie ſelig waren wir da zu zweien! Da zuerſt iſt all' das ſo leiſe, leiſe, aber immer wärmer in mir aufgewacht! Die tief geheime, ſüße, ſüße Herzensfreude an deiner Stimme, deinem Auge — welch heißer Schauer . . .“ — „O du Geliebte!“ — „Nicht! Nicht mich berühren — hier — bei dir! — zur Nacht! Bitte, nicht! Rein muß alles ſein und bleiben an dieſer meiner argen Nachtfahrt. Aber wir ſind nicht mehr allein mit Ovid! Die Mutter

— ſollte ſie etwas ahnen? — hat von morgen ab dazu die Bajula an meine Seite befohlen. Und wir mußten doch einig werden: — noch vor Morgen. Höre denn: nie laß ich von dir, mein Einhart, im Leben und im Tod. Nie werd' ich eines andern. Eher ſterb' ich." — „O Königskind, was tuſt du für mich!" — „Was ich muß, weil ich dich liebe." — „Und du weißt es: ich brauch' es nicht zu ſchwören: du biſt die Seele meiner Seele: nie bin ich von dir zu ſcheiden!" — „Ich wußt' es, ich weiß es. Aber höre weiter: ich ertrage ſie nicht mehr, dieſe feige, unwürdige Heimlichkeit: laß uns das Geſchick, das uns droht, was es ſein mag, raſch herbeiführen und offen: willſt du? Ja, du haſt den Mut deiner Liebe. Auch das wußt' ich. So wollen wir morgen vor die Mutter hintreten und ihr alles geſtehn!" — „Ja; iſt's doch nur ein einz'ger Kuß!" — „Ihre Fürbitte beim Vater hoffe ich, denn du biſt ihr gar wert. Aber, täuſche dich nicht, Geliebter: er iſt oft unerbittlich. Und ſein Zorn kennt keine Schranken. Vielleicht — ja wahrſcheinlich! — ſehn wir uns morgen zum letzten Mal: er reißt uns auseinander — für immer." — „Gleichviel. Du haſt recht. Ein Ende dieſer Heimlichkeit!" — „Gut, mein Freund. Und nun — laß mich fort!" Sie erhob ſich von der Truhe. — „Schon? Schon jetzt? O weile noch!" — „Nein! Keinen Augenblick länger als nötig, als unerläßlich war. Aber laß mich erſt zum Fenſter hinausſpähen, öffne den Laden ein wenig! —, ob's dunkel, ob's leer iſt da unten."

Er ſchob den Laden ſacht zurück — da rief er: „Oh all ihr Heiligen! Was iſt das? Taghell! Der Vollmond! Aber das nicht allein: Schnee! Fußhoher, dichter Schnee. Während wir ſprachen —! Schnee überall." — „Was tut's? Ich ſcheue die Näſſe nicht!" — „Aber Kind! Deine

Fußſpuren! Du haſt das kleinſte Füßlein im Palaſt. Man wird, man muß erkennen, wer in der Nacht von der Schreibertür nach dem Frauenflügel . . .“ — „O Gott! Was tun wir?“ — „Komm nur hinab. Die kurze Strecke trag' ich dich auf meinen Armen.“ — „Nein, nein, nein,“ rief ſie, ſcheu, erſchrocken vor ihm zurückweichend bis an die Wand des Gemaches. „Rühr' mich nicht an! Du darfſt nicht!“ — „Nur auf den Armen . . . die paar Schritte!“ — „Nein! Eher lauf ich zur Mutter hinüber, wecke ſie, ſage ihr alles.“ — „Beileibe nicht: vor den Ohren des Königs! — Halt! Da kommt mir ein andrer Einfall: ich wate dir voraus durch den Schnee bis an den Brunnen: du dicht hinter mir: in jede meiner großen Fußſtapfen ſetzeſt du die zierlichen Schuhe: ſo gibt es nur eine — eines Mannes — Spur von meiner Tür bis an den Brunnen: das fällt nicht auf: oft wird vor Tag dort für uns Waſſer geholt: von dem hohen Brunnenrand aber biſt du mit einem Sprung auf den Eingangsſtufen eurer Türe: auf denen liegt kein Schnee: das Dach überragt ſie. Komm, Geliebte!“ Und er faßte ſie an der Hand, führte ſie leiſe auf den Zehen aus dem Gemach über den Gang, die Treppe hinab, zur Haustür hinaus und dann ſo wie geplant durch den Schnee: freilich das Mondlicht und der weiße Widerſtrahl beleuchteten den ganzen Hof, ſo hell wie Taglicht: aber in dem ganzen weiten Raum — das war nun auch genau zu erkennen — weilte kein Menſch. So gelangte die Jungfrau ſicher wieder in das Frauenhaus. In der Türe zog ſie die Schühlein aus, eilte die Treppe hinauf und ſchlüpfte in die Kiſſen, unbemerkt von der alten Bajula.

VI.

Aber nicht unbemerkt von andern Augen hatte das Paar den Schnee durchſtapft! Von Herrn Karl war nach ein paar Stunden der Schlaf gewichen, wie ihm das oft geſchah. Dann pflegte er ſich vom Lager zu erheben, ganz ſacht, um Frau Hildigard nicht zu wecken, und bei dem Licht der Häng-Ampel zu leſen: — immer wieder im „Gottesſtaat“ Sankt Auguſtins — oder auch auf einer Schiefertafel allerlei flüchtige Gedanken in kurzen Worten feſtzuhalten, um ſie am Morgen wieder zu überlegen, auch etwa mit ſeinen Räten zu erörtern. So hatte er auch dieſe Nacht getan. Er trat ans Fenſter, durch das der Vollmond jetzt helleres Licht herein goß, als die Ampel von der Decke her verbreitete. Allmählich entſank Tafel und Griffel ſeinen Händen auf das Fenſterſims und ſinnend, halb träumend ſah er empor zum Himmel, in das nun ſchon fern hinziehende Gewölk, in den immer ſieghafter hervortretenden Mond, der, widergeſtrahlt von der weißen Schneedecke, faſt blendenden Glanz verbreitete.

„Der erſte Schnee, der bleibt! Wie friedevoll, wie feierlich! Wie ſanft gleicht er alle Unterſchiede aus! Gleichmäßig legt er ſeine weiche, ſtille Decke unten auf die Pflaſterſteine, oben auf die runden Tor-Bogen wie auf die ſpitzzackigen Zinnen. Gleich: — friedevoll: — ſtill! Ein weißes Vorbild von dem dunkeln Tode. — Und der Mond, der volle. So ſcheint er jetzt auch herab auf Ronceval, auf Erichs Grab in der Steppe, auf jene vielen Sachſengräber an der Aller. War's wohlgetan? Ja, denn nicht für mich, für den Herrn Chriſtus. Ich tät's nochmal! — Und ſo ſcheint der Mond jetzt auch auf Rom und auf Sankt Peter. Ob wohl auch — zu dieſer Stunde — auf

Jeruſalem und meine Kirche dort, und zu Bagdad auf Freund Harums Palaſt? Weiß nicht! Muß morgen den Feinen fragen. Der Bub' weiß alles! Da drüben wacht er und forſcht, der Unermüdliche, ſeine Ampel brennt noch: durch den halb offenen Laden ſtrahlt ihr Licht! — Ei, was iſt das? Aus dem Schreibertor ſtapft in den Schnee ein Mann — ſo ſpät! Er wendet ſich um: ah, 's iſt Einhart! Und nun — aus der Tür — eine zweite Geſtalt — mantelverhüllt — ein Weib offenbar. Welche Sitten! Einhart! Aber wer, welche Nachtdirne . . .? Sie ſchaut umher — die Kapuze fällt: ah Emma, Emma! — Hildigard, Frau, wach auf!" Er ſchrie gellend: — „Raſch hierher — ans Fenſter! Du mußt es ſelber ſehen, — ſonſt glaubſt du's nie! Da ſchau: Emma und Einhart! Sie kam aus ſeiner Tür. Ah, bei Gottes Zorn, ſie ſollen's büßen!"

VII.

Und ſie büßten ſchwer. Mit Mühe hatte die Mutter den Zornwütigen abgehalten, ſofort in der Nacht Lärm zu ſchlagen, beide Liebende in Haft zu nehmen. Endlich ſah er ein, daß er das Ärgernis, die Schande dem Palaſt — und den Eltern! — füglich ſparen könne: das junge Paar ahnte ja nichts von Gefahr, dachte nicht an Flucht. Aber ſobald das Leben im Hauſe erwacht war, — ruhelos, raſtlos, war Herr Karl all' dieſe Stunden hindurch tobend, knirſchend, ſtöhnend durch das Gemach geſchritten, während Frau Hildigard leiſe weinte, — befahl er dem Seniſkalk Audulf, Einhart in deſſen Gemach für verhaftet zu erklären und einen Scharmann vor die Türe zu ſtellen mit dem

Befehl, ihn, wolle er entweichen, niederzuſtoßen. „Die Bajula jedoch, die alte Kupplerin . . .“ — „Aber Karl!“ ſeufzte die Frau. „Das glaubſt du ſelbſt nicht von ihr!“ — „Oder ſchläfrige Schnarch-Muhme! Hinunter mit ihr in den Strafkeller der Mägde! Die Nachtfahre aber bleibt eingeſperrt in ihrem Gemach: — du gehſt nicht zu ihr.“ — „Nicht alſo! Die Mutter gehört zum Kinde, jetzt mehr als je. Ich bin mit ſchuldig: wie konnt' ich ſoviel Jugend, ſoviel Schönheit ſich allein überlaſſen! Zu ſpät kam mir die Vorſicht. Ich büße mit, was ich mit gefehlt.“

Die Geſchäfte des Tages brachte auch dieſer ſchlimme Tag. Der König erledigte ſie finſter, ſtumm: ſeine Gedanken, ſeine Schmerzen weilten nur bei dem einen. Schweigend wiederholte er ſich immer wieder die Worte: „Mehr als alle meine Kinder hab' ich ſie geliebt, mehr als alle Freunde — nach Roland! — ihn. Wie hab' ich ihn geehrt, überſchüttet mit Gunſt und Ehre! Nun wartet, beide!“

Er hatte eine Weile daran gedacht, das Pfalzgericht zu verſammeln, öffentlich als Ankläger aufzutreten — der Pfalzgraf hätte an ſeiner Statt den Vorſitz übernommen — und ein Strafurteil wegen Verletzung der Palaſtzucht zu beantragen. Von dieſem Zorngedanken, der ſein Haus im ganzen Reich und draußen bei Freund und Feind würde vermehrt haben, kam er bald ſelbſt zurück. Aber unerbittlich, unwiderruflich hatte er beſchloſſen, das Paar für immer zu trennen und ſchwer zu ſtrafen. Um feſt zu bleiben, hatte er ſogar — gegen ſeine Art! — ſeiner Gattin wiederholte Verſuche, ihn zu ſprechen, mit allerlei Vorwänden von Geſchäften abgewieſen.

Zum Mittagmahl war er nicht erſchienen, ſondern mit

ein paar Jägern ausgeritten in den nahen Rheinwald und hatte dort nach raſendem Rennen einen haſtigen Jagdimbiß eingenommen.

Spät am Nachmittag zurückgekehrt, fand er der Königin ſchriftliche Anfrage vor, was er beſchloſſen habe? Er ſchrieb unter ihre Zeilen kurz: „Trennung für immer. Einkloſterung. Er geht als Mönch in mein neues Kloſter zu Hamburg, den heidniſchen Dänenkönig Sigfrid zu bekehren und deſſen grimme Jarle: noch keiner iſt wiedergekehrt von dieſem frommen Werk. Und ſie geht auf Lebenszeit in das ſtrengſte Kloſter meines Reichs und an deſſen andere Ecke: zur heiligen Cäſaria nach Arles. Willſt du mich heute noch ſprechen, mach' ich zur Bedingung, daß du keine Fürbitte wagſt." Dann ſiegelte er ſelbſt das Schreiben und ſchickte es ihr aus ſeinem Arbeitsgemach, wo er ſich in Papſtbriefen und Kapitularien-Entwürfen vergrub.

VIII.

Nach einigen Stunden — ſchon waren die Wachskerzen in den hohen Bronze-Leuchtern entzündet — ließ ſich die Königin melden und trat ein.

Er verharrte in dem Sitz an dem Urkundentiſch, wo er ihr den Rücken zukehrte, ohne umzuſchauen. „Du weißt," ſprach er in rauhem Ton, „unter welcher Bedingung . . .: komm nicht, um zu bitten."

„Nein, ich komme, um Abſchied zu nehmen."

So erſchreckend ernſt, ſo grabesfeierlich kam das heraus in der geliebten Stimme — ſonſt ſo andern Klanges! —: — es zog Herrn Karl herum in ſeinem Schreibſtuhl: er

ſah ihr ins Antlitz — und da, da riß es ihn empor. Entſetzt ſprang er auf: „Hildigard! Du ſiehſt aus als wäreſt du geſtorben!“

„Ich bin geſtorben. Für die Welt und zumal, o Karl, für dich. Ich lebe nur noch Gott, der Reue, der Buße. Leb wohl, Herr Karl. Ich hab' dich ſehr geliebt. Ach — allzuſehr. Dies goldne Ringlein, — es umſchloß all' mein Glück! Da . . . da!“

Die Stimme verſagte ihr unter Tränen. Sie ſtreifte den Ehering vom Finger, küßte ihn und legte ihn leiſe auf den Urkundentiſch. „Leb wohl!“ Sie wankte zur Türe. „Halt!“ rief Herr Karl, ſie am Arme haſchend. „Welcher Wahnſinn! Wo — wohin willſt du?“ — „Wohin ich gehöre: ins Kloſter! Nach Arles: zur heiligen Cäſaria.“ — „Was . . . was fällt dir ein?“ — „Das Notwendige. Du haſt mein Kind — o fürchte nicht, daß ich bitten werde! — dazu verurteilt: nicht ſchelte ich dein Urteil. Sie hat ihren Geliebten aufgeſucht, heimlich zur Nacht: zwar einmal nur, zum erſtenmal: es ſollte auch das letzte Mal ſein.“ — „Ah, wer weiß!“ lachte er grimmig. — „Ich weiß: meine Tochter belügt mich nicht. Sie wollten ſich beſprechen gegen deinen — plötzlichen — Heiratsbeſchluß und heute noch wollten ſie ſich mir entdecken.“ — „Ah, glaubſt du?“ Er zuckte die Achſeln. — „Nein: ich weiß: ſolche Verzweiflung täuſcht nicht. Und nicht ein Kuß iſt geküßt worden in dieſer Nacht. Nein, Karl, zweifle nicht: es wäre deiner unwürdig: ſchau dem Kind ins Auge.“ — „Und wenn! — Und wenn auch all das wahr wäre . . .“ — „So bleibt es Unrecht und du kannſt es ſtrafen, ſtrenge ſtrafen.“ — „Nun alſo!“ — „Aber dann ſtrafe gerecht — wie Herrn Karls Ruhm iſt vor aller Welt! — wie die Tochter — — die Mutter.“ — „Wie? Was meinſt du damit?“

Da trat ſie einen Schritt näher und ſah ihm tief in die Augen: „Haſt du vergeſſen? So ganz vergeſſen? Freilich, viele Jahre ſind's: da war in Schwabenland am Neckar ein Mädchen erwachſen — ach nein, ein Kind kaum aufgeknoſpt! — dreizehn Jahre alt. Und da kam ein Gewaltiger und ſah das Kind und er fand Wohlgefallen an dem Kind. Und er wollte, er ‚mußte' die Kleine haben. Und die Eltern, hochgeehrt und hochbeglückt, ſagten freudig Ja. Und ſie — die Kleine?" — Da traten Tränen in die hellen Augen: „Wie hätte ſie nicht Ja ſagen ſollen? Ihn nicht lieb haben, nicht den Gewaltigen anbeten in ihrem kindlichen Herzen? So ward ſie ſeine Braut. Das war vor Weihnachten, in drei kurzen Monaten, zu Oſtern, ſollte die Hochzeit ſein. Aber . . .:" ſie ſtockte, ſie errötete über und über, griff nach der Lehne des Stuhles, endlich fuhr ſie fort: „Aber der Wilde, Ungeduldige, Heißbegehrende, — er konnte, wollte nicht einmal ſo kurze Zeit warten, nicht warten, bis dieſer Ehering . . . Und ſie? Ach, er ruhte nicht, bis ihm das Kind den Willen tat. In dem Schloß der Eltern ging's nicht an: da . . . da ging ſie heimlich zu ihm. Nicht einmal — o nein, wochenlang! Der Schnee fiel damals wie heute, wann ſie ſich nachts zu ihm in das Tannicht ſtahl, in die Jagdhütte. Und oh — es blieb nicht beim Kuß . . ." — Da brach ſie aufſchluchzend ab und verbarg die Augen in den Händen.

„Hildigard! Vorwurf nach ſo vielen Jahren!"

Gleich richtete ſie ſich wieder auf: „Vorwurf? Nein! Aber trifft mein Kind, mein unſchuldig reines Kind um ach! ſo viel geringere Schuld ſo ſchwere Strafe, ſo muß ich ſie teilen. Ehrlos wär' ich ſonſt. Leb wohl, mein Karl!"

Da ſtürmte er auf ſie zu, ſchloß ſie inbrünſtig in die

Arme, küßte ihre Stirne, Augen und Mund und rief: „Hildigard, geliebtes Weib! Vergib! Vergib für damals und für heut'. Ich mach' es gut. Nimm, bitte, nimm den Ring zurück, — den Ring, der all mein Glück! Und eile zu ihr. Ich gehe zu ihm. Morgen, morgen ſoll die Hochzeit ſein!“

IV.

Herrn Karls Recht.

Frau

Klara von Hase

freundschaftlich zugeeignet.

I.

Hoch, herrlich und freudig hielt Herr Karl, der Kaiſer, Hof in ſeiner Pfalz zu Aachen. Ja, auch freudig, trotz der großen Aufgaben, die von allen Himmelſtrichen her auf ſein Haupt gehäuft — oder von ihm ſelbſt herangezogen — wurden: denn Herr Karl war größer als ſie alle. Und ſeine all' überwindende Lebenskraft und Lebensfreudigkeit brach durch jene Laſten immer wieder wie Springquell durch Schutt und Geröll: beim hallenden Horn der Jagd zumal vergaß er raſch und völlig die Sorgen der Herrſchaft: er liebte das edle Weidwerk.

So hatte er denn auch an einem Frühtag des von ihm ſo benannten „Winnemanoth" — des Mais — „den ganzen Palaſt," Männlein und Weiblein, Laien und Geiſtliche, Palaſtgeſinde und Palaſtgäſte geboten und geladen zu einem großen Jagen auf all' das zahlreiche und mannigfaltige Wild, das ſich damals noch in den Wäldern, Sümpfen und Heiden öſtlich von Aachen gegen den Rhein hin barg. Sieghaft hatte die Morgenſonne bald nach ihrem Aufſtieg die ſilbergrauen Nebel des Flußgeländes durchbrochen: trillernd grüßten ſie, immer höher ſteigend, die Lerchen.

Schon lange hatte in dem von hohen Mauern und geſchloſſenen Toren rings umhegten Palaſthof die große Menge der geladenen Jagdgäſte ſich geſchart: die edeln

Roſſe ſtampften und ſcharrten, ungeduldig des Aufbruchs, die klugen, „Wild gehrenden“ Hunde jeder Art, von den mächtigen „Bären-Stellern“ zu den ſchlanken „Hirſchjägern“ und den ſchwimmkundigen „Bieberern“ und „Otterern“ gaben hell Geläut und zerrten die jungen Meutewärter vorwärts gegen die Tore hin. Zahlreich ſaßen ſchon im Sattel die Großen des Palaſtes, Kronvaſſen, Grafen: aber auch gar mancher Biſchof, mancher Abt, den von dem kanoniſchen Jagdverbot ein höherer Amtsbruder entbunden hatte: oder wohl auch die eigene fröhliche Weidluſt. Diener, Jäger jeder Jugend, jedes Alters füllten den Hof; zumal auch die Falkner, auf ſilberner, aber mit weichem Wolltuch überzogener Stange die noch gekappten edeln Jagdvögel tragend, den Wanderfalk von Island oder den ſcharfen Blaufuß von dem flandriſchen Falkenwert: ſchrill gellte der den Kampfruf hervor.

Plötzlich ſchmetterten in das Wiehern und Scharren der Roſſe, das Gebell der Rüden, das Schwatzen und Lachen der Jäger hinein zwei hallende Hornſtöße von der oberſten Stufe, der Baluſtrade der Porphyrtreppe des Hauptgebäudes: auf flogen von innen die Flügel der Doppeltür: über die Schwelle trat eine gewaltige Heldengeſtalt, um Hauptes Länge alle überragend: Herr Karl. Freundlich grüßend ſchritt er die Stufen hinab: da verſtummte alles, auch der Hengſte Gewieher und der Rüden Gebell. Hinter ihm drein wogte aus dem Innern des Palaſtes eine blendende Fülle von jugendlicher Schönheit: Herrn Karls wunderherrliche Töchter, die ſchönſten Mädchen — ſo rühmte man — in ſeinem weiten Reich, gefolgt von ganzen Scharen edler Jungfrauen, die auch — denn die Herrinnen hatten ja keinen Vergleich zu ſcheuen — aus den hübſcheſten Adelstöchtern am Hofe gekoren wurden: ſo huldreich wie vornehm dankten ſie den jungen Palatinen,

die ihnen, die Stalldiener zurückdrängend, eifrig die Hände unter die Sohlen hielten und ihnen so auf den Rücken der Pferde halfen, welche sie, wie Männer reitend, kräftig mit den Schenkeln umspannten. Herr Karl aber schwang sich ohne Hilfe auf den starken friesischen Eisenschimmel, der ihn mit freudigem Wiehern begrüßte, hob die Rechte, rief laut schallend: „Hallhà, Hallhà!“, das Tor des Palastes drehte sich in seinen schweren Angeln und hinaus ins Freie brauste der laute, farbenprächtige, der freudige Zug.

II.

Nicht als Jäger, nur als Begleiter des Jagdzugs hatten sich angeschlossen zwei Geistliche, welche die eigne Gewandung und die Ehrerbietung des Gefolges als hohe Kirchenfürsten erkennen ließen. Nur den Anfang des Rittes machten sie mit auf ihren Maultieren: als die Sonne höher stieg, bogen sie im Eingang des Waldes links ab zur Seite in einen schattigen Talgrund, wo an dem Ufer eines silberhellen Baches die achteckigen Zelte von buntgestreiftem Linnen aufgeschlagen waren: hier sollte nach vollendetem Weidgang das Jagdmahl die Zurückkehrenden erwarten.

Der eine, der Dunkelhaarige, Schlanke, ließ sich von den Reitdienern aus dem Sattel helfen, der Blonde, Breitbrustige wies die diensteifrigen Hände zurück und schwang sich, trotz seines reifen Alters und der weißen Haare, leicht auf die Erde: „Nein,“ lachte er, „alleweile reicht's noch vom Eselsrücken herab: vor kurzem war's auch vom Kampfhengst herunter nicht zu hoch. — Kommt nun, ehrwürdiger

Bruder, — dorthin, in das zweite Zelt. In dem wollen wir die Rückkehr des Herrn Kaisers abwarten. Einstweilen kann ich Euch, Bruder Theodulf, gar manches, nach dem Ihr fragtet, beantworten, — vertraulicher hier, als in dem Palast, wo zehn horchen, wann einer spricht. — So, herein in das Zelt! Da ist ein Faltestuhl für Euch — ich, alter Jäger, sitze lieber auf des Herrgotts grünem Waldmoos." Damit ließ er sich auf den weichen Rasen niedergleiten. „Nun, ihr Akoluthen, geht nur. Macht, daß ihr hinauskommt. Und draußen, — nicht horchen! Ihr hört durch die Wände, aber ich sehe durch sie."

Als nun die Bischöfe allein waren, rief der ältere mit herzgewinnender Stimme, während die frischen blauen Augen freundlich auf den Genossen leuchteten: „Willikumm, Herr Theodulf! Mögt Ihr alles hier am Hofe finden, was Ihr sucht."

Der Begrüßte, dessen dunkle Farben, feingeschnittene Züge und zierliche Gliedmaßen Beimischung romanischen Blutes bezeugten, antwortete der bajuvarischen Ansprache auf Lateinisch: „O Herr Arno, schon hab' ich unsagbar mehr hier gefunden als ich gesucht. Ich bin geblendet von all' dem Glanze des Palastes. Aber am meisten doch . . ." — „Von ihm, von Herrn Karl! Ja, den muß man erst gewöhnen," nickte Bischof Arno. — „Aber wie kommt's, daß Ihr erst jetzt den Hof aufsucht, doch lange schon dem Kaiser wert?" — „Ich fand viel Arbeit vor in meinem Bistum Orleans: geistliche und — weltliche! Diese hat mir des Kaisers eigner Sohn, Herr Ludwig, gar leidig gemehrt." — „Da steht Ihr nicht allein," lachte der Bischof. „Aber neben der vorgefundenen und aufgedrängten Arbeit macht Ihr Euch selbst viel andere — im Dienst der Musen: man rühmt Euch den ersten ‚Poeta' der Zeit."

Der Belobte winkte ab mit der kleinen, feinen Hand und lächelte: „Und wär' es wahr, — ſo wär's recht wenig. Was ſind wir alle, ſelbſt Abt Angilbert, gegen Vergil!“ — „Das laßt nur nicht Freund Alkuin hören,“ lachte der Bajuvare. „Der iſt mir faſt allzu fromm geworden, er bereut all' die Zeit, die er auf dieſe ſündigen Heiden gewendet.“ — „Nun, ich bereue ſie nicht. — Es mag in meinem halb römiſchen Blute liegen.“ — „Ihr ſeid doch Gote?“ — „Ja, von der Schwertſeite! Aber... eine alte Sage unſres Hauſes nennt flüſternd meinen Ahn Roderich, den letzten Gotenkönig, und meine Ahnfrau Domina Cava, die ſchöne Römerin.“ — „Oh ich weiß! Man ſingt noch manch Lied von dieſer heißen Liebe. Sie war ſo heiß, ſie konnte die geiſtliche Segnung gar nicht abwarten. Der junge Gotenkönig pflückte ſie gar raſch, die ſchönſte Blüte von Toledo.“ — „Mag ſein: 's war Sünde, ſchwere Sünde! Vielleicht aber rührt daher des ſpäten Enkels Freude an, — wie ſag' ich nur? — am Glanz des Schönen!“ — „Hm,“ lächelte Herr Arno, „die Freude daran hätten andere Leute wohl auch. Aber Ihr könnt dieſes Teufelszeug, das man ſchön nennt, nicht nur genießen, — auch ſelbſt ſchaffen.“ — „Ach, ſchlecht! — Aber mich daran berauſchen, — ja! Ein fruchtreiches Tal, lachend im Sonnenſchein, ein Heiligenbild auf Goldgrund am Rand einer Handſchrift, der Bau Herrn Karls — und Einharts! — an der Marienkapelle dort neben dem Palaſt, der Klang der römiſchen Orgel darin: — ſie entzücken mich. Aber auch — wovon ich anhob! — der Glanz, die Lebenspracht an dieſem Hof! Wie ſie da aufbrachen zur Jagd, die Mädchen, die Männer, Herrn Karls herrliche Töchter, ihre Jungfrauen, die Palatine, ihre Tracht, die prachtvollen Roſſe, die . . .“ — „Ja, ja,“ ſchmunzelte der Bayer, „'s iſt ſchön. ‚Argſchön,‘ ſagt man bei uns

an der Salzach. Manchmal zu ſchön, murren manche Leute.“ — „Kann etwas auf Erden auch zu ſchön ſein?“ — „Ei, das kommt darauf an. Ich kann viel davon vertragen, — andre nicht. Da iſt König Ludwig . . .“ — „So? Nun im Vertrauen: gerade gegen den zu klagen und wie er waltet in ſeinem Aquitanien, — deshalb kam ich her. Wir haben Güter dort: er ſollte doch einſehen, daß Thron und Reich beruhen auf den kleinen Freien, die ſein weiſer Vater ſchützt: er aber unterdrückt unſere Freibauern, verſchenkt ſie als Eigene an . . .“ — „An ſeine Schmeichler und Ausſauger. Auch hier am Hof: da iſt der Abt Caſtinus . . ., nun, findet ſie ſelbſt heraus. Ich mag ſie nicht angeben. Aber König Ludwig und ſeinen Nächſten, rat' ich, deckt ſie nicht auf, Eure Freude an dem ‚Schönen‘, wie Ihr ſagt, an ſündiger Weltluſt, wie jene ſchelten. Und leider! muß man zugeben: an dieſem Hof geht's manchmal allzu — nun, man darf ſchon ſagen: allzu luſtig zu. Habt Ihr ſchön Rothtrud geſehen, des Kaiſers älteſte Tochter, auf ihrem Rappen und an ihrer Seite den Grafen Rorich von Maine?“ — „Ja! Welch prächtig Reiterpaar!“ — „Und auch ſonſt ein Paar! — Und Bertha, die blonde, üppige, des Vaters ſtolzes Ebenbild?“

Theodulf nickte freudig: „Und an ihrer Linken Abt Angilbert von Saint Riquier. Sie ſprach ſo geheim zu ihm von Sattel zu Sattel, als wollte ſie ihm beichten!“ — „Nicht nötig!“ lachte Herr Arno. „Er kennt ihre ſüßeſten — nein, wohl ihre einzigen — Sünden: er hat ſie mitgeſündet.“ — „Ei, ei!“ — „Und was ſagt der Herr Kaiſer hierzu?“ — „Nichts ſagt er! Verheiraten will er ſeine ſchönen Töchter nicht und ſie hergeben, weil er — wie Ihr, Herr Poeta! — ſich gern an ihrem Glanze ſonnt. Und die Wahrheit iſt: es fehlt ſeit dem Tode von Frau

Hildigard, — des einzigen Weibes, das er wahrhaft geliebt! — den Mädchen die Mutter, dem Palaſt die Zucht der Hausfrau. So treiben es denn Pfalzfräulein und Palatine ſo, — nun ſo unbefangen, daß die heilige Mutter Kirche ihre beiden ſonſt ſo ſcharfen Augen zudrücken muß: denn mit ihrem größten, aber etwas eigenwilligen Sohne darf ſie's nicht verderben. Ich, ich ſag' ihm wohl zuweilen die Wahrheit, aber mit mehr Zorn als Erfolg. So läßt er's am Hofe gehen wie es geht. Und es geht recht luſtig! Denn dem Beiſpiel der Töchter — Herr Karl ſieht an ihnen nur die Schönheit! — folgen gar viele ihrer Edelmädchen. So daß König Ludwig — der iſt nun wieder allzufreudenfeindlich! — ein Kapitular durchſetzte beim Kaiſer, ..." — „Ah, ich weiß: ‚über die Zucht im Palaſte'."

„. . . Wonach ein Palaſtfräulein, das, unverlobt, geheimen Verkehrs überführt wird mit einem Geliebten, auf Lebenszeit ins Kloſter wandert, dem all ihr Gut verfällt, wie der Buhle vermönchtwird. Da ging laut Wehklagen durch unſre Palaſt-Täublein! Gar manches Kloſter aber freut ſich vielmehr der holden Sünderinnen als der Unſträflichen und ſegnet das Kapitular und Herrn Ludwig."

Biſchof Theodulf zuckte die Achſeln. „Ja freilich, Poeſie und Unzucht ſind zweierlei. — Aber ſagt, iſt es wahr, daß König Ludwig von ſeinem Vater verlangt hat, der ſolle die alten Sagen ins Feuer werfen, die er ſorgfältig hat aufzeichnen und ſammeln laſſen?" — „Ja, verlangt hat er's einmal. Aber er tut's gewiß nicht wieder! Herrn Karls Zorn zweimal reizen, — das wagt nicht der eigne Sohn. Und ohnehin iſt wenig Liebe lebendig zwiſchen Vater und Sohn: allzugroß und ſtark iſt jener, allzuklein und ſchwach dieſer. Er hat kein Mark. Er läßt ſich leiten, ohne Leitung kann er nicht einen Schritt gehen.

Ein Glück, daß der Himmel Herrn Karl zwei andere Ehe-Söhne gegeben hat . . .“ — „Den gleichnamigen, Karl, den tapfern, und Pippin, den klugen Feldherrn,“ nickte Theodulf. — „Wehe dem Reiche, ſtürben ſie vor dem Kaiſer.“ — „So ſchwer wird uns der Herr nicht ſtrafen! Ich kenne den Sohn Karl gut: er pflegte im Herbſt bei uns an der milden Loire der Wunden, die er im Sommer bei ſeinem Sieg über eine Slavenhorde in Böhmen davongetragen: Eure Nachbarn ſind's, Herr Bajuvare: die Tſchechen.“ — „Verſchlage ſie der Donner, die Viehdiebe, die ſtumpfnaſigen!“ rief Herr Arno zornig. Dann bekreuzte er ſich und ſprach: „Heiliger Hrudpert, bitt' für mich! — Verzeiht auch Ihr mir Sünde und Ärgernis, Herr Amtsbruder!“ — Aber der lachte und fuhr fort: „Der Wunde hatte bei ſich einen jungen Helden, den liebte und lobte er gar ſehr.“ — „Ja, ja,“ nickte der Biſchof von Salzburg, „den Grafen Heertroſt von Verdun!“ — „Ein junger Adler! Der war auch getroffen worden von einer Wurfkeule jener Räuber, als er den Kaiſerſohn mit ſeinem Leibe deckte und ihm den ſchwankenden Sieg erkämpfen half. Herzlich dankte ihm der junge Karl und er liebt ihn wie einen Bruder.“ — „Wohl wärmer als — Herrn Ludwig! Iſt auch leichter.“ — „Und reich dankte dem Helden der Vater, gab ihm in jungen Jahren — gleich nach jenem Sieg — die Grafſchaft und die Feſte von Verdun! Ich meine, ich ſah ihn unter den Jägern?“ — „Ja, neben einer vielſchönen Jungfrau . . . Aber horch! Vom Rhein her tönen die Hörner! Die Weidgäſte kommen zurück. Wenigſtens die Früheſten! Auf, ihnen entgegen!“

III.

Während, wie Bischof Arno richtig erkannte, die meisten Jägerinnen und Jäger die Zelte aufsuchten, fehlten doch gar manche, die Jagdeifer oder Verirrung vom gebahnten Wege noch fern hielten. Zu diesen zählte wohl auch ein junges Paar, das sich mit ganz erstaunlichem Fleiße der edeln Falkonierung hingegeben hatte. Gar bald, nachdem man sich den Altwässern des Rheines genähert hatte, in denen Reiher und andere Stelzer und Wasservögel in Menge fischten, hatte ein gar stattlicher junger Palatin, den Fürstin Bertha mit schalkhaftem Lächeln eine ihrer Pfalzjungfrauen „zu behüten" beauftragt hatte, dem Falkenträger den Jagdvogel abgenommen und ihn wie alle Begleiter an die Zelte zurückgeschickt.

Der Weg an die besten Reiherstände führte in das dichteste Ufergebüsch, wo Erlen und Weiden in undurchdringbares Schilf übergingen, zuweilen auf der Landseite überragt von uralten Eichen. Eine gute Strecke vom verschwindenden Pfad ab rheinwärts trabten noch der weiße Zelter der Jungfrau und das Braunroß des Reiters: nun waren beide ganz von Busch und Baum umhegt: nichts regte sich: nur aus dem Uferschilf klang herüber der melodische Ruf des scheuen Rohrsängers. — — Da hielt der Reiter beide Pferde an und nach einem langen, vorsichtig spähenden Blick nach rückwärts sprang er ab, setzte den bekappten Falken auf das Moos, warf seinen dunkelgrünen Jägermantel über ihn und eilte stürmisch zurück an die Seite des weißen Paßgängers: hier ließ er sich auf ein Knie nieder und hob beide Arme zu der Reiterin empor, die sich anmutig, aber sehr scheu, zu ihm niederneigte, daß

die Wellen des blonden Haares aus dem blauen Seidenband ihrer Stirn zu ihm herabfluteten.

„Endlich!“ flüſterte er hinauf. „Endlich allein, Milta! Nun laß uns — einmal! — zum Abſchluß kommen. Wie lang erſehn' ich dieſen Augenblick! Die Merker, die Späher im Palaſt ſind ja überall. Noch immer harr' ich auf dein letztes, dein bindendes Wort. Deinen Muntwalt hoff' ich zu gewinnen: freilich wann? Siech liegt der Alte im fernen Bordeaux. Aber was kümmern und was helfen mich alle Muntwalte des Frankenreiches! Dein Ja, dich muß ich gewinnen! Und ſo bitte ich dich und frag' ich dich, Milta: . . . ich darf ja wohl hoffen, du biſt mir — ein klein wenig! — gut. Aber iſt es dir todesernſt wie mir? Was auch kommen, hemmen, drohen mag, willſt du dich mir verloben? Jetzt — in dieſer Stunde — im Angeſicht von Gottes heller Sonne? Biſt du meine Braut vor Gott von Stund an? Soll's auch dein Muntwalt hören? O ſprich, ſprich! Laß mich nicht qualvoll harren! Die Stunde drängt: wir müſſen zurück! O ſprich!“ Und er ſprang auf und ſchlang die beiden Arme um den ſchlanken Leib. — Da beugte ſich das ſchöne Mädchen noch tiefer herab und drückte leiſe, ganz leiſe einen Kuß auf ſeine Stirn: „Ja,“ flüſterte ſie, „Heertroſt, mein Trautgeſell, dein bin ich, dir anverlobt vor Gott und ſeiner Sonne.“ — Nun bog er ihr Haupt herab und küßte ſie dreimal auf den Mund: „Verlobt und verbunden für immerdar,“ ſprach er feierlich.

„Horch! Was war das?“ rief ſie, erſchrocken ſich aufrichtend. „Dort — bei der Eiche . . . der Donarseiche — nein, Sankt Hubertuseiche muß man jetzt ſagen.“ — „Jawohl, ein Fußtritt . . . es knackt in den Zweigen,“ ſprach Heertroſt ſcharf hinblickend. „Aber es war nur ein Hirſch . . . ein weißer, ſieh . . . da bricht er flüchtig

durch die Weiden." — „Nun komm, raſch zurück," mahnte Milta. „Noch dürfen ſie nichts merken, bis du meinen Muntwalt . . ." — „Wohl! Aber wann, wo ſeh' ich dich wieder? Und allein?"

Einen Augenblick ſann ſie nach: dann ſprach ſie: „Ja, manches iſt noch zu bereden: du mußt zu meinem Muntwalt eilen, mußt ihm einen Brief meines Vaters geben: — ich hab' in der Truhe im Palaſt einen Brief, darin er — kurz vor ſeinem Tod — meinen Ehebund mit dir ihm empfahl. Deshalb — den Brief muß ich dir geben, — muß es . . . für einmal! . . . heimlich ſein. Dann nie wieder!" — „Schon recht! Aber wann, wann?" — „Nächſten Sonntag Nacht hab' ich in dem Saal vor dem Schlafgemach der Fürſtin Bertha die Nachtruhe . . ." — „Nun, aber die Fürſtin?" — Da lächelte die Jungfrau und errötete ein wenig: „Sie wird uns in jener Nacht erſt ganz ſpät ſtören. Sie . . . ſie betet dann in Abt Angilberts Kapelle." — „Gott geb' ihr lange Andacht!" lächelte Heertroſt. „Noch einen Kuß! Nun komm, Herr Falke: leicht war heut' dein Beizwerk." Und er hob den Mantel, warf ihn über die Schultern, ſetzte den Vogel mit deſſen „Händen" auf die rechte Fauſt, ſprang in den Sattel und eilfertig ſprengten beide auf dem kaum wahrnehmbaren Pfad durch das Weidengebüſch auf die Jagdſtraße zurück.

Alles war ſtill an dem Ort des glücklichen Verlöbniſſes: der Rohrſänger ſang noch immer fort: und jetzt freute ſich hoch in den Lüften auch eine trillernde Lerche der Sache. Auch einſam ſchien es hier. Aber es ſchien nur ſo. Nachdem der Hufſchlag der beiden Pferde verklungen war, trat hinter dem breiten Stamm der Eiche ein Mann hervor: der nickte leiſe vor ſich hin mit dem Haupt. Dann folgte er langſam den eilenden Roſſen.

IV.

Nachdem das Weidmahl in den Zelten beendet war, ſetzte ſich der ganze Zug der Reiter und Fußgänger wieder in Bewegung und kehrte nach Aachen in das Palatium zurück.

Offenbar abſichtlich verlangſamte den Schritt ſeines reichgeſchirrten, mit Purpurquaſten am Kopfe geſchmückten Maultieres ein höherer Geiſtlicher, den ſeine Ordenstracht als Abt eines Benediktiner-Kloſters, das glänzende Schwarz der Augen aber und des Haares, ſowie die olivenbraune Hautfarbe als Romanen aus Südgallien erkennen ließen. Seinen Rittgenoſſen, der auf mächtigem Rapphengſt raſcher vorwärts drängte, haſchte er jetzt mit der Rechten an dem braunen Jägermantel und bedeutete ihm mit kaum merklich gehobenem Finger, die nächſten Berittenen vorüber und voraus zu laſſen. Bald zählten ſie ſo zu den letzten des Zuges, der nun aus dem Jagdwald hervor auf die alte, noch gut erhaltene Römerſtraße von Düren nach Aachen gelangte. Der Abt ſah vorſichtig zurück: dann begann er: „Hier kann niemand horchen, wie in der Pfalz. Und Geheimnis iſt notwendig, ſoll's gelingen. Freund Wintrio aus Schwabenland, getreuer und eiſenfeſter Schirmvogt nicht meines Kloſters, nein, Sankt Severins ſelbſt . . .“

Bei dieſem Namen ſchlug der waffenklirrende, hünenhafte Reiter ein ungefüges Kreuz über den breiten Ringpanzer der Bruſt und ſprach andächtig: „Der möge mir im Jenſeit vergelten, was ich alles diesſeit des Grabes für ihn getan — 's iſt recht viel! — und noch tun werde mit Schwert und Speer, gibt er mir recht langes Leben. Amen.“ — „Das wird er ſicher tun: die Heiligen ſind weder vergeßlich noch undankbar.“ — „Dafür ſind's

Heilige," brummte der Rieſe in ſeinen breiten, rotbraunen Bart. „Wäre auch ganz abſcheulich — gar nicht heilig! — von ihnen, wollten ſie — beiſpielshalber! — vergeſſen, wie ich die frechen Seeräuber, die Araber, aus Sankt Severins Weingärten an der Garonne vorigen Herbſt vertrieb. Noch ſchmerzt der Pfeilſchuß — mit heidniſchem Widerhaken! — in der Hüfte." — „Die Wunde wird Euch reich vergolten, — noch im Diesſeits." — „Iſt mir auch lieber. Denn was ich drüben eigentlich verlangen ſoll, — unter all den Seraphen und dem Harfenzupfen — das iſt mir wie ein Nebel auf dem Bodenſee." — „Man wird das für Euch wählen." — „So? Wenn's mir dann nur taugt!" — „Aber nun merkt auf! Was ich Euch neulich zuraunte als Vermutung, — heute ward mir's gewiß. Die beiden — ſie lieben ſich, in ſündiger weltlicher Liebe." — „Hm, kann's ihnen nicht verdenken, allen beiden. Der Bub' iſt friſch und das Maidle, — na, ich wär' ihm auch nicht feind, Herr Abt Caſtinus." — „Mag Euch Sankt Severin ſolch' ſündige Wallung vergeben! Was kümmert ſeinen Kloſtervogt ein hübſches Lärvlein? Wollt Ihr die reichen Güter dieſer Damicella dem Heiligen als Allod und — merkt fein auf! — Euch ſelbſt als Vogteigut gewinnen? Wollt Ihr? Oder ſoll der Bräutigam all' das unter ihrem Kopfkiſſen finden am Morgen nach der Hochzeit?" — „Iſt mir ſchon lieber, der Heilige und ich teilen uns darein. Sind prachtvolle Jagdwälder — kenne ſie ja! — wimmeln von Rot- und Schwarz-Wild. Und der Wein auf den ſonnigen Hügeln der Garonne — whiff!" Er ſchnalzte mit der Zunge und ſtrich die bärtigen Lippen. — „Und obenein — hinterher auf Sankt Severins Fürbitte — die ewige Seligkeit." — „Ja . . ., aber die eilt nicht." — „Nun, die Fürbitte könnt' Ihr brauchen, mein' ich, tapferer Vogt. Küſſen ſonder Ehering, jagen

am heiligen Sonntag, ſaufen und fluchen an allen Tagen, ein bischen Totſchlag aus Jähzorn . . .“ — „Hört auf!“ bat der Starke gar kläglich. „Ich weiß das ja: alles! Und noch mehr!“ — „Nun alſo! Helft, die beiden überführen: dann verfällt — nach dem neuen Kapitular — das ganze Erbe des ſchuldigen Pfalzfräuleins dem monasterium loci . . .“ — „Was iſt das für ein Ding?“ — „Dem jenen Gütern nächſt gelegenen Kloſter.“ — „Ah, und das ſind wir: Vogt Wintrio, Abt Caſtinus und . . .“ fügte er ganz erſchrocken bei . . . „vor allem Sankt Severinus von Bordeaux.“ — „Aber dazu müßt Ihr wachen und ſie greifen auf handhafter Tat. Ich habe ja — leider! — jede Nacht Klauſurzwang in dem Flügel der Prieſterwohnungen des Palaſtes. Euer Hoſpitium aber — eine Fügung Gottes! — liegt gerade gegenüber den Schlafkammern der Fürſtinnen und ihrer Pfalzjungfrauen. In einer der nächſten Nächte wird — ich glaube des ſicher zu ſein! — der Tauber einfliegen bei dem ſchmucken Täublein: er muß aber auch wieder zurück: dann ſtellt Ihr ihn mitten in dem Pfalzhof, mit Gerüfte, ſo laut wie möglich. Und ich klage dann, geſtützt auf Euer Zeugnis, vor dem Hofgericht.“

Verdrießlich fuhr der Hüne mit den Knöcheln der Rechten quer über die breite Stirn und ſtrich die aus dem Jagdhut hereinhängenden Haare zur Seite: „Oh je! Ein ſchlecht Geſchäft für meines Vaters Sohn! Ich tauge beſſer zum Dreinſchlagen als zum Auflauern. Auch bin ich ſchlafſam. Bleibt der Tauber lange beim Täublein, — leicht fallen mir darüber die ſchweren Augen zu.“

Ungeduldig grollte der Abt: „Wollt Ihr die Weingüter verſchlafen? Und die ewige Seligkeit dazu und Sankt Severins Gnade, dem Ihr ſein Recht verſchnarcht? Gut: Dann muß ich einen andern! . . . Herr Karl erſetzt gar

geſchwind Vögte, deren Eifer einſchläft.“ — „Neina, nein! Seid doch nicht gleich ſo ſcharf wie Weſpenſtachel. Ich will's ja tun! Nur betet, daß mich der heilige Geiſt — oder auch ſonſt irgend jemand — wach erhält. Zumal Sankt Severin! Der kann doch auch mal was tun für ſein Kloſter. Iſt doch nur ein ganz ſchwach Wunderlein für einen ſo ſtarken Heiligen. — Aber nun: Trab! Sonſt trinken ſie uns das Beſte vorweg vom Nacht-Trunk in der Pfalz. Trab!“

V.

Am folgenden Morgen brach Herr Karl auf aus dem Palaſt und begab ſich mit kleinem Gefolge nach . . .? Ja, das wußte niemand zu Aachen. Er liebte es, gleich ſeinem Freund Harun Arraſchid, plötzlich, überraſchend, bald hier, bald dort in ſeinem Reich aufzutauchen und, ſein eigener Königsbote, ſich von den Zuſtänden in den Provinzen, von der Verwaltung zu unterrichten durch Augenſchein. Auch nahm er gern fern von Aachen und dem Hof die Berichte ſeiner Sendboten aus entlegenen Marken entgegen, deren Anklagen dann den Ungewarnten auf dem Reichstag plötzlich vorzuhalten. So erfuhr auch diesmal niemand zu Aachen Ziel oder Dauer der Reiſe. Zu ſeiner Vertretung im Palaſt hatte er den einzigen anweſenden ſeiner drei Söhne beſtellt, König Ludwig, der aus ſeinem Aquitanien herbeigerufen war, ſich gegen mancherlei Anklagen ſeiner Untertanen zu verteidigen.

Das Erſte, was der Sohn nach dem Abritt des Vaters tat, war, daß er die für die nächſten Tage geplanten Feſte abſagte und ſeinen Schweſtern mündlich empfahl, während

der Abweſenheit des Kaiſers ſich ſtill in ihren Gemächern zu halten, dieſe nur behufs geiſtlicher Übungen in den Kapellen des Palaſtes zu verlaſſen.

Nach dieſer Anſprache warf die ſtolze Rothtrud das reich flutende rotbraune Haar in den Nacken und blitzte ihn an mit zornigen Augen: „Mir hat Alexander Zacharias, der weiſe Arzt, befohlen, jeden Tag ein paar Stunden zu reiten: wohl zur Bändigung meines Blutes,“ lachte ſie: „Mein comes stabuli hat vom Vater den Auftrag, mich dabei treulich zu begleiten. Kommt raſch, Herr Graf von Maine! Die Gäule wiehern und ſcharren ungeduldig im Hof. Auf und davon, zu Roß und zu Feld! Wer will uns einholen? Ihr nicht, Herr Bruder!“

Die hochbuſige Bertha, des Vaters Ebenbild im blonden wellig rieſelnden Haar ſah dem Erzürnten, der die ſchmalen Lippen kniff und der ungeſtüm hinaus Rauſchenden in ohnmächtiger Erbitterung nachſchaute, ſpöttiſch lächelnd in das fahle, ſchon ſo früh faltenreiche Geſicht, machte ihm eine zierliche Verbeugung und lächelte fein: „Geſtrenger, beinah' heiliger Herr Bruder, König und Gebieter! Du weißt, dein Wunſch iſt mir Befehl. Ich wollte nur Sonntags meine Andachts-Übungen mit dem ehrwürdigen Abt von St. Riquier betreiben: aber nun, gehorſam deiner Mahnung, will ich, ſolang der Vater fern, den frommen Abt jeden Abend in ſeiner Hauskapelle aufſuchen.“ Und mit ſeltſam ſeligem Lächeln ſchlüpfte ſie hinaus.

Heftig fuhr Herr Ludwig auf und runzelte die Stirn: „Wartet nur,“ raunte er heiſer, „ihr kecken Katzen. Sobald er die Augen geſchloſſen, der Alte, der euch maßlos verzog, wandert ihr mir flugs ins Kloſter. Alle! Aber der Alte . . . ſie ſagen's alle: er iſt ja viel jugendlicher als ich! Es dauert lange . . . Wer weiß, wie lange noch? . . .“ Da erſchrak er über ſeinen eigenen häßlichen

Gedanken, ſchlug mit der Hand ein Kreuz über die ſchmale Bruſt und flüſterte: „Ach, das vierte Gebot! Sankte Martine! Vergiß, vergib. Ich ſchenke dir die drei Höfe der Krone zwiſchen Tours und Loire, die du jüngſt im Traumgeſicht von mir begehrt. Sie ſeien dein! Aber vergib, vergib!“

VI.

Die Nacht des Sonntags war herangekommen. Der faſt gefüllte Mond flutete durch leichtes Gewölk und verbreitete ſein mildes Licht auf den geräumigen, rings ummauerten Hinterhof des Palaſtes. Eintönig goß der mächtige, in ein braunes Marmorbecken mündende Brunnen in der Mitte des weiten Vierecks, das auf drei Seiten gewölbte Bogengänge umgürteten: auf der vierten, der Südſeite, ward die Hofmauer in der Mitte unterbrochen durch eine eiſerne Gitterpforte, die in den ſtundenlangen parkähnlichen Garten führte, deſſen hohe Baumwipfel, dichtes Niedergebüſch überragend, ihre Schatten über die Mauer bis auf das Hofpflaſter warfen. Und mit dem Mondlicht und mit dem Wipfelſchatten drang aus dem Garten auch herein das heiß werbende Lied der Nachtigallen: liebevoll ſchützte ihre Neſter Herr Karl, ſcharf ahndete er die Nachſtellung: „mein Pfalzfriede muß auch die Pfalzvöglein decken,“ meinte er. Aber ſonſt war alles ſtill: nur Bronnenrauſchen und Nachtigallenlied. Denn es ging gegen Mitternacht: ſchon ziemlich lange war es, daß der Wart des „Uhrturms“ elf Schläge getan mit dem Schlägel von Cedernholz auf ein kunſtvoll getriebenes bauchiges Bronze-Becken arabiſcher Arbeit: — ein Geſchenk Haruns „für den großen Sultan

des Abendlandes“. Nach elf Uhr mußte gemäß Herrn Ludwigs neueſtem Pfalzgebot alles Leben ruhen in dieſen weiten Bauten: auch die meiſten Öllämplein in den zahlreichen Gemächern erloſchen: nur in den Kapellen glimmte fort „das ewige Licht“.

So war es auch dunkel in der Kammer, wo Vogt Wintrio einſam Wache hielt: er hatte gar nicht Licht gemacht an dem ſchönen Mai-Abend: „Herr Mond,“ hatte er zu ſich geſprochen, als er bei Einbruch der vollen Dunkelheit ſich hinter dem dicken Pfeiler des einzigen Fenſters auf einen weichen, breiten Stuhl gleiten ließ, „Herr Mond zeigt mir deutlich genug den ganzen Hof und die Tür, die da drüben in den Bau der Edeljungfrauen führt. Und — ein Stockwerk über dem Erdgeſchoß — ein gewiſſes ſchmales Fenſter. Man braucht da drüben nicht zu merken, daß hier üben jemand ſo merkſam wacht. Ja, ja: ‚wachſamem Wächter hilft der Himmel‘, ’s iſt ein gut alt Wort.“ So lobte er ſich ſelbſt, behaglich ſich reckend. Dann griff er nach dem Silberhumpen, der neben dem Stuhl auf niederem Marmortiſchlein ſtand und ſchenkte ihn voll aus der hohen ehernen Amphora daneben: es war nicht das erſte Mal! Verächtlich ſchob er zur Seite einen mächtigen irdenen Henkelkrug auf dem Eſtrich: „Brr! Eitel elend Quellwaſſer! Der übernüchterne Aquitanier trinkt nur „gemiſcht“ und meint, ſchwäbiſche Männer ſind auch ſo kaſtiniſch und kaſteilich. Wäre Schade um den köſtlichen Tropfen, den dunkelroten, faſt ſchwarzen. ‚Von der Garonne!‘ ließ er bedeutungsvoll ſagen durch den Akoluthen, der den Trank brachte. Er will mir die Rebgüter dort im Süden durch die Gaumenprobe empfehlen, mich zur Wachſamkeit zu mahnen. Nun, ſoll nicht dran fehlen! Zwar eigentlich,“ gähnte er, „warum mein heiliger Abt wohl darauf beſteht, ich ſoll den guten Buben erſt bei

ſeinem Rückgang abfangen? Es wäre doch viel heiliger, ich ließe ihn gar nicht erſt hinein zu dem ſüßen Jungfräulein. Und dann brauchte ich nicht ſo widernatürlich lang wach zu bleiben. Denn iſt er einmal drin, wird's ihm nicht eben eilen mit dem Scheiden. Ah, der beneidenswerte Schlingel."

Damit lehnte er das ſchwere Haupt zurück an die Lehne des Stuhls. Und abermals gähnte er: „Gähnen darfſt du, Wintrio, Guter, ſoviel du willſt. Aber nur nicht . . . einſchlafen. Bei Leibe nicht! Denn der Abt . . . und die Weingärten . . . und die Jagdwälder . . . und die ewige Seligkeit! . . . Ich bin ja auch ganz wach: das da iſt mein Fenſter . . . und das da drüben iſt . . . Ich weiß noch alles . . . nur nicht einſchl . . ."

VII.

Und der Mond ſtieg und ſtieg. Der Brunnen goß nach wie vor. Auch die Nachtigallen ſangen noch: aber ſeltener. Da ward an dem Kammerfenſter gegenüber dem Vogt eine ſchlanke Jünglingsgeſtalt ſichtbar, die vorſichtig den ganzen Hof überblickte und ſich dann rückwärts in das Gemach bog: „So muß ich wirklich ſchon fort? Wirklich? Du meinſt, Fürſtin Bertha kann jeden Augenblick zurückkommen? Daß die Pforte jetzt unten geſperrt iſt? Bah, ich ſpringe. Du meinſt, wegen deines Muntwalts ſei ja nun alles beredet? Ob ich auch deines Vaters Brief habe? Ja, hier im Gürtel. Nun ſei alles in Ordnung? Nun ja, morgen reite ich ab nach Bordeaux, ach, zu langer Trennung. Und ſchon gehen? Kaum daß ich ein paar

Küßlein . . . Viele, meinſt du? Ich hab' ſie nicht gezählt. Ach Liebe heiſcht ganz Andres noch! Aber, ich gehe ja ſchon. Leb wohl, mein Lieb!" Ein Sauſeſprung von dem Fenſter herab in den Hof: der Sprung war leicht, unhörbar: aber das Schwert! Klirrend fuhr dabei die ſchwere Klinge aus der Scheide und ſchlug hell tönend auf die Granitplatten des Pflaſters. „Wehe!", klagte das Mädchen, ſich weit aus dem Fenſter beugend, „haſt du dich verletzt?"

Aber ſtatt der Antwort ſcholl da eine verſchlafene Stimme aus dem Fenſter gerade gegenüber: „Hei, hei, heio! Verfluchter Schlaf! Hineinſchlüpfen ſah ich ihn nicht — aber heraus! Und jetzt hab' ich ihn!" Und raſcher als man dem Rundlichen zugetraut hätte, war er die wenigen Stufen hinab, zur Tür hinaus, ſchon ſtand er im Hof: „Halt! Halt Dieb! Diebio!" Damit lief er über das Viereck des Hofs dem Flüchtling nach, der, einen Augenblick niederknieend nach ſeinem Sprung, das Schwert aufgerafft hatte und nun eiligſt der Gartentür zurannte: hier ſäumte er ganz kurz: dann riß er ſie auf und war draußen verſchwunden. Wohl war jetzt auch der Verfolger zur Stelle: mächtig riß er an der eiſernen Türklinke: aber umſonſt! Der Fliehende hatte flugs den Schlüſſel von innen abgezogen und nun das Schloß von außen geſperrt. Voll Ingrimms rüttelnd an dem feſten Eiſen ſah der Vogt, durch das Gitter ſpähend, einen Schatten in dem dichten Rainweidengebüſch draußen verſchwinden. „Entwiſcht! Beim Bodenſee! Aber ich ſah ihn vor ihrem Fenſter am Boden knieen und hörte ſie zu ihm herunterrufen: ich kann's beſchwören, Sankt Severin!"

VIII.

Früh am andern Morgen ſtand der Vogt vor ſeinem Abt in deſſen »cubiculum« und erſtattete Bericht über ſeine nächtliche Wache und Verfolgung — mit mancher Verſchweigung. Mit ſchlauem, ein wenig ſchuldbewußtem Augenblinzeln trachtete er über ſeine Verſchlafenheit hinwegzugleiten: — mit wenig Erfolg! Der ſeelenkundige Prieſter — und in dieſem Fall war gar nicht viel Beichterfahrung vonnöten! — der, lebhaft erregt, in dem ſchmalen Gemach auf und niederging, warf, ſo oft er den Erzähler kreuzte, einen ärgerlichen, mehr als mißtrauiſchen Blick auf ihn. Endlich ſprach er, kopfſchüttelnd, hart vor ihm ſtehen bleibend: „Ich verſtehe bloß nicht, — oder nur allzugut! — weshalb Ihr den Verführer nur herausſpringen, nicht auch hineinſchlüpfen ſaht?“ Aber auf dieſe Frage hatte ſich der wackere Vogt vorbereitet, ſo lang er — wieder! — wach war: ſo antwortete er ganz geſchwind und keck: „Das kam, weil ich über etwas ſehr ſcharf nachdachte —: vermutlich gerade bei ſeinem Einſchlüpfen.“ — „Über was, wenn man fragen darf?“ forſchte Caſtinus mit einem ſpöttiſchen Zucken der Mundwinkel. — „Über die Tugenden eines guten Wächters. — Und übrigens — mit Verlaub! —, wenn ich beſchwören kann, daß ich einen habe herauskommen ſehen, wird das hohe Gericht wohl annehmen müſſen, daß vorher einer hineingegangen war.“

Das ſchien doch einleuchtend. Aber der Abt war nicht zufrieden: „Könnt Ihr — oder wollt Ihr! — alſo wirklich nicht beſchwören, daß er — gerade der! — es war? Der Mond ſchien doch hell genug! Und dafür ſpricht, wie die Canones ſagen, die »praesumtio«.“ — „Die Frechheit — denn das heißt doch das lateiniſche Wort? — geht

aber doch nicht so weit, daß ich einen Kerl, den ich nur im Rücken gesehen habe, im Gesicht soll erschaut haben. Ein Schwur ist kein Mausedreck — mit Achtung ähtlicher Würde zu sagen. Eitel schwören, — das tut meines Vaters Sohn nicht, heiliger Herr. Nicht für alle Rebgüter Galliens. — Obwohl jener Nachttrunk gar süffig war."

Der Abt machte Halt in seinem eifrigen Auf- und Niedergehen und sann nach. „Es wird reichen, sollt' ich meinen. Wenigstens vor Herrn Ludwig. Der ist mir gewogen: stets folgt er meinem Rat: (denn irgend eines Rat muß er nun einmal folgen!). Und er kann es nicht ausstehen, das weltliche Treiben seiner Schwestern und ihrer Pfalzfräulein. Dank den Heiligen, die Herrn Karl entführt haben — »a la buon' hora« sagt man bei uns an der Garonne. Aber Eile tut Not: das Pfalzgericht muß entschieden haben, bevor er zurück. Kommt sofort mit zu König Ludwig."

IX.

Noch bei klimmender Sonne — bevor sie die Mitte des Tages erstiegen — trat das Königsgericht zusammen. Seine Dingstätte war der andre, dem Pfalzgarten entgegengesetzte, der nördliche Hof des Palastes, der, erheblich größer, ebenfalls viereckig, wie der ganze umfangreiche Pfalzbau, von Mauern umhegt, durch sein Tor auf die große Hauptstraße in das Städtlein führte, das größtenteils aus zu dem Palast gehörigen Gebäuden, aus nur wenigen Privathäusern von Kaufleuten und unfreien Handwerkern bestand.

Zehn Stufen aus prachtvollem dalmatiniſchen Marmor führten zu der breiten Baluſtrade hinan, die ſich vor den drei Eingangstüren des Hauptgebäudes von Oſten nach Weſten zog, ausgiebigen Raum gewährend für den Richterſtuhl des Herrſchers in der Mitte, gerade vor dem breiten Haupttor, während auf beiden Seiten daneben vor den ſchmäleren Türen rechts und links die mit weichen koſtbaren Hüllen bedeckten Holzbänke für die Urteilfinder aufgeſtellt waren.

Zahlreiche geiſtliche und weltliche Große hatten ſich ſchon eingefunden, zum Teil noch im Hof unten vor den Stufen hin und wieder wandelnd, zum Teil bereits ihre Plätze auf den Urteilbänken einnehmend oder ſuchend. Zu dieſen zählten auch die Biſchöfe von Salzburg und von Orleans.

„Seht," ſprach jener, „gar raſch ſollt Ihr ſelbſt ein klein Gefecht erleben aus dem großen Kampf der widereinander flutenden Strömungen an dieſem Hof: hier die allzuſcharfe, mönchiſche Strenge und Herr Ludwig, — dort die allzuweltliche Lebensfreude und Herr Karl. Die Angeklagte — iſt ein gar hold Geſchöpf nicht wahr? Ich zeigte ſie Euch auf dem Jagdritt. Und nicht leicht werd' ich Arges von ihr denken: ihr Vater, der wackere Seniſkalk Audulf, war (neben Markgraf Roland, der bei Ronceval liegt) Herrn Karls liebſter Held: man ſagt, er habe dem Kaiſer einmal das Leben gerettet dort in Sachſenland: das bleibt der Tochter unvergeſſen: denn der große Karl hat ein dankbares Herz! — Schlimm iſt's für ſie, daß nun Herr Ludwig ihr Richter." — „Nun, aber nicht er hat das Urteil zu finden, nur das Ding zu hegen. Das Urteil fällen wir. Und hart müßt' es kommen, bis ich hinter dieſen reinen Zügen Unreines verhohlen glaubte. Bei allen drei Grazien und neun Muſen . . . —" —

„Das ſind zwölf gute Eidhelferinnen," lächelte Arno. — „Als Ihr ſie mir — als die Schönſte nach den Karlstöchtern — zeigtet auf ihrem weißen Rößlein, da hat ſie noch viel wärmer als dem Biſchof von Orleans dem Poeta Theodulf gefallen."

Der Salzburger ſchüttelte das ehrwürdige Haupt: „Mir iſt bang um das Mädchen! Was Habgier leiſten kann — mönchiſche: die iſt ärger als laienhafte — das wird geleiſtet gegen ſie. Ich kenn' ihn, den Abt von Sankt Severin, dieſen echten Welſchen. Wenig — Gott verzeih' mir's! — lieb' ich ihn. Wäre die Schlanke nicht ſo reich, — nichts kümmerte ihn ihr Wandel bei Tag oder Nacht. Aber kommt nun! Setzen wir uns! Da wogt ſchon die Stufen hinan das Gedräng der palatiniſchen Urteiler, Laien und Prieſter. Da ſeht: — dort aus der rechten Pforte des Palaſtes ſchreitet Herr Baltfried, im weißen Bart, der greiſe Pfalzgraf, die vorbereitete Urkunde in der Hand und das große Siegel; aus der Linken da drüben Hitherius, der Archikapellan, mit ſeinem Schreibervolk, das ihm die Urnen mit den Kapitularien trägt. Nur Herr Ludwig fehlt noch: — er kommt zu ſpät, wie immer und überall. Wann iſt der je zu rechter Zeit gekommen!" — „Wo ſteckt er?" — „In der Pfalzkapelle." — „Was treibt er dort? Er betet?" — „Ja, wie vor jedem Geſchäft. Und das iſt ja höchſt wohlgetan. Aber dann rutſcht er auf den Knieen alle Altarſtufen ab und das iſt — nun, aufhaltſam für die andern." — „Aber wo ſind Ankläger, Angeklagte, Zeugen, Fürſprech?" — „Wartet nur! — Seht Ihr da unten rechts und links vom Haupttor, — dem Ausgang auf die Heerſtraße — die beiden ſchmalen Türme . . .? Aber ſtill! König Ludwig hat ausgekniet: er kommt."

Ein Trompetenſtoß erklang aus dem Inneren des

Palaſtes: alle Bänke der Urteiler füllten ſich nun raſch, rechts die der Geiſtlichen, links die der Laien. Jetzt öffnete ſich das Mitteltor: Ludwig erſchien in königlicher Tracht, mit ſtarkem Gefolge von Geiſtlichen und Palaſtbeamten. Er ſchritt aus dem weitgeöffneten Doppeltor der Mitte, begrüßte die Verſammlung mit flüchtigem, unſtätem Blick und beſtieg den Richterſtuhl ſeines Vaters gerade vor dem Portal — mit unſicherem Schritt.

„Nur eine Sache," begann er klangloſer Stimme, — „aber eine dringende und arge! — hat heute das Pfalzgericht zu entſcheiden. Die üppig aufwuchernde Zuchtloſigkeit hier am Hof hat — wie euch allen bekannt — ſtrenge geiſtliche und weltliche Geſetze notwendig gemacht. Aber die drohende Strafe hat nicht abgeſchreckt. Der Vater aller Sünde" — hier bekreuzte er ſich und gar manche in der Verſammlung folgten ſeinem Beiſpiel — „läßt nicht ab, die Seelen — was ſag' ich? — das Blut, die Sinne der Jugend zu entzünden und zu verführen. Wohlan, ſchwer wie die Schuld, ſoll auch die Strafe ſein."

Unwillig flüſterte Biſchof Theodulf ſeinem Nachbar in das Ohr: „Iſt die Angeklagte denn ſchon überwieſen oder geſtändig und verurteilt? Der Richter wird ja zum Ankläger!" — „Geduld, Freund! 's iſt ſo ſeine Art. Er muß geleitet ſein — von irgend jemand! — Jetzt leitet ihn Caſtinus!"

„Führt den Ankläger, ſeinen Zeugen und die Angeklagte vor!" gebot der König. Je zwei Fronboten eilten rechts und links die Stufen der Palaſttreppe hinab an die beiden Türmlein, erſchloſſen ſie, führten die dort Harrenden heraus, die Marmorſtiege herauf und wieſen dem Abt und deſſen Vogt ihre Stellung zur Rechten, der tief verſchleierten Milta zur Linken den Platz vor dem Richterſtuhl an.

„Klage, Kläger!“ ſprach der König. — Caſtinus trat einen Schritt vor, erhob die Rechte und ſprach feierlich: „Ich klage.“ — „Wer klagt?“ fragte der Richter. — „Sankt Severin der Heilige, der da ſitzet im Himmel zur Linken Gottes des Vaters neben den Heiligſten der Heiligen. Er klagt um ſein eigen. Denn ſein eigen iſt das Kloſter an der Garonnebrücke bei Bordeaux, ſein eigen ſind alle Rechte und Forderungen und Anſprüche des Kloſters, deſſen unwürdiger Vertreter ich bin, Caſtinus, des Caſtus Sohn aus Arcachon, kononiſch gewählter Abt, aber nur durch der Heiligen Gnade, nicht kraft eigenen Verdienſtes.“ — „Was verlangt der Heilige durch dich?“ — „Das ganze Erbe und Eigen, Grundgut und Fahrgut des Palaſtfräuleins der Fürſtin Bertha, Milta, Tochter weiland Herrn Audulfs des Seniſkalks. Und außerdem verlangt ich, daß die Sünderin auf Lebenszeit eingeſchloſſen werde in dem Sankt Severin nächſten Nonnenkloſter, dem der heiligen Cäſaria von Arles zu Bordeaux, als deſſen Vertreter ich beſtellt bin von der Äbtiſſin Angelika kraft dieſer Vollmachtsurkunde. Hier, nehmt.“ — „Das Pfalzgericht kennt dich als Abt jenes Kloſters. Und die Vollmacht iſt — ich ſeh' es — richtig geſiegelt. — Aber auf welch' Geſetz berufſt du dich?“ — „Ihr kennt es gut, Herr König! Denn Ihr ſelbſt, von frommen Prieſtern unterſtützt, habt es auf dem widerſtrebenden Reichstag zu Diedenhofen durchgekämpft.“ — „Jawohl,“ erläuterte leiſe Biſchof Arno dem Goten, „gegen Herrn Karls Widerſtand, bis er dieſem gar arge Dinge vorgebracht.“ — „Nach dieſem Kapitular über die Zucht im Palaſt,“ fuhr der Ankläger fort, „verfällt einer Palaſtjungfrau, deren Sündenſchuld bewieſen . . .“ — Da richtete ſich die Verſchleierte hoch auf. — „Vermögen dem dieſen Gütern nächſt gelegenen Mönchskloſter: — dies aber iſt das Sankt Severins —

und ſie ſelbſt wandert in das nächſt gelegene Nonnenkloſter, hier das der heiligen Cäſaria. Nun klage ich dieſe Milta dort, Audulfs Tochter, der Sündenſchuld an.“ — „Und ihren Buhlen?“ forſchte Ludwig. — „Würde ich anklagen mit gleicher Klage und gleicher Strafheiſchung: — meinem — will ich ſagen: Sankt Severins — Kloſter würde er ſamt ſeinem Gut verfallen —, könnt' ich ihn vor dem Gericht überführen: aber ſtark, wie meine Vermutungen, meine Verdachtsgründe ſind, — fern ſei's, für den Heiligen ohne zwingenden Beweis zu klagen.“ — Erleichtert atmete das Mädchen hoch auf. — Ludwig bemerkte das: „Vielleicht,“ hob er weicheren Tones an, „entdeckt ihn uns ein Geſtändnis der Angeklagten: das würde unſer Verfahren abkürzen und“ — ſprach er nachdruckſam, — „die Strafe erheblich mildern. Sprecht, Milta, des wackeren Vaters unſelig Kind, ſeid Ihr ſchuldig oder unſchuldig, ſündig oder rein?“

Da ſchlug ſie den Schleier zurück: auch die Männer, denen ihre Schönheit längſt bekannt war, ſtaunten über die Hoheit jungfräulicher Herrlichkeit, die jetzt ihre Züge verklärte: ein leiſer Ausruf der Bewunderung hauchte durch die Reihen, als ſie, die Linke auf den Buſen legend, die Rechte hoch erhebend Herrn Ludwig feſt in die Augen ſah und mit lauter Stimme ſprach: „Bei Gott, ich bin rein.“ — „Das ſieht jeder, der nicht blind,“ meinte Biſchof Theodulf zu dem Salzburger. Der aber hob ſich vom Sitz und rief: „Herr König, gebt mir Urlaub zum Wort.“ Unwillig wandte ſich Ludwig ihm zu und nickte ſchweigend Willfährde. „Ich muß den Gang des Rechtes ſchelten, Herr Richter. Die Angeklagte iſt uferfränkiſchen Stammes: ſo lebt ſie nach uferfränkiſchem Recht. Dies Recht fordert, — und Euer Vater will's ſtreng gewahrt wiſſen: Herrn Karls Recht iſt ſein Ruhm, noch mehr Herrn Karls

Schwert! — daß ein Weib nicht ohne Fürsprech vor Gericht erscheinen darf. Nun ist der Muntwalt dieser Jungfrau — ja, Jungfrau, Herr Abt, spart Euer Hohnlachen bis zum Beweis der Schuld! — ihr Muntwalt ist der greise Bischof Benedictus von Bordeaux, der gelähmt auf dem Siechbett liegt seit lange: der Herr Kaiser, so mildherzig wie großherzig, hat längst beschlossen, ihr einen anderen Muntwalt zu bestellen: er sprach mir wiederholt davon. Doch ist's — meines Wissens — bis heute nicht geschehen. Wohlan: nicht soll die Unschuld Fürsprechs darben am Hof Herrn Karls. Und findet sich kein anderer, will ich selbst . . ."

Da zog Milta rasch aus dem Gürtel ein klein versiegelt Pergament: „Verzeiht, hochehrwürdiger, gütevoller Herr. Tief dank' ich Euch! — Doch schickte mir meine Herrin, Fürstin Bertha, heute früh in meine Haft dies Breve: ich soll es erst hier öffnen und verlesen, wann es meinen Fürsprech zu benennen gilt: sie selber, meine Gebieterin, wählt ihn — so ließ sie sagen — für mich." — „Das ist ihr gutes Recht nach Pfalzgebrauch, da der Herr Kaiser fern," sprach Bischof Arno und setzte sich. — „Öffnet denn und lest," gebot Ludwig ungehalten.

Milta erbrach das Siegel und las: „Mein gestrenger Herr Bruder! Dicht hinter deinem Richterstuhl hängt jener Glockenstrang, an dem jeder ziehen darf, bei Nacht wie Tag, der Recht sucht bei Herrn Karl. Das dankbare Volk raunt, sogar ein armer Wurm, eine Blindschleiche, deren Nest eine Giftkröte eingenommen, habe dereinst sich um diesen Glockenstrang geschlungen und ihn gezogen, während unser Vater gerade beim Nachtmahl den Becher zur Lippe hob: nicht trank er, bis er dem Blindwurm zu seinem Rechte verholfen und die giftige Kröte zertreten. Ich, des Kaisers Tochter, ziehe jetzt an diesem Strang und

heiſche Recht, Herrn Karls Recht. Scheue den Vater, kehrt er heim.“ Ludwig griff haſtig mit der Rechten in die Armlehne ſeines Richterſtuhls. Milta fuhr fort zu leſen: „Ich ernenne kraft meines Rechtes zu meiner Jungfrau Fürſprech . . .“ Da ſtockte ſie, erbleichte und wankte. — „Nun, wen?“ fragte Ludwig geſpannt. — „Den . . . den —“ mit Liſpeln nur und leiſe kam's heraus — „den Grafen Heertroſt von Verdun.“ — „Ah, das iſt aber ſtark!“ lachte ein lauter Mund: er war des Vogtes. — „Schamlos! Frech!“ ziſchte der Abt. — „Je nun,“ meinte der Vogt, immer noch lachend, „die Fürſtin weiß ja nicht, wer's war.“ — „Gewiß weiß ſie's!“ kam's giftig zurück. — „Nun, dann denkt ſie, — und mit Recht! — den geht's am nächſten an.“

X.

Noch hatte ſich das Geſurre der halb verhaltenen Stimmen der Urteiler auf den Bänken nicht gelegt, da begann im Hof am Fuße der Freitreppe, unter den jüngern Männern, die, den Umſtand bildend, zunächſt nicht urteilten, lebhafte Bewegung: einer aus ihrer Mitte drängte die Stufen hinan. Widerwillig begann der König: „Ja, das iſt ihr Recht — ihr bedenklich Pfalzrecht! — über ihre Mädchen. Wir wollen dafür ſorgen, — nächſtens! — daß es abgeſchafft wird.“ — „Aber noch gilt es!“ rief Biſchof Arno ungeduldig. — Unfreundlich ſtreifte ihn Ludwigs Blick: „Wartet, hochwürdiger Herr, bis der Richter Euer Richtwort frägt. Alſo der Graf von Verdun! Er weilte am Hof noch geſtern. Fronboten, geht und

ladet ihn.“ — „Nicht nötig!“ rief da eine frische Stimme. „Hier steht er.“ Und die letzten Stufen hinauf sprang aus jenem durcheinanderwogenden Knäuel eine hohe Jünglingsgestalt, vom Wirbel bis zur Sohle gewaffnet, ohne Mantel: kein Stück der nächtlichen Kleidung trug er: in nichts glich er jenem Flüchtling im Mondschein. Als er auf der obersten Stufe — gleich hoch mit Milta — erschien, flogen die Blicke unter Helm und Stirnbinde suchend einander zu: nur zwei Blicke: aber zuversichtlich hob jetzt das Mädchen das Haupt.

„Eia, Herr Graf! Schon vor dem Gericht?“ forschte der König mißtrauisch. „Wer hat Euch — vor uns! — hierher berufen?“ — „Die Fürstin Bertha.“ — „Konnt' mir's denken! Ihr übernehmt die Fürsprache?“ — „Und alles, was sie bringt.“ — „Nun, er hat alle Ursach',“ meinte Herr Wintrio.

„Wohlan,“ — so wandte sich der Richter an den Abt — „Kläger, deine Klage haben wir gehört. Die Angeklagte dürfte nun durch Unschuldseid mit Eidhilfe sich reinigen: denn sie ist frei, und war — bisher! — unbescholten. Allein du hast mir gegenüber behauptet, sie sei auf frischer Tat gesehen und die Tat sei mit Gerüfte verfolgt. Beharrst du darauf vor dem Gericht?“ — „Jawohl!“ — „Wer hat die Tat gesehen? Wer Gerüfte erhoben? Du selbst?“ — „Nein. Aber dieser freie, unbescholtene, pfalzkundige Mann: Herr Wintrio, der Vogt meines Klosters.“

Aller Augen wandten sich auf den, wie er auf den Ruf des Richters vor diesen trat: allerlei Urteile wurden laut: spöttische Zweifel an seiner Schlauheit, Anerkennung seiner Geradheit, Bewunderung seiner kriegerischen Manneskraft. — „Ja, ja,“ meinte lobend auch Herr Theodulf, „bei der letzten Landung der arabischen Seeräuber — da, im Süd-

weſten bei Narbonne, — hat er allein, obwohl pfeilwund, vier erſchlagen, die ſich auf ihn warfen.“ — „Kenn' ihn. 's iſt ein ſtarker Schwab — vom Bodenſee, aus Buchhorn im Linzgau: ſind die Gröbſten. Und Stärkſten. Möchte lieber mit dem großen Bergbären von Gaſtein — den wir immer noch nicht haben! — ringen als mit dem,“ beſtätigte der Salzburger.

„So ſprecht, Herr Vogt,“ mahnte der König. „Aber bedenkt wohl, Ihr müßt jedes Wort vertreten: mit Eurem Eid oder . . .“ — „Mit meinem Schwert,“ ſchloß der Hüne ruhig. „Schon all' recht. — Alſo: dieſe Nacht wachte ich: bei . . . bei einem guten Trunk: aber: ich wachte! — an meinem Fenſter, das auf den Gartenhof blickt. Es war heller Mondenſchein. Da ſprang ein Mann im Mantel aus dem Fenſter dieſes — ſehr ſchönen — Kindes. Das heißt: den Sprung ſelbſt ſah ich nicht: aber er kniete im Hof vor ihrem Fenſter und ſie, ſich weit herausbiegend, rief: ‚Wehe, haſt du dich verletzt?‘ Er raffte vom Boden etwas auf — wohl eine entglittene Waffe — und eilte auf die Gartenpforte zu. Ich folgte ihm auf der Ferſe — mit dem Diebesgerüſte —: denn ich dachte, er habe der Jungfrau was geſtohlen . . .“ — Hier hielt er, verſchmitzt lächelnd, inne. — „Elender!“ rief Heertroſt und griff ans Schwert. — Aber Wintrio fürchtete ſich nicht und fuhr, immer noch lächelnd, fort: „Er war dünner und leichter, deshalb raſcher als ich: ſo kam er vor mir an und durch das Gartengittertor, das er hinter ſich verſchloß.“ — „Wer war's?“ forſchte Ludwig eifrig. — Herr Wintrio wiegte das breite Haupt auf den breiten Schultern hin und her: „Ja, wer war's? Iſt leicht gefragt, ſchwer geſagt! Ich hab' ihn nicht von Angeſicht geſehen. Und die Geſtalt barg der Mantel. Ich hab' meine ſtarke Vermutung. Aber, beim Bodenſee, ich

muß ja nachher ſchwören. Und ein Schwur iſt . . .“ Hier traf ihn ein warnender Blick des Abtes. „Nun, kein Mummenſcherz, wollen wir höfiſch ſagen. — Aber ich rief, ich ſchrie ‚Diebio‘· die Leute liefen aus dem Palaſt in den Hof zuſammen: ſo klag’ ich auf Gerüfte. Leugnet das ſchöne Geſchöpflein das Gerüfte?“ — „Das kann die Angeklagte nicht: es iſt pfalzkundig,“ fiel der Richter zuvorkommend ein. „Ich hab’ es ſelbſt gehört in meinem Betgemach. ich wachte dort und las in Lactantius, da ſchlug das Geſchrei an mein Ohr, viele Palatine liefen auf dem Hof zuſammen. So iſt ſie durch Zeugnis dieſes Unbeſcholtenen überführt und durch Gerüfte und ſo . . .“ — „Ich bitt’ um Urlaub des Wortes,“ ſprach Biſchof Theodulf, ſich erhebend. „Zeugnis auch wackeren Mannes mag niedergelegt werden durch — Kampf.“ — „Jawohl,“ rief Heertroſt freudig, einen Schritt vortretend. „Und da der Jungfrau Muntwalt geiſtlich und ſiech, iſt der Kampf des Fürſprechs Recht und Pflicht. Ich heiſche Kampfgericht.“

„Komm nur an, du junges Hähnlein,“ brummte Herr Wintrio und blies wie weiland Gott Donar in ſeinen breit wallenden roten Bart, „mit der nackten Hand zerdrück’ ich dir die Gurgel.“

Aber Caſtinus der Abt war nicht zufrieden mit dieſem Gang der Sache. Er ſchien des Sieges des Hünen nicht ſo ſicher wie dieſer: ſo ließ er in der Eile alle Möglichkeiten einer anderen Wendung des Gerichtsverfahrens durch ſeine Gedanken ziehen, während Miltas Blicke angſtvoll auf der ſchlanken, jugendlichen Geſtalt des Geliebten verweilten. Der aber fuhr fort: „Dieſer Jungfrau Reinheit iſt beſtritten von Wintrio, dem Vogt: ich aber, Heertroſt, Graf von Verdun, des Herzogs Heerwart Sohn, ziehe ihre Reinheit an mein Schwert und heiſche — nochmal!

— Kampfgericht.“ — Unwillig ſprach König Ludwig: „Wenig erfreut mich ſolcher Kampfgang. Er hat heidniſchen Schmack: fromme Chriſten, wie Biſchof Agobard von Lyon, lehren, das heißt Gott verſuchen. Aber noch iſt's nicht verboten in dem Reich der Franken. So frag' ich alle Urteiler des Pfalzgerichts: wie dünket euch um dieſen Kampf, den der Fürſprech heiſchet?“

Da erhoben ſich alle von den Bänken und alle Laien und faſt auch alle Geiſtliche ſprachen feierlich: „Recht iſt nach dem Recht der Franken, daß hier Kampf gekämpft werde.“ — „Alſo im Namen Gottes und der Heiligen: — Kampf! Ihr Fronboten, entwappnet beide Kämpfer. Denn, ich glaube — wie ich euch beide kenne — Lohnkämpfer wollt ihr nicht mieten?“ — „Nein!“ riefen aus einem Mund die beiden Gegner, banden die Helme ab, reichten ſie den Fronboten und halfen dieſen bei dem Abſchnallen der Brünnen und der Schwertgurte. Milta aber erbleichte.

„Herr Hadamer, Herzog von Brakbant,“ fuhr Ludwig fort, „Euch als Mariſkalk übertrag' ich des Kampfes Hegung: beſſer als ich kennt Ihr ſolch blutig Werk.“ — Da erhob ſich von dem erſten Platz auf der vorderſten Bank zur Linken eine mächtige Heldengeſtalt im eiſengrauen Haar und Bart, klirrend in ſeinen Waffen, neigte ſich dem König und ſprach dann mit lauter Stimme, des dröhnenden Befehlworts in der Heerſchar gewohnt: „So heg' ich das Kampfding. Herbei, ihr Wigwarte. Verteilt mir Sonne, Staub und Wind da unten im Hofe. Und reicht den beiden Kämpen zwei Frankenſchwerte, gleich lang, gleich breit, gleich ſcharf: zwei Lindenſchilde, gleich hoch, gleich breit, gleich dick: dort, in der Kammer der Kampfwaffen, — in dem Torturm — liegen ſie bereit. Und meßt ihnen den Schrittraum ab da unten auf dem Pflaſter des Hofes

— ich werd' euch dabei helfen." — Und er ſchritt die Stufen hinab.

Da ſprach der König: „Milta, Ihr habt den Kampf mit anzuſehn. Es iſt Euer Recht." — Da erhob ſie flehend beide Hände mit dem Schleier gegen den Richterſtuhl: „Nein, nein! Sein Blut . . . kein Blut ſoll fließen um meinetwillen. Ich will gern ins Kloſter gehn und als mein Erbe ſoll . . ." — „Wie?" rief da Heertroſt in flammendem Zorn. „Und der Palaſt und alles Volk der Franken ſoll Euch für ſchuldig halten? Mißtraut Ihr meinem Arm? Nicht Ihr habt, ich, an Eures Muntwalts Statt, ich, Euer Fürſprech, habe zu wählen. Und ich wähle den Kampf." Und haſtig ergriff er den Knauf des ſcheideloſen Langſchwerts, das ihm der Kampfwart reichte. — „Eilt's Euch ſo heiß, zu ſterben?" ſprach drüben der Rieſe, in aller Ruhe den ſtarken Arm durch den Oberriemen des ihm dargebotnen Schildes zwängend.

Nun maß der Mariſkalk unten im Hofraum — gerade vor dem Richterſtuhl oben — drei lange Schritte zur Rechten, drei zur Linken ab, ſtellte an beiden Enden je einen der Lanzenträger, der »satellites«, des Palaſtes, befahl ihnen, ihre Speere quer vor ſich zu halten, weiteres Zurückweichen zu verwehren und rief: „Herbei zum Kampf vor Gott und ſeiner Sonne! Wer hinter dieſe Speere weicht, iſt ſieglos. Nun drauf, und Gott ſchütze das Recht!"

Schon wandten ſich die beiden Kämpfer der Freitreppe zu, hinabzuſteigen, da rief der Abt ein ſchrilles „Halt!" das beide feſſelte. „Herr Richter," fuhr er fort, hoch die hagere Geſtalt aufrichtend und dicht vor Ludwigs Stuhl tretend, „ich ſchelte nicht Euer Urteil auf Kampf: ich ſtimmte dafür, wie faſt alle. Allein ich ſchelte die Kampfſrage. Nicht wegen Jungfrauſchaft oder Sündenfall dieſes Mädchens hab' ich geklagt: was zwiſchen ihr und ihrem

Gaſt geſchehn in jener Mond- und Nachtigallen-Nacht —: (ſchwerlich freilich haben ſie nur ihr Schlafgebet zuſammen verrichten wollen!), das weiß die heilige Jungfrau, der Unkeuſchheit Rächerin: nicht wir wiſſen darum, nicht ich, der Ankläger, nicht mein Zeuge — (— eher vielleicht der Herr Fürſprech! —). Aber das iſt auch ganz gleichgültig! Denn was ſagt das Kapitular, aus dem ich klage? Hört!" Er zog ein Pergamentblatt aus der Sutane.

„Das nimmt er wohl mit ins Bett?" grollte Biſchof Arno.

Caſtinus aber las mit ſcharf betonender Stimme: „Capitulum ſieben: wenn eine Pfalzjungfrau nächtlicherweile Beſuch eines Mannes (ausgenommen die vor ihrem Muntwalt verlobte Braut den Bräutigam) ohne Zeugen in ihrem Gemach empfängt, dann ſoll ſie" — und ſo weiter, wie gerichtbekannt. Das alſo, — der nächtliche Beſuch ohne Zeugen — das allein iſt der Rechtsgrund meiner Klage und das Erfordernis des Vergehens. Nicht um Verführung, nicht um Sündenfall handelt es ſich, junger Herr Fürſprech: nur darum, ob ein Mann Nachts allein bei ihr war. Nun merkt wohl auf: wollt Ihr das leugnen? Wollt Ihr dagegen kämpfen?"

Gewaltig war die Wirkung dieſer Worte. Theodulf und Arno erſchraken: ebenſo die vielen Laien, die dem ſchönen Mädchen Neigung oder dem jungen Helden Freundſchaft trugen: aber des Abtes Genoſſen winkten einander verſtändnisfreudig zu. Wintrio ließ den Schild faſt ganz vom linken Arme gleiten: gleichmütig ſprach er: „nun kommt's doch nicht zum Schädelſpalten: denn ſo frech iſt niemand, zu leugnen, was ich geſehn."

Milta war tief erſchrocken: ſie hüllte ſich dicht in ihren Schleier: ſie wankte: ſie ſtützte ſich auf die Marmorbrüſtung der Baluſtrade. Aber durch Heertrofts Hirn und Herz

flutete in dieſen qualvollen Augenblicken ein wirrer Widerſtreit, eine wilde Sturmflut von Gedanken und Gefühlen. Sein erſter Antrieb war geweſen, allen Rechtsſtreit aufzugeben, Milta zu ergreifen und mit ihr, Schwert in Fauſt, aus dem Hof ſich durchzudrängen, durchzuſchlagen: ſchon dachte er an ſein raſches Roß im nahen Pferdeſtall, an das Davonjagen, Milta vorn im Sattel . . . aber gleich ließ er den wahnſinnigen Einfall fahren: einer gegen ein paar hundert! Dann faßte ihn die Verzweiflung. Aber nein! Nein! Er konnte nicht der Geliebten entſagen, ihr jung blühend Leben dem Kloſter preisgeben. Nun wollte er ſich dem König zu Füßen werfen, alles geſtehen, Miltas Reinheit nochmal beſchwören, des Richters Gnade anflehn: heiß bewegt forſchte er in Ludwigs Antlitz: aber da ſah er in dieſe kalten ſeelenloſen Augen, mit dem mitleidbaren Ausdruck, ſah in dieſe von Glaubenswahn verzerrten Züge: — ach, hier war Gnade nicht zu finden für jugendlich wallendes Blut, für Liebe, für Wagnis und Abenteuer!

Jetzt ließ er die Blicke auf die Ankläger ſchweifen: er ſah das überlegene ſiegbewußte Hohnlächeln des Abtes, er ſah, er hörte das rohe, gröbſten Verdacht bekundende Lachen des Vogtes: — — da ſchoß ihm der feurige Zorn, der Mannestrotz blutheiß ins Gehirn, alles andre verglühend: nur eins konnte er noch fühlen, denken, wollen: ‚niederſchlagen muß ich dieſen frechen Vogt.‘ „Wohlan, Herr König,“ rief er, zitternd vor Zorn, „auch in dieſer Wendung beſtreite ich die Anklage. Ich kämpfe gegen ſie. Kommt — lacht nicht! beim Strahl, das Lachen ſoll Euch vergehen. Kommt, Vogt Wintrio.“ Und mit zwei Sätzen ſprang er ſauſend die Stufen hinab auf den abgeſteckten Kampfplatz.

So hörte er nicht das leiſe Bitten Miltas unter ihrem

Schleier hervor: „O Geliebter, halt! Halt ein! Du willſt Gott verſuchen! Du mußt ja erliegen!“ Aber der Jüngling, bis zum Wahnſinn entflammt, hörte, dachte das nicht: dachte nicht an ein Gottesurteil in dem Kampf, nur an den Kampf ſelbſt: „Kommt doch endlich, Herr Wintrio,“ ſchrie er von unten herauf, drohend das Schwert reckend.

Groß war der Eindruck dieſer neuen Wendung auf alle: zu Gunſten des Paares ſchlug die Stimmung bei den allermeiſten um: ſie glaubten nicht an die Möglichkeit, der Graf, den ſie als wacker kannten und ehrten, könne gegen beſſer Wiſſen den Kampf aufnehmen, auch wenn ſie wie viele gerade in ihm den Nachtgaſt, obzwar in aller Ehrbarkeit, vermutet hatten: jetzt glaubten ſie das nicht mehr, meinten vielmehr, er beſtreite jenen Nachtbeſuch in beſtem Glauben. Tief bekümmert flüſterte Arno dem Goten zu: „Der Unſelige! Das iſt der Wahnſinn, den ihr ‚Poetae‘ Liebe nennt.“ — „So glaubt Ihr, er war's ſelbſt? Frevelhaft! Arg frevelhaft! Aber er glaubt vielleicht nicht an eine Offenbarung Gottes im Gerichtskampf, ſo wenig wie unſer gelehrter Bruder Agobard. Und auch ich meine, Gott verſuchen iſt . . .“ — „Da ſeht, Wintrio ſteigt behäbig die Stufen hinab, ſchmunzelnd, als ging's zu einem Weingelag. Jetzt iſt er unten.“ — „Die Fronboten weiſen beiden ihre Standorte an.“ — „Jetzt neigen ſie ſich dem König.“ — „Schon hebt der Mariſkalk . . . halt, der Abt, was ſchreit er?“

Schreiend in der Tat durchdrang deſſen ſchriller Ruf das Geſurre der vielen halb verhaltenen Stimmen, in welchen die Erregung der Urteiler nach Ausdruck ſuchte. „Halt, haltet noch, ihr Kämpfer. Höre mich, Herr König und Richter. Das Weltliche, das Kampfliche hat der Mariſkalk genau nach dem weltlichen Kampfrecht gewieſen. Allein noch fehlt ein geiſtlich Erfordernis der heiligen

Kirche: ohne das wäre der Kampf frevle Sünde.“ — „Was fehlt denn noch?“ rief Heertroſt ungeſtüm, den Arm ſenkend, den er ſchon zu grimmem Streich erhoben. — „Ja, was fehlt denn noch?“ fragte auch der König Ludwig. Alles harrte geſpannt der Antwort.

„Der Eid!“ ſprach Caſtinus mit drohender Stimme. — „Der Eid? Welcher Eid?“ forſchte der Richter. — „Der Eid jedes der beiden Kämpfer, daß er an die Wahrheit ſeiner Behauptung glaube. Iſt's nicht alſo, Herr Pfalzgraf Baltfried, Ihr, der Ihr ergraut ſeid in der Rechtfindung dieſes Königshofs? Sprecht, ich heiſche Recht und Rechtweiſung!“ — „So iſt's bei Gott dem Herrn, dem Richter auf dem höchſten Stuhl,“ ſprach der alte Held, mit dem Haupte nickend, daß der Silberbart auf die Brünne flutete. — „Ich wußt' es ja!“ fuhr der Ankläger ſieggewiß fort: „So wird Vogt Wintrio ſchwören, daß er in gutem Glauben die Anklage mit dem Schwerte führt, Graf Heertroſt aber wird ſchwören, daß er nicht weiß und nichts glaubt von jenem Nachtbeſuch bei Milta. Iſt's nicht ſo, Herr Pfalzgraf?“ — „So iſt's, bei Gott dem Herrn. Das iſt das Recht der Franken.“ — „Wohlan,“ ſprach der König, „ſo bringt ſie herbei aus der Kirche des Palaſtes, die höchſten Heiligtümer des Reiches: die Cappa Sankt Martins und das Holz vom Kreuze Chriſti und die Blutstropfen . . .“

„Nein, nein! Bringt ſie nicht! Ich ſchwöre nicht falſch! 's iſt wahr! 's iſt alles wahr! Ich ſelber war bei ihr!“ ſchrie da eine verzweifelte Stimme und wie vom Blitz getroffen ſtürzte Heertroſt bewußtlos auf das Antlitz nieder. Ein herzzerreißend Stöhnen rang ſich aus Miltas Bruſt: „Ja, ja. Es iſt wahr! Und ich, ich bin ſein Verderben!“ Und ſie bedeckte beide Augen mit den Händen. Die Fronboten hoben den Ohnmächtigen auf und legten ihn auf

die unterſte Stufe, den Rücken gegen die vorletzte gelehnt. — Wintrio, in all' ſeiner Derbheit doch erſchüttert, warf Schwert und Schild zur Erde und brummte: „Das war ein Gottesurteil: da braucht's keine Hiebe mehr. Faſt tun ſie mir leid, die jungen Kinde!“ — König Ludwig aber ſprach: „Ein ſeltſam Geſchlecht, unſre Franken! Kämpfen wollte der Kecke auch mit ſchlechtem Gewiſſen, — aber das Schwören ſcheute er doch! — Wohl: geſtändiger Mund ſpart Beweis. Geſtandene Schuld — von beiden geſtanden — ſteht feſt im Gericht. Und nicht minder — nach den klaren Worten des Kapitulars! — die Strafe: nicht ſchwer zu finden iſt ſie, und zu verleſen aus dem Geſetz gemäß der Klagheiſchung des ehrwürdigen Herrn Abtes. Aber nicht nach einer Abſchrift erkennen wir: Archicapellanus Hitherius, holt die Urſchrift aus dem Palaſtarchiv und verleſt daraus nochmal das ſiebente Kapitel, 's iſt zwar überflüſſig,“ ſchloß er, das glatt geſchorne Kinn ſelbſtgefällig ſtreichelnd, „ich weiß das ganze Kapitular auswendig: hab ich's doch ſelbſt erſonnen und geſchrieben.“ — „Ich hab' es gleich mitgebracht,“ erwiderte der Alte. „Hatte mir doch der Kläger mitgeteilt, aus welchem Geſetz er klage. Hier iſt die Urſchrift.“ Und er öffnete den gewölbten Deckel einer der hohen doppelhenkeligen Bronze-Urnen, die zu ſeinen Füßen ſtanden, beugte ſich vor und griff hinein mit ſuchender Hand: — — — aber plötzlich hielt er inne und richtete ſich, aufhorchend, empor.

Ebenſo lauſchten geſpannt alle Anweſenden: von der Straße her, die draußen längs der Hofmauer nach der Stadt führte, ſcholl der laute Hufſchlag eines Reiterzugs, der nun hart vor dem geſchloſſenen Hoftor hielt. Hell ſchmetterten vor dem Tore drei ſchallende, ſtolze Trompetenfanfaren.

XI.

„Der Kaiserruf!“ sprach, erwachend aus seiner Betäubung, Heertrost und sprang flugs auf die Füße. — „Ja . . . der Kaiser!“ wiederholte Ludwig und räumte, verschüchtert, den Richterstuhl. — „Der Kaiser! Kaiser Karl zurück!“ so brauste es durch die Reihen. — „Das ist ein Hoffnungsstrahl!“ meinte Theodulf.

Aber Arno zuckte die Achseln: „Ich wüßt' nicht, wie!“ — „Auch nicht im Weg der Gnade?“ — „Nein! — Im Zorn über die freilich schlimmen Dinge, die ihm der Sohn zur Begründung seines Gesetzantrags zugetragen, hat Herr Karl geschworen, in solchen Fällen nie mehr begnadigen zu wollen. Bei Sankt Denis hat er's geschworen.“ — „Dann: — armes Liebespaar! Wie gern hülf' ich ihnen! Ovid würde...“ — „Ja, in Eurer Fabelwelt! Doch wir sind hier im harten Reich der harten Franken. Da . . . horch!“

Geräuschvoll sprangen die beiden Flügel des starken Tores nach innen auf: man sah des Kaisers eisengrauen Hengst, das mächtige Tier: der vornehme Comes stabuli selbst führte es ab. Und schon eilte Herr Karl in den Hof, lebhaften, ja ungestümen Schrittes: die Gefolgen vermochten kaum, ihm nachzukommen, wie er den weiten Raum durchmaß. Schon stürmte er die Stufen der Treppe hinan, der Mantel, der doch lang und schwer, sauste bei der raschen Bewegung: über sein Antlitz aber flammte jenes helle Rot, das seinen unheildrohenden Zorn verkündete. Mit einem raschen Blick umfaßte er Heertrost, der schon vor ihm die Stufen hinaufgeflogen war und sich neben Milta gestellt hatte, ihre Rechte fassend, während sie das Haupt auf seine Schulter neigte, wie eine vom Hagel gestreifte Blume.

Aber nun traf — in längerem Verweilen — das blitzende Auge den Sohn, der nicht ohne Scheu neben dem leeren Richterstuhl stand, während die Urteiler sich wieder auf den Bänken niederließen. Wenig Freude hatte der Vater von je an dem so ungleich gearteten Sohn: — das wußten Palast und Reich schon lange: aber selten doch ließ er seine Mißbilligung so offen hervorbrechen wie jetzt. Er warf sich auf den Stuhl, daß der dröhnte, und rief mit lauter Stimme: „Was für Dummheiten gehen hier vor? Wenig zufrieden, Herr Sohn, bin ich mit all' Eurem Walten. Wie draußen in Eurem Königreich Aquitanien — allzufrüh hab' ich's Euch anvertraut! — so hier! Ja, ja, in Aquitanien. Ihr denkt, ich kann nicht dort gewesen, so fern im Süden, in den wenigen Tagen? Aber Aquitanien war bei mir: das heißt meine treuesten Vasallen dort und meine Sendboten, die ich hingeschickt hatte. Wo ich war? In Lüttich. Die Villa dort zu untersuchen? Jawohl! Aber dorthin kamen auch — auf dem Wege hierher — von mir beschieden, Eure Ankläger und meine Sendboten. Bitter klagten über Euch die besten Leudes aus Aquitanien. Und jedes Wort bestätigten meine klugen Sendboten, der Seniskalk Alberich und Bischof Egino von Konstanz. Ihr habt die Krongüter dort zwischen Rhone, Tarn und Garonne vergeudet, verschleudert, mit beiden Händen an Eure Günstlinge und Schmeichler: — oder soll ich richtiger sagen, an Eure Leiter, bei denen Ihr in Gunst steht? Freie Bauern habt Ihr als Halbfreie, als Unfreie verschenkt. Begreift Ihr nicht, daß ein freier Bauer sein Gewicht in Gold wert ist für dieses Reich der Franken? Wisset denn: all' Eure Vergabungen aus Krongut in den letzten zwei Jahren hab' ich für nichtig erklärt." Da erbleichte der König, er fuhr zusammen, er wollte sprechen: „Diese Demütigung . . ."

„Schweigt! Sie war notwendig: erſt das Reich, dann mein Sohn. Soll die Kaiſerkrone zuletzt betteln gehen im eignen Land dort an dem Rhone? — Und hier! Was treibt Ihr hier für Sachen! Bei Sankt Denis, ſchlecht füllt Ihr an meiner Statt dieſen Richterſtuhl! Woher ich's weiß? Eia, meine Tochter Bertha — klüger iſt ſie — und mutiger dazu! — als mancher, der mit Schwerte geht — erfuhr oder erriet, daß ich heute zurückkehren würde von Lüttich: ſie ritt mir entgegen: — gar prächtig ſitzt ſie zu Roß! — traf mich auf der Heerſtraße bei Herlinghem, erzählte mir aus dem Sattel, was hier ins Werk geſetzt werde und ſauſend — der Zorn iſt der beſte Sporn! — flogen wir hierher. Gerade noch kam ich zu recht, — ſo ſcheint's! — bevor ‚Herrn Karls Recht' gebeugt wurde durch Falſchurteil. Schweigt, Abt Caſtinus, ich weiß alles. Sei getroſt, du junges Paar: es ſoll euch nichts geſchehen Deinem Vater, Mädchen, Herrn Audulf, dank' ich's Leben dort in Sachſenland, in Frau Muthgards Hof: er war bis zum Tode getreu. Und dir, Heertroſt, dank' ich das Leben meines beſten Sohnes. Herr Archikapellan, her mit dem Geſetz. Habt Ihr's endlich gefunden? Was ſteht da? Könnt ihr alle nicht leſen? Von Vogt Wintrio verlang' ich's nicht: dafür kann der Schwab deſto feſter dreinſchlagen! Aber der Kläger! ein Abt, und mein Herr Sohn, der Richter! Nun, Herr Abt, wenn Ihr denn durchaus reden müßt — ſonſt ſprengt's Euch, ſcheint's — was wollt Ihr ſagen?"

Da zeigte der Prieſter jenen Mut, wie ihn die „kämpfende Kirche" ihren begabteſten Söhnen anerzieht: den Mut, alle ſtaatliche Macht nicht zu fürchten, vielmehr geheim im Herzen recht gründlich zu verachten. Und ſo trat dieſer Abt dem flammenden Zorn des Allgefürchteten ſo kühl und kühn entgegen, wie in dieſem Augenblick nicht

viele in dieſer Verſammlung von Kriegshelden würden gewagt haben: er neigte ſich tief und ſprach dann: „Ich vermag nicht, zu begreifen, von Gott gekrönter Kaiſer, wie dieſen beiden Schuldgeſtändigen geholfen werden mag, nachdem Ihr Begnadigung ausgeſchloſſen — unter Eurem Eide! Dieſer Eid aber . . . .“ — „Wird gehalten,“ ſprach Herr Karl ruhig, aber ſehr grimmig, „auch ohne Eure Mahnung. Die beiden bedürfen der Gnade nicht: denn ſie können nicht verurteilt werden. Horcht auf! Was ſteht da in Kapitel ſieben? ‚Ausgenommen Bräutigam und Braut, die vor dem Muntwalt der Braut verlobt.‘“

Da ging eine Bewegung des Staunens durch die Menge, die ſich freilich aus Scheu vor dem Herrſcher nur in leiſen Ausrufen hervorwagte: aber am meiſten ſtaunten Heertroſt und Milta. — „Dieſe beiden aber ſind Bräutigam und Braut. Wie? Was wollt Ihr einwenden, Herr Abt! Ausdauernd ſeid Ihr, das muß man ſagen.“ — „Es gilt Sankt Severins Recht, nicht meinem, Herr Kaiſer. Und der Fels, auf den der Herr Chriſtus ſeine heilige Kirche gebaut hat, erbebt nicht vor dem Zorn der Mächtigen dieſer Welt. Denn es ſteht geſchrieben . . “ — „Kürzt dieſe Predigt! Ich kenne ſie. Von Rom her. Dort predigen ſie’s noch ſchärfer! Laßt die Pforten der Hölle: — paſſen nicht auf Kaiſer Karl! Zur Sache!“ — „Wohl mag dieſes Liebespärchen ſich heimlich Liebe und Treue verſprochen, ſich alſo ‚verlobt‘ haben, wie die Leute ſagen: aber ‚man verlobt ſich nicht im Winkel‘, ſagt Euer Frankenrecht. Und verlobten ſie ſich vor dem Muntwalt der Braut, mit deſſen Zuſtimmung? Herr Kaiſer, das glaubt Ihr ſelbſt nicht! Ihr Muntwalt iſt Biſchof Benedictus: er iſt fern von hier: alt und krank liegt er auf ſeinem Siechbett zu Bordeaux. Nicht vor ihm, nicht mit ſeiner Zuſtimmung . . .“ — „Er war ihr Muntwalt, du

rechtskluger Abt! Aber eben weil er fern und alt und ſiech, iſt ihr vor kurzem ein andrer Muntwalt beſtellt worden.“ Hoch auf horchte das Paar.

Aber der Abt gab nicht nach: „und von wem?“ — „Von mir, wie ſich von ſelbſt verſteht, dem Muntwalt aller, die des Muntwalts darben. Und vor dieſem von mir beſtellten Muntwalt haben die beiden erklärt: — gebt acht, ihr Kinder, ob ich's richtig wiederhole: — der Jüngling fragte: ‚Willſt du, Milta, was auch kommen, was drohen, was hemmen mag, dich mir verloben, jetzt, in dieſer Stunde, im Angeſicht von Gottes heller Sonne? Biſt du meine Braut vor Gott und Menſchen von Stund an?‘ Sie aber antwortete: ‚Ja, dein bin ich, Heertroſt, mein Trautgeſell, deine Braut, dir anverlobt vor Gott und ſeiner Sonne.‘ ‚Verlobt und verbunden für immerdar,, ſchloß der Bräutigam. Und der Muntwalt ſtand dabei und ſtimmte zu — von ganzer Seele.“ — „Das war damals . . auf der Jagd,“ hauchte Milta, tief errötend. — „Im tiefſten Walde — vor der Donars-Eiche,“ flüſterte Heertroſt: „Wir waren doch ganz allein! Kann er wirklich, wie das Volk raunt, hören und ſehen in die Ferne?“

„Dann — mit Urlaub, Herr Kaiſer,“ — ſtammelte der Ankläger, „nur noch eine Frage.“ — „Jetzt fragt, ſoviel Ihr wollt.“ — „Und wer, wer iſt der Muntwalt, vor dem das geſchah?“ — „Das bin ich ſelbſt. Vor mir ward das Verlobungswort geſprochen. Vor Sankt Hubertus Eiche, bei der ich pürſchte auf einen weißen Hirſch. Und ich ſtimmte zu mit Freuden. Zu Ende iſt das Gericht. Das iſt Herrn Karls Recht.“

Und er ſprang auf vom Richterſtuhl. Da warf ſich das Paar ihm zu Füßen und küßte ſeine Hände.

Herzog Ernſt von Schwaben.

Erzählung aus dem elften Jahrhundert.

von

Felix Dahn.

Motto: — »Ernestus, dux et decus Alamannorum«.
Necrologia St. Galli
ed. Dümmler et Wartmann p. 50.

Leipzig
Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel
1903.

Alle Rechte,
insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.

Erſtes Buch.

I.

Im Jahre eintauſendvierundzwanzig vereinte das Pfingſtfeſt ein paar geiſtliche Große in der Schwarzwald-Villa Eberhof des betagten Herzogs Ernſt von Schwaben. In der weiten Halle des Mittelbaus ſtand in der Niſche des einzigen großen offnen Rundbogens am Morgen des Pfingſtſonntags ein Mann in reicher biſchöflicher Tracht in vertrauter Zwieſprach mit einem erheblich Jüngeren im ſchwarzen Prieſtergewand, der ehrerbietig in das kluge, überlegen blickende Auge, in die feinen, ſcharf geſchnittenen Züge des Ältern emporſah.

„Verſäume nicht," begann dieſer, „die Briefe, die ich dir diktiert, — wenigſtens die drei in Geheimſchrift — durch verläſſige Boten heute noch abzuſenden." — „Heute, biſchöfliche Gnaden? An ſo hohem Feiertag? Da ſind Botenfronden nicht zu verlangen. Ja, verboten." — „Ich entbinde vom Verbot und bezahle die Ritte: dann ſind es nicht Fronden. Es eilt, kann wenigſtens eilen. Die Nachrichten von Kaiſer Heinrich laſſen deſſen baldigen Heimgang erwarten. Vorher müſſen alle Gutgeſinnten ſich über die Nachfolge verſtändigt haben. Das koſtet Zeit und Mühe. Drum eile, mein Gozelo."

Der Prieſter verneigte ſich, dann begann er leiſe, nach-

dem er vorsichtig zum Fenster hinausgespäht, „mein hoher Hirt, ist eine Frage verstattet?“ — „Frage. Ich kann mir denken . . .“ — „Wohlan: weshalb habt Ihr nicht zum Nachfolger . . .?“ — „Unsern Hausherrn hier auserſehn, nicht wahr?“ — „Allerdings. Denn — nicht mir steht ein Urteil zu in solchen Dingen! — alle, aber auch alle Eure geistlichen Amtsbrüder, Herr Erzbischof, und fast auch alle Fürsten, stimmen überein in dem hohen Lob des alten Ernst, wie sie sagen: ihn loben seine dankbaren Bauern, seine Kirchen und Klöster, tapfer, aber friedfertig, gerecht, aber mild, weise, aber nicht arglistig, treu verlässig! . . .“ — „Hör' auf,“ der Erzbischof winkte mit der Hand und eine Falte zog sich zusammen auf der stolzen Stirn. „Man könnte neidisch werden. Du ahnst nicht, Freund Gozelo, wie jedes deiner Worte ihm schadet.“ — „Schadet!? Sind's doch Worte höchsten Lobes.“ — „Eben deshalb! Du hast ganz recht: ohne Zweifel einstimmig würde der Schwabenherzog gewählt, würde er aufgestellt oder stellte er sich selbst auf — woran sein schlichter Sinn nicht denkt. Gerade darum ist er nicht der König, den ich — vielmehr die heilige Kirche und zumal das Erzstift von Sankt Bonifacius — brauchen kann.“ — „Ich verstehe nicht!“ — „Merk' auf, aber schweige. Seid klug wie die Schlangen, mahnt der Herr. Wohlan! Ernst würde die Krone nur sich selber danken, keinem zu Vergelt verpflichtet sein. Der künftige König aber soll seine Krone mir verdanken — d. h. der heiligen Kirche. Und teuer, wahrlich — soll er sie bezahlen: nicht mir, nicht dem sündigen Menschen Aribo, sondern der Kirche und dem Erzstift Mainz.“

Der Priester staunte ihn an: „Ihr seid ein Meister der Gedanken. Und nicht bloß der geistlichen. — Und Ihr glaubt, er fügt sich Eurem Wahlkandidaten?“ — „Ohne

Zweifel — der Vater. Anders — vielleicht — der Sohn.“ — „Der junge Ernſt? Ja, ‚Herr Haſtemut‘ nennt ihn das Volk. Er iſt gar feurig, gar ungeſtüm.“ — „Auch ‚Herr Hochgemut‘ könnte er heißen. Der Hitzkopf will gar hoch hinaus. Königs- und Kaiſerkronen hängen dem Ehrgeizigen nicht zu hoch. Aber es hat gute Wege mit ſeinem Flug, ſolange der Vater lebt und ihn bändigt. Er liebt den Alten heiß und folgt ihm blind. So hat es keine Gefahr. Aber ſtill — man kommt. Fort! beſorge die Briefe.“

II.

Aus dem Innern des Hauſes trat nun Hand in Hand ein Paar: eine durch blendende Schönheit mehr noch als durch prachtvolle, ſorgfältig gewählte Gewandung auffallende Frau: die erſte Jugendblüte war erſetzt durch die Vollentfaltung üppiger Reize: unwillkürlich ruhte auf ihr der Blick des Erzbiſchofs in langer Prüfung. Da traf ihn der Ruf des ſtattlichen Gemahls· denn das war offenbar der ältere Mann im grünen Jagdgewand, der ſie an der Hand führte. „Eia, hochwürdiger Herr Erzbiſchof, nicht wahr, Euch gefällt ſie auch? — Trotz all Eurer Heiligkeit! — Giſela, meine Frau Herzogin, die man das ſchönſte Weib auf deutſcher Erde nennt?“ — „Ich kenne auch die welſche und die wendiſche und füge beide hinzu,“ ſprach Aribo ſich leicht verneigend. „Vergebt mein Anſtarren, hohe Frau. Aber ich habe Euch ein Jahr nicht mehr erſchaut — und Ihr habt es fleißig verwendet, noch ſchöner zu erblühen.“

Mit unſchuldigem Lächeln reichte ſie ihm die weiche,

wohlgepflegte Hand zum Kuſſe hin: „Ich würde es nicht vergeben, wenn ich Euch nicht gefiele. Ich brauche das Lob aller Männer.“ — „Sogar noch ihres alten Ehemanns,“ bekräftigte der. „Und nun, frommer Seelenhirt, entbindet mich von einem kirchlichen Verbot.“ — „Ich errate: Jagdſpeer und Jagdgewand! Ihr wollt am heiligen Pfingſtfeſt das wilde blutige Weidwerk treiben, harmloſer, wehrloſer Rehe und Hirſche Blut vergießen! Ei ei, das iſt den Heiligen leid.“ — „Nicht doch, Erzbiſchof. Nicht Hirſch noch Rehlein gilt's. In aller Morgenfrüh kam mein Meier vom Ebergrundhof gelaufen, ließ mich wecken und wehklagte laut. Der grimmige Keiler aus dem Bachenſul, der früher nur die Saat der Vorwerke zerbrochen, iſt jetzt bis ins Herz der Meierei gedrungen, hat die Knechte und die Saurüden angenommen, drei Hunde geſchlitzt und einen Ochſenbuben getötet. Die Leute wagen ſich nicht mehr aus ihren Hütten. Meinen Bauern muß ich helfen: — ſogleich — nicht erſt übermorgen! Die Heiligen müſſen ſchon verzeihen. Warum helfen ſie nicht ſelbſt? Reitet nach mit Frau Giſela. Auch der ehrwürdige Herr Burchard, Euer Amtsbruder von Worms, erachtet es nicht als Sünde, hinter dem Jagdzug drein zu traben, hinaus und in den wunderſchönen Pfingſtſonntagmorgen unſres lieben Herrgotts hinein. Kommt mit! Die Meſſe habt ihr ja ſchon geſungen. Hört Ihr die Hörner der Jägerei draußen im Hof? Sie blaſen den Ebergruß. Hinaus zum edlen Weidwerk und — vor allem! — zum Bauernſchutz. Der iſt des Markherrn heilige Pflicht.“

III.

Alsbald ſetzte ſich der kleine Jagdzug in Bewegung in dem leuchtenden Morgenſchein des Sommertags. Der Frühtau war reichlich gefallen: jeder kleine Halm der Wieſe funkelte und glitzerte im Sonnenlicht: die Heidelerche ſtieg tirilierend in den lichtblauen Himmel, immer höher und höher ihre Kreiſe ziehend: alles atmete Friede, Freude, heitres Leben der Natur. Ein gut Stück vorauf kam der Herzog mit den berittenen Jägern, den Treibern und den Meutewärtern zu Fuß. Es folgte eine zweite Schar geführt von zwei ſtattlichen Jünglingen, denen ſich auf ſeinem Maultier ein hoher Geiſtlicher angeſchloſſen hatte. In weitem Abſtand von dieſem trabten langſam die Herzogin, Aribo und beider Gefolge.

„Herr Biſchof Burchard, mein lieber Taufvater," rief der jüngſte der beiden Ritter — angenehm klang die helle, wohllautreiche Stimme — und warf mit anmutiger Bewegung die hellbraunen Locken zurück, „wie freu' ich mich, wie freut ſich alles im Hauſe, zeigt Ihr wieder einmal das milde, kluge Geſicht unter uns. Von mir ganz zu ſchweigen: — aber der Vater, die Mutter, auch dieſer viel ſchlimme Werner da, der ſonſt den frommen Herren nicht gar wohl will."

Der Geſcholtene, ein paar Jahre älter, antwortete raſch mit ſcharfem Ton und furchte die tiefſchwarzen Brauen: „Mit Vergunſt, Freund Ernſt — die Frommen ſchätz' ich hoch: aber es ſind nicht alle fromm, die geſchoren ſind. Die Tonſur ſoll dem heiligen Geiſt das Eindringen in das Gehirn erleichtern: — aber oft gelangt er doch nicht hinein."

Der Biſchof, ein Mann von gar ehrwürdigem, aber

vor allem freundlich gütevollem Antlitz, erhob strafend den Zeigefinger der Rechten: doch das Scheltwort erstarb ihm unter einem Lächeln, als er den Jüngling in das etwas allzuscharf geschnittene, aber edle und kühne Antlitz, die blitzenden, obwohl tiefschwarzen Augen sah: „Jung Werner, jung Werner! Du lernst nicht Zucht!“ mahnte er milde. — „Ah,“ lachte der bitter, ja grimmig, „von wem sollte jung Werner sie lernen? Der Bastard hat keinen Vater, sagt das scheußliche Recht eures scheußlichen Reichs. Und eine Mutter zwar hat er. Aber die meine,“ — hier preßte er die feinen Lippen zusammen, und strich über den Anflug des schwarzen Bartes — „die meine macht's dem Vater nach. Sie gebar mich und verschwand, diese zärtliche . . .“ — „Schweig!“ gebot jetzt der Bischof tief ernst. „Lästre sie nicht! Wer weiß, was sie gezwungen hat, zu verschwinden.“ — „Und mein Vater?“ meinte der andre, reicher gewandete Ritter „hat er nicht an dir —?“ — „Vaterstelle hat er an mir vertreten,“ rief der Schwarzlockige jetzt mit weicherer Stimme, ja gerührt. „Schande mir, vergäß' ich's je. Er hat den Säugling, den er, halberstarrt, eines Morgens vor dem Tore seiner Burg liegend fand, aufgehoben, hat ihn in sein Haus aufgenommen, ihn mit dem eignen Knaben, als dieser später zur Welt kam, zusammen erzogen. Er hat mir mit dem Sohn zugleich bei Kaiser Heinrich den Rittergurt erbeten und mir seine alte Feste, die efeugrüne Kiburg, zu Lehen gegeben, so daß ich niemand als ihm zu dienen habe! Also nicht Mangel ist es, was den Bastard, den Bankert ergrimmt gegen dies heilige römisch-deutsche Reich und sein widerrechtlich Recht! Nur der Haß — wider alle Natur! — gegen den eignen Vater, der mir offenbar die Mutter verführt und treulos verlassen hat. Fluch über ihn.“ Und grimmig ballte er die Faust um den Schwertgriff.

„Pfui du Frevler. Weh der Sünde!“ ſchalt nun der Biſchof. „Nimm das Wort zurück.“ — „Nie, ſolang ich lebe,“ knirſchte der Jüngling und erbleichte vor Erregung. — „Laßt ihn, Vater Burchard,“ mahnte der Herzogſohn. „Es hilft nichts. Wie oft haben der Vater, die Mutter . . .“ — „Frau Giſela,“ lachte Werner. „Wenig liebt ſie mich. Hat auch zu viel an die eigne Schönheit und die Kleider aus Burgund zu denken, um für andre Zeit zu haben: kaum für den Gatten und den Sohn.“

Verſtimmt hob dieſer an: „Wohlan, mein Vater ſollte dir genügen! Iſt's ein Mann!“ — „Der beſte, den ich kenne unter der Sonne,“ rief der Biſchof. „Das Herz des Kindes und des Weiſen Haupt. Jedem Menſchen, der ihm naht, muß er was Liebes tun: bevor iſt ihm nicht wohl. Seht ihr, Knaben, darin iſt er auch überlegen — dem einzigen Mann, den man ihm ſonſt vergleichen mag.“ — „Wer iſt das?“ forſchte Ernſt eifrig. — „Ich ahne,“ brummte Werner, wieder die Brauen furchend. „Ihr meint Konrad, den Frankenherzog. Ich haß' ihn.“ — „Werner, es braucht viel Langmut, all deinen vielen Haß zu ertragen. Wer viel haßt, lebt nicht lang.“ — „Mag ich gar nicht.“ — „Ja, ich meine den Frankenherzog. Er iſt klug, tapfer und willensſtark, wie nur noch Herzog Ernſt. Was haſt du gegen ihn?“ — „Was ich gegen ihn habe?“ ſchrie Werner, vor Zorn erbleichend. „Den tödlichen Haß der Rache für gekränkte Ehre.“ — „Er? Der gerechteſte der Männer!“ — „Der üble Höllenwirt hole ihn und ſeine Gerechtigkeit! Ich rede mit keinem Menſchen davon, das verbreitet nur meine Schande. Aber Euch, guter frommer Biſchof, will ich's ſagen: — 's iſt wie Beichte. Denn ſolcher Rachehaß, wie ich ihn hege, iſt Sünde, ich weiß! Aber doch auch nicht Sünde: denn ein, niemals bereu' ich ſie, nie leg' ich ſie ab. Ah, ich

liebe dieſen Haß mehr als mein Leben.“ — „Jung Werner!“ mahnte der Biſchof. „Was . . ., was hat er Euch getan?“ — „Den ſchlimmſten Schimpf: Hört nur!“ — „Laßt ihn lieber ſchweigen,“ bat Ernſt „es macht ihn wütig.“

„Nein, ich will's wieder einmal ausſprechen — es liegt Wolluſt in dem Zorn des Wehs. Er hatte — vor Jahren — ein Lanzenſtechen — ausgeſchrieben, nach Wirzburg auf Einladung des Biſchofs Meinhart, des Rotenburgers, der ſein Ohm. Alle ſeine fränkiſchen und auch die ſchwäbiſchen Ritter waren geladen: — auch ich kam, einen Tag vor dem Erſtritt. Er ſelbſt war noch nicht eingetroffen. Aber in ſeinem Auftrag wies mich der Ehrenherold aus den Schranken — als vaterlos. Mit Schimpf und Schande mußt' ich abreiten — zum Rennwegertor wies mich der Herold hinaus — vor allen Helmen der Lanzengäſte. Wütend ſandte ich ihm kampflichen Gruß auf Tod und Leben: er ließ mir ſagen: des Vaterloſen Kampfgruß ſei wie Spreu. Ah, da dacht' ich, ſann ich, träumte ich, ihn zu ermorden.“ — „Unſinniger, Unſeliger,“ ſchalt der Biſchof. — „Beruhigt Euch! Ich hab's ja nicht getan. Und ich hab' es dieſem Ernſt da verſprochen, es nicht zu tun, weil . . .“ — „Weil der Herr es verbeut.“ — „Nein, weil's die Ehre verbeut, dieſelbe Ehre, die er mir abſpricht: dieſe Ehre, die ich dennoch habe, und halte, rettet ſein Leben.“ — „Beruhige dich!“ mahnte Ernſt. „Kaiſer Heinrich hat dich ja ſpäter gegraft, auf meines Vaters Bitten. Dadurch hat er dich ehrlich machen wollen.“

Werner zuckte die Achſeln. „Ja! Nach dem Recht! Nicht nach gar mancher Männer Achtung. Auf Schritt und Tritt ſtoß ich auf verachtende Gebärden, wenn auch nicht Worte: — die weiß ich zu rächen! Aber ſchon ein ſcheeler Blick, wie dieſer Graf Mangold, der Tugendſpiegel, ſie blickt, läßt mir das Blut ſiedheiß aufkochen. Auch jetzt

noch würde mir der Franke den Zweikampf weigern. Feig iſt er nicht, aber eiskalt. Er trägt an des Herzens Stelle einen Eisklumpen. Ich bin gewiß: der kann nichts lieben, nichts auf Erden.“ — „Doch, kecker Scheltemund, doch! Ich kenne ihn beſſer! Er liebt ſo treu das Reich, dies vielbedrohte Reich. Ich weiß, zehnmal würd' er dafür ſterben. Das Reich iſt des Einſamen Liebe.“ — „Sonderbarer Geſchmack!“ höhnte Werner. „Kann ihn nicht teilen. Aber er freilich iſt dieſes Reiches ein Fürſt, ihm ſtrömen dieſes Reiches Ehren. Was iſt es mir, was gibt es mir, dem Baſtard? Nicht einmal mein Recht, mein Recht auf Ehre verſchafft es mir. Ich pfeif' auf . . .“ — „Schweig, Werner!“ hemmte ihn Ernſt heftig. „Wenn das mein Vater hörte!“ — „Ja, der!“ bekräftigte der Biſchof. „Der und Herr Konrad, ſie ſind, ſeit der Kaiſer dahinſiecht, des Reiches Stützen. Und hätten wir nicht in deinem Vater, Ernſt, den gebornen deutſchen König als des kranken Herrn Heinrichs Nachfolger, — wahrlich dieſen Konrad müßten wir wählen.“ — „Nimmermehr!“ rief Werner.

Auch Ernſt ſah verdroſſen auf den Biſchof. Der ließ lange den prüfenden Blick auf beiden ruhen. „Hütet euch, ihr Voreiligen, maßlos anſpruchsvollen, herrſchbegierigen Knaben! Ich leſe deine Gedanken aus deinen Augen, du feuergeiſtiger Ernſt, und dieſer ſchwarze junge Dämon ſchürt ſie: — er iſt dein guter Engel nicht.“ — „Treu wie Gold iſt mir Werner!“ rief der Herzogſohn. — „Ich zweifle nicht. Aber es iſt keine Himmelsflamme, die in ihm lodert. Beide denkt ihr ſchon weit hinaus über Herrn Heinrichs letzte Tage: ja ihr denkt ſchon hinaus über Herzog Ernſt —“

Der junge Ernſt errötete und wandte das Antlitz zur Seite.

„Du denkſt dich,“ fuhr der Biſchof fort, „ſchon als

Königssohn, ja an des Vaters Grab . . . .“ — „Nein, nein!“ rief Ernſt, aber ſeine Stimme ſchwankte. — „Du träumſt dich ſchon als deutſchen König, als König von Burgund — kraft des Erbes deiner Mutter — ja als römiſch-deutſchen Kaiſer, der die Krone nahm zu Rom.“ — „Und recht hat er in alle dem! Und nicht Träume ſollen's bleiben, wahr ſoll alles werden! Bei meinem Schwert!“ Und klirrend ſchlug Werner an die Scheide.

„Nicht doch!“ bat Ernſt. „So . . . ſo iſt das nicht, teurer Biſchof. Gott iſt mein Zeuge — an meines Vaters Tod, den ich mehr liebe als — als — auch als die ſchöne Mutter! — hab' ich noch nie mit Erwartung, geſchweige mit einem Wunſch gedacht. Das iſt es nicht, nicht Herrſchgier. Aber was anderes: ich kann es kaum in Worte faſſen: die feurige Gier nach Abenteuer, Kampf und Sieg. Ja, Burgund, das leugne ich nicht, erſehn' ich, bald, raſch: iſt es doch — du ſagſt es — meiner Mutter Erbe. Was iſt mir König Rudolf von Burgund, meiner Mutter Oheim, was ſein Neffe, Graf Odo von Champagne? Fremd ſind mir beide, hab' ſie nie geſehen! Ja, ich erſehne den Tag, da ich beſteigen darf, ein König, den goldenen Thron des reichen Burgund.“ — „Und wenn wir vorher Herrn Odo herunterſtoßen müſſen, deſto beſſer,“ lachte Werner.

„Ja: vieler Völker Länder und Städte durchziehen — in Güte oder in Kampf — wie Lyon und Paris, ſo Rom, ja das vom Schimmer der Sage umſtrahlte Byzanz, Ruhm gewinnen, fabelhafter Schätze Glanz: ja, das erſehnt glühend — ich berg' es nicht — mein heißes Herz.“ — „Und wenn wir in dieſen ſchönen Landen nicht nur wie abenteuernde Ritter fahren, nein, als Könige herrſchen, ebenfalls deſto beſſer!“ rief Werner. — „Sprich, trefflicher Biſchof — auch du warſt jung — kannſt du die Jugend deſſen tadeln?“

Bevor Burchard antworten konnte, erſcholl lautes Geläute der Rüden am Saume des Waldes vor ihnen und der Ton des Hifthorns. Eilend ſprengten alle nach vorn.

IV.

Ein paar hundert Schritt vor ihnen zweigte von der breiten Landſtraße zur Linken in den dichten Wald von Tannen und Buchen hinein ein ſchmaler Reitpfad ab — nur für je ein Pferd gangbar: denn zu beiden Seiten des erhöhten Weges ragte undurchdringlich Schilf- und Binſen-Wuchs aus tiefem, ſchwarzgrünen Moor, das Roß und Reiter würde verſchlungen haben. So konnten denn die Jäger nur allmählich hintereinander in das dichte Geſtrüpp und Unterholz des Waldes dringen. Ein blutiger Anblick erwartete ſie. Drei, vier der ſtarken Eberhunde, die das Wild aus einer Suhle aufgeſcheucht, in jene Waldblöße getrieben, hier gepackt und gedeckt hatten, waren von dem Ebertier abgeſchüttelt worden: es hatte ſich mit den Gewehren losgeſchlagen: ſie lagen mit aufgeriſſenen Gedärmen, tot oder ſterbend, umher, der Keiler war dann wieder in dem Tannicht verſchwunden, bevor die Jäger ihn erreicht hatten; ſie verteilten ſich nun und ſuchten in verſchiedenen Richtungen die Spur.

„Hie Sauſpur! Hieher," ſcholl da die Stimme des Herzogs von rechts her. Nun waren auch ſein Sohn und die andern zur Stelle. Der Herzog wies mit der Saufeder über einen tiefen Waldgraben hin: „Dort, rechts, in dem Moorbruch!" Und er gab dem mächtigen Frieſenhengſt die Sporen; gehorſam ſetzte der an und nahm glücklich den

Graben, aber jenſeits ſcheute er vor dem heranfahrenden Untier, ſprang ſeitwärts und brach zuſammen, den Reiter auf deſſen linker Seite unter ſich begrabend. Und ſchon rannte der Eber auf den wehrlos Liegenden: — ein ſchriller Schrei — dann Stille.

„Mein Vater!“ — „Herr Herzog!“

Schon waren beide abgeſprungen, ſchon ſtanden ſie vor dem Eber. Der Herzogſohn warf ſich auf ihn und ſtieß ihm den Speer in das Blatt, aber der Schaft zerbrach in den ſtarken Borſten, das Tier rannte, die Waffe im Leibe, den Helfer an und warf ihn mit einem Schlag in den Unterſchenkel rücklings um. Jedoch Werner ſprang vor den Wunden und bohrte dem ſchäumenden Tier den breiten Saufang dicht hinter dem Schädel ins Genick: lautlos verendete der Borſter. Unter dem Jagdgefolge befand ſich der Bader des Dorfes; er unterſuchte die Wunden des Sohnes und des Vaters; jene fand er unerheblich, aber über dieſe ſprach er kein Wort: er gebot nur, aus den Tannenzweigen eine Bahre zuſammenzufügen, auf der der bewußtloſe Herzog aus dem Wald auf das freie Feld hinausgetragen wurde; der Sohn ſelbſt trug mit an dem Kopfende. Als die nächſte offene Stelle vor dem Gehölz erreicht war, und die Sonne die Augen des Wunden traf, ſchlug er ſie auf und gebot: „Laßt mich hier ſterben. Denn es iſt ſo. Wo — wo bleibt Giſela? Sie verläßt mich im Tode!“

Erſt jetzt erreichte die Herzogin mit Aribo dieſe Stelle. Laut aufſchreiend glitt die Frau aus dem Sattel und warf ſich auf die Kniee neben dem Wunden. Der taſtete nach ihrer Hand. „Ja, Frau, jetzt geht's zum Scheiden. Das Gefolge laßt zurücktreten: ich hab' euch andern noch was zu ſagen. — Euch, ihr frommen Biſchöfe, empfehle ich, eurem Schutz, eurer Fürſorge meine Witwe, meinen Sohn,

auch dieſen Werner — den Vaterloſen. Du, Ernſt, biſt ein guter Bub', haſt ein edles Herz. aber dein Blut! Dein heißes, ungeſtümes, wildes Blut und der jähe Zorn bei jeder — ach! oft nur eingebildeten — Kränkung. Höre des Vaters letztes Wort: bändige dieſe Hitze des Herzens. Gehorche deiner Mutter, mahnt ſie dich dieſer meiner Worte, folge nicht dem Werner da: — wohl iſt er dir treu, ich weiß, bis in den Tod! Allein er iſt wie jenes dein heißes Blut, das Menſch geworden wäre. Du aber, geliebte Frau, vernimm meine letzte Bitte: ſie verlangt viel, aber es muß ſein. Ich fürchte, ich war doch wohl ſchon zu alt, zu ernſtbedächtig für deine blühende, lebenſtrotzende, lebendürſtende Jugend, als vor ſo viel Jahren . . . ach, ich habe nicht mehr viel Zeit, viel Worte! Ich muß zu Ende eilen — ohne Schonung. — Ich kenne dich beſſer als du dich ſelbſt. Es wird dir öd werden in dem Witwenſtuhl — gar bald." — „Niemals!" — „Aber ich beſchwöre dich, verſprich mir — ſiehe, der ſtrudelköpfige Bub' bedarf der Leitung — dir wird er folgen, leichter als dieſen Biſchöfen. Lebe für ihn, lebe dieſer Mutterpflicht, dieſem heiligen Amt allein: nur du kannſt ihn .... Ach ich . . . ich kann nicht ruhig ſterben, bin ich dein nicht ſicher. Ich, ich gebiete dir. Weh, das kann ich nicht. Aber ich bitte dich: ſchwöre mir, nur Ernſt zu leben, nicht wieder dich zu vermählen . . ." „Ernſt, mein Ernſt! Wie kannſt du . . . .?" — „Sie tut es nicht," flüſterte Werner Aribo zu. „Ihr werdet ſehen, ſie ſchwört nicht." — „Und wenn ſie ſchwört," erwiderte dieſer ebenſo leiſe, „wird ſie's halten? Ein ſolcher Eid . . ." — „Aber Vater," bat Ernſt, „wie kannſt du glauben? Nach dir, dir, du . . ." — Aber der Sterbende drängte: „Schwöre, ſchwöre mir's .... vor dieſen Zeugen." Und er richtete ſich mit letzter Kraft halb auf,

erhaſchte wieder ihre Rechte und hob ſie empor: da reckte ſie drei Finger in die Höhe und ſchluchzte: „Ich ſchwöre.“ — „Dank! So mag ich in Frieden ſterben — ſterben wie ein rechter Herzog ſoll .... in dem Schutz meines Volkes. Gott, dir empfehle ich meine Seele!“ Und er atmete tief auf und ſtarb.

V.

Am folgenden Tag ward die Leiche nach der nahen Cella Gottesruh verbracht, die der fromme Herzog erbaut und zu ſeiner Grabſtätte — wie zu der ſeiner Gemahlin — beſtimmt hatte. Dieſe fühlte ſich zu ſchwach, auch nur die kurze Strecke zurückzulegen: ſie blieb — unter vielen Tränen — in der Villa zurück, während die beiden Biſchöfe, welche die Einſegnung übernommen hatten, mit den beiden Jünglingen und den Dienſtmannen aufbrachen zu dem traurigen ſchweigenden Zuge.

Nicht gar weit war der — langſamen Schrittes der Pferde — gelangt, doch hörte man ſchon deutlich das Sterbeglöcklein der Kapelle klagen, als vom Weſten her auf einem Seitenpfade zwei Reiter heranſprengten ſo raſch die Gäule rennen konnten: bald waren ſie heran. Der Vorderſte — ein Geiſtlicher — rief laut: „Herr Erzbiſchof, haltet an.“ — Biſchof Burchard ſprach verweiſend: „Archidiakon! Wie könnt Ihr ſo lärmen und den Trauerzug ſtören? Seht Ihr nicht, wir bergen eine Leiche.“

Aber Aribo forſchte eifrig: „Was iſt's, Gozelo? Iſt's wichtig?“ — „So wichtig, Herr, wie nichts auf Erden! Laſſet die Toten ihre Toten begraben! Wendet das Röß-

lein und folgt mir raſch!“ — „Was iſt? Rede!“ — „Kaiſer Heinrich iſt geſtorben in ſeiner Pfalz zu Grona und die Fürſten ſtrömen zuſammen an den Rhein zur Königswahl. Eilt, Herr Erzbiſchof.“

Da gab Aribo ſeinem Pferd die Sporen, daß es ſtieg, und riß es ſeitwärts nach links aus der Reihe des Zuges dicht neben Gozelo und deſſen dienenden Begleiter. „Wohin, Herr Bruder?“ fragte Burchard ſtaunend. — „Ihr könnt fragen? Zur Königswahl!“ — „Und Eures Freundes Leiche?“ — „Beſtattet ſie allein. Ihr braucht mich nicht dazu. Und er auch nicht.“ — Werner ballte in ſtummem Zorn die Fauſt. — „Iſt das Eure Freundſchaft für den Vater?“ mahnte Ernſt. — „Was Freundſchaft! Es gilt die heilige Kirche, ihr Recht, ihre Macht, ihren Vorteil. Soll ein Ungehorſamer ihr Schirmherr werden?“ Schon ſprengte er hinweg mit Gozelo: ſchon umhüllte ſie die Staubwolke der Landſtraße. Traurig, kopfſchüttelnd, verfolgte der Biſchof den Weg nach der Kapelle.

VI.

Nicht eher als bis die Gäule den raſchen Trab verſagten, zog der Erzbiſchof den Zügel, ließ den Rappen Schritt gehen und winkte die beiden an ſeine Rechte und Linke heran. „Wie, wo, wann erfuhrſt du's?“ fragte er, noch außer Atem, den Archidiakon. — „Noch nicht weit war ich gekommen auf der Rheinſtraße von der Villa hinweg, als ich dieſen Boten traf mit der Trauernachricht!“ — „Bote? Wer hat dich geſchickt?“ — „Die Kaiſerin-Witwe, Kunigundis, die hohe Frau. Sobald ihr Herr die

Augen geſchloſſen hatte, hieß ſie mich ſatteln und vor allen Fürſten des Reichs Euch herbeiholen: der heiligen Kirche und ihren eignen beſten Berater, ſagte ſie.“ — „Sie ſelbſt wird bald eine Heilige ſein,“ nickte Aribo. — „Sie wußte, wo Ihr weiltet, und befahl, Euch zurückzurufen nach Mainz, ſo raſch als möglich.“ — „Die Gute, Vielkluge! Sag', weißt du vielleicht, wo Konrad weilt, der Herzog von Franken?“ — „Ich verließ ihn bei der hohen Witwe.“ — Erfreut nickte der Erzbiſchof. „Und der andre, der jüngere Konrad, der von Worms?“ — „Das weiß ich nicht. — Man flüſtert in der Pfalz, dieſer, der Jüngere, trachte auch nach der Krone.“ — „Auch? Was ſoll das heißen?“ — „Ei nun, Herr Erzbiſchof, manches Wort, das die Herrſchaften ſprechen, ſickert doch bis auf uns in die Halle der Dienſtmannen herab. In den langen Wochen, da es mit dem Herrn Kaiſer zu Ende ging, haben die Großen und wir Kleinen doch oft geflüſtert, wer ihm wohl folgen werde.“ — „Nun, und was habt ihr dabei herausgeklügelt, groß und klein?“ — „Vor allem hieß es: ganz ohne Zweifel der prächtige Herr Herzog, den ſie ſoeben zu Grabe führen, wie ich beſtürzt vernahm von den Trägern. Welch' Unheil für das Reich!“ — „Ja, ja! — Aber nach ihm, wer wurde nach ihm genannt?“ — „Die beiden, nach denen Ihr fragtet: die beiden Konrade. Aber freilich hieß es, beide haben wie viele Freunde, viele Widerſacher: einſtimmig werde wohl keiner gewählt werden und das Schwert zwiſchen ihnen entſcheiden müſſen.“ — „Da ſei Gott vor! Gott und ich: das heißt, die heilige Kirche! Kommt, laßt die Rößlein wieder traben.“ — „Sie können's kaum ſchon wieder, Herr!“ warnte Gozelo. — „Mein Brauner da iſt der beſte Läufer der Frau Kaiſerin. Sie lieh mir ihn. Reit' ich ihn zu Schanden . . .“ — „So erſetze ich's. Vorwärts! Trab!“

VII.

In dem ſtolzen Biſchofshaus zu Mainz, das unmittelbar an die Rückenmauer des altehrwürdigen Domes ſtieß, ſtand in eine Fenſterniſche gelehnt Aribo in tiefem Geſpräch mit einem gar ſtattlichen Manne, der den über mittelgroßen Erzbiſchof noch erheblich überragte. Nicht Mann, nicht Weib konnte ſich dem gewinnenden und gewaltigen Eindruck dieſer Heldengeſtalt, des ſchönen, männlich ernſten Antlitzes, dieſer klugen, kühlen, durchdringenden blauen Augen entziehen. Die krauſen Locken des kaſtanienbraunen Haares waren ziemlich kurz gehalten wie auch der volle Rundbart gleicher Farbe. In der Fülle männlicher Kraft und Schönheit ſtand er da, vom goldenen Licht der Abendſonne umleuchtet, das ſich auf der reich geſchmückten Plattenbrünne ſpiegelte. Er hatte die letzten Worte des Erzbiſchofs mit tiefem Nachdenken in ſich aufgenommen: nun hob er — nach längerem Schweigen — an: „Ich kann Euch kaum noch widerſprechen, ehrwürdiger Herr Biſchof. Ihr wißt: — Ihr kennt mich lang'! — das Wohl des Reichs, des viel zerklüfteten iſt einzig meine Liebe. Und nichts als dies: nicht meines Geſchlechtes Glanz oder Reichtum, nicht meine eigne Herrſchaft, meines Namens Ruhm: bei Gott, der in dieſer Stunde auf uns beide und in unſere geheimſten Gedanken ſchaut." — „Ich weiß es, Herzog Konrad." — „Das ärgſte Unheil, welches das Reich treffen könnte, wäre ein abermaliger Kampf um die Krone. Ihr habt mich nun wirklich überzeugt durch Eure klugen Worte, daß nur ein einziger unter den Fürſten des Reichs, wenn er mir den Thron beſtreiten wollte, Ausſicht hätte, Anhänger genug um ſich zu ſcharen." — „So iſt es!

Weder der greiſe Heinrich von Bayern, noch Dietrich von Oberlothringen, noch Gozzo von Niederlothringen, noch Adalbero von Kärnten, noch der ſchwertwunde Bernhard von Sachſen . . .“

Da unterbrach der Herzog: „Wäre der wackere Schwabe doch nicht zur ungelegenſten Zeit geſtorben! Wahrlich, Gut und Blut hätt' ich für ihn eingeſetzt. Aber es wäre gar nicht nötig geweſen: Alle hätten ihn als den Würdigſten erkannt und berufen. Was iſt's mit dem Knaben, ſeinem Sohn? Ich kenn' ihn nicht. Sollte er ſich Hoffnung machen?“ — „Ihr ſpottet,“ lachte Aribo. „Der Knabe — mit Recht ſagt Ihr ſo und ſprecht ihm damit jede Hoffnung ab. Alle jene Herzoge, die Euch willig nachſtehen, würden den Knaben nicht als ihren Lehnsherrn anerkennen. Er ſoll heil froh ſein, verleiht Ihr ihm auf ſeine Mutung das Herzogtum ſeines Vaters.“ — „Das würde ich ſicher tun. Er ſoll ein gar begabter, feuriger Junge ſein.“ — Der Biſchof zuckte die Achſeln: „Ja, ja! Nur allzu feurig.“ — „So bleibt denn,“ fuhr der Herzog fort, „nur ein gefährlicher — das heißt dem Reich durch den Kronkrieg gefährlicher — Wettbewerber übrig: Konrad von Worms.“ — „Ja, der würde freilich Anhang finden. Die beiden Lothringer und der Sachſe würden lieber ihn als Euch wählen.“ — „Ich weiß! Wegen altvererbten Haders unſrer Häuſer.“ — „Für ſich haben ſie keine Ausſicht, aber den Wormſer würden ſie gern ſtützen. Deshalb, Herzog“ — hier zupfte er ihn leis am Mantel — „muß dafür geſorgt werden, daß der Wormſer gar nicht gegen Euch auftritt.“ — „Ja, wer ſoll das bewirken?“

„Ihr ſelbſt. Und ein wenig dabei helfen werd' ich.“

Geſpannt, ja mißtrauiſch ſah ihm Konrad in die

kleinen, zwinkernden Augen. „Was will er dafür haben," dachte er. „Der tut nichts umsonst. Und auch nichts für das Reich. Sein Reich heißt Rom — und Mainz."

Des andern langes Schweigen beunruhigte den Priester. „Ich hab' einen guten Plan," fuhr er fort, „einen ganz sicheren. Vorausgesetzt, daß nicht einer ihn vereitelt — ein arger Ränkeschmied."

Hoch auf horchte Konrad, sich gespannt aufrichtend: „Das ist?" — „Piligrim, mein übler Nachbar zu Köln." — „Aha," dachte der Herzog. „Sie streiten ein Jahrzehnt lang grimmig um Allerlei. Aber der Kölner ist grundehrlich. — Und nicht noch andere Eurer Amtsbrüder," fragte er nun, „z. B. Burchard von Worms?" — „Jawohl! Wie gut kennt Ihr Eure geheimen Widersacher!" — „Und dann Gerbodo von Hildesheim, nicht?" — „Euch erleuchtet der Herr! Ja freilich."

Konrad verbarg nicht ohne Mühe seine Erregung. „Die besten Männer, meine treuesten Freunde," dachte er. Nun sprach er bedächtig, „man muß sich vorsehen gegen schlaue, falsche Priester." — „Da habt Ihr leider recht. Nicht alle sind wahrhaftig und . . ." — „Verlässig," schloß jener, gelassen den Bart streichend. „Aber Euer Plan?" — „Geduld! Davon erst wann der Wahltag heran, wann der Wormser eingetroffen und ein wenig von mir bearbeitet ist."

„Jawohl," dachte Konrad. „Er will zwei Eisen im Feuer haben: bietet ihm der andre mehr, dann . . ." „Wie Ihr wollt," sprach er nun ruhig. — „Ich lobe Eure Fügsamkeit, Euer Vertrauen: bewahrt mir beide als König, mein Sohn. Hört noch eins. Von großem Wert wäre es, für Euch zu gewinnen, die fromme, fast schon heilige Witwe Herrn Heinrichs: Kunigundis, die hohe Frau." — Der Herzog nickte: „Man weiß, Ihr seid ihr

nahe befreundet.“ — „Ich will mit ihr ſprechen — zu Euren Gunſten, aber erſt, nachdem der Wormſer eingetroffen.“ — „Ich verſtehe,“ meinte Konrad. „Es iſt eine Verſteigerung der deutſchen Krone,“ grollte er in ſtummer Empörung: „dem Meiſtbietenden ſchlägt er ſie zu.“ — „Nämlich die Kaiſerin mag leicht ihren Bruder, den Bayer, bewegen für Euch zu ſtimmen.“ — „Oder für den andern, je nachdem,“ ſprach der Herzog mit einer Ruhe, die Aribo erſtaunte. — „Ja . . . ja freilich. Aber außerdem hat Frau Kunigundis — ich weiß es!“ — „Von ihr ſelbſt,“ nickte jener. — „Den Beſitz der Reichsabzeichen: Krone, Scepter, Schwert, Reichsapfel. Iſt ſie nun gleich nicht wahlberechtigt, kann ſie doch jene Kleinodien dem Gewählten vorenthalten oder übergeben, wem ſie will. Und Ihr wißt, bei den letzten Königswahlen ward hierauf ſchwer Gewicht gelegt.“ — „Ich weiß. Und ich weiß leider auch, daß die Gottſelige mir nicht gerade gewogen iſt.“ — „Ah! Meint Ihr?“ — „Nein, ich *meine* nicht: ich *weiß*. Und Ihr — Ihr wißt es auch. Ich weiß auch warum. Ich bin ihr nicht fromm, nicht kirchenfromm genug. Ich habe wiederholt widerſprochen in Herrn Heinrichs Rat, wollte ſie allzuviel Reichsgut ihren Stiftungen zu Bamberg zuwenden. Sie grollt mir.“ — „Nun, ſie iſt mein Beichtkind. Ich werde ihr dieſe Sünde verbieten. Und dafür könnt Ihr auch etwas tun. Die heilige Kirche . . .“ — „Ich weiß. Sie hungert und friert immer.“ — „Seid Ihr erſt König . . .“ — „Dann werd' ich nicht knauſern. Ich werde der Kirche, meiner Mutter, alles zuwenden, was der Staat, mein Vater, entbehren kann: das dürft Ihr auch der Kaiſerin verſprechen. Lebt jetzt aber wohl. Eure Worte haben mich mehr erregt — mehr und auch anders! — als Ihr ahnt. Ich muß allein ſein. Und ins Freie! Luft!“

Aribo sah ihm mit Siegesblick nach: „Herrschgieriger Tor! Er ist der klügste Laie, den ich kenne. Und doch ging er auf die Leimrute der Ehrsucht.“

VIII.

Am folgenden Tag traf neben zahlreichen andern fürstlichen Wählern auch Konrad von Worms in Mainz ein. Sein erster Gang galt dem Erzbischof, dem Wahlmacher, dem Kronenschmied, wie er gar bald in diesen Kreisen genannt wurde. Zu gleicher Stunde wie am Vortag der andre Konrad stand er an derselben Fensternische und bekam auch so ziemlich die gleichen Worte, nur den Umständen angepaßt, zu hören. Aber der lebhafte, ja hitzige Rotkopf nahm sie ganz anders auf als der zehn Jahre ältere, in ruhiger Überlegenheit gefestigte: kurzgewachsen mußte er zu dem Priester emporblicken: unstät blitzten die kleinen Augen: jeder Widerspruch, ja schon jedes Bedenken reizte ihn zu heftigem Ausbruch.

„Nein,“ rief er, jenem in die Rede fallend, „nichts, gar nichts will ich von einer Gegenleistung an Eure schon überreiche Mainzer Kathedrale hören. Seit hundert Jahren haben all' meine Vorfahren das Erzbistum beschenkt. Soll von Gegenleistung die Rede sein, so ist's nun an Euch und den Heiligen, sie zu gewähren. Und wofür soll ich Entgelt leisten? Ich hab' ein Recht auf die Krone. Wer hat ein besseres? Der Franke? Bah, ich bringe mehr Wähler und — muß es sein — mehr Helme auf meine Seite. Und das entscheidet, nicht Eure Stimme, hochwürdiger Herr.“

„Junger Tor," dachte der Bischof unter einem grimmen Lächeln die Gedanken verbergend, „hattest du je Hoffnung auf die Krone, mit diesen Worten hast du sie begraben." Aber er sprach: „Nun ja, als tapferer Degen seid Ihr allbekannt. Allein Ihr zählt vielleicht manchen zu Euren Freunden, der Euch bei der Wahl wie bei dem Waffengang im Stiche läßt. Auch der andre Konrad ist . . . ." — „Ein Held, niemand bestreitet das." — „Und es wäre doch fürs Reich ein arges Unheil . . ." — „Wohl, wohl! So wendet Eure Beredsamkeit, die berühmte, dazu an, den andern zum Verzicht zu bewegen." — „Dazu reicht sie denn doch nicht aus. Voller Verzicht? Ist zuviel verlangt. Und Ihr kennt doch seinen steten, starken Willen. Hat er einmal ein Ziel — und ein so hohes! — sich vorgesteckt, gibt er es freiwillig nicht auf." — „Ja, ja, so ist er," rief der Kleine und machte einen unruhigen Gang durch das Gemach. — „Nur ein Mittel gibt es, ihn davon abzubringen." — „Das wäre?" — „Nicht wahrlich die Furcht." — „Weiß ich! Weiß ich ja. Was aber?" — „Die Liebe zum Reich. Sie ist die stärkste Macht in seiner Seele: — viel stärker, fürcht' ich, als die Liebe zur heiligen Kirche. Stellt man ihm nun eindringlich dar, — und das übernehme ich für Euch! — daß Euer Kronstreit das Reich schwer schädigen würde, — was die Wahrheit ist, so ist er — vielleicht — zu einer Art von Vergleich, von friedlicher Entscheidung zu bringen." — „Vergleich? Nein. Ich geb' nicht nach!" — „Sollt Ihr auch nicht. Hört doch nur: ich rate euch beiden, euch dahin zu verständigen: König soll werden, wer die zuerst abgegebene Stimme erhält: dem soll sofort der andre die zweite Stimme geben und ihm huldigen." — „Ei, Tod und Teufel! Und erhält er die erste, dann . . . .?"

Da trat Aribo ganz dicht an ihn heran: „Er erhält

ſie nicht. Ihr erhaltet ſie.“ — „Stimmt Ihr zuerſt diesmal?“ — „Nein! Wir drei Oberhirten von Mainz, Köln und Trier wechſeln ab. Diesmal trifft es Trier.“ — „Poppo von Trier!“ frohlockte der Hitzige. „Hei, mein beſter Freund! Des bin ich ſicher. Ja, ja, den Vergleich nehm' ich an.“

Mit bitterem Hohn, dem er ſich mit Luſt hingab, lächelte der Prieſter auf ihn herab: „Seht Ihr nun, wie gut ich's mit Euch meine? Wohlan, ich übernehme auch die Vermittlung: darf ich in Eurem Namen dieſen Vergleich vorſchlagen?“ — „Gewiß! Gern! Wenn er nur darauf eingeht!“ — „Das laßt meine Sorge ſein. Ich bring' Euch Beſcheid, ſobald ich ihn geſprochen. Die Stunde drängt: — laßt mich zu ihm eilen.“

Alsbald ſtand der Erzbiſchof vor dem älteren Konrad in dem „Frankenhof“, einem ſeit geraumer Zeit der Sippe des Frankenherzogs gehörigen Eckhaus des Fiſchmarkts, in vertrauter Zwieſprache. Ruhig, ohne ein Wort des Einwurfs hörte der Herzog ihn zu Ende: dann erhob er ſich langſam von dem breiten Falteſtuhl und machte einen zögernden Gang durch den Saal. Jetzt blieb er mit gekreuzten Armen vor jenem ſtehen und hob an: „Gut verſteht Ihr es, — im Beichtſtuhl habt Ihr's gelernt! — der Seele empfindlichſte Stelle zu treffen. Ihr wißt ſeit lange: meine, des unbeweibten Mannes, Liebe iſt dies Reich der Deutſchen. Und erſchütternd habt Ihr ſie ausgemalt, die ſchrecklichen Folgen, die dieſer Kampf herbeiführen kann, ja ſicher wird. Ungarn, Polen, Böhmen im Oſten, der Däne kommt vom Norden und als König von England im Nordweſten, der Weſtfranke und der Burgunde von Weſt und Süd: — ſie werden über uns herfallen,

hat der Bürgerkrieg beide Parteien erschöpft. Gibt es daher ein Mittel, das — ohne Unehre — den Kampf vermeiden läßt, ist mir's Pflicht, solchen Ausweg zu beschreiten. Aber sagt wer wird der erste Wähler sein? Doch nicht etwa einer meiner offenen Widersacher? Doch nicht etwa . . . .? Aber nein, schweigt! Ich will's nicht vorher wissen. Nur den einen schließ' ich aus: — nicht Poppo von Trier, mein alter Feind, des Wormsers nächster Vertrauter."

Nun erhob sich langsam auch Aribo von seinem Stuhl und sprach: „Ich lob' Euch darum, daß Ihr nicht weiter fragt: das ist wacker. Und zur Belohnung versprech' ich Euch: nein, Poppo von Trier wird nicht der erste Wähler sein. Ich wünsche Euch Glück im voraus zu der deutschen Krone. Auf Wiedersehen morgen bei der Wahl."

IX.

Ort und Zeit dieser Wahl zu bestimmen, war Sache des Reichserzkanzlers für Germanien, d. h. Aribos, des Erzbischofs von Mainz. Er hatte dazu nicht die eigne Stadt ausersehn; sie würde die Menge des überallher zusammenströmenden Volkes nicht gefaßt haben; deren Kopfzahl war ganz unberechenbar: denn noch hatte jeder vollfreie unbescholtene waffenreife Mann das Recht, zu wählen, wenn auch tatsächlich schon seit geraumer Zeit die Masse der kleinen Freien fern blieb in der Erkenntnis, daß auf ihre Stimmen nichts mehr ankam, vielmehr eine Art Vorwahl, eine Verständigung unter den mächtigsten oder ehrgeizigsten geistlichen und weltlichen Großen den

künftigen König bezeichnete. Den Kleinen blieb nur noch übrig, den ſo von den Vornehmen in einer Baſilika, einer Pfalz Feſtgeſtellten, ward er nun von den auf die Vortreppe Heraustretenden vorgeſchlagen, durch lärmenden, ungeregelten Zuruf mit Waffengetöſe zu begrüßen und anzunehmen.

Immerhin kamen damals noch viele Freie aus der Nachbarſchaft des Wahlorts, auch wohl ferner Wohnende, die einen Wunſch, eine Klage, eine Beſchwerde dem Neugewählten vorzutragen hatten. So wogte denn auch diesmal eine große Menge Volkes auf den weiten flachen Ebenen, die ſich um das Dorf Kamba dehnte, das auf dem rechten Rheinufer im Rheingau gegenüber Oppenheim lag: es iſt längſt eingegangen. Die Felder auf beiden Ufern des Stromes boten den Fürſten, deren zahlreichen Gefolgen und den kleinen Freien bequeme Lagerung unter Zelten oder Laubhütten. So lagerten die Angehörigen der einzelnen Stämme, wie der Strom ihre Heimatlande ſchied: die Sachſen, die Oſtfranken, Bayern und Schwaben auf dem rechten, die linksrheiniſchen Franken, dann die Ober- und Nieder-Lothringer auf dem linken Ufer. Die Biſchöfe und Reichsäbte dagegen waren mit ihrer geiſtlichen Begleitung wie die Kaiſerin-Witwe in den zahlreichen, dem Erzbiſchof und der Stadt gehörigen Gebäuden untergebracht.

Bei klimmender Sonne ſchon begann das Zuſammenſtrömen der Wähler in dem Dörflein, deſſen kleine Kirche freilich nicht einmal alle Bedeutenderen der Erſchienenen aufzunehmen vermochte; manche ſogar von dieſen drängten ſich vor der offenen Pforte auf den Stufen der Vortreppe und unten auf dem ‚Dorf-Ring‘, wo ſich dann der große Haufe anſchloß. Durch die nach Oſten gerichteten glasloſen Bogenfenſter und die offene Türe flutete das goldne

Morgenlicht des schönen Sommertages, die reichen Rüstungen, die Prunkgewande der weltlichen und der geistlichen Fürsten hell beleuchtend. In dem mittleren Hintergrund — der Apsis der kleinen Basilika — war ein Holzgerüst aufgeschlagen, das, durch ein paar Stufen erhöht, halb Kanzel, halb Thron, dicht mit scharlachenen Decken behangen, den Leiter der Wahlhandlung, Aribo, aufnahm. Erheblich tiefer — auf dem Estrich — auf den Bänken zur Rechten und Linken saßen die vornehmsten geistlichen und weltlichen Fürsten: zur Rechten der ältere, zur Linken der jüngere Konrad: — der erwiderte kaum den freundlichen, obzwar bemessenen Gruß des andern — der alte Herzog Heinrich von Bayern, Friedrich von Oberlothringen und die Erzbischöfe und Bischöfe von Köln, Metz, Straßburg, Wirzburg, Bamberg, Hildesheim, Konstanz, Salzburg, Regensburg, Freising, auch einige der Reichsäbte. Die geringeren Priester und Laien füllten stehend den ganzen Raum des Kirchleins.

Mit einem kurzen Gebet, in dem der heilige Geist zur Erleuchtung der Wähler und Reinigung ihrer Herzen angerufen ward, eröffnete Aribo feierlich die Wahl. Nach dem Amen wollte er unmittelbar fortfahren, aber der jüngere Konrad schnellte von seinem Sitz zur Linken empor und flüsterte zu ihm hinauf: „Wo bleibt er? Wo bleibt der Trierer?“ Mit kaum merklicher Handbewegung winkte ihm der Erzkanzler, sich zu beruhigen: — aber unbeschwichtet setzte er sich als jener begann: „Rechtzeitig und gehörig geladen sind alle Fürsten und alles Volk der Deutschen an diesen Ort und zu dieser Stunde, sich den König zu wählen, der das Heinrich, dem in Gott ruhenden Kaiser und König, entsunkene Scepter aufnehmen soll, ein Schirmherr zu sein der heiligen Kirche im ganzen Abendland: — das ist seine erste, heiligste höchste Pflicht! —

Dann ein Schützer und Vogt aller im Reiche, die eines Schützers darben: vor allem der Prieſter des Herrn, dann der Pilger zu den heiligen Stätten, der Armen, der Witwen und Waiſen: dann erſt ſoll er gedenken ſeiner weltlichen Pflichten, Recht und Ehre des Reiches zu wahren. Ich habe den Wählern hoch Erfreuliches zu künden: gar oft ſchon iſt auf die Wahl blutiger Bürgerkrieg gefolgt; die überſtimmten Wähler, ſich den der Zahl nach mehreren an Waffenmacht gleich erachtend, haben wohl den von jenen Erkorenen nicht anerkannt, mit Gewalt dem eignen Liebling die Krone zuwenden wollen. Diesmal kommen, wie männiglich bekannt, nur zwei Bewerber um die Krone in Betracht: die beiden Konrade hier zu meiner Rechten und zu meiner Linken. Wohlan, Gott hat ihre Herzen erleuchtet mit Friedfertigkeit: ſie haben ſich verſprochen, der, welcher die erſte Stimme erhält, ſoll ſofort die zweite von dem andern erhalten, ſoll von dieſem als König anerkannt werden. Iſt dem ſo, ihr edlen Fürſten?" — „So iſt es," rief, ſich erhebend, der Ältere laut. Zögernd folgte der Jüngere: noch einen ſuchenden Blick warf er auf die Reihe der Biſchöfe: „So iſt es!" bejahte er nun beſorgt. Lautes Beifallrufen aller Verſammelten drang durch die Kirche.

„Wohl denn: ſo bekräftigt das unter euch allein gegebene Wort nun hier vor allem Volk durch feierlichen Eid." — „Es iſt überflüſſig," ſprach der Ältere: „Mein Wort iſt wie Eid. Aber ich ſchwöre." — Da konnte der Jüngere nicht zurückbleiben — angeſichts der Stimmung aller Wähler: — „ich ſchwöre," ſprach er mißmutig.

„Nach altem Herkommen, neuerlich durch Vertrag unter uns drei Erzbiſchöfen bekräftigt, wechſeln wir drei in der Abgabe der erſten Stimme: Mainz war an der Reihe bei Herrn Ott's des Dritten Wahl, Köln bei der Herrn Hein-

richs: ſo trifft es nun den Sitz Trier.“ — „Jawohl,“ rief der rote Konrad: „aber wo iſt Poppo?“ Und nochmals ſah er ringsumher. Da zog Aribo ein Pergament aus dem Bruſtſtück der purpurnen Sutane und ſprach: „Unſer Bruder Poppo iſt, wie er betrübt heute meldet, erkrankt und kann nicht reiſen. In dieſer Urkunde räumt er ausdrücklich — was ſich ohnehin von ſelbſt verſteht — mir die Vertretung ſeines Rechts bei dieſer Wahl ein: — war Mainz doch nur der Vorletzte, Köln der Letzte. — Ich darf vorausſetzen, daß alle Wähler damit einverſtanden ſind.“ — Da riefen alle: „Ja, jawohl!“ Laut riefen ſie: aber am lauteſten der junge Konrad: ſein Antlitz ſtrahlte.

Als ſich der Widerhall der Kirchenmauern gelegt hatte, ſteckte Aribo die Urkunde ein und ſprach mit feſter Stimme: „So wähl' ich Konrad . . .“ Er hielt etwas inne: dann erſt fuhr er fort: „Konrad den Älteren, den Herzog der Oſtfranken.“

Und faſt alles erhob ſich mit lautem Beifallsrufe: denn die Wahl war nach dem Wunſch der meiſten: nur die Lothringer aus beiden Herzogtümern ſchwiegen: und in ihre Reihen ſtürmte der Wormſer, grell ſchreiend: „Ah, Verrat, Betrug!“ Und zitternd vor Zorn ſtürzte er aus der Kirche.

Der Gewählte aber wehrte die Glückwünſchenden ab und ſtieg eilig die paar Stufen zu dem Erzbiſchof hinauf: „Was ſchreit er da? Was wagt er zu ſagen? Habt Ihr ihm verſprochen . . .?“ — Aber ruhig und kühl ſchüttelte der Prieſter das kluge Haupt und flüſterte: „Nicht mit einer Silbe habe ich verſprochen, ihn zu wählen. Wie konnt' ich? War ich doch von je für Euch. Betrug? Ei, er wollte Euch betrügen! Er wußte — oder glaubte doch zu wiſſen — ſein Freund Poppo werde zuerſt wählen: nur deshalb, des Sieges ſicher, ſchloß er den Vertrag mit

Euch.“ — „Das iſt wider Treue und Ehre!“ rief der König ungehalten, „und vollgültig meine Wahl.“ Er ſchritt nun die Stufen hinab und drückte den ſich herandrängenden Fürſten die Hände.

Aribo flüſterte aber Gozelo zu, der, den lang nachſchleppenden Biſchofsmantel aufhebend, ihm die Stufen herabſteigen half: „Das freilich darf der König nie erfahren, daß ich ſchon vorher Herrn Poppo — er iſt ganz geſund! — ſein Ausbleiben und dieſe Vollmacht abgekauft hatte um ſchweres Geld. Nun, der Herr König wird's dem Erzbistum zurückzahlen müſſen. Und mehr dazu.“ — „Aber der Wormſer? Wird er ſchweigen?“ — „Er wird! Sonſt muß er aufdecken, daß er den andern hat betrügen wollen. Und ſeit wann ich des Trierers ‚ſchwere Krankheit‘ ſchon wußte, das erfährt von Herrn Poppo niemand: am wenigſten der Wormſer, den er ſchon lange verkauft und verraten hat.“

Zweites Buch.

I.

Am folgenden Tag bewegte sich der Krönungszug von dem Westtor von Mainz durch die Domstraße nach der Kathedrale durch dicht gestaute Volksmengen. Der Reichsherold und eine Reihe von Drommetenbläsern eröffneten ihn: zwanzig glänzend gerüstete ostfränkische Ritter, des ehemaligen Herzogs vornehmste Vasallen, folgten zu Pferd, dahinter schritten der König und die ersten geistlichen und weltlichen Großen, den Schluß bildeten die übrigen Priester, von den Laien getrennt, endlich diese Laien in dichten Haufen zu Roß und zu Fuß. So neugierig, so erregt drängten auf beiden Seiten die Mainzer, Männer und Weiber, und die Mengen der Zugewanderten gegen den Zug heran, daß die Reisigen auf beiden Seiten der Straße Mühe hatten, mit den quergehaltenen Speerschäften diese immer wieder heranflutenden Wogen zurückzuhalten: das Volk wollte seinen neuen Herrscher sehen, mit den Augen prüfen.

„Wahrlich, bei Sankt Bonifacius," rief ein weißhaariger Handwerker der Schmiedezunft, sich dicht herandrängend, „ich habe sie alle gesehen hier am Rhein bei ihrem ersten Königsgang: den frommen Herrn Heinrich, den dritten Otto, den Welschling, den zweiten, den roten Otto, und

als Knabe auch ſchon den Otto, den ſie den Großen nennen: aber nur dieſer, der ganz Große, iſt zu vergleichen Herrn Konrad, unſrem neuen Herrn, ſo gütevoll und doch ſo hocherhaben ſieht er."

„Ja," rief neben ihm ein faſt ebenſo alter, „wahr ſprichſt du, Wilfried. Man *muß* ihm vertrauen, auf ihn hoffen, ſchaut man in dieſe klaren feſten Augen. Ich wag's, ſteht auch der arge Erzbiſchof dabei." Und mit raſchem Ruck ſchob er ſich an einem Speerträger vorbei, ſprang auf die Mitte der Straße hinter den Rittern und warf ſich vor dem langſam einherſchreitenden König auf die Kniee.

„Hinweg, frecher Bauer!" rief Aribo, der zur Rechten des Herrſchers ging. „He, Speerleute, greift ihn!" — „Laßt! Laßt das Volk zu ſeinem König. Was willſt du, Alter? Sprich!" — „Mein Recht! Meiner Väter Erbe! Meinen kleinen Rebgarten." — „Wer hält ihn dir vor?" — „Der da, lieber Herr König. Der böſe Biſchof. Er ſagt, der Weinberg gehöre dem Stift des heiligen Bonifacius. Es iſt aber nicht wahr. Der Biſchof riß ihn an ſich mit Gewalt. Ich habe ſechs ehrliche Eidhelfer. Ich lud den Biſchof vor das Grafengericht: er kam nicht, er nicht noch ſein Vogt: er habe ſelbſt, ließ er ſagen, die Gerichtsbarkeit in der Stadt: wohl: aber nur bis an die Mauer: mein Gütlein liegt doch draußen *vor* der Mauer. Herr König, ſchafft mir Gericht und Recht." — „Herr Erzbiſchof," ſprach Konrad, die Stirne runzelnd, „was habt Ihr hierzu zu ſagen?" — „Bauerntrotz! Ich kann den Acker gut brauchen, dort die Mauerkapelle zu erweitern. Ich bot ihm Geld . . ." — „Das Erbe meiner Väter iſt mir nicht feil," rief der Alte. — „Laßt doch, Herr König, dieſen alten Narren. Kommt! In den Dom! Dort harret die Kaiſerin mit den Reichsinſignien, mit der

Krone: laßt ſie mich . .“ — „Bei Gott dem Herrn, Ihr ſollt mich nicht krönen, bevor der Mann ſein Recht gefunden! Sofort gebt ihm ſein Feld zurück.“ — „Ja denn, in des . . in Gottes Namen. Eile, Gozelo, gib dem Öconomus den Befehl. Nimm den Trotzkopf mit!“ Der wollte des Königs Mantelſaum küſſen: als das verwehrt ward, ſprang er auf und rief gen Himmel: „Vergelt's ihm, Herr Gott, vergelt's dem gerechten Herrn!“ und er verſchwand unter dem umherwogenden Volk.

Feierlich, wie begrüßend läuteten die Glocken des Doms, als Herr Konrad nun, hoch aufgerichtet, die Marmorſtufen hinanſtieg.

II.

Der zornige Abgang des Wormſers ließ den König und gar viele um ihn beſorgen, der Hitzkopf werde, trotz Vertrages und Eides, geſtützt auf ſeine Weſtfranken und die Lothringer, zu den Waffen greifen. Nur Aribo meinte lächelnd, „er wird ſich hüten.“ Gründe gab er nicht an. Aber er behielt recht: alles blieb ruhig und Konrad konnte ungeſtört alsbald ſeinen Königsritt antreten, das heißt allmählich durch alle Landſchaften des Reichs ziehen, die Huldigung der Herzoge, Biſchöfe und Markgrafen, die nicht zu Kamba erſchienen waren, entgegennehmen, Landtage mit ihnen abhalten, wichtige Angelegenheiten der einzelnen Gebiete beraten und entſcheiden.

Es fiel auf, daß der Herrſcher ſich dabei nicht von Aribo begleiten ließ, der als ebenſo begabt wie begierig für die Leitung der Staatsgeſchäfte allbekannt war.

An ſeine Stelle trat an die Seite und im Rat des

Königs der milde Biſchof Burchard, deſſen Güte ebenſo volkskundig war wie die Herrſchſucht des Mainzers. Er war erſt nach der Wahl und der Krönung an dem Hof eingetroffen, zurückgekehrt aus Alamannien, wo er in der erſten Zeit nach dem plötzlichen Tode des Herzogs der Witwe und dem jungen Erben in Ordnung der auf ſie eindrängenden Geſchäfte geholfen hatte. „Warum kommt der Sohn nicht, das Lehen des Vaters zu muten?“ fragte Konrad ihn gleich bei der erſten Begrüßung in Mainz. — „Wunde von Eberzahn, Ihr wißt das, kundiger Weidmann, heilt langſam: wie von Hirſchgeweih.“ — „Wohl!

‚Eberzahn und Hirſchgeſtange, —
Solche Wunden heilen lange.‘

Er ſoll nicht eher reiſen, bis er ſicher kann. Aber um ‚Indult‘ muß er bitten, verſäumt er die ſechswöchige Friſt: darauf muß ich beſtehen: ſonſt verwirkt er das Lehen.“ — „O Herr König! Der Sohn des prächtigſten Vaters! Das werdet Ihr nicht . . .“ — „Gewiß werd’ ich’s tun. In den letzten Zeiten haben die Söhne der Herzoge ſich gern um dieſe Pflicht herumgedrückt: ſie haben getan, als ob ſie, ohne Verſtattung des Königs, von Rechts wegen dieſe großen Lehen — dieſe Herzogtümer! — erbten wie der Bauernſohn den Acker des Vaters. Das aber darf nicht aufkommen, nie. Ich werde bald ein Wörtlein reden mit dieſen Herzogen. Viel eher würde ich die kleinen Lehen — das heißt, die ritterlichen Vaſallen der Herzoge — als erbberechtigt anerkennen, um ſo . . . Doch das gehört noch der Zukunft an: ſchweigt davon, viel treuer Burchard: — ich ſpreche ſpäter mit Euch darüber: vielleicht zuerſt in Italien.“ — „Wohl. Aber hütet Euch in der Behandlung des jungen Herzogs . . . .“ — „Herzogs?“ fuhr der König

auf. „Er iſt's noch nicht! Nur durch mich wird er's.“ — Beſorgt unterdrückte der Biſchof einen Seufzer: er gedachte mancher Reden des Jünglings und wie der noch ganz andre Forderungen ſtellen werde als die des Herzogtums Schwaben, das er als ſelbſtverſtändlich ihm gehörig anſah. Unwillig brach Konrad das Schweigen. „Und dieſen jungen Brauſekopf ſchonen, beſonders glimpflich anfaſſen? Den gerade nicht! Er ſoll Zucht, die Zucht der Reichsgewalt lernen. Ihr kennt ihn ja gut. Wie iſt er?“ — „Ein herrlicher Jüngling! Tapfer, edelherzig, nichts Unreines und kein Falſch an ihm. Nur . . .“ — „Aha! Alſo doch ein Nur . . .“ — „Ein wenig trotzig, hitzig und ehrgeizig.“ — „Seine Ehre ſuch' er im Dienſt des Reichs: — darin will ich ihm weidlich helfen! Aber den Trotz treib' ich ihm aus. Wie iſt ſeine Mutter? Ihre Schönheit preiſen lang' ſchon die fahrenden Sänger.“ — „Sie verdient höheres Lob als des Leibes. Aber was den Jüngling anlangt: — ich hätte einen Wunſch für ihn.“ — „Schon jetzt? Ich kenne ihn ja noch nicht. Hat er Euch als Fürſprech angerufen?“ — „O nein! Ganz im Gegenteil. Er würde mich heftig ſchelten, wüßte er, was ich ihm an Schmerz bereiten will.“ — „Nun, was iſt's?“ — „Er hat einen heißgeliebten Freund, den auch ein prächtiger Kern adelt. Aber er hat alle Fehler — ich will ſagen: alle gefährlichen Tugenden Ernſts . . .“ — „Gefährliche Tugend iſt gut,“ lachte der König. — „In geſteigertem Maß. Es iſt nicht gut, daß der Herzogſohn immer nur den — und den allein! — zur Seite hat.“ — „Da iſt doch leicht geholfen. Die Mutter ſoll ihm dieſen Verkehr verbieten.“ — Der Biſchof zuckte die Achſeln: „Ernſt würde ihr nicht gehorchen.“ — „So, ſo?“ Konrad furchte die Stirn. „Trotz auch gegen die Mutter? Ei, mir mißhagt alles, was ich von Eurem geprieſenen Lieb-

ling höre. So werd' ich ihm die Trennung befehlen. Laß ſehen, ob er auch ſeinem König trotzt. Das ſollte ihm ſchlecht bekommen."

Erſchrocken hob Burchard wie bittend die Hände. „Ah, was hab' ich da angerichtet. Nicht ſo, bitte, nicht ſo, Herr König." — „Ihr ſcheint wirklich zu fürchten, er trotzt auch mir?" — Der Biſchof vermied eine Antwort: „Nicht dieſen Weg! Ihr habt der erledigten Ämter oder der zu beſorgenden Aufträge ſo viele. Schickt den Grafen — er iſt kühn, ſehr kühn und ſcharfen Geiſtes! — ſchickt ihn mit einem Auftrag nach Rom, nach Byzanz. Werner wird alles gut . . ." — „Werner heißt er? Wer iſt ſein Vater?" — Burchard ſtockte: er ward rot im Geſicht. „Ja, das iſt der Jammer. Er . . . er hat keinen Vater."

Da fuhr der König auf: „Was? Ein Baſtard, ein ehrloſer, der nächſte Freund des künftigen Schwabenherzogs? Am Ende gar der Kecke, der damals in Wirzburg . .? Und die Mutter leidet das? Nun, zum Glück bin ich ſein Lehnsherr! — Aber nun genug von Baſtard und Trotzkopf. Hört Wichtigeres. Ich habe Euch gebeten, mich auf dem Rundritt durch das Reich — morgen tret' ich ihn an — zu begleiten, nicht mit dem Leibe nur, mit Eurer Weisheit, Eurer Kenntnis von Menſchen und Dingen, mit Eurer Güte zumal· denn die iſt juſt nicht meine höchſte Tugend." — „Güte iſt oft Schwäche. Ich kenn' Euch lang': Ihr ſeid gütig, wo's nur Euch angeht, aber wo's den Staat betrifft, klug, jedoch ſtreng." — „Sagt nur: ‚Hart'. Und gerade das ſollt Ihr bewirken, daß meine gerechte Strenge nicht ungerechte Härte werde." — „Ihr ehrt mich hoch, Herr Konrad. Aber verſtattet eine Frage." — „Ich errate ſie. Fragt." — „Warum wählt Ihr zu Eurem Ratgeber nicht . . .?" — „Den

Mainzer? Aus vielen Gründen. Ein paar davon ſollt Ihr ſchon jetzt vernehmen. Andre, fürcht' ich, werdet Ihr ſelbſt an ihm erleben. Euer Amtsbruder hat ſich eifrig um meine Wahl bemüht, aber wahrlich nicht um des Reichs, auch nicht um meinetwillen, nur, weil er ſich den neuen König blindlings zu Dank verpflichten wollte."

Burchard wollte den Amtsgenoſſen in Schutz nehmen: aber er war zu ehrlich: vor dem ſcharfen Blick Konrads ſchlug er die Augen nieder und unterdrückte den begonnenen Einſpruch.

„Nun dank' ich ihm ja auch: aber nicht gar ſehr, weil ich den Zweck ſeines Eifers kenne. Und am wenigſten dank' ich ihm ſo, wie er es will: das heißt durch allerlei Verzichte des Reichs auf Rechte gegenüber ſeiner und der allgemeinen Kirche. Nicht meine Rechte ſind's, Rechte des Staats. Dieſe Scheidung zu machen, haben ſie immer noch nicht gelernt, die guten Deutſchen, auch die Klügſten nicht: in Deutſchland kann man's auch nicht lernen: ich hab's gelernt in Welſchland, in Pavia, in Bologna, wo ich — nicht ohne Vorteil — unter Kaiſer Heinrich als deſſen Markgraf über Römer und Lombarden gewaltet, mit deren Prudentes und Conſules gelebt habe. Mir iſt, demnächſt muß ich den burgundiſchen Herrſchern dieſen Unterſchied mit Schwertſtreichen in die Köpfe ſchlagen. Alſo: was der Machtgierige ohne Schaden des Reichs von mir begehrt, ſoll er — nach Möglichkeiten — erhalten, hat ſchon reichlich erhalten. Aber auf Koſten des Reichs oder wider das Recht — nichts, gar nichts. Und empört hat mich, wie er — noch war ich gar nicht gewählt — ſich im voraus die Herrſchaft in meinem künftigen Rat ſichern wollte: hat er doch die wackerſten unter euch Biſchöfen, den treuen Pilgrim von Köln, den trefflichen Gerbod von Hildesheim als meine geheimen Feinde, als böſe Ränke-

ſchmiede bei mir verleumdet. Und noch einen, den Ihr auch kennt!“

Der König hatte ſich in Eifer geſprochen: nun ſagte der Biſchof beſchwichtigend: „Seht, Herr Konrad, Bruder Aribos ‚gefährliche Tugend‘ iſt ſeine Schlauheit.“ — Da lachte Herr Konrad und ſprach: „Nun, wir wollen dafür ſorgen, daß ſie nur ihm gefährlich wird, nicht dem Reich. Macht Euch reiſefertig auf morgen. Mir iſt, mit Euch reiſe ich wie jung Tobias unter himmliſchem Geleit! Mög' unſere Fahrt dem Reiche frommen!“ — „Dazu ſag' ich Amen!“

III.

Und ſichtbarlich ſchien in der Tat der Segen des Himmels über dieſem Königsritt zu ſchweben: überall, in jeder Stadt, in jeder Landſchaft gelang, was Konrad zum Wohle des Reichs anſtrebte. Der Umritt ging von Mainz zunächſt über Ingelheim, Köln, Aachen, Lüttich, Nimwegen; das waren die Gegenden, in denen die abgünſtigen Großen, zumal die lothringiſchen Herzoge, den Sitz ihrer Macht hatten: kühn ſuchte gerade dieſe der König zuerſt auf: wie der Nebel vor der Sonne, verſchwand jede Neigung zum Widerſtehen vor der gebietenden und zugleich gewinnenden Geſtalt des Herrſchers. Vom Rhein wandte ſich der Zug nach Nordoſten, nach Sachſen: in Dortmund, in Minden, in Paderborn, in Hörde, Halberſtadt, Quedlinburg, Magdeburg, Merſeburg ſcharten ſich um ihn die ſächſiſchen Großen, geführt von ihrem Herzog Bernhard, huldigten, trugen allerlei Streitfälle untereinander und mit den zahlreichen Klöſtern vor und dankten dann gar eifrig für die

gerechten und weiſen Entſcheidungen. Zu einem gleichen Siegeszug des Rechts geſtaltete ſich die Fahrt durch Thüringen, Heſſen, Nordfranken nach Alamannien, wo bei Biſchof Brun zu Augsburg längerer Aufenthalt genommen ward.

Nach zwei hier verbrachten Tagen ſprach der König zu ſeinem Vertrauten Burchard, als dieſer am Morgen des dritten in das Schreibgemach trat: „Nun? Iſt das Indultgeſuch deines Lieblings noch immer nicht eingetroffen? Sein Herr und König ſteht auf ſchwäbiſchem Boden. In zwei Tagen iſt die Friſt abgelaufen! Beim Heil des Reichs: ich gebe das Herzogtum einem andern: zum Beiſpiel meinem tapfern und getreuen Pfalzgrafen Mangold, dem Nellenburger, der mir herzlich ergeben. Wo ſteckt der ungebärdige Herzogsſohn?“ — „Draußen in deinem Vorſaal, Herr König. Er bittet um Gehör.“ — „Nun, das iſt ſein Glück. Laß ihn herein. Iſt nicht auch Graf Mangold hier?“ — „Jawohl: er wartet auch.“ — „Ich will erſt den Knaben allein ſprechen.“

Alsbald trat, von Burchard geführt, Ernſt über die Schwelle: feſten Schrittes, hoch aufgerichtet: nur ſo tief als nötig beugte er — einen Augenblick — das Haupt, nicht ein Haarbreit tiefer. Der König muſterte ihn ſcharf mit wenig freundlichen Blicken. Unwillkürlich aber, ja gegen ſeinen Willen gewann ihm das ſchöne Antlitz, die edle Geſtalt, Wohlgefallen ab. Er wartete auf eine Anſprache des Jünglings: aber dieſer ſchwieg. Da herrſchte er ihn an: „Warum kommt Ihr ſo ſpät zur Meldung? Wollt Ihr vielleicht das Lehen des Vaters nicht?“ — „Meine Ehre erheiſcht, daß ich es fordere.“ — „So? Eure Ehre? Und meine Pflicht — die ſchwerer wiegt als Eure Ehre — erheiſcht, daß ich die Lehen des Reichs nur den Würdigſten verleihe. Warum erſt jetzt?“ — „Ich

lag wund. Sobald ich erfuhr, daß Ihr den Boden meines Herzogtums . . . —“ — „Iſt Schwaben ſchon Euer?“ fuhr Konrad auf. — Aber ohne ſich zu berichtigen ſchloß der Jüngling: „Betreten, eilte ich Euch — wider des Arztes Verbot — entgegen, Euch zu huldigen als meinem König.“

Mit ruhigerem Blick und Tone ſprach der Herrſcher nun: „Und Eure Frau Mutter: die Herzoginwitwe?“ — „Sie wird hier erſcheinen, Euch einzuladen nach unſerem alten Herzogsſchloß in Ulm.“ — „Ihr wollt ſagen: in die dortige Königspfalz. Ich werde mir das überlegen. Mit Eurer Mutter werd' ich auch beſprechen, unter welchen Bedingungen ich Euch belehnen will mit Schwaben.“

„Mit Vergunſt, Herr König, es handelt ſich nicht bloß um Schwaben.“ — „Schweig noch!“ mahnte der Biſchof beſorgt. — „Was wollt Ihr noch?“ fuhr Konrad auf. „Vielleicht Bayern, Sachſen und Franken.“ — „Nein! Aber Burgund.“ — „Burgund? Seid Ihr bei Sinnen?“ — „Ganz, Herr König.“ — „Mit welchem Recht? Noch lebt König Rudolf, noch ſein Neffe, Herr Odo von Champagne.“ — „Ich fordere auch nur die Anerkennung meines Erbrechts jetzt ſchon und die Eventualbelehnung für den Fall von Rudolfs Tod.“ — „Ihr blickt weit voraus! Das muß man ſagen! Und hoch hinauf.“ — „Ja, aber in das Licht der Wahrheit und des Rechts. Meine Mutter iſt eine Schweſtertochter König Rudolfs wie jener Odo ein Schweſterſohn, alſo Spindelmagen beide: der Mannesſtamm erliſcht mit Rudolfs Tod. Ich habe jedenfalls das gleiche Recht wie jener Odo und über den Beſitz ſoll raſch das Schwert entſcheiden.“

Zornig brauſte ihn der König an: „Niemals! Zwei große Herzogtümer in einer Hand? Und zwar in was für einer!“ — „Herr König!“ — „Nun ja! Hat ſie ſich

ſchon bewährt? Hitzig iſt ſie und haſtig zugreifend: nur das weiß ich bisher von ihr. Und flugs zum Krieg entſchloſſen! Ich brauche und will Frieden im Reich.“ — „Und ich will mein Recht!“ — „Das ſcheint höchſt zweifelhaft. Ich werd' es unterſuchen. Aber keinesfalls Schwaben und Burgund. Ich werde . . . Horch! Was iſt das? Streit, Lärm im Vorſaal. Waffenklirren in meiner Pfalz?“

Er eilte an die Tür und riß ſie auf, Burchard und Ernſt folgten ihm. Im Vorſaal ſtanden zwei Ritter: der eine deckte ſich mit dem Schild gegen die hitzigen Schwertſchläge des andern, der wütend auf ihn einhieb. — „Mangold!“ rief Konrad. „Du verteidigſt dich nur, ich ſeh's. Aber wer iſt der Schwertfechter?“ — „Werner, halt ein,“ rief Ernſt. — „Steck das Schwert ein!“ mahnte der Biſchof. — Werner wandte ſich, erſchaute den König und ſenkte das Schwert, ohne doch es zu bergen. Er brachte vor Wut kein Wort über die Lippen.

„Ah,“ rief Konrad, „das iſt gewiß Herr Werner von Kiburg! Pfalzgraf, ſprich! Was hat's gegeben?“ — „Der Recke trat ein und wollte ſofort zu Euch, Herr König, vor mir — der ich lang harre — und ungemeldet. Ich vertrat ihm den Weg. Sofort zog er und hieb auf mich ein. Ich brauchte nur den Schild.“ — „Ich ſeh's: übel iſt der verhaun. Biſchof, nimm dem Frevler die freche Klinge ab und führ' ihn in Haft. Bruch des Pfalzfriedens! Darauf ſteht Verluſt der Hand, die das Schwert gezückt und Ehrloſigkeit: — aber die trifft ihn nicht, den ehrloſen Baſtard.“

Da ſchrie Werner auf wie ein weidwundes Wild: wütend machte er einen Schritt gegen den König: aber Ernſt löſte ihm das Schwert aus der Hand, der Biſchof legte ihm die Rechte auf die Schulter und ſprach: „Werner, du biſt mein Gefangner.“

IV.

In den nächsten Tagen sollte zu Augsburg ein Hoftag gehalten und von diesem auch das Urteil über Werner gefunden werden auf erhobene Anklage des Königs: denn dieser galt als der durch den Bruch seines Pfalzfriedens Verletzte. Vergeblich legte der gute Bischof Fürbitte für den Hitzkopf ein, der in seinem Zornausbruch gar nicht gewußt habe, wo er sich befinde, was er tue.

„So soll er beides lernen. Und übrigens: — Ihr wolltet ihn ja gern von dem andern Trotzkopf getrennt wissen: besser als ein kurzer Auftrag bewirkt das ein solches Urteil: und für immer. — Laßt jetzt diesen kleinen Zwischenfall. Großes — Wichtiges für das Reich — verdrängt alles andre in meinen Gedanken, meinen Sorgen. Dieser Ernst, der Sohn der Witwe Gisela, hat sie mir dringend vor Augen gezwungen." — „Ich ahne, die Sorge heißt: Burgund." — „Erraten! Das Verlangen des machtgierigen Knaben nach zwei Herzogreichen erfüll' ich nie. Auch die Wahl kann ich ihm nicht lassen: Schwaben mag er haben wie sein Vater: es regiert und schützt sich selbst. Aber Burgund? Der üble Nachbar in Paris, der König Robert, der schlaue Kapetinger, läßt nicht ab, offen oder heimlich danach zu tasten. In Burgund muß ich selbst walten. Auch hat ja Frau Gisela ein gewisses Recht auf das Land: sie, nicht, solang sie lebt, der kecke Sohn." — „Sie könnte ihm aber das Recht abtreten." — „Das verbiet' ich als oberster Lehnsherr. Ich, das heißt das Reich, müßte ihr Recht auf Burgund erwerben. Schafft mir doch die Verträge herbei, die weiland Kaiser Heinrich mit König Rudolf von Burgund geschlossen: über das burgundische Basel zunächst, dann über ganz Burgund."

„Hier in Augsburg bei Biſchof Brun, der ſie vermittelt hat, liegen ſie im Pfalzarchiv. Allein dieſe Verträge — Euch werden ſie nicht nützen. Wohl hat der alte König Herrn Heinrich in Perſon allerlei Rechte — ich weiß im Augenblick nicht, wie weit ſie gehen ſollten — auf Burgund abgetreten: aber offenbar eben nur Herrn Heinrich, ſeinem Neffen; und nur für den Fall, den man als ſelbſtverſtändlich anſah, daß der junge Neffe den alten Oheim überlebe und beerbe. Nun aber ſtarb Herr Heinrich und noch lebt König Rudolf. So werden denn bei ſeinem Tode ſeine Nichte und ſein Neffe, der unruhige, händelſüchtige Herr Odo, ſich als Erben geltend machen.“ „Hm,“ meinte der König, „mit dem wollte ja der Knabe mit ſeinen ſchwäbiſchen Kräften raſch fertig werden: ich, mit der Macht des Reichs, doch wohl noch raſcher. Aber freilich, die andere Erbin. Ich habe geſchworen im Dom zu Mainz, die Witwen gegen andre zu beſchützen. Soll ich ſelbſt gleich die erſte, die mich für ihr Recht anruft, die Witwe eines trefflichen Herzogs, berauben? Das geht nicht an. Aber doch muß Burgund irgendwie ans Reich. Schaffe mir alsbald — heute noch — die Verträge. Wer kommt da? Graf Mangold! Willkommen, Vielgetreuer. Geduldet Euch nur. Ihr ſollt volle Genugtuung haben für den mörderiſchen Anfall, die Beleidigung.“ — „Nicht deswegen komme ich, mein König. Was ein Bankert tut, kann mich nicht beleidigen. Ich melde die Ankunft wichtiger Gäſte am Hof. Zuerſt kam — vom Rheine her — der Erzbiſchof von Mainz.“

Konrad furchte die Brauen: „Hab' ihn nicht gerufen. Was will er ſchon wieder?“ — „Vermutlich mich ablöſen in Eurem Rat,“ lächelte Herr Burchard gutmütig. — „Nie mehr! — Und wer kam noch?“ — „Soeben das allerwunderſchönſte Weib, das meine Augen je geſchaut: Frau

Giſela, die Herzoginwitwe von Schwaben. Ich ſtand vor ihr — geblendet. Ihr werdet ſtaunen, Herr.“ — „Bin nicht neugierig. Wird eben ein Blendwerk ſein. Aber mich blendet kein Weib mehr. Ich bin fertig mit dem treuloſen Geſchlecht — ſeit lange. Nicht wahr, Freund Burchard, mein Beichtvater?“ Ein unterdrückter Seufzer ſchloß die Frage.

V.

Bald darauf ward dem König die Bitte der Herzogin um Gehör gemeldet. Er befahl, ſie ſofort in den Empfangſaal einzuführen, wo er auf dem Thronſitz Platz nahm; Biſchof Burchard begleitete ſie. Die hohe, ſtolze Geſtalt war nach der Sitte der Zeit ganz in Weiß — die Tracht der Trauer — gekleidet: der weiche Stoff des eng anliegenden, weit nachwallenden Gewandes zeigte deutlich den herrlichen Wuchs und hob ſich ſcharf ab von dem langen tiefſchwarzen Witwenſchleier, der, auf dem Wirbel befeſtigt, die Züge dicht verbarg. An des Biſchofs Seite ſchritt ſie langſam durch den großen Saal auf die Stufen des Thrones zu: ſie verbeugte ſich: die Bewegung verband edle Hoheit mit edler Anmut: der König rührte ſich nicht: er duldete, daß ſie ſich vor der unterſten Stufe auf die Kniee niederließ. Nun ſchlug ſie den Schleier zurück .... da ſprang er auf, — mit einem lauten Ruf des Staunens: ſchon ſtand er vor ihr, ergriff ihre beiden Hände und hob die Knieende raſch empor, ſprachlos in ihr Antlitz ſtarrend. „Frau Herzogin,“ rief er endlich. „Wie konntet Ihr knieen! Vor einem Mann! Ihr?“

Sie errötete über und über und ſenkte ein wenig das Haupt: aber zugleich flog ein lieblich Lächeln, ein ſiegfrohes, um ihre Lippen: es war die Freude des Weibes an dem abermaligen Siege des erſten Anblicks ihrer Schönheit: noch gegenüber jedem Mann hatte ſie ihn erlebt. Mit einem ſchalkhaften Ausdruck, der ihr reizend ließ, ſprach ſie in wohllautender Stimme demütig: „Wohl ziemt es zu knieen — einer Bettlerin.“

„Ihr? Bitten?“ Er konnte das Auge nicht von ihrem Anblick losreißen. Endlich faßte er gar ritterlich ihre Rechte und führte ſie zu der weichen Rundbank, die ſich rings an den Wänden des Saales hinzog: er drückte ſie ſanft auf die Polſter und ſtand ehrerbietig ihr gegenüber. Langſam, mit beſorgten Mienen trat Biſchof Burchard näher heran.

„Sagt an, wunderbare Frau, welches iſt Eure Bitte, beſſer Euer Wunſch? Alles iſt gewährt, was es auch ſei“ — da erſchaute er den ernſt mahnenden, warnenden Blick des Biſchofs — „das heißt,“ fügte er nun raſch, mit ſchamvollen Wangen, bei — „wenn's nicht zum Schaden des Reichs, natürlich.“

Abermals lächelte ſie mit jener beſtrickenden Anmut: „O nein, Herr König, 's iſt zum Wohl des Reichs. Gleich bei der Ankunft berichtete mir mein Sohn . . .“ — Konrad fuhr auf: „Ah! Ah! Euer Sohn? Ja doch, ja! Der ſtattliche Jüngling iſt Euer Sohn! Wie . . . wie iſt das nur möglich. Ein Wunder!“ — „Doch nicht gerade,“ erläuterte der Biſchof: „vierzehn Jahre zählte das Kind, als ich es traute mit Freund Ernſt.“

Bei dieſem Namen ſchien ein Schatten durch den Saal zu fliegen: wenigſtens über des Königs Geſicht zog es dunkel dahin: ein Schweigen entſtand. Burchard brach's, eh es peinlich ward. „Wahr ſprach die edle Frau: ſie

vertraute mir ihre Bitte an: die Erfüllung iſt zum Heil des Reichs.“

Konrad ſchien im Augenblick nicht an das Reich und deſſen Heil zu denken: er mußte ſich ſichtlich von ganz anderen Vorſtellungen losreißen. „Ja ſo! die Bitte!“ rief er.

„Mein hoher Herr und König,“ hauchte die ſüße Stimme, „ich flehe Euch an: begnadigt den tollen Buben, den Werner.“ — „Ah, das iſt's,“ erwiderte der König langſam, kopfnickend. — „Ja, das iſt's,“ ſprach Burchard. „Und Ihr habt Euch ſchon gebunden, Herr, durch Euer — verzeiht — etwas vorſchnell Wort.“ — „Ja,“ ſprach der Herrſcher, „das . . . das war unbedacht.“ Er grollte ſich ſelbſt. „Ich tu's nie wieder.“ — „Wird gut ſein, Herr! Was hätte die ſchöne Frau nicht alles erbitten mögen . . . für ihren Sohn: zum Beiſpiel“ — hier flüſterte er in ſein Ohr — „zum Beiſpiel: Burgund.“

Der König drückte die Lippen aufeinander: dann ſprach er: „Recht haſt du, Treuer! Dank für die Warnung. Es geſchieht mir nicht nochmal.“

Bei dieſer Wendung des Geſprächs erſchrak die Bittſtellerin: „Um Gott, Herr König. Hab' ich Euch beleidigt?“ — „Ihr? O nein. Aber ich vergaß einen Augenblick die Königspflicht.“ — „Nein,“ ſprach der Biſchof, „diesmal hat Gott jeden Schaden verhütet. Denn wahrlich: es iſt zum Heil des Reichs, bleibt ſie erhalten, jene tapfre Rechte, die ſchon manchen ſtolzen Schlag gegen Ungarn und Böhmaken geſchlagen hat, im ſchwäbiſchen Aufgebot, im Vorſtreit für das Reich.“

„So ſei es,“ ſprach Herr Konrad raſch und froh: der Tollkopf mag mit dem Schreck davonkommen. Aber, Biſchof: fortab keine Gnade mehr für den Rückfall.“ — „Dank, tauſend Dank, mein Herr und König! Ihr ſeid

so gut und gnädig als Ihr stark und herrlich seid.“ Bewundernd ruhten die hellbraunen Augen der Frau auf der stolzen Mannesgestalt. „Ach, aber wie könnte ich Euch danken?“

Da flammte heiße Glut auf in den Blicken des Königs: er konnte wieder die Augen nicht von diesem Antlitz lösen: so brennend war der Blick, so gar nicht mißzuverstehen von einem Weibe, daß Gisela über und über errötete und die langen seidnen Wimpern senkte.

„Wie Ihr mir danken könntet . . .?“ Er trat rasch einen Schritt näher. Aber leise schob sich der Bischof zwischen beide, ergriff nach einem warnenden Blick auf Konrad die Hand Giselas und führte sie zur Türe: „Die Geschäfte sind nun wohl zu Ende. Verstattet, daß ich Euch in Eure Kemenate geleite.“ Sie folgte willig: aber an der Schwelle wandte sie das Haupt und warf dem eifrig nachschreitenden König einen Blick zu, der sagte viel, ja alles. Heiß durchrieselt blickte er ihr nach.

VI.

Noch im Laufe des gleichen Tages erlangte auch Aribo das nachgesuchte Gehör. Auf die Frage des Königs, was ihn herführe, antwortete der Erzbischof: „Der Wunsch, wieder einmal das Herscher-Antlitz zu schauen, das sich mir wie eine scheidende Sonne entzogen hat, seit den Tagen von Mainz, seit die Krone Euer Haupt schmückte, die . . .“ — „Ich Euch verdanke Erzkanzler. Nicht nötig, mich des zu mahnen; ich vergesse das nicht. Aber schwer-

lich hat Euch dieſes Sehnen zu mir geführt: Ihr wünſcht etwas für Euch.“

„Diesmal doch nicht! Nicht einmal für die heilige Kirche. Ich komme, zu warnen. Ich erhielt zuverläſſig Kunde, daß zwei Eurer Feinde ſich insgeheim verbündet haben und gegen Euch rüſten: der rote Konrad, der den Tag von Kamda nicht vergeſſen hat, und Odo von Champagne, der den Anfall von Burgund nicht erwarten kann.“ — „Da kann er lange warten,“ lachte Konrad grimmig. — „Aber er will nicht! Der Rote hat ihm dies Reich verſprochen, ſobald er mit ſeiner Waffenhilfe Euch von dem Throne verdrängt. Ich eilte herbei, Euch zu warnen. Kommt zuvor.“

„Dank! Ihr kommt zur rechten Zeit. Die Dinge von Burgund drängen in dieſen Tagen zur Entſcheidung — und zwar hier. Die eine Erbin, Frau Giſela, iſt hier eingetroffen. Und auch ihr Sohn, der ſie bei lebendigem Leibe beerben will.“ — „So hat ſie ſich entſchloſſen ihre Witwentrauer gar bald abzuſchließen? Denn man trauert nicht bei Hofe,“ lachte der Biſchof.

Unwillig fuhr Herr Konrad auf: „Kein Wort wider ſie!“ rief er in ungewohnter Heftigkeit. „Sie mußte wohl kommen, wann der König Schwabenland betritt.“

Aribo ließ ganz kurz die klugen Augen auf den erregten, erhitzten Zügen des Königs ruhen. Dann ſprach er beſchwichtigend: „Ich bin der letzte, wider dieſe Frau zu ſprechen, die Schönſte, die Gottes Sonne je beſchienen . . . .“ Konrad ſchwieg, aber er nickte kurz Zuſtimmung. „Das ſieht jedes Auge. Ich aber, — ſeit vielen Jahren kenn' ich ſie genau! — ſehe auch in ihre edle Seele, ihren klugen Geiſt.“

„Freut mich, das von Euch zu hören. Gefällt mir beſſer als Biſchof Burchards gar eingeſchränktes Lob, der

Wankelmut an ihr zu tadeln fand und allzuwarme Freude an weltlichen Dingen.“ — „Ei, die Vielſchöne iſt doch keine Nonne. Wäre ſchade drum!“ fügte er liſtig bei. — „Das mein' ich auch. Ihr ſeid ihr Freund, ich ſeh's. So ſollt Ihr morgen — als Vertreter ihrer Rechte — teilnehmen an der Beratung über Burgund: ich muß heute noch die Verträge mit König Rudolf genau prüfen: morgen bin ich damit fertig.“

Mit Mühe hatte Ernſt, nachdem er ſelbſt den Freund aus der Haft in Freiheit geführt, ihn bewogen, dem König und der Fürſprecherin ſeinen Dank ſagen zu laſſen. „Ich mag ihnen nichts zu danken haben, ihm nicht und ihr nicht. Nein, auch deiner ſchönen Mutter nicht! Sie iſt allzuſchön. Will ſagen, ſie weiß es zu klar und denkt immerfort daran. Wer weiß, was wir noch mit dieſer Schönheit erleben. Sie iſt zu jung für eine Witwe.“ — „Aber Werner! Ihr Gelübde! In die Hand des ſterbenden Vaters abgelegt.“

„Nun, laſſen wir's. — Weißt du, was ich möchte? Dieſen tugendſamen Pfalzgrafen, der mir den Zutritt zum Herrſcher verwehrte, —“ — „Er war in vollem Recht.“ — „Vor mein Schwert fordern, anderswohin als in der Pfalz, wo ſich der Feigling . . “ — „Graf Mangold iſt nicht feig. Die Böhmen wiſſen's.“ — „Nicht mit dem Schild des Pfalzfriedens decken mag. Aber ich will den König nicht aufs neue reizen, indem ich ihm ſeinen Liebling erſchlage.“ — „Laß das bleiben, bitte.“ — „Wenigſtens bis er deine Mutung um Schwaben und Burgund gewährt hat.“ — „Eingereicht iſt ſie ſchon: morgen fällt die Entſcheidung. Der treue Burchard mahnte dringend, nur Schwaben zu verlangen, auf Burgund zu verzichten: das ſei hoffnungslos. Ich ſchwanke.“

„Tod und Teufel," rief Werner mit dem Fuße ſtampfend, daß der Eſtrich des Kerkerganges dröhnte, „du darfſt nicht ſchwanken. Schmach dem Ritter, der nicht ſein Recht verficht. Haſt du nur erſt Schwaben — treu ſtehen alle Alamannen-Helme zu dem Sohn ihres geliebten Herzogs, alsdann ſelbſt ihrem Herzog! — magſt du um Burgund mit den Waffen werben." — „Still! Wecke mir nicht wieder Gedanken, die ich mit Mühe in Schlummer gewiegt."

VII.

Am andern Morgen berief der König die Herzogin, deren Sohn mit Gefolge, Aribo und Burchard, ſowie den Biſchof Bruno von Augsburg in den Empfangsſaal, wo er auf dem Throne Platz nahm, während der Herzogin, ihren Frauen und den Biſchöfen Sitze auf den reich behangenen Wandbänken bereitet waren: die andern Geiſtlichen und die Laien ſtanden in dichten Reihen. Die Herzogin ſtrahlte in ſtolzer Schönheit, der König weidete die Augen daran. Endlich begann er: „Vieledle Frau, Ihr und Euer Sohn und die andern hierher von mir Berufenen wiſſen, wozu ich euch verſammelt habe: teils ſollt ihr meine Beſchlüſſe vernehmen, teils ſie mit mir vorbereiten. Ich halte hier zwei Urkunden, Eingaben des jugendlichen Ernſt, des Sohnes des hochverdienten Schwabenherzogs und ſeiner Witwe. In der einen ſtellt er die Bitte, ihm das Herzogtum Schwaben zu verleihen. Da er hier in gehöriger, nicht blinder Mutung das Recht der Krone ausdrücklich anerkennt, ſolche Verleihung in Gnaden zu gewähren oder — ohne Angabe von Gründen — zu verweigern"

— da lief ein leiſes Murren durch die Reihen der alamanniſchen Vaſallen. Werner trat mürriſch einen Schritt vor — „alſo keinerlei eignes Recht etwa wie auf ein Erbgut“ — „in Anſpruch nimmt, habe ich mich entſchloſſen, dieſe Bitte in Huld und Gnade zu gewähren. Morgen ſchon wird er dem König Hulde tun und den Eid der Lehnstreue ſchwören, ich aber werde ihm vor dem Lehnshof des Reiches die grüne Herzogfahne Alamanniens überreichen: er ſoll ſie und das Herzogtum behalten, ſolang er ſeinem König die beſchworne Treue hält.“

Ernſt verneigte ſich dankend. Konrad legte die eine Urkunde zur Seite und erhob die andre.

„Weiter aber hat der künftige Schwabenherzog verlangt, ich ſolle ihn auch als Herzog des bisherigen Königreichs Burgund verkünden. Aber das kann nicht geſchehen.“

Da fuhr Ernſt empor, daß ſeine Waffen erklirrten, ſeine Mutter hob warnend die Hand gegen Werner, der die Schwertſcheide zur Erde ſtieß: die ſchwäbiſchen Ritter grollten dumpf.

Aber der König fuhr fort: „Erſtens lebt noch der greiſe König von Burgund. Nun hat der Jüngling zwar nur für deſſen Todesfall die Vorausbelehnung verlangt. Aber dem ſtehen entgegen die Rechte andrer: Odos von Champagne, des Neffen König Rudolfs, und Frau Giſelas, dieſes Königs Nichte. Zwar erklärt in dieſer Urkunde die edle Frau, ſie ſei bereit, ihr Erbrecht an ihren Sohn abzutreten: das aber verbiet' ich im Namen des Reichs.“

Da brach die Unzufriedenheit gar mancher Hörer in lauten Widerſpruch aus.

„Schweigt, ihr Getreuen!“ rief Ernſt. „Herr König, gebt Ihr mir Urlaub zu reden?“ — „Redet.“ — „Kraft welches Rechts wollt Ihr dies Verbot erlaſſen?“

Unmutig erwiderte der König: „Ich könnte ſagen, kraft des Rechts des Oberlehnsherrn über alle Lehen im Reich. Oder kraft des Rechts und der Pflicht des Königs, allüberall das Wohl des Reichs zu wahren. Aber vernehmt ein ſtärkeres Recht: Herr Odo und Frau Giſela haben gar kein Recht mehr an Burgund — daher kann dieſe keins abtreten: denn der Erbe von Burgund . . . .“ — „Seid Ihr's vielleicht?“ entgegnete Werner hitzig. — „Nein, vorlaute Zunge, der Erbe von Burgund iſt das Deutſche Reich.“ — „Was? Wie? Das Reich?“ ſcholl's durch die Reihen. — „Das Reich iſt kein Menſch. Es kann nicht erben!“ rief Ernſt. — „So? Erbt nicht ein Kloſter aus Teſtament und aus Vertrag?“ — „Ja, aber . . .“ — „Kein aber, junger Ernſt.“ Der König legte nun die zweite Urkunde fort und holte eine dritte aus einer neben ihm ſtehenden weit geöffneten Eckruhe. „Seht hier den Vertrag, den Kaiſer Heinrich geſchloſſen mit König Rudolf am 2. Hornung vor drei Jahren. Was ſteht hier geſchrieben? ‚Fünftens aber ſetzt König Rudolf zu ſeinem Folger im Reiche Burgund ein den Kaiſer Heinrich . . . —‘“ — „Seid Ihr das?“ rief Werner.

Heiß zuckte die Flamme des Zorns über König Konrads meiſt ſo ruhige Züge, aber er faßte ſich und ſprach gelaſſen: „Euer Kerker liegt ganz nah.“ Dann fuhr er fort: „den Kaiſer Heinrich und jeden ſeiner Nachfolger im Reich. Das will ſagen: das Reich ſelbſt, vertreten durch ſeinen jeweiligen König.“

„Das, das iſt nie Recht geweſen unter den Deutſchen,“ ſprach Ernſt verwirrt nach kurzem Schweigen.

„Doch! Die guten Deutſchen haben's nur nicht ſo ausgedrückt. Ich frage die weiſen, gelehrten Herrn der Kirche: iſt etwa der Papſt und die Kirche, iſt etwa der Biſchof und das Bistum, iſt der Abt und das Kloſter

dasſelbe?“ — „Nicht doch,“ ſprachen die drei Biſchöfe mit einer Stimme.

„Das wäre Frevel,“ rief Biſchof Bruno, „den ſündhaften, ſterblichen Menſchen für eins zu halten mit der heiligen Anſtalt. Und wirklich, — ich hab' es bisher nur nicht ſo gedacht! — aber wirklich gilt das gleiche vom König und vom Reich. Der König ſtirbt wie der Papſt: die heilige Kirche und das Reich — es heißt auch heilig — ſterben nicht.“ — Die Geiſtlichen alle riefen oder nickten Beifall.

„Gut, daß die Wahrheit dämmert in den deutſchen Köpfen,“ ſprach der König erfreut. — „Ich widerſpreche dieſer neuen Lehre,“ rief Ernſt.

„So hört weiter. Biſchof Bruno: wer hat dem Burgunderkönig den Vergeltpreis bezahlt für ſeine Abtretung. Kaiſer Heinrich?“ — „Nein doch,“ antwortete der Gefragte. „Hab' ich doch ſelber den Vertrag verfaßt: Leſt nach, Herr König, ich meine: es muß Kapitel VII ſein.“

Konrad las wieder: „Den Vergelt aber für dieſen Vertrag — nämlich für alle die nutzbaren Hoheitsrechte in Burgund, — ‚300000 Schillinge goldner Münze, hat das Reich dem König von Burgund entrichtet‘. Wer alſo, jung Ernſt, hat das Recht auf Burgund erworben?“

Aber der gab nicht nach: „Ich leugne, daß jener greiſe König zum Nachteil ſeiner Blutserben, ſeiner geſetzlichen Erben über die Erbſchaft verfügen konnte. Ich ſchelte den Vertrag null und nichtig. Hier werf' ich meinen Ritterhandſchuh hin und grüße kampflich jeden, der jenes Pergament verficht.“

„O mein Sohn!“ rief Giſela in Tränen ausbrechend und mit beiden Händen auf den Herrſcher weiſend: „du willſt das Schwert erheben gegen dieſen — dieſen — Mann?“

Spöttiſch fiel da Werner ein: „Ihr weint ohne Grund, vielſchöne Witwe des edelſten Mannes: denn Ihr weint nicht um den Sohn, wie man etwa meinen ſollte. Ihr weint um den Herrn König: — der aber ſchlägt ſich nur mit Königen. Er hat jedoch viel tauſend Vaſallen, die für ihn kämpfen müſſen und einem dieſer würde wohl zuletzt auch Euer tapfrer Sohn Ernſt erliegen. Spart die Tränen für den Sohn. Die letzten, die ich ſah, vergoſſet Ihr dort am Waldesſaume — für den Gemahl.“ Giſela barg das Haupt im Schleier.

Heiß zornig ſprang der König auf: aber Aribo trat dicht vor ihn hin, neigte ſich und bat um Redegunſt. Dann hob er an: „Euer kluger ſcharfer Geiſt, Herr Konrad, ging nicht umſonſt in Welſchland in die Schule: die Lehre, die Ihr dort gelernt, haben ſchon Eure Vorfahren im Reiche, die großen Kaiſer Theodoſius und Juſtinian, gelehrt und ebenſo ſchon lang die Canones der heiligen Kirche. Gleichwohl rate ich dringend, ſich darauf nicht zu berufen, in Deutſchland — anders in Italien, wohin Ihr wohl bald aufbrecht, Euch die Kaiſerkrone zu holen in Rom.“ Wohlgefällig nickte der König.

„Unter den Deutſchen nicht! Ihr ſaht, wie die hier verſammelten Laien ſämtlich die Köpfe ſchüttelten, Ihr hörtet vielleicht auch ihr Murren: wohlan, glaubt mir, alle Laien im Reich, vorab die Fürſten, würden es nicht beim Kopfſchütteln und Murren bewenden laſſen: ſie würden Euch nicht Heerfolge leiſten in einem Krieg gegen Herrn Odo aus ſolchem Rechtsgrund. Es iſt doch höchſt zweifelhaft, ob König Rudolf das Recht von Neffe und Nichte durch jenen Vertrag einfach über den Haufen ſtoßen konnte. Unſer Volk hält ſtreng feſt am Erbrecht der Sippe. Das Volk kennt — darin hat jung Ernſt recht — nur Menſchen als Erben. So müßte“ — und dabei warf er be-

deutſame Blicke erſt auf Giſela, dann auf den Herrſcher und hielt kurz inne — „ein menſchlich Band Euch, Herr König — nicht das Geſpenſt des Reichs! — mit der Erbſchaft — beſſer mit einem der Erbberechtigten — verknüpfen. Ja, zum Beiſpiel“ — er tat, als komme ihm der (lang gefaßte) Gedanke jetzt erſt plötzlich — „ja, wenn Herzog Ernſt von Schwaben noch lebte, der, als der Gemahl der Erbin Giſela, hätte ſonder Zweifel an deren Statt, als deren Vertreter und Eheherr, das Recht auf . . .“

Er konnte nicht vollenden. Denn Konrad, deſſen bewegte Züge des Prieſters Worte immer heftiger erregt hatten, ſprang ungeſtüm von ſeinem Thron empor und mit glutflammendem Antlitz rief er: „Wohlan, ſo erhebe ich Frau Giſela hier zu meiner Gemahlin.“

Da brach ein Sturm der Leidenſchaften aus in dem Saal: Erſtaunen, Beſtürzung, vereinzelter Beifall, aber viel mehr lauter Unwille machten ſich Luft: die Witwe ſank halb ohnmächtig in die Arme ihrer Frauen.

Am lauteſten übertönte den Lärm der andern ein Schrei wilden Zorns: — Ernſts Stimme, doch ſeltſam entſtellt — und eine grelle ſchrille Lache: — Werner ſtieß ſie aus.

Konrad aber ſtieg von den Stufen und eilte raſchen Schrittes mitten durch den Saal auf Giſela zu, ergriff heftig ihre Rechte und zog ſie in die Höhe: „Verzeiht, vieledle Frau, das Ungeſtüm dieſes Wortes: aber der Drang des Augenblicks hat mir raſcher den Entſchluß gereift, den ich — nein, der mich ergriffen hatte bei Eurem erſten Anblick. Ich will mich nicht berufen auf das alte Recht unſrer Herrſcher, über die Hand der Jungfrauen und der Witwen — zumal der Fürſtinnen — frei zu verfügen. Fern ſei gegenüber einem Weſen wie Ihr jener barbariſche, tyranniſche Gebrauch. Nein, wie Ritter zu

Edelfrau, beſſer wie liebender Mann zu geliebtem Weib ſprech' ich zu Euch: Giſela, könnt Ihr mein tief, mein heiß Gefühl nicht erwidern? Seht, ich biete Euch als Brautſchatz die deutſche Königs- bald die römiſche Kaiſer-Krone. Und mich, dieſen ganzen Menſchen. Und endlich bedenkt: unſre Verbindung iſt ein Segen für das Reich — das mir immerdar das Höchſte war und bleiben wird —: unſre Ehe endet friedlich den Streit um Burgund, — verhütet viel Blutvergießen. Redet! O ſagt ja." Aber die Frau fand keine Worte: mit tief traurigem Ausdruck, mit ſchmerzlichſtem Bedauern ſchüttelte ſie leiſe das Haupt. „Ihr ſchweigt. Ihr ſagt mir Nein?" Er wich einen Schritt zurück.

Da trat Ernſt vor und grimmig, faſt drohend ſprach er: „Meine Mutter ſagt Nein: — hei, es ſcheint ihr recht ſchwer zu werden, zu verzichten auf die Ehre der Krone und auf die Freuden des neuen Ehebetts! — ſie ſagt Nein, weil ſie *muß*. Gott ſei's geklagt, offenbar *nur* weil ſie muß." — „Und warum muß ſie?" fragte Konrad mit feindſeligem Blick. — „Weil ſie meinem ſterbenden Vater geſchworen hat, ihm treu zu bleiben, mir allein zu leben, nie wieder ſich zu vermählen. Iſt's nicht ſo, Freund Burchard, Herr Erzbiſchof, Ihr ſtandet dabei, beide: — euer Zeugnis ruf' ich an! Iſt's nicht ſo?"

Erwartungsvoll trat Konrad auf die beiden Biſchöfe zu mit fragenden Blicken. „Alſo iſt's," ſprach Burchard feierlich, „ich hab's gehört. Und, Frau Giſela: *Gott* hat's gehört im Himmel, von wo Euer Gatte auf Euch herniederſchaut in dieſer Stunde."

Tiefes, allgemeines Schweigen folgte dieſen Worten: auch Konrad ſchwieg, er ſenkte tief das Haupt: nur ein leiſes Wimmern war hörbar. Giſela rang die Hände. „Erzbiſchof Aribo?" fragte endlich ſchmerzbewegt der

König. Da ſchritt dieſer von den Bankſtufen herab und trat hoch aufgerichtet erhobnen Hauptes in die Mitte des Saales neben den König: „Ja, ſo war es, Herr König.“

Der ſtieß ein dumpfes Stöhnen aus und wollte mit einem letzten Blick auf die Geliebte den Saal verlaſſen. Aber Aribo legte ihm die Rechte auf die Schulter und ſprach: „Halt, Herr Konrad. Verweilet noch. Verzweifelt nicht. Ich kenn' Euch gut: Euch treibt nicht weniger als die Minne zu dieſer vielſchönen Frau Eure erſte und höchſte Liebe: das Wohl des Reichs. Wohlan: ſoll zweier wackrer Herzen Glück, ja das Heil des Reichs gehemmt ſein durch einen — ich hab's mit angeſehen! — nicht frei geleiſteten, durch einen halb abgezwungenen Eid?“

„Wie? Was?“ ſchrie Ernſt auf. — „Pfaff, du lügſt!“ ſprach Werner mit geballter, drohender Fauſt. — „Herr Amtsbruder,“ mahnte Burchard tief entrüſtet. „Wie könnt Ihr . . .?“ — „Beruhigt Euch, frommer Bruder. Ich hab's geſehen, wie er die Hand der Widerſtrebenden ergriff und emporzog.“ — „Das war doch nicht zwingende Gewalt.“ — „Nein, nicht vis compulsiva, domine confrater. Aber doch Bedrängnis. Und übrigens ein Biſchof ſollte wiſſen, — wem von Chriſtus dem Herrn gegeben iſt die Macht zu löſen wie zu binden, wie auf Erden ſo im Himmel: Sankt Petrus und allen ſeinen Nachfolgern, den Biſchöfen. Kraft dieſer Gewalt, zu löſen, löſe ich Frau Giſela auf Erden von ihrem Eid und löſe ſie im Himmel von jedem Recht, das die Seele des Verſtorbenen dort geltend machen könnte.“

Während der gewaltigen Bewegung im Saale, die alle ergriff, — Laien und Geiſtliche verließen ihre Sitze und drängten ſich gegen König und Erzbiſchof — bahnte ſich jener raſch den Weg durch das Gedränge zu Giſela, faßte

ihre beiden Hände und zog ſie ſanft gegen ſeine Bruſt, „Giſela, geliebtes Weib, Herrliche! Sprich, nun frei vor Gott und Menſchen, willſt du, zu unſrer beider Seligkeit und zu des Reiches Heil, — willſt du die Meine werden?“ — Da hob ſie beide Arme, ſie löſend, hoch in die Höhe, und ſenkte ſie auf ſeine beiden Schultern, an ſeine Bruſt fliegend. „Ja, ich bin dein.“

Ein markdurchdringender Schrei — ein dumpfer raſſelnder Fall — Ernſt lag ohnmächtig auf dem Eſtrich. Werner kniete neben ihm nieder und hob drohend die gepanzerte Fauſt gegen das Paar: „dieſer Weheſchrei wird gerächt,“ knirſchte er.

Drittes Buch.

I.

Sobald Giſela ſich in ſtiller Kemenate aus den Armen des Bräutigams gelöſt hatte, beſchied ſie ihren Sohn zu ſich: aber Ernſt, Werner und alle ſchwäbiſchen Ritter hatten die Stadt verlaſſen: tief betroffen ließ die Mutter das den König wiſſen: der lachte: „Eilt es ihm nicht, Herzog zu werden — ich kann's abwarten. Und die Herzogfahne hier in der Pfalz auch."

Aber ſeine Bräutigamsungeduld konnte nicht warten: er drängte auf ſchleunige Vermählung. Aribo, der jetzt gewaltig viel zu gelten ſchien, hob bereitwillig das kirchliche Gebot der Einhaltung des Trauerjahres auf, der König ſelbſt das weltliche und auf den nächſten Sonntag ſchon war die Hochzeit anberaumt, die auf Befehl des Herrſchers mit aller königlichen Pracht gefeiert werden ſollte. So viele Gäſte als irgend in der kurzen Zwiſchenzeit geladen werden mochten, wurden entboten. Aber die Boten, die Ernſt auf allen ſeinen Lieblingsburgen ſuchten, kehrten unverrichteter Dinge zurück: er war nirgends im Lande zu finden oder zu erkunden.

An dem Abend vor jenem Sonntag wandelte das Brautpaar allein in den Anlagen des parkähnlichen Gartens, der ſich im Weſten an die alte Königspfalz ſchloß.

Die Sonne des ſchönen Herbſttages ergoß vor dem Verſinken in leichtes Gewölk noch ihre rotgoldnen Schimmer in reicher Fülle durch die ſchon blätterarmen Zweige der Linden und Buchen, milde wohltuende Wärme verbreitend: zwar der Geſang der andern Vögel war längſt verſtummt: aber der metalliſche Abendruf der Schwarzdroſſel ſchmetterte melodiſch durch die Büſche. Konrad hatte den Arm um die Geliebte geſchlungen: jetzt hielt er an in dem langſamen Gang und brach das Schweigen, das beide lange ſtillbeglückt eingehalten.

„Meine Giſela," begann er, „in allem und jedem haſt du dich bewährt, was dieſe wenigen, aber ſo inhaltreichen, vielbewegten Tage brachten: in allen Stücken erkannt' ich deinen zarten, feinen Sinn, wie er edlem Weibe innewohnen muß: ſonſt iſt ſie bei aller Schöne des Leibes ein widriges Geſchöpf. Auch das iſt gar fein und vornehm, daß du niemals mit der leiſeſten Frage, auch nicht mit einem Wort geſtreift haſt, was dich doch gewiß im geheimſten Herzen lebhaft bewegen muß, die Frage . . ."

„Welche Frage, Konrad? Ich habe keine an dich zu ſtellen. Liegt doch dein ganzes, edles, treuverläſſiges Weſen ſo klar und offen und durchſichtig vor aller Augen wie der Spiegel des Bodenſees im hellſten Sonnenlicht. Wer ſehen kann, der ſieht dich, nicht wie du ſcheinſt, nein, wie du biſt." — „Aber doch nicht, wie ich war, wie ich, was ich nun bin, geworden. Mein vergangenes Leben — vor dir, vor der Liebe, die mich zu dir zwang beim erſten Anblick — begehrſt du nicht, davon zu wiſſen?" — „Mir genügt, was ich weiß. Wie du, früh verwaiſt, eine harte Jugend zu durchkämpfen hatteſt: der Großvater, der mächtige Herzog von Kärnten, ja die eigene Mutter, Frau Adelheid, ſetzten dich zurück hinter deine Oheime, des Vaters Brüder: karg maßen ſie dir das Erbteil zu: hätte nicht

der gute Burchard ſich dein angenommen, ſchwer hätteſt du gedarbt: durch Kämpfe und Kriegstaten mußteſt du das erſt erringen, was ſchon deiner Geburt gebührte. Alles, was du biſt und haſt, dankſt du dir ſelbſt allein, auch das Höchſte, die Königskrone und das Kleinſte, Wertloſeſte: dieſes Weib, das dich ſo aus der Maßen lieben muß.“ Da drückte er ſie an die Bruſt und küßte ihr Stirn, Augen und Mund.

„Ja lieben, wie ich nie geahnt, daß ein Herz lieben kann. Du weißt ja, dreizehn Jahre zählte ich, als der Vater mich verlobte, vierzehn, als ich dem ſo viel älteren Manne folgte. Ich war nicht gefragt worden: aber auch wenn gefragt, hätte ich nichts anderes getan, als dem Wunſche des Vaters folgen. Fern ſei's, an dem Andenken des beſten Mannes auch nur mit einem Worte zu mäkeln: er war die Güte ſelbſt gegen mich junges Ding: Dank, Verehrung, ja Ehrfurcht wie für einen Vater hab' ich tief empfunden, werd' ich ihm wahren immerdar: — aber Liebe, Weibesliebe zum Manne — erſt du, Gewaltiger, haſt ſie mich gelehrt. Viele haben mich geſcholten — ich weiß es wohl! — putzſüchtig, eitel, inhaltsleer, ich war's vielleicht! aber heil mir, nun hab' ich meinen Inhalt.“

Bewegt ſchloß er ſie in die Arme. Dann ſprach er ernſt: „Wahrlich, wie eines Kindes erſte Beichte iſt dieſer Blick auf dein Leben. Nun aber drängt es mich, dir zu beichten: du frägſt nicht: ſo ſprech' ich ungefragt. Nicht ſo kindlich rein verlief mein Leben: ich habe lange vor deinem Anblick die Minne gekannt, ihre Süße voll genoſſen und auch ihr bitter giftig Weh geleert — bis zur Neige, nah bis zum Sterben und Verzweifeln.“ Und er preßte die Rechte auf die Augen, daß es ſchmerzte.

Sanft zog ſie allmählich die geballte Fauſt herab: „Vielliebes, laß doch! Verſcheuche den Gedanken, tut dir's

weh: ich verlange nicht, davon zu wiſſen. Wie ſollte auch ein Held, — ein Mann wie du ſo ſchön, ſo ſtark, ſo viel klüger und herrlicher als alle, — wie ſollteſt du zu voller Mannesreife gediehen ſein, ohne viel geliebt zu werden und zu lieben."

Er drückte ihre Hand: „Dank! Du machſt mir's leicht; 's iſt bald erzählt, was eine Welt von Schmerzen birgt. Es war nur ein Weib, nur einmal. Sie war frei geboren, aber geringen Standes. Sie war gar ſchön: — nicht wie du, ſtolz, üppig, beherrſchend: nein, eine kleine, zarte, weiße Blüte!" Er ſeufzte tief auf und ſtrich mit der Hand über die Stirn. — „Du Armer! Und ſie ſtarb dir!" — „O nein!" rief er in wild ausbrechendem Weh: „Beſſer wäre ihr — und mir! — geweſen, entriß ſie der Tod. Nein, nicht geſtorben, treulos iſt ſie geworden." — „Treulos dir? Dich verlaſſen? Unmöglich!" — „Was iſt falſchem Herzen unmöglich? Du mußt alles wiſſen, nicht bloß ihre Schuld: — auch die meine. Geheim mußte unſre Liebe bleiben: meine Sippe durfte von der Hirtentochter nichts wiſſen. Die Meinen wollten mich durchaus mit einer andern vermählen, einer entfernten Verwandten unſeres Hauſes." — „Gewiß mit der gefeierten Erdmuthe von Mespelbrunn, deren Schönheit man noch heute rühmt?"

Konrad nickte: „Mit Recht; aber den Meinen lag vor allem an ihren reichen Gütern im Speſſart, welche die unſern trefflich würden abgerundet haben. Und die ſtolze Schönheit ſchien nicht abgeneigt: ich aber wollte nicht." — „Was iſt doch aus ihr geworden? Ich meine . . . —"

„Äbtiſſin des von ihr geſtifteten Kloſters Neuenpforten, fern, am Meeresſtrand bei Bremen. Und gar mächtig ſchaltet und waltet ſie dort: die königliche Äbtiſſin nennt

man ſie. — Ich zog die Minne des Hirtenkindes vor, die heimliche. Aber zuletzt," er ſtockte — „mußte es an den Tag. Sie hatte mir alles, alles gegeben: ach ich wähnte auch die Seele — wie den jungen Leib. Sie genas in der Stille ihres Schäferhofes eines Kindes. Nun mußte und wollte ich ſie als mein Eheweib heimführen. Ich hatte alles vorbereitet. In zwei Nächten wollte ich ſie und das Kind holen: ein Prieſter war gewonnen, uns heimlich zu trauen: dem Zorn meiner Sippe, der Enterbung hätte ich getrotzt. Da erhielt ich durch einen Boten einen aufgefangenen Brief Mildtrudens an . . an . ."

„An wen? Aber laß lieber ab!" — „Nein: es muß heraus! An den — ungenannten Vater ihres Kindes." — „Oh Armer!" Sie ergriff ſeine beiden Hände. Aber er riß ſich los: „Sie verhöhnte mich in dem Brief, der ich das Kind für mein Fleiſch und Blut halte und ſie beteuerte, auch als mein Weib werde ſie niemals von ihrem Herzgeliebten laſſen." — „Die Unſelige!"

„O nein! Nicht ſie, ich war unſelig. Denn mir entging die Rache an ihr und — zumal! — an ihm! Der Bote war ſpurlos verſchwunden, ſobald er den Brief dem Burgtorwart abgegeben hatte. Ich jagte auf meinem ſchnellſten Roß noch in derſelben Viertelſtunde in die Nacht hinaus, ſtundenweit, an ihres Ohms Gehöft: ich fand nur den Alten. Der erzählte, — voll glaubhaft war ſeine Angſt! — am Tage vorher habe Mildtrud erklärt, ſie müſſe das Kind aus dem Haus in das Freie, in das Sonnenlicht, tragen, in der Richtung auf das nahe Gehölz. Der Oheim zimmerte an dem Zaun der Hofſtätte, von wo er ſie deutlich ſah. Plötzlich ſprengten aus dem Tannicht zwei Reiter auf ſie zu, der eine hob ſie, der andre den Säugling zu ſich auf das Pferd und ſo ſchnell ſie ge-

kommen, verſchwanden ſie wieder in den dichten Wald. Als der Alte deſſen Saum erreichte, ſah er nichts mehr von den Reitern und der, — wie er meinte! — Geraubten. Vergeblich ſchrie er ihren Namen: in weiter Ferne ſchon tönte der Hufſchlag. Ratlos, hilflos harrte er in dem Hauſe: mich konnte er nicht angehn: er kannte weder meinen — rechten — Namen, noch meinen Aufenthalt. Ich ſuchte nun den ganzen Wald ab; nichts fand ich, kaum mehr die Hufſpuren, die jenſeit des Gehölzes auf der harten Landſtraße erloſchen. Ich wartete nun noch mehrere Tage . . .“

„Welch' treue Liebe!“ — „Nein, welch' treuer Haß. Erſchlagen hätt' ich die Dirne, den Buhlen und die Brut. Denn nicht an Gewalt iſt zu denken: nach Verabredung lief ſie dem Entführer entgegen, der Ehe mit mir zu entrinnen. Und — ich hab's geeidet! — ich erſchlage ſie alle drei, find' ich ſie jemals aus.“

Zitternd vor Zorn hielt er inne. — „Vergiß das Liebſter! O vergiß!“ — „Niemals! Nicht die verratene Liebe und nie den Eid der Rache!“

II.

Glänzend ward am folgenden Tage die Vermählung gefeiert. Aber der König verſäumte auch in den Tagen der Hochzeitfeier nicht die Sorge um das Reich. Das Verſchwinden des jungen Ernſt und ſeiner Schwaben ließ nur Unheil drohende Auslegung zu; dem Pfalzgrafen Mangold ward der Auftrag, die Suche nach den Flüchtlingen

neu aufzunehmen und Bericht von allem Ermittelten zu überbringen: — lang blieb er aus.

Aus Italien, zumal aus Pavia, kamen bedenkliche Nachrichten über die Stimmung der Bevölkerung: drohend schienen von überall her Wetterwolken aufzusteigen. Aber König Konrad blieb ruhig, klar und fest. „Immer eins nach dem andern," so beschwichtete er seine besorgte Königin, „und zwar immer das Nächste zunächst. Ich kann weder mich noch mein Heer vierteilen nach den Himmelsgegenden. Zuerst muß wieder der Pfalzrat hier in Ordnung gebracht sein: — er ist durch unsre rasche Heirat ein wenig zerrüttet worden, — bevor ich an die Marken eile. Ich habe Burchard, dann Aribo hierher beschieden: — nein, bitte, bleibe: ich habe dich in diesen Tagen als meine klügste wie treuste Kanzlerin erprobt. Ah, Burchard, Vielgetreuer: — wie umwölkt ist deine klare Stirn."

„Kein Wunder, Herr König. Ihr wißt, ich bin nicht einverstanden mit dem Wichtigsten, was hier geschehn: der Entbindung von dem Eid, der Verletzung des Trauerjahrs . . . Ich bitt' um Entlassung von dem Hof, um Entbindung von meiner Stellung als Euer — wie soll ich sagen? — Reiseratgeber ohne Amt."

„Recht hast du, Vater Burchard, wie in — fast — allem. Nur meine Minne, mein Eheglück solltest du nicht so scharf verwerfen; hab' ich doch nicht nur Gisela, Burgund hab' ich genommen." — „Ja," lächelte die Königin, „ohne diese Aussteuer hätte er mich schwerlich genommen." — „Trotz Herrn Aribos Künsten," sprach der König ernst. — „Wie?" staunte Burchard. „Ich meinte, der sei jetzt . . . —" — „Allmächtig bei mir? Doch nicht. Er wünscht es, er wähnt es vielleicht: aber er irrt sich. Dank? Gewiß: aber nicht auf Kosten des Reichs. Allzugefährlich wird seine stete, stillschweigende Dankbegehr und sein Wahn,

mich, Hof und Reich zu beherrſchen. Fort mit ihm aus meiner Nähe! Dort kommt er. Willkommen, Herr Erzbiſchof. Ich weiß, Ihr wartet ſchon lang auf Belohnung für Dienſte, die Ihr dem Reich geleiſtet: das Reich ſoll ſie belohnen. Doch nicht auf Koſten der Gerechtigkeit. So muß ich Euch denn leider verkünden: nicht kann Euch werden, was Ihr ſo lang und heiß erſtrebt, was Ihr von mir — über meine Befugniſſe hinaus — erbeten: das Recht über Kloſter Gandersheim und deſſen Güter: einſtimmig haben im Konzil zu Grona die mit Prüfung jener Rechte beauftragten Biſchöfe Gandersheim Euerm Widerſacher, Gerbod von Hildesheim, zuerkannt.“ Aribo erbleichte vor Zorn. „Aber hört weiter! In den heißen Köpfen der Welſchen ſiedet's wieder mal zum Überlaufen: bevor ich komme, mit dem Schwert zu dämpfen, bedarf es einer klugen Beſchwörung dieſer brauſenden Kräfte, die Liſt mit Argliſt überwindet. Dazu ſeid Ihr der rechte Mann. Macht Euch reiſefertig ſofort, eilt nach Pavia, entwirrt die dort geſponnenen Ränke und erwartet meine Ankunft — als Reichserzkanzler von Italien.“

Sprachlos vor Überraſchung ſtand Aribo: endlich brachte er hervor: „Und — und die Geſchäfte hier? — am Hof? — in Deutſchland?“ — „Die führ' ich fortan ſelbſt.“ — „Allein?“ — „Nein, Freund Burchard wird mir helfen: als Reichserzkanzler für Germanien. Ihr ſeid entlaſſen. — ‚Entlaſſen aus Deutſchland für — immerdar,‘“ wiederholte er zu Burchard.

Auf der Schwelle kreuzte jener ſich mit dem haſtig eintretenden Pfalzgrafen Mangold: „Herr König,“ rief der, „nun werft das Hochzeitgewand ab und legt die Brünne an. Ein ganzer Haufe übler Boten iſt geſtern abend und heute früh eingetroffen von allen Winden her: das Abendland brennt rings und alle dieſe Flammen züngeln gegen

uns, gegen das Reich. Aber das Schlimmste ist: aus dem Reiche selbst steigt die Lohe auf wider dich: Euer Sohn, Frau Königin, — Herzog von Schwaben und Burgund nennt er sich in seinen Kampfrufen — hat sich gegen dich empört und seine Schwaben zu einem großen Heerhaufen um sich geschart: er zieht an den Rhein, sich mit Konrad von Worms zu vereinen."

III.

Wirklich hatte Ernst alle Vasallen des Herzogtums Schwaben und alle Freunde seines Vaters durch eilende Boten zu den Waffen gerufen, sein gutes Recht auf Schwaben und Burgund zu verfechten. Auf Betreiben Werners war eine Rechtsverwahrung gegen die eidbrüchige Wiedervermählung der Mutter beigefügt. Als Sammelort hatte er in seinen Heerbriefen den großen Reichswald von Hagenau bei Straßburg bezeichnet: dorthin trachtete er von Augsburg aus mit aller Eile, sich dort am Rhein mit dem ebenfalls empörten Konrad zu vereinen, der die Gültigkeit der Wahl zu Kamba bestritt: man durfte hoffen, durch eine Waffenmacht in jenen Gegenden auch die unzufriedenen Herzoge von Ober- und von Nieder-Lothringen mit zum Aufstand fortzureißen.

Und in der Tat erschien alles günstig zu verlaufen: in hellen Haufen waren die Waffengenossen des geliebten alten Herzogs dessem Sohn zugeströmt, diesem zu seinem Recht zu verhelfen wider den „Franken", der in Alamannien wenig bekannt, dem Lande wie dem Stamme fremd war. Das größte Verdienst um die Bildung eines

Heeres, den hitzigſten Eifer hierbei entfaltete der unermüdliche Werner, der auch den widerſtrebenden Ernſt zum Entſchluß fortgeriſſen hatte, während dieſer Anwandlungen von Reue nicht immer abzuwehren vermochte.

So ſaß er in finſtern Gedanken an einem trüben Spätherbſtabend allein in ſeinem Zelt: Werner war ausgeritten, aus den nächſten Dörfern Futter für die vielen Roſſe zu beſchaffen; der Regen, zumal der naßkalte Nebel drang von allen Seiten durch die triefende Leinwand: das matte Licht der Ölampel, die in der Mitte herunterhing, drohte zu erlöſchen: erſchauernd ſaß der junge Empörer an dem aus Brettern roh zuſammengezimmerten Tiſch, auf dem unberührt ein Becher Weines ſtand; er ſtützte den Kopf auf die Hand und ſtarrte dumpf brütend vor ſich hin. Da ſtörte ihn aus ſolchem Sinnen die Wache auf: ſie meldete einen Boten.

„Von wem?“ — „Vom Herrn König . . . von Herrn Konrad,“ verbeſſerte der Mann raſch. „Seine Begleiter harren bei der Vorwache des Lagers.“ — „Laß ihn eintreten.“

Alsbald trat ein Gewaffneter ein; aber ſtatt des Helmes trug er einen breiträndigen Hut, den er tief ins Geſicht gezogen hatte; ein brauner Reitermantel verhüllte die Geſtalt. „Wer . . . wer ſeid Ihr?“ fragte Ernſt, ſich erhebend und näher tretend.

Statt der Antwort nahm der Bote den Hut ab und warf ihn auf den Tiſch. „Herr Konrad!“ rief Ernſt beſtürzt. — „Ja, ich komme als mein eigner Bote. Was wir beiden zu verhandeln haben, iſt keinem dritten und keinem Briefe zu vertrauen.“

Ernſt wies auf den zweiten Stuhl im Zelt, der König ſetzte ſich: in unbewußter Ehrerbietung blieb der Jüngling ſtehen.

„Ich komme aus Straßburg, wo ich ſoeben mit meinem — gar kleinen Heer! — eingetroffen, Euch allerlei Nachrichten zu bringen, die Euch hochwillkommen ſein müſſen.“ — „Und die bringt Ihr? Mir?“ — Aber ohne hierauf zu antworten, fuhr Konrad fort: „Wahrlich, gut gewählt iſt der Augenblick für eine Erhebung wider das Reich. So gut — nicht Euer Scharfſinn konnte ihn ſo klug wählen: Ihr wußtet gar nicht, konntet nicht ahnen all' die Dinge, die das Reich zur Zeit von allen Seiten bedrohen. Ich komme, ſie Euch treulich aufzudecken.“

Der Jüngling wußte ſich vor Staunen nicht zu faſſen: zweifelnd ſah er auf den Feind, der alſo ſprach. Der aber hob aufs neue an: „Ihr zählt — abgeſehen von Euren Schwaben — nur auf die nicht eben ſtarke Hilfe des Wormſers und Ihr müßt erwarten, daß ich Euch die ganze geeinte Macht des Reichs, den Heerbann aller andern Stämme entgegenführe. Dem iſt nicht ſo. Ich brachte nach Straßburg nur meine Oſtfranken. Nicht die Bayern: denn Graf Welf, in Bayern und Rätien reich begütert, hat ſich gegen mich erhoben, ſobald er von Eurem Vorhaben erfuhr. ich mußte die treugebliebenen Bayern gegen die jenem Zugefallenen ſchicken. Nicht die Heſſen: ich ſandte ſie den beiden lothringiſchen Herzogen entgegen. Nicht die Thüringe, Sachſen und Frieſen: denn — freut Euch, Sohn des treueſten deutſchen Herzogs! — all' unſre alten Feinde im Oſten und im Norden ſind verbündet über das Reich hergefallen: König Kanut, der mächtig über Dänemark, mächtiger über England waltet, — nicht mit Unrecht nennen ihn die Seinen den Großen! — hat ein Heer von Dänemark aus bis Schleswig vorgeſchoben: hart wird die Feſte beſtürmt: ſeine engliſche Flotte von dreißig Segeln iſt die Elbe zu Berg gefahren und ſperrt Hamburg von der See ab. Boleslav, der ſich den König der Polen

nennt, hat ſeine ungezählten wilden Raubreiter auf uns losgelaſſen: ſie haben die Elbe überſchritten und Wenden, Abodriten und Liutizen zu den Waffen mit fortgeriſſen. All dieſe Feinde abzuwehren, hab' ich nur die Thüringe, Sachſen und Frieſen. Und im Weſten hat der König von Weſtfrancien in Paris Odo von Champagne tauſend Reiter zugeſagt zum Angriff auf den Elſaß. Aber mehr noch! Der ſchwerſte Schlag hat das Reich betroffen — er traf ſeine Ehre! — im Süden: in Pavia."

Da fuhr Ernſt jäh empor: „Was iſt mit Pavia? Mein Vater hat's ſieghaft verteidigt — es war ſeine letzte Heldentat — gegen die zehnfache Übermacht wütiger Lombarden! Noch ſtehn hundert ſeiner Ritter in dem altehrwürdigen Palaſt." — „Sie ſtanden. Jetzt liegen ſie begraben unter dem Mauerſchutt der verbrannten Kaiſerpfalz: die Paveſen haben ſich wieder erhoben, endlich den Palaſt geſtürmt, alles Leben darin gemordet . . ." — „Ah, des Vaters Vaſallen!" — „Das deutſche Banner durch den Kot ihrer Straßen geſchleift und verbrannt. . . ." — „Rache, Herr Konrad! Rächt die deutſche Ehre!"

„Wie kann ich das? Mit welchen Streitkräften? Nicht einen Mann von den Meinen kann ich entbehren diesſeit der Alpen. Noch nie ſeit den Tagen des erſten Heinrich war das Reich ſo ſchwer, ſo von allen Seiten bedroht. Ich kam, Euch all das offen zu legen: Ihr ſeht, Ihr ſeid des Sieges faſt gewiß: auf ſo vielen Schlachtfeldern zugleich werde ich nicht ſiegen, auf einem werd' ich wohl ſchließlich fallen auf meinen Schild: und Ihr mögt dann herrſchen über den armen Reſt, den Euch all Eure Verbündeten von Deutſchland und von Welſchland übrig laſſen werden."

„Nein! Nein!" rief Ernſt mit der Hand abwehrend.

„Nein? Damit iſt nichts geſagt. Wählt: die Stunde

der Entſcheidung kam für Euch, wie für das Reich. Wählet, wollt Ihr mit Polacken und Böhmaken, mit Dänen, Franzoſen und Welſchen im Bunde die deutſche Macht zerſplittern und zerſchlagen — ich fürchte, Ihr könnt's vollbringen! — oder wollt Ihr Eurem König helfen, das Vaterland verteidigen, wollt Ihr, des edelſten Herzogs Sohn, das Blut Eurer Schwaben und des Reiches Ehre rächen in Pavia? Wollt Ihr das, ſo vertrau' ich Eurer Hand die Sturmfahne des Reichs, daß Ihr ſie traget im Vorſtritt unſres Heers nach dem alten ſtolzen Schwabenrecht. Wollt Ihr das, Herzog von Alamannien?" — „Ja, ja, ich will, ich will," rief der Jüngling und ſank vor dem noch eben Befehdeten auf die Knie. „Verzeiht mir, mein König und mein Herr! Ich war ein Tor. Aber ich mach' es gut in Welſchland mit dieſem Schwert. Verzeiht mir!"

Da ſprang Herr Konrad auf und zog ihn an die Bruſt: „Dir iſt verziehen von Herzen, mein Sohn. Ich kann verzeihn: — noch iſt kein Blut gefloſſen zwiſchen uns. Ich eile nach Straßburg zu den Meinen und verkünde: morgen brechen die Schwaben unter ihrem Herzog auf, über den Bergen die Fahne des Reichs wieder aufzupflanzen in Pavia."

IV.

Nicht leicht ward es Ernſt, am andern Morgen Werner nach deſſen Eintreffen im Lager für den plötzlichen Entſchluß zu gewinnen: „Er hat dich überrumpelt, der ſchlaue Franke. Gib acht: du wirſt's bereuen! Was gab er dir

für deine — Unterwerfung? Alamannien? Bah, nur dein Recht! Was ſprach er von Burgund? Nichts? Hei, da haben wir's. Nie kriegſt du das. Aber jetzt iſt's geſchehen: — war ich zugegen, geſchah's wahrſcheinlich nicht! Ich hätte ſeinen Zorn ſeine kühle Klugheit durchbrechen laſſen: — aber, da es nun geſchehen, wollen wir in Welſchland dreinſchlagen nach alter Schwabenart. Wartet, ihr Welſchen: der Grimm, der mir gegen den Franken im Arme ſteckt, — ihr ſollt ihn verſpüren."

War ſo in dem feindſeligſten der Unterführer der Widerſtand — von der Not gezwungen — gebrochen, ſo gelang es deſto leichter, den großen Haufen umzuſtimmen, der jetzt vor allem verlangt war, die erſchlagenen Stammgenoſſen, oft nahe Geſippen, in Welſchland zu rächen. Und nun, durch die Verſöhnung von König und Herzog — am folgenden Tag ward Ernſt, nachdem er den Vaſalleneid geleiſtet, feierlich vor den beiden vereinten Heerhaufen mit Alamannien belehnt, — ward wie durch einen Zauberſchlag die ganze üble Lage des Reichs gewendet: — wie etwa im Hochgebirge die Sonne plötzlich ſieghaft durch die Wolken bricht und alles Nebelgewölk zu Tale drückt und auffaugt.

An Konrad von Worms ſchickten die beiden einen gemeinſchaftlichen Boten: Ernſt zeigte ihm ſeine Unterwerfung an und forderte ihn zu dem Gleichen auf unter Verbürgung für die Begnadigung durch den König, die dieſer verhieß: der Wormſer beeilte ſich, ſeine Scharen zu entlaſſen und um Verzeihung zu bitten.

Als die beiden Lothringer dies vernahmen, ſtellten ſie ſofort ihre Rüſtungen ein: ſie hatten ſich noch nicht offen ins Feld gewagt: ſo mochte der König ihre Vorbereitungen als ihm nicht bekannt behandeln.

Ohne Bundesgenoſſen loszuſchlagen, konnte Odo von

Champagne nicht wagen: um so weniger, als er mit König Robert zu Paris in Streit geraten war über die ihm zu hoch dünkende Besoldung der zu stellenden Reiter: es kam zu offenem Kampf zwischen beiden, in dem die Franzosen zwei Festen eroberten: so konnte Konrad das burgundische Basel, das Odo besetzt hatte, durch Herzog Ernst in raschem Handstreich wieder zurückgewinnen.

Schon vorher war es dem reuigen Eifer des Stiefsohnes gelungen, den trotzigen Welfen, dem die treugebliebenen Bayern am Lech hart zusetzten, von der Hoffnungslosigkeit weiteren Widerstands zu überzeugen: er unterwarf sich und kam mit Verlust einiger Lehen davon.

Die doppelte Gefährdung von Schleswig und von Hamburg durch König Kanut gelang es durch Gesandtschaften und Verhandlungen abzuwenden, die Erzbischof Unwan von Bremen, beiden Herrschern nahe befreundet, geschickt zu glücklichem Ende führte: sogar ein Freundschaftsbündnis zwischen beiden brachte der kluge Vermittler zu stande.

Da nun gleichzeitig König Boleslav plötzlich starb und Bruderkriege unter seinen Söhnen die Macht der Polen lähmten — ihre Raubreiter wurden von den hadernden Brüdern eilig nach Hauf' gerufen, — blieben nur jene Slaven noch im Felde, die wieder einmal die nächsten Marken des Reichs mit Plünderung und Brand heimzusuchen begonnen hatten: der König mit Pfalzgraf Mangold führte die nunmehr frei verfügbaren Sachsen und Thüringe eilig gegen sie heran, zerstreute ihre Banden und zwang die aus dem Reiche gescheuchten Häuptlinge zur Unterwerfung mit Geiselstellung.

So war in Bälde jede Gefahr für das Reich im Westen, Norden und Osten beseitigt und der König konnte nun aus allen Stämmen starke Aufgebote versammeln,

die im Süden jenseit der Berge noch hell aufflackernden Flammen des Aufruhrs zu löschen und die Brandstifter zu bestrafen.

Mit solchem Eifer betrieb der König die Rüstungen, daß er schon Ende Februar aufzubrechen vermochte. Augsburg war der — wie schon wiederholt für Römerzüge gewählte — Sammelort: hier fanden sich zumal die geistlichen Fürsten, die Bischöfe von Köln, von Hildesheim, von Utrecht, von Toul, wie die Vasallen der Stammesherzoge in großer Zahl ein. Die Vertretung des Herrschers nördlich der Alpen war dem treuen Burchard unter Mithilfe Bruns von Augsburg übertragen. Gleich bei dem Niedersteigen von dem Brenner und zahlreicher noch in Verona, dem ersten Ort längeren Verweilens, strömten lombardische Vasallen in Menge zu den Fahnen des Königs.

In Mailand erstattete Aribo ausführlichen Bericht über die Lage in den verschiedenen Landschaften der Halbinsel; es ergab sich, daß der kluge und geschmeidige Staatsmann gar manche Verwicklung mit feiner Hand entwirrt hatte: aber immerhin blieben noch festere Knoten, die nur das deutsche Schwert durchhauen konnte.

Richtig erkannte Konrads Scharfblick, daß vor dem römischen Kaiser gar viele Riegel fallen würden, die dem bloßen König von Germanien noch trotzten: er beschloß daher wohlweislich, nicht Kraft und Zeit zu verlieren durch gewaltsame Brechung des Widerstandes der zahlreichen großen Städte und kleinen Burgen in dem kastellreichen Lande zwischen Po und Tiber, — er eilte vorwärts nach Rom, woher die Kaiserkrone lockend leuchtete: auch mit der Belagerung und Bestrafung von Pavia hielt er sich — für jetzt — nicht auf: er begnügte sich mit der Beobachtung der trotzigen Stadt durch eine kleinere Schar:

Waffe, ergoſſen ſich dichte Haufen von Gewaffneten von Oſten und von Weſten in die Mitte der Straße: zwei Führer, beides rieſige Geſtalten, trafen zuſammen bei der Kreuzung einer Quergaſſe.

„Los!“ flüſterte der eine, „mir zuckt das Schwert in der Fauſt.“ — „Noch nicht! Noch einen Augenblick. Erſt muß das Feuerzeichen auf dem Peterstor emporflammen. Da ſieh! Da lodert's auf! Jetzt iſt das Tor geſchloſſen, von den Unſrigen geſchloſſen. Ausgeſperrt iſt das ganze Heer der Deutſchen. Nicht dreihundert Helme haben ſie in der Stadt. Horch, ſchon dröhnen die Sturmglocken von allen Campanilen. Jetzt drauf und nieder die Barbaren!“

Und nun war die bis dahin in tiefem, finſtrem Schweigen brütende Stadt mit einem Schlag in eine lodernde, gellende, brüllende Hölle verwandelt. Aus jedem Hauſe brachen Fackeln, Speere, Schwerte, Keulen ſchwingende Männer und auch Weiber — gelöſten Haares — zahlreich hervor: andre Frauen erſchienen in den nun plötzlich hell erleuchteten Loggien, Brände ſchwingend und aus großen Eimern voll ſiedenden Pechs, Öls und heißen Waſſers ſchöpfend, es auf die Überfallenen zu ſchütten, falls dieſe ſich auf die Straßen wagen ſollten, ſich zu dem rettenden Tore durchzuſchlagen. Aber das ſchien ſchon nicht mehr möglich: die beiden Gebäude, in denen der größte Teil der Deutſchen in der Stadt lagerte — der Königspalaſt und die Baſilika — wurden von ſo ungeheurer Übermacht beſtürmt, daß die Angegriffenen, im Schlaf überraſcht, nur mit äußerſter Mühe ſich innerhalb der ſtarken Tore verteidigen, an einen Ausfall nicht denken konnten. Und wehe den etwa hundert Leuten, die einzeln in verſchiedenen Paläſten und Häuſern einquartiert lagen! Sie wurden größtenteils im Schlaf oder im Augenblick des Erwachens in ihren Betten er-

mordet, bevor ſie eine Waffe ergreifen konnten: hier waren es die Weiber und halbwüchſige Knaben, die mit Dolchen und Würgeſtricken dieſe ungefährliche Henkerarbeit verrichteten: auch nicht einer dieſer Vereinzelten gelangte lebend auf die Straße: ihre blutigen Leichen wurden mit wieherndem Geheul von den Balkonen und Altanen auf das Pflaſter herabgeſchleudert.

Aber auch den beiden Haufen im Palaſt und in der Baſilika ſchien das Verderben genaht. Das trockene Gebälk des alten Königshauſes — mehr als ein halb Jahrtauſend, ſeit den Tagen von Witichis und Mataſwintha, hatte es nicht mehr Waffenlärm gehört — fing ſofort Feuer unter den maſſenhaft darauf geworfenen Fackeln. Der Qualm des Brandes drohte die Verteidiger, hinter dem feſten Eichentor in der Halle zuſammengedrängt, zu erſticken: der Rauch zwang ſie, ſich in raſcher Folge abzulöſen: durch die wenigen Fenſter hinaus ſchoſſen ſie Pfeile und Wurfſpeere: aber die meiſten der Angreifer ſtanden ſchon im toten Winkel dieſer Geſchoſſe. Und die alten Loggien oben, aus der Zeit Theoderichs, von denen aus man die Stufen vor dem Tor hätte beſtreichen mögen, waren längſt zugemauert. So ſchien es nur eine Frage kurzer Zeit, bis daß die allerdings ſehr ſtarken Tore dem wütenden Anſturm weichen und die tauſend Angreifer einlaſſen würden.

Den König, von den Sturmglocken wachgerufen, hatte Ernſt wecken wollen: er fand ihn ſchon wach: nur den Mantel hatte jener übergeworfen, wie er aus dem Bette ſprang, und das Schwert aus der Scheide geriſſen: Helm, Brünne, Schild zu faſſen blieb ihm nicht Zeit: er war neben Ernſt der vorderſte an dem Tore, das unter den Axthieben der Angreifer ſtöhnte.

„Laßt das Späneſplittern, ihr Zwerglein," gellte die Stimme des rieſigen Anführers — Bulluccio il Toro hieß

er — „laßt mich heran!“ Und auf die oberſte Stufe ſpringend, ſchmetterte er aus aller Kraft das Schlachtbeil gegen das Schloß des Tores: krachend, klaffend ſprangen beide Flügel auseinander und unter dem wölfiſchen Siegesgeheul der Welſchen ſprang er den Seinen voran hinein in die Halle.

Der erſte, auf den er traf, war der helm- und ſchildloſe König, deſſen Schwert den Axthieb nicht hätte abwehren können: aber Ernſt fing den Streich mit ſeinem Schild: wohl ſchlug der den Erzſchild durch, drang in den Arm und warf durch ſeine Wucht den Beſchirmer aufs Knie: aber einſtweilen fand der König Zeit, dem Rieſen die Klinge in den Hals zu bohren: der ſchrie heiſer auf und fiel. Allein des Führers Fall entſcharte diesmal nicht, wie ſonſt wohl oft, die Welſchen: allzu erdrückend ſahen ſie ihre mehr als zehnfache Übermacht, zu verzweifelt die Lage der wenigen in der Halle eingekeilten Deutſchen. Mit gellendem Rachegeſchrei drängten ſie vorwärts, ſchon durch den bloßen Anprall die wenigen zu erdrücken. Fuß um Fuß wichen die Deutſchen zurück: mit bitterem Schmerz ſah da der König ſeine Trauteſten ſtürzen: den jugendlichen Mundſchenk Goswin von Roßfeld mit durchhauenem Helm, den tapfern Truchſeß Gerbold vom Stein mit einem Dolchſtich unter dem unterlaufenen Schwertarm, den liedfrohen Giſilbrecht von Saarburg, einen Pfeil in der Kehle. Näher und näher drang der Anſturm des Verderbens.

„Den Heiligen Dank, Sohn Ernſt, daß deine Mutter nicht hier!“ — „Aber das Reich iſt hier! Was wird aus ihm, wenn Ihr . . . .? Horch! Was iſt das?“

Von der Straße her durch die offene Tür drang ganz andres Geſchrei als der Siegeslärm der Welſchen: Angſtgeſchrei, der Lärm der Flucht: die eben noch ſo hitzigen

Angreifer ſahen um, nach der Straße hinaus: einen Augenblick wirbelten ſie noch durcheinander — dann ergoſſen ſie ſich, von wildem Entſetzen gejagt, hinaus aus der Halle, die Stufen herunter, und links und rechts die Straße hinab. In dem Tor des Palaſtes aber ſtand, das Reichspanier in der Fauſt, Werner: kaum kenntlich vor Ruß und ſchwarzem Rauchqualm, den Helm zerſchroten auf dem blutigen ſchwarzen Gelock: ſchwer ſtützte er ſich auf das arg zerſchartete Schwert: „Raſch," ſchrie er mit heiſerer Stimme, „raſch, Herr König, heraus aus dieſer Mauſefalle. Hier ſind wir doch alle zuletzt verloren."

„Werner von Kiburg: Ihr? Wo kommt Ihr her?" — „Ei, nicht vom Himmel. Ich ſchlug die Mordbuben ab, die mich überfielen, den längſten Lümmel tot und — wohl wußte ich, ſah ich Euch hier ſchwer bedrängt! — aber nicht Euch zog ich zunächſt zur Hilfe — weiß ich doch," lachte er, „mehr gilt das Reich als der König." — „Da ſprecht Ihr wahr!" — „So ließ ich Euch — und Ernſt! — in Not! Ich hätt' Euch doch nicht retten, nur mit Euch ſterben können. Nein! — Sowie ich frei war, eilte ich mit den Meinen an das Tor Sankt Peters, — blutig war der Weg, die Hälfte meiner Schwaben liegt darauf! vertrieb die Welſchen, die es beſetzt hielten, riß es auf und ließ herein — unſer Heer, das vergeblich daran gepocht hatte. Hörſt du ſie? Da kommen ſie. Hörſt du ihre Hörner! Sieh, unſere Schwaben, — wie allzeit! — voran, dann die Bayern. Und, geführt von Mangold, dieſe — verfluchten — Franken. Ich mag ſie nicht! Aber fechten können ſie! Gebt mir Wein! Ich kann nicht mehr. Ernſt, da nimm den Reichsfetzen. Viele Pfeile fuhren durch. Ich ſchützt' ihn nicht für das Reich — für meine Ehre. Wein — Wein." Und raſſelnd in ſeinen Waffen fiel er nieder auf das blutüberſtrömte Antlitz.

VI.

Ein furchtbares Strafgericht vollſtreckte in den letzten Stunden der Nacht das ſiegreich eingedrungene deutſche Heer an den Ravennaten: wer in Waffen auf den Straßen getroffen ward, fand nicht Schonung· haufenweiſe wurden ſie in die Kanäle des Po getrieben, welche die Stadt, ähnlich wie heute die Lagunen in Venedig, durchzogen. Bei Sonnenaufgang gebot der König den Waffen der Seinen Einhalt: zwölf Herolde ritten drommetend durch die Straßen, Friede gebietend Aber zugleich luden ſie die ſämtlichen Senatoren und die Beamten der Stadt, dann die Patrizier und die Befehlshaber der Stadtwehr — ſo viele noch lebten — auf die vierte Stunde (um 10 Uhr) in den Palaſt.

Der Erzbiſchof hatte die Gnade des Königs für die Stadt nicht ohne Erfolg angerufen. der ſetzte ein Gericht aus Deutſchen und aus ravennatiſchen Geiſtlichen nieder, das die Anſtifter ermitteln und nur ſie beſtrafen ſollte: dieſe waren faſt alle im Kampfe gefallen. Die übrigen „Honoratiores“ der Stadt wurden begnadigt, nachdem ſie barfuß, in härenem Büßergewand, ein nacktes Schwert an einem Strick um den Hals, ſich vor dem Throne Konrads in der noch rauchenden Palaſthalle auf die Kniee geworfen hatten. Der reichen Stadt ward eine hohe Straffumme auferlegt: das war zeitüblich: aber ungewöhnlich war, daß das Geld vor allem unter die in dem Überfall Verwundeten, Verſtümmelten verteilt ward: einem ſchlichten Krieger war der rechte Fuß und ein Teil des Beines abgehauen worden. der König ſuchte ihn auf an ſeinem Lager und ließ ihm den blutigen Reiterſtiefel ganz mit raven-

natiſchen Denaren füllen. Das und Ähnliches gewann ihm gar viel Liebe im Heer.

Und das Strafgericht, das Ravenna getroffen, erſchreckte weithin über Italien die andern Städte und Kaſtelle, die bisher noch Widerſtand geleiſtet hatten: auch das trotzige Pavia öffnete die Tore und leiſtete die auferlegte Buße.

Der König aber verließ nach wenigen Tagen die blutgetränkte Stätte und zog mit dem Heere weiter auf Rom auf der alten vielgebrauchten Römerſtraße über Perusia. Erſt hier ward Aufenthalt von ein paar Tagen genommen, die Königin, die langſam aus Deutſchland dem Heere gefolgt war, neben dem Gemahl zur Kaiſerin gekrönt zu werden, zu erwarten ſowie Geſandte aus Venedig und aus Byzanz, deren baldiges Eintreffen vorgemeldet war.

Das Verhältnis des Königs zu ſeinem Stiefſohn war in dieſen Tagen nach der gemeinſamen Gefahr zu Ravenna ſo günſtig wie nie zuvor. Konrad wußte, er danke ihm das Leben. Und auch gegenüber Werner, wider den er gleichwohl immer noch die alte Abneigung trug — die herzlich erwidert ward — verkannte er nicht die Dankespflicht; er hatte ſeinen eignen Arzt an das Lager des Wunden geſchickt, der freilich der „Kopfnuß“ lachte und ſich gar raſch erholte: die goldne „Dankeskette“ wollte er zurückſchicken: das verhinderte Ernſt: da zerhackte er ſie eigenhändig und ſchenkte die Stücke den Witwen und Waiſen von Ravenna.

Am zweiten Tag in Perusia ward Ernſt am frühen Morgen ſchon in das Palatium zu dem König entboten, zu deſſen engerm Rat. Auf Fragen wußte der Sendling nur zu ſagen, es ſcheine ſich um gar wichtige Beſchlüſſe zu handeln. Die vertrauteſten, angeſehenſten Männer ſeien geladen. Erfreut ſprach jener beim Abſchied zu

Werner: „Du ſiehſt, du tuſt ihm Unrecht mit deinem immer wachen Mißtrauen. Er ehrt mich hoch, mich, den Jüngling, beruft er mit ſeinen Weiſeſten, Erprobteſten.“ — „Pah,“ meinte Werner. „Er hat alle Urſach, dir zu danken. Laß dich nur nicht berücken durch glatte Worte. Darin iſt er Meiſter. Im Zweifel ſage Nein zu allem, was er wünſcht und vorſchlägt: ſo wirſt du am beſten fahren.“

Es war ſchon Abend als der Herzog in das gemeinſchaftliche Quartier — einem alten Turm am umbriſchen Tor — zurückkehrte. Er war hoch erregt: ſeine Wangen glühten, ſeine Augen blitzten. Geiſtig mehr als leiblich erſchöpft, warf er ſich auf einen Stuhl, er fand nicht gleich Worte. Werner ſchob ihm einen Becher Weines hin. „Da! Trink und erhol' dich, Menſch! Was hat er dir angetan? Was haſt du erlebt?“ — Ernſt wies den Becher mit der Hand zurück: „Das Größte, was mir je widerfuhr — gewaltige Dinge! Es iſt doch was Hohes um Reich und Staat, wie dieſer Mann ſie denkt. Bei Gott, er iſt ein geborner König!“ — „Ei, ſo ſtark hat er dich diesmal berückt, der ſchlaue Franke?“ — „Schilt ihn nicht! Dir fehlt das Maß für ſeine Gedanken.“ — „Das wäre! Ich laß mich nur nicht leicht blenden. Erzähle. Wie war's! Wen trafſt du bei ihm?“

„Niemand. Er empfing mich allein. Und gütevoll hob er an: ‚Ernſt, den ich ſo gern Sohn nennen möchte, wenn du es nur ließeſt: — heute, in dieſer Stunde, will ich dich ehren durch mein höchſtes Vertrauen. Kleinere Dinge hab' ich mit den anderen beraten: — das Größte ſage ich nur dir. Dir mitteilen will ich die wichtigſten Gedanken, die tiefſten und geheimſten Pläne über das Reich und ſeine Zukunft, über ſeine Gefahren. Teile meine Sorgen, erfahre meine Vorhaben,

prüfe ſie und, billigſt du ſie, hilf mir wacker ſie vollführen: — du, der jüngſte zwar unter den Fürſten, aber mir doch der nächſte: — du ſollteſt das wenigſtens ſein! Allzuviel bisher haben dich — für einen der Größten im Reiche! — immer nur eigne Begehren erfüllt. Hörſt du das? Lerne größer denken: — denk' an das Ganze, dem wir alle zu dienen haben'." — „Kann er leicht ſagen: Er — der über dies Ganze herrſcht. Schrankenlos herrſchen möchte! Aber das ſoll er nie!"

„Du wirſt gleich hören, daß er mir — mir! — dieſe Herrſchaft über das Reich ſichern will." — „Wie? Das wäre! Aber ich glaub's nicht!" — „Du ſollſt es nicht glauben, mit Händen ſollſt du's greifen: ‚Vernimm,' begann er, ‚einen Plan, der mir wie kein andrer Gedanke die Seele bewegt und am Herzen liegt: — du biſt der erſte, dem ich ihn vertraue — (ſchweige daher auch du, Freund: die Sache liegt noch im weiten Felde). — Du mußt einſehen wie alle Verſtändigen: das unſelige Wahlkönigtum iſt der ſchwerſte Schade, die furchtbarſte Gefahr für das Reich. Faſt jedesmal nach dem Tod eines Herrſchers drohte bei ſtreitiger Wahl der Kampf um die Krone: ſo zuletzt — du weißt es gut! — noch bei meiner Wahl. Wohlan denn: hilf mir dem ein Ende bereiten: machen wir die Krone erblich in unſerem Hauſe'."

„Eia," rief Werner und ſprang von ſeinem Sitz auf: „ich wünſche Glück, künftiger Herr König von Germanien, Lombardien und Burgund und römiſcher Kaiſer. Das iſt wirklich — und zum erſtenmal! — was Gutes, das er für dich tut, wenn es ſein Ernſt iſt." — „Ich kann nicht zweifeln. Denn er fuhr fort: ‚Zu des Reiches und zu deinem Vorteil. Hilf mir alſo, den Reichstag dafür gewinnen: — das heißt, die kleinen Vaſallen, die Aftervaſallen der Krone, die unmittelbaren Lehnsträger der großen

Herzoge. Denn dieſe ſelbſt — außer dir alſo den Bayern, den Kärntner, die Lothringer, den Wormſer, den Thüring, den Sachſen dafür zu gewinnen — unmöglich ſcheint es: ſind es doch gerade dieſe, welche an der Wahl feſthalten, weil jeder ſelbſt auf die Krone hofft. Wir müſſen alſo die Kleinen auf dem Reichstag für uns gewinnen'." — „Hm," meinte der Freund bedächtig. „Siehſt du wieder den Schlaukopf? Aber das muß erſt überlegt werden, eh du ja ſagſt. Es ſcheint mir eine auch für dich gefährliche Seite zu haben. Denn wodurch will er ſie gewinnen?" — „Das hat er — trotz meiner wiederholten Fragen — noch für ſich behalten." — „Hei, merkſt du was? Er traut dir doch nicht ganz. Immerhin ‚erblich in unſrem Hauſe, in unſrem?': ſo hat er geſagt? Gewiß ſo?" — „Nicht anders." — „Nun, dann werden ſich unſre alten Träume für dich erfüllen: denn er hat nicht einen männlichen Verwandten. Nochmals: Heil dir und deinen drei künftigen Kronen."

„Höre nur weiter. ‚Ich will,' ſprach er, — ‚ich muß — dich fortab tiefer in die Geſchäfte des Reichs, in das Getriebe der Staatskunſt eindringen laſſen. Ich habe einen ehrenreichen, aber ſchwierigen — und gerade deshalb ehrenreichen — Auftrag für dich. Geſtern hab' ich Geſandte des Kaiſers zu Byzanz, der Venetianer, auch der Ungarn empfangen, je getrennt — geheim — ihre Briefe entgegengenommen: da drüben im Südoſten gärt es: da braut etwas: gegen uns? Das gilt es, erkunden und iſt es, wie ich fürchte, verhüten, niederſchlagen mit raſcher Gewalt. Und dich, Ernſt, dich hab' ich auserſehn zu dieſem hochwichtigen Amt: du ſollſt mir an der Spitze einer glänzenden Geſandtſchaft an den Kaiſerhof nach Byzanz'." — „Hei, all unſre alten Wünſche und Träume werden wahr. Byzanz, der Orient, die Welt der Aben-

teuer! Freut euch, meine Augen!“ — „‚Hoch ehrt mich dein ſchönes Vertrauen. König Konrad‘, rief ich gerührt und ergriff ſeine Hand. Er drückte ſie feſt und ſprach ‚Ja, ich vertraue dir ganz. Gelobe mir, bei dieſem Auftrag und in allen Stücken fortab, meinem Gebot unbedingt und ungeſäumt zu gehorchen — um des Reiches willen —. Wirſt du?‘ — ‚Ich ſchwör’ es,‘ rief ich, ‚bei dem Seelenheil meines Vaters.‘ — ‚Gut. Ich danke dir. Aber,‘ fuhr er geradezu väterlich beſorgt fort, ‚ſei vorſichtig, mein lieber Sohn. Die Leute dort in Byzanz — die Griechen oder Romäer, wie ſie ſich gern nennen — gelten als die Schlaueſten, Verſchlagenſten, Falſcheſten aller Menſchen: ich höre, daß ſie gleichzeitig wie mit uns insgeheim mit Venedig, Ungarn, Polen in Verhandlungen ſtehen, um etwa mit dieſen im Bunde über uns herzufallen, unſere Küſten in Venetien mit ihren Schiffen heimzuſuchen. Du ſiehſt, wie ganz ich dir, deiner Klugheit, deinem Eifer vertraue: du haſt es, hoff’ ich, nun gelernt: das Höchſte iſt das Reich, nicht jeder Fürſt und jeder Stamm ſich ſelbſt. Kehrſt du zurück nach glücklichem Gelingen, ſoll dir der Dank des Königs und auch der Mutter nicht entgehn. Morgen trifft ſie ein. Nimm guten Abſchied von ihr: lange, gar zu lange ſchon — ſeit ſie mein ward! — haſt du dich ihrem Herzen fern gehalten: — du haſt ſie gemieden: — empfange ſie morgen am Tore und ſprich mit ihr, ſprich gut mit ihr‘.“

„Wie gerne will ich das.“

Am andern Tag geleitete Ernſt die Königin vom Tore weg in die Frauengemächer des Palatiums. Dort entließ ſie ſofort ihre Frauen und zog den Sohn zärtlich an die Bruſt. Er ließ es geſchehen: faſt gegen ſeinen Willen

rührte ihn ſolche Wärme. Tränen traten ihr in die Augen, als ſie über ſeine Wange ſtrich. „Tränen, Mutter? Warum?“ — „Freudentränen ſind's. Freude füllt mein Herz. Der König ſchrieb mir, wie ſo voll zufrieden er mit dir ſei, wie ihr euch — endlich! — gefunden habt. Er meint es gut mit dir, glaube mir. Er will dein Glück. Verſprich mir, daß du nunmehr deine Freundſchaft ihm, deine Liebe mir wahren wirſt — was . . . was immer auch die Zukunft bringen möge.“ — „Die Zukunft? Bringen? Was meinſt du, Mutter?“ — „Nichts! Noch nichts! Leb wohl, mein Sohn. Geh! Schicke mir raſch meine Frauen aus dem Vorſaal.“

Als dieſe eintraten, ſank ihnen die ſchöne Frau bleich, halb ohnmächtig in die Arme.

Viertes Buch.

I.

Sonder Hemmnis und Schädigung gelangte das „Botenſchiff“ mit der ſtattlichen Schar von deutſchen Rittern und Geiſtlichen auf dem nächſten damals üblichen Seewege von Italien aus — von Brindiſi über Athen — nach Byzanz.

Kaiſer Conſtantinus nahm ſie mit Glanz und Ehren auf und ſchien auch auf alle Wünſche und Vorſchläge des Königs bereitwillig einzugehen, ſo daß Ernſt voll befriedigt lobende Berichte nach Hauſe ſchrieb. Werner aber ſchüttelte den ſchwarzen Krauskopf: „ich trau' nicht ganz,“ meinte er, als die Freunde eines Abends allein bei den Bechern in dem marmorgetäfelten Trinkgemach des ihnen zur Wohnung angewieſenen prachtvollen „Xenodochion“ des Kaiſerpalaſtes ſaßen. „Es müßten nicht Byzantiner ſein, dächten ſie, wie ſie ſprechen. Nur von einer Art Menſchen hier glaub' ich, daß ſie uns wirklich recht aufrichtig gewogen ſind: das ſind die Mädchen. Wenn wir durch die Straßen reiten, — beim erſten Klappern der Hufe, beim fernen Klirren unſerer Waffen ſchon werden die dunkeln Köpflein in den weißen Schleiern ſichtbar an den Fenſtern — ſchmal, wie bei uns zu Hauſe Pfeilſcharten, nur zum Heraus-, nicht zum Hineinſchauen.

Und — wie billig! — fällt dir der Hauptanteil dieſer warmen Blicke zu. ‚Der ſchöne Barbar‘, ‚der Apoll des Abendlandes‘ heißt du.“ — „Schwätzer! Woher weißt du . . .?“ — „Nun,“ lachte Werner, „ein Teil an der Liebesbeute fällt auch wohl mir zu. Und ich gehe nicht wie du unbarmherzig kühl wie mit geſchloſſenen Augen an all dem heißen Weibervolk vorüber: — ich ſehe mir alle ſcharf an und, ſind ſie hübſch, bin ich nicht grauſam. Ich pirſche freilich nicht auf Kaiſertöchter: — unter deren Zofen blüht manch willig Kind. Und die haben mir beſtätigt, was ich längſt zu entdecken geglaubt: du haſt dir eine gewonnen — ohne es zu wollen, ja zu merken! — die iſt nicht nur das vornehmſte, auch das ſchönſte Mädchen in Byzanz.“

Ernſt errötete über und über: er ſprang auf von dem Sitz, ſo ungeſtüm, daß die Becher auf dem Zechtiſch klirrten. „Theodora!“ rief er. „Doch nicht ſie?“ — „Doch! Die Kaiſertochter ſelbſt. Sie hat ſich mir verraten: — das heißt nur durch meine Augen — meinen Ohren durch ihre Milchſchweſter Praxedis, die ihr Schlafgemach teilt und ihre geheimſten Dinge zuerſt in Traumreden, ſpäter auch in gar wachen Worten erfuhr.“

„Freund! Scherze nicht: Spiele nicht! Wie groß, wie heilig mir das — du ahnſt es nicht.“ — „Längſt ahnt’ ich es. Und nun weiß ich’s. Endlich, endlich — ich warte ſeit Jahren! — hat Frau Minne auch dies ſpröde Herz gewonnen. Wie freut mich das! Aber gut, daß ihr Vater, Herr Conſtantinus, der Baſileus, der Romäer, nicht vorhin, als du den Schenktiſch halb umwarfſt, zugegen war. Gar raſch würde er den ſchönen Barbaren in ſeine barbariſche Heimat zurückbefördern.“

„Und du meinſt, du behaupteſt im Ernſt, die Herrliche ſei mir . . .?“ — „Gut, gewogen und geneigt. Sie hat’s

oft genug geſeufzt." — „O dann, dann iſt alles gut, alles leicht. Dann tret' ich kühn vor den Baſileus hin und . . . ." — „Das laß bleiben, Freund. Nie gibt er dir ſein Kind." — „Warum nicht? Ich bin ein Fürſt des deutſchen Reichs." — „Eben deshalb! Ein Barbar. Und zwar nicht ein ganzer, aber ein halber Ketzer: Schismatiker ſchelten ſie uns: kennſt du den Hochmut dieſer Romäer nicht? Dieſer Strohkaiſer verachtet uns von Herzens Grund trotz ſeiner glatten Schmeichelworte. Sei auf der Hut, trotz oder gerade wegen ſeiner Freundlichkeiten. Und verrate beileibe nicht dies Geheimnis deines Herzens. Sonſt kriegſt du die ſchöne Schwarzlockige nie mehr zu ſehen."

„Ach ſelten genug erblühte mir dies Glück. Aber morgen, bei den Tierkämpfen, in der alten Arena, wird ſie nicht fehlen, an der Seite ihres Vaters auf den Kaiſerſitzen: — gerad ihr gegenüber liegen die Ehrenplätze der Gäſte: da kann ich mich lang an ihrem Anblick weiden." — „Nun, Freund, das iſt ein Genuß — für meinen Geſchmack! — gar zu ſehr von weitem! Laß Praxedis und mich nur dafür ſorgen, daß es nicht bei dieſer Anbetung — ſtumm und von fern — bleibt." — „Wage nicht zu Kühnes, Werner. Verletze nicht die Zarte, die Kaiſertochter." — „Bah, iſt ein Mädel wie ein andres auch, hat auch Blut, junges Blut in den Adern. Wird ihren Herzliebſten auch je näher je lieber haben. Laß uns nur machen. Wir bringen euch ſchon zuſammen." — „Aber raſch muß das ſein." — „So gefällſt du mir. Keine Liebe ſonder Ungeduld: Frau Minne mag nicht warten."

„Ich fürchte von Tag zu Tag, daß ſich unſre Verhandlungen, die Verabſchiedung unſrer Geſandtſchaft erledigen: wir ſind ja faſt mit allen Dingen fertig: — der

Basileus hat in alles gewilligt: er will uns dreißig Galeeren zu Hilfe schicken, greift uns der Doge von Venedig in Ravenna an. Wie soll ich den Abschied von ihr ertragen? Wende ich dem goldnen Haus den Rücken, seh' ich sie ja nie im Leben wieder!" — „Ausgenommen," lachte Werner, den Becher neu füllend und langsam schlürfend — „ausgenommen, sie wendet ihm auch den Rücken." — „Wie? Was meinst du?" — „Was ich sage! Sie geht mit dir!" — „Werner, wie ungeheuerlich!" — „Nun sie wäre nicht das erste Mädel, das den Vater verläßt, dem Manne zu folgen, nach Gott Vaters eignem Willen und Wort. Tu' Bescheid! Heil der Allsiegerin Frau Minne."

II.

Noch aus den Zeiten des ersten Constantin stammte die Arena im Südosten der ausgedehnten Stadt. Der mächtige Bau hatte gar wechselnde Tage gesehn: ein Flügel war schon seit Jahrhunderten zu einer Basilika umgebaut, ein anderer zur Reitschule für die kaiserlichen Prinzen verwandt worden. Allein der Mittelbau in seiner amphitheatralischen Gestaltung war seiner ursprünglichen Bestimmung erhalten geblieben, für die allein er taugte: nur daß an Stelle der verbotenen Gladiatoren wilde Tiere untereinander kämpften.

Heute waren die vierundzwanzig über der Arena und übereinander emporsteigenden Sitzreihen — aus thrakischem Marmor — dicht besetzt von den Männern und Frauen des zahlreichen Hofstaats, von den ersten Beamten und

den Anführern der ſtarken Beſatzung, ſowie von vielen Hunderten der vornehmſten Männer und Frauen der Stadt, die der Baſileus als ſeine Gäſte geladen hatte.

Die Strahlen der heißen Sommerſonne auszuſchließen, überſpannte ein ſeidener Baldachin, ſcharlachfarbig und ſilbergeſtreift, oben den ganzen kreisförmigen Raum: ein feiner, kaum fühlbarer Regen träufelte von Zeit zu Zeit daraus herab: Waſſer mit Wohlgerüchen aus dem fernen Indien. Die Steinſitze der vornehmſten Reihen waren mit Purpurteppichen belegt. Palmbäume in kunſtvollen Bronzekübeln und immergrüne Sträucher jeder Art ſtanden an den Aufgängen der Stufen.

Längſt waren die Sitzreihen gefüllt: da gaben Zimbel- und Pauken-Schläger ein Zeichen und es nahte in zahlreichen prunkvoll vergoldeten Sänften, von ſchwarzen Äthiopen und gelbbraunen Berbern getragen, der Baſileus, ſeine Tochter und ſeine beiden Neffen Theopompos und Theopompulos; dann folgten, zu Pferd, die deutſchen Ritter und, ebenfalls in Sänften getragen, die geiſtlichen Glieder ihrer Geſandtſchaft. Ceremonienmeiſter und Hofbeamte in goldſtarrenden Gewanden gar vielfach abgeſtuften Ranges nahmen die Eintreffenden in Empfang und geleiteten ſie unter vielfachen Verbeugungen an ihre Plätze.

„Gott und der heilige Werner — wenn es letzteren gibt: geholfen hat er mir noch nie!“ flüſterte der unheilige Werner — „vor allem aber du verzeih' mir's: dein Schwiegervater wider Willen kommt mir greulich vor. So aufgeputzt hat er ſich noch nie: wie eine Puppe von Rauſchgold und Pappe: — kann ſich gar nicht rühren. Und das Geſicht! Iſt ja ganz verkleiſtert von Schminke.“ — „Schau' doch ſie an! Wie reizend in ihrem duftig weißen Gewand! Und — wahrlich — dieſer Blick, dieſer Gruß galt mir. Sie lächelt. Wie ſie errötet.“ — „Ja,

aber ihre beiden Vettern, die Theopömpe, erbleichen vor Wut: auch sie haben den Gruß bemerkt. Die möchten dir gern ans Leben.“ — „Laß sie doch kommen!“ — „Ja, die kommen nicht von vorn. Was soll's?“ fragte er unwirsch einen Protospatharius, der sich vor ihm bis zur Erde verneigte und ihm zu folgen winkte, während ein anderer den Herzog mit sich hinwegführte. „Ach so, ich darf nicht neben den Fürsten, muß ferner sitzen in diesem Reich der ordentlichsten Ordnung.“ — „Ja, Euer Großmächtigkeit sitzt in der zweiten Reihe von unten,“ erklärte der Höfling: „die kaiserlichen, senatorischen und fürstlichen Herrlichkeiten in der ersten Reihe, dem Podium.“

Während Werner und Ernst ihren Führern folgten, flüsterten die beiden Prinzen einander zu: „Hat der Basileus eingewilligt?“ — „Still! Kein Mensch darf ahnen, daß er . . . . es muß ein Versehen bleiben vor dem König der Barbaren.“ — „Nun wollen wir sehn, wie es steht mit dem Mut dieser Eisenfresser. Ich freue mich auf seinen Schreck.“ — „Ich mehr auf sein Blut. Theodora, die Betörte, soll es fließen sehn.“ — „Also sollen die Wachen ihn nicht schützen?“ — „Zu spät kommen sollen sie. Wie sein Geleiter ihn ‚aus Versehen‘ falsch führt. Komm rasch neben den Oheim.“

Nachdem nun auch die Kaiserplätze besetzt waren, zeigte sich hier nur noch ein Platz leer: da schob der Ceremonienmeister unten in der Arena eine schmale, in die Seitenwände eingelassene Pforte öffnend und nach eilfertigem Verschwinden sogleich schließend, den deutschen Herzog herein auf den sandbestreuten Boden der Arena. Erstaunt sah der sich um. Gleichzeitig winkte der Basileus oben mit einem seidnen Tuch: ein Trompetenstoß — das Gitter eines der Käfige, der „carceres“, der Kampftiere — ging in die Höhe und ein riesiger Löwe setzte im gewaltigen

Bogensprung aus der Öffnung mitten in die Arena gerade gegenüber dem Herzog.

Ein mächtiges Gebrüll erhob das Untier, wie es ringsum die zahllosen Menschen ersah, aber durch das Gebrüll hindurch schrillte der Angstschrei einer Mädchenstimme: Ernst vernahm und erkannte sie. Doch ihm blieb nicht Zeit zur Freude darüber· der Löwe hatte den einzigen Feind, der ihm erreichbar gegenüberstand, scharf erkannt: die Zuschauer da oben nicht mehr beachtend, faßte er nur den ins Auge, der, das zum Stoß gezückte Schwert in der Hand, ihm allein gegenüberstand: die große Katze duckte zum Sprung, die Flanken mit dem Schweife peitschend: die gelben Augen blinzelten zuerst ein wenig unter dem steten Blick des Menschenauges: aber nun hob er sich langsam zu dem totbringenden, durch die bloße Wucht des Ansprungs überwältigenden Satz: da sauste ihm gegenüber ein Schatte durch die Luft und neben Ernst stand, in gewaltigem Schwung über zwei Sitzreihen wie herabgeflogen, Werner, den langen Mantel in der Linken, das nackte Schwert in der Rechten.

Der Löwe fuhr zusammen, erschreckt durch den Lärm des plötzlichen Aufsprungs: er hemmte den Sprung, wandte das Haupt, den Rachen weit aufreißend, gegen den neuen Feind. Der warf ihm den Mantel über den Kopf: „Jetzt rasch, Ernst!“ schrie er. Und der sprang hinzu und, bevor das Tier die Hülle abgestreift hatte, bohrte er ihm mit sicherem Stoß das Schwert durch den offenen Rachen und zwischen den Augen heraus: die gute Klinge brach zerknirscht in dem furchtbaren Gebiß: aber das Untier stöhnte auf, — das war kein Brüllen mehr — brach zusammen, reckte sich und verendete.

Wilder Schreck, Entsetzen entleerte die vollen Sitze: der Basileus, die Prinzen flohen: Ernst sah die Geliebte

ſinken: ihre Frauen trugen ſie hinaus. Werner aber hob die gepanzerte Rechte gegen die Flüchtenden und rief: „Das war Griechen- und war deutſche Treue.“

III.

Kaum waren die Deutſchen in ihrem Gaſtquartier angelangt, als Abgeſandte des Baſileus erſchienen, die deſſen tiefes Bedauern des Verſehens ausſprachen: der nachläſſige Palaſtbeamte ſei bereits mit Verbannung — nach Aſien — beſtraft: reiche Geſchenke ſollten. . . . Ernſt wies ſie zurück und behielt ſeinem König die Forderung von Genugtuung vor.

Am Abend des gleichen Tages kam Werner eilfertig und erhitzt aus der Stadt zurück, wohin er bald nach der Heimkehr um Mittag verſchwunden war und freudig rief er dem Freunde zu: „Glück haſt du, Ernſt. Das muß man ſagen. Der dir beſtimmte Löwe frißt dich nicht und führt deine Wünſche raſch zum Ziel. Die ſchöne Kaiſertochter hat der Anblick deiner Todesgefahr über alle Bedenken und Schranken fortgetragen: ſie weiß erſt jetzt ganz, — ganz genau! — wie ſie dich liebt. Was die Mordpläne der Ihrigen an dir verſchuldet, — ſie will es dir gut machen tauſendfach. Praxedis hatte von Theodoras und deiner Liebe heute ſoviel zu reden, daß für ihre und meine faſt zu wenig übrig blieb. Kurz, die Schöne erwartet dich, ſobald der Mond über der Hagia Sophia ſteht, im Platanenrund des Frauengartens: eine Gondel holt dich von hier — eine Strickleiter hängt dort bereit an der Mauerecke.“

Märchenhaft ſchön iſt die Mondnacht des frühen Sommers an des Bosporus leis anrauſchenden Wogen. Geräuſchlos glitt das ſchmale Schifflein von Oſt nach Weſt, von den „Orient-Türmen“ des Palaſtes auf die hoch ragenden Mauern der Kaiſergärten im Weſten zu: dunkel ſchwarze Schatten warfen die uralten Bäume, Cypreſſen, Steineichen und Platanen, über die Zinnen herüber auf die mondbeglänzte Flut: befliſſen ſuchte dieſe ſchützenden Schatten das raſche Ruderboot. Nun war die Mauerecke erreicht: auf der vor dem Mondlicht geborgenen Seite ſtieß der Kiel leiſe knirſchend auf den Sand: der Ferge, ein Eunuch des Frauenpalaſtes, wies wortlos auf die überbuſchte Mauerzinne: Ernſt ſprang auf den hohen Schiffſchnabel und erhaſchte von da die ſchwanke Strickleiter, die von oben faſt bis an den Kahn reichte. Behend hob er ſich daran von Stufe zu Stufe: nun war er oben, nun konnte er beide Füße auf die breite Wallkrone ſetzen.

Der weite, parkähnliche Garten, reich an Baumrieſen, lag faſt ganz in dem Schatten der breit ausladenden Zweige: üppigen, faſt betäubenden Duft hauchten die Tauſende von Nachtviolen und andern nur nach Sonnenuntergang ſich öffnenden Blumenkelche auf den Beeten ringsum in die weiche, warme Luft: tiefes Schweigen waltete hier: nur das leiſe Rinnen einer fernen Quelle war vernehmbar. Lauſchend, ſpähend beugte ſich der Jüngling herab. Faſt erſchrak er, als plötzlich dicht unter ihm eine Nachtigall ihr heißes, langgezogenes Lied anhob: alsbald antworteten eine zweite, wetteifernd eine dritte, vierte: der ganze Hain ſchien erfüllt von dieſen Liebe atmenden Tönen.

Da warf der höher ſteigende Mond einen langen Lichtſtreifen durch die Platanenwipfel auf den ſchmalen Eingang einer Felſengrotte gerade ihm gegenüber: er ſah eine dunkle

Geſtalt ſich dort regen: ſofort ſprang er herab: unhörbar eilte er über den hohen weichen Raſen auf die Grotte zu: die Geſtalt wich zaghaft zurück, aber ſchon hatte er ſie erreicht, ſchon mit beiden Armen umſchloſſen.

„Herzog Ernſt,“ hauchte ſie, erſchauernd. Dann aber warf ſie ſich plötzlich an ſeine Bruſt, mit beiden Armen ſeinen Nacken umſchlingend: „Geliebter, heiß geliebter Mann! O weil du nur lebſt! Nun iſt alles gut, was auch werden mag.“

Er ſchlug ihren dunklen Schleier zurück, und bedeckte ihre Stirn, ihre Augen, ihre Lippen mit den heißen Küſſen unentweihter Jugend. — — „Halt ein! Halt ein!“ — „O, Geliebte, laß uns das Glück des Augenblickes ſchlürfen, für mich ein Wunder des Himmels. Wie konnt' ich träumen . . .!“

Sie küßte ihn auf den Mund: „Du träumſt nicht, du lebſt ſie, dieſe Stunde. Sieh, ich liebte dich, ſeit ich dich zuerſt erſchaute. Die Männer um mich her — die Kaiſertochter wäre begehrt und viel umworben, auch wenn ſie häßlich wäre — und das bin ich doch nicht? Bitte, ſag's, daß ich ſchön bin: — Alle haben's und nur du haſt's mir noch nicht geſagt.“ — „Zauberſchön!“ — „Danke! Nur für dich will ich ſchön ſein. — Aber Ekel flößten ſie mir ein, all dieſe Prinzen, Fürſten und Archonten in ihren lang nachſchleppenden Gewanden — wie eure Frauen, hör' ich, ſie tragen —. O dieſe ſchlaffen Geſichter, dieſe markloſen Puppen, wie meine beiden Vettern! Da trateſt du in den Kaiſerpalaſt, in Eiſen bis ans Kinn, ohne Schmuck als deine Waffen und deine ſchlichte Kraft, — und zu verſchweben vor dir ſchienen alle wie Schatten: wie kommt das?“ — „Weiß nicht, lieb Kind. Bin halt ein Schwab'.“ — „Ein Schwab'? Was iſt das?“ — „Ein Schwab'? Nun, das iſt einer, der ſich nicht fürchtet.“ — „Das ſah

ich! Auch nicht vor dem Löwen! Und das war doch furchtbar! Sieh, das hat mich vollends zu dir hingezwungen, du Herrlicher! Dein will ich sein. Dein bin ich und keines andern werd' ich."

Und mit weit geöffneten Armen warf sie sich wieder an seine Brust. — Und die Blumen dufteten stärker, der Quell rieselte lauter, die Nachtigallen schlugen heißer: so schien es den Glücklichen beiden —: sie schwiegen.

IV.

Mitternacht war vorüber als Ernst zurückkehrte: „Du strahlst, du leuchtest vor Glück," rief Werner ihm entgegen.

„Ja, Freund! Ich bin der Seligste der Menschen! Sie liebt mich, die Herrliche. Wie liebt sie mich! So, daß sie wirklich, — sie, die Kaisertochter! — mit mir fliehen will: denn ihres Vaters Einwilligung sei ganz undenkbar. Heute noch mußte sie mich sprechen und alles genau bereden: denn morgen — nein, es ist schon heute! — wird sie zu den zehntägigen Gebetübungen in das Kloster der heiligen Helena drüben in Asien abgeholt. Aber am elften Tage kehrt sie zurück und in der Nacht darauf — schon ist alles auf das genaueste beredet — fliehen wir: — du und Praxedis allein begleiten uns — auf Theodoras raschem Segelboot. O Freund, wie bin ich selig!" Und er umarmte ihn. „Dir dank' ich das Leben und — viel mehr: — diese Stunden und die Hoffnung höchsten Glücks für das ganze Leben!"

Am zweiten Tage darauf brachte ihm ein Eilschiff aus Rom einen Boten des Königs mit einem Brief in Geheimschrift: der war gar kurz: er lautete: wie er Werner vorlas: „Ich befehle, daß du angesichts dieser Zeilen sofort ohne den mindesten Aufschub — hörst du? — augenblicklich Byzanz verlässest und nach Hause eilst. Das Wohl des Reichs verlangt's. Jede Stunde Säumnis ist Verderben."

Ernst schrie auf, ließ die Charta fallen und sank um. Werner richtete ihn empor: „Nun," rief er, ihn rüttelnd, „und darüber stürzest du, wie ein pfeilgetroffener Adler? Was ist's denn weiter? Es wird nicht so eilen. Das Reich kann warten. Warten, bis Theodora zurück ist: — dann bringen wir auch sie dem Reiche mit. Das ganze Reich ist nicht so viel wert wie das Glück zweier junger Herzen! Darauf hin wirst du doch nicht die Schöne verlassen, aufgeben fürs Leben? Du bleibst eben doch und trotzest dem Befehl." — „Nein. Ich muß gehorchen: — ich hab's geschworen. Ich gehe! Fahr wohl, Liebe und Lebensglück! Fahr wohl, Theodora!"

Unerschütterbar hielt der Herzog fest an dem Beschluß, zu gehorchen: aber von Stund an war der Frohmut aus seinem Leben, war der freudige Glanz aus seinen Augen gewichen: der treue Werner gab es bald auf, ihn trösten, ihn erheitern zu wollen. Es gab keine Möglichkeit, der in der Ferne Verschwundenen zu erklären, weshalb der Leben entscheidende Plan nicht ausgeführt werden konnte. Wohl hatte Werner dem Eunuchen ein Brieflein an Praxedis zugesteckt, das lautete: „Wir müssen zurück: die Ehre gebeut: doch kehren wir wieder, sobald wir können: wir nehmen nicht Abschied." Aber die Freunde erkannten, wie unsicher und wie wenig das war für die Frauen, die, zurückgekehrt,

ſich verlaſſen finden, für aufgegeben halten mußten. Das Freundespaar war noch an jenem Tag auf dem römiſchen Eilſchiff abgeſegelt: die übrigen Geſandten ſollten erſt nach Abwicklung der letzten Geſchäfte nachkommen.

Stundenlang ſaß der Jüngling nun während der ganzen Fahrt auf dem Deck, und ſtarrte ſchweigend in die blauen Wogen, nur manchmal leis aufſeufzend: „Theodora!“

Endlich in Brindiſi angelangt, verfiel er in ein heftiges Fieber, das den ungeduldig zu dem König — vielmehr nun dem Kaiſer — nach Deutſchland Eilenden auf das Lager warf. So ſandte er Werner voraus, dem Herrſcher ſeine Ankunft in Italien zu melden: ſobald er reiſen könne, werde er über die Alpen zu Konrad eilen, der, wie verlautete, in den ſächſiſchen Pfalzen weile und dort ein Heer — wieder einmal zur Abwehr ſlaviſcher Raubhorden — ſammle.

Erſt nach einigen Wochen vermochte der Herzog zu Pferd zu ſteigen: ſo raſch er konnte, haſtete er nun, von wenigen Reiſigen begleitet, durch die Halbinſel gerade aus von Süd nach Nord.

Schon hatte er die Veroneſer Klauſe erreicht: düſter war's in der Enge: Gewitterwolken hingen ſchwül herein: laut, Atem hemmend, brauſte in ihrem Felſenbett die Etſch; in finſtren Schmerz verloren ritt Ernſt den ſteilen, ſchmalen Pfad bergan: da hörte er raſenden Hufſchlag ſich entgegeneilen: bald kam der Reiter in Sicht: Werner war's: er rief von dem ſchäumenden Renner herab: „Halt, halt, Ernſt! Nicht weiter! Auf dem Brenner wirſt du gefangen!“ — „Von wem?“ — „Vom Kaiſer.“ — „Vom Kaiſer? Warum?“ — „Weil wohl auch er einſieht, das kannſt du nicht ertragen.“ — „Was?“ — „Du weißt noch nichts? Deine Mutter hat einen Knaben geboren: Heinrich iſt er

getauft. Den hat der Herr Kaiſer in der Wiege zu ſeinem Nachfolger im Reiche wählen laſſen . . .“ — „Ah! Das iſt . . . —“ — „Und zum König von Burgund. Jetzt Ernſt, biſt du kein Feigling, jetzt das Schwert heraus! Ich kann nicht mehr! Ich mußte dich — warnen, retten. Wende das Roß und flieh nach Haus, nach Schwaben!“

Fünftes Buch.

I.

Den Brennerpaß meidend — er war in der Tat in dem alten Kastell bei Gossensaß durch Reisige des Kaisers besetzt — bogen die Freunde von Bozen nach Nordwesten, nach Meran, aus und eilten von da über die Finstermünz und den Arlberg nach Schwaben.

Erst in Ulm, der festen Burg, machten sie dauernd Halt und auch erst hier traf sie ein Schreiben des Kaisers, das den Herzog schon in Italien — vergeblich — gesucht hatte. Es lautete: „Mein lieber Sohn!“ — laut auf lachte bei der Anrede Werner — „er meint wohl klein Heinzel in der Wiege!“ — „Du mußtest sofort Byzanz verlassen, da der falsche Basileus, während er mit dir den Freundschafts- und Bündnis-Vertrag gegen Venedig beriet, mit dem Dogen Leo Orseolo einen Überfall auf unsere venetianischen Seeplätze rüstete: er wollte dich dann als Gefangenen, als Geisel behalten. Dazu kamen wichtigste Änderungen daheim. Nachdem meine Gattin, die Kaiserin, mir einen Erben geboren — ich hatte davon keine Ahnung damals in Perusia! — verstand sich von selbst, daß nunmehr er der Träger ‚unseres‘ — meines! — Hauses geworden ist und daß ich daher ihm, nach dem dir dortselbst mitgeteilten Plan, die Nachfolge im Reich

zu ſichern trachten mußte. Nach vielen Mühen gelang es, den Reichstag dafür zu gewinnen. Gleichzeitig brachte ich König Rudolf dazu, das Kind Heinrich in Güte als ſeinen Nachfolger in Burgund anzuerkennen, während er erklärte, dich mit äußerſter Kriegskraft von ſeinem Erbe fernhalten zu wollen: — wohl, weil du ihm damals den Bund gebrochen. Unmöglich kannſt du verlangen, daß ich das Reich in einen ſchweren Krieg ſtürze, nur um Burgund dir zuzuwenden, während ich das Land ohne Kampf meinem Hauſe und — da dies nun dauernd herrſchen wird — dem Reiche ſelbſt für immer erwerben kann. Zwei große Herzogtümer werde ich nie mehr in eine Hand legen. Ich erwarte und verlange von dem Sohn des treuſten Fürſten des Reichs, daß er das einſehen wird, wie es der Vater ſicher getan hätte. Vertrauensvoll hab' ich dir die Muntſchaft über deinen kleinen Bruder und die Regentſchaft im Reich zugedacht, falls ich ſterbe, bevor er ſchwertreif."

„Hei," höhnte Werner, „du darfſt klein Heinzels Kindsmagd ſein, ihn wiegen und päppeln . . ."

„Dieſe wichtigen Dinge müſſen wir — ganz vertraut — mündlich verhandeln. Deshalb hatte ich auf allen Alpenpäſſen aus Italien Auftrag gegeben, dich anzuhalten und mir zuzuführen. Gleichwohl entgingſt du den Wächtern."

„Die Finſtermünz hat man dabei vergeſſen," lachte Werner. „Er liebt dich ſo, — hat er dich, läßt er dich nicht mehr los!"

„Ich ſende daher das Schreiben nach Schwaben, wohin du dich gewendet haben ſollſt, und mahne dich, ſobald du es erhalten, ſofort zu mir nach Ingelheim zu eilen, wohin ich den neuen Reichstag berufen habe, ein höchſt wichtiges neues Geſetz zu beſchließen: ich ſprach dir davon,

ohne den Plan damals aufzudecken, zu Perusia. Ich erwarte deinen raschen Gehorsam."

„Da soll er lange warten," schrie Werner, riß ihm das Pergament aus der Hand, warf es zu Boden und trat darauf.

Schmerzlich rief Ernst: „und meine Mutter! Sie hat all' das gegen mich geduldet, vielleicht selbst gewollt, herbeigeführt!"

„Gewiß! Wie sagt ein altes Wahrwort? ‚Geht die Henne zum neuen Hahn, vergißt sie der alten Jungen'. Aber wahrlich: — jetzt ist's genug der Schande, des Hohns! Ja, des Hohns! Denn Hohn ist's, daß er die Königs- und die Kaiser-Krone jenem Windelspatzen zuwendet und auch die Krone von Burgund, die dir gebührt. Welch Erbrecht hat der Säugling, das du nicht seit Jahren hast? Und weil du damals Burgund im Stich ließest, um des Wahngebildes vom Reiche willen, deshalb — zur Belohnung! — sollst du Burgund nicht haben? Laß — einstweilen! — die Nachfolge im Reich beiseite: das ist ein arg verworren Gewirr und keiner von den Fürsten gönnt's dem andern, auch dir nicht. Aber Burgund nimm als dein gutes Recht in Anspruch, dafür rufe deine Schwaben, die kleinen Vasallen auf: sind's noch die alten, werden sie ihrem Schwaben-Herzog helfen wider den falschen Franken, wie sie dir früher helfen wollten. Und hast du gesiegt im Kampf um Burgund, liegt Herr Konrad zu Boden, dann hast du auch die deutsche Königs- und die römische Kaiser-Krone erstritten. Ernst, jetzt kam der Augenblick der Wahl für dein ganzes Leben. Ich weiche von dir als einem Zagen, versagt dir der Mut. Wir haben miteinander einen Löwen bezwungen: — fürchtest du diesen fränkischen Fuchs?"

„Ja, er ist falsch, ich erkenne es jetzt. Wie hat er

zu mir geſprochen damals in Perusia! Ich hab' ihm vertraut. Ich hatte angefangen, ihn zu lieben — wie vergilt er mir nun? Ihm gehorchend hab' ich die Roſe aus dem Kranz meines Lebens geriſſen für immerdar, ich ahn' es. Er, er hat mir die Geliebte genommen. Dafür haß' ich ihn — mehr als damals, da er mir die Mutter genommen. Ja, Werner, du haſt recht. Mein Brüderlein in der Wiege ſoll mir nicht über den Helm ragen. Auf! Ich entbiete alle meine ſchwäbiſchen Vaſallen zu einem Tag nach Augsburg: — dort trag' ich ihnen meine Kränkungen, meine gute Sache vor und frage ſie, ob ſie nicht ihren Herzog ſchützen wollen in ſeinem Recht?"

„Ich wette darauf, ſie jubeln: ‚ja'. Nicht nur aus Treue, auch aus Klugheit: nicht vom König, der fern, von ihrem Lehnsherrn, der gar nah, der ihren Söhnen die Lehen geben und verſagen kann, hängt ihre und der Ihrigen Zukunft ab. Sie werden, ſie müſſen dir helfen! Aber raſch muß es gehn, bevor der Franke Verdacht ſchöpft und ins Land bricht. Raſch ans Werk!"

II.

Und gar raſch gingen die Raſchen, die allzu Raſchen an ihr verhängnisvolles Werk. Eilende Boten ritten noch am gleichen Tag nach allen Richtungen des Landes Alamannien, wie es meiſt in ſeinem Weſten, Schwaben, wie es meiſt in ſeinem Oſten hieß, und entboten — unter Herzogsbann — die Vaſallen, die Grafen, Ritter, Vögte, Burgwarte, Centenare, über vierzehn Nächte nach Augsburg zu einem Landtag der Provinz; das Ladſchreiben

forderte ſie auf, all' ihre Reiſigen nach Augsburg mitzubringen, um ihres Herzogs Recht auf Burgund mit den Waffen gegen den Kaiſer zu verfechten. Werner verſicherte ſich von Ulm aus ſofort der Stadt: ohne Widerſtand: der dem Kaiſer treu ergebene Biſchof Brun weilte an deſſen Hoflager.

Geſpannt erwarteten die Freunde ſchon einige Zeit vor der Tagung das allmähliche Erſcheinen der Geladenen. Aber zu ihrer raſch ſteigenden Beſtürzung wollte noch immer niemand eintreffen. Dagegen verlautete, daß der größte Teil der Erwarteten ſich gar bald nach Empfang der Ladung ſtatt nach Augsburg nach Konſtanz begeben hatte, wo ſie in dichten Haufen ſich zuſammenfanden, unter Leitung des Biſchofs der Stadt, Herrn Warmanns, eines treuen Anhängers und eifrigen Freundes des Kaiſers, berieten und Beſchlüſſe faßten.

Jedoch am Abend vor dem angeſagten Tag zogen doch vom Bodenſee her gewaltige Heerſcharen auf Augsburg zu: beſorgt lugte Werner von dem Weſtturm in die im Sonnenuntergang leuchtende, von Waffen blitzende Ebene: er fürchtete den Anmarſch kaiſerlicher Scharen, die er in die Stadt nicht einzulaſſen gemeint war.

Aber alsbald befahl er freudig, die Tore zu öffnen, eilte zu dem Herzog und jubelte: „Da ſind ſie! Ich habe ihre Banner erkannt: den Bären des vieltreuen alten Hiltibald von der Baar, den Hirſch Herrn Wolfrats vom Eritgau, dann Herrn Werinher vom Neckargau, Friedrich vom Riesgau, Heſſo vom Sülichgau und viel mehr! Biſchof Warmann ſelbſt führt ſie dir zu, noch andre Biſchofsgewande ſah ich von weitem. Sieh, du haſt gezweifelt. Aber nun ſind ſie da, alle mit fliegenden Fahnen und blitzenden Helmen. Wir laſſen ſie ein mit Freuden. Und ich habe ihnen Herolde entgegengeſandt, die Führer zu

herbergen und auf morgen schon um die vierte Stunde in das Palatium zu laden. Das wird unser erster Sieg."

In der großen Halle des Palatiums auf dem Marktplatze drängten sich zur angesagten Stunde die meisten der geladenen Vasallen: aber seltsame Mienen, finstere Blicke begrüßten den Herzog, als der mit raschem Schritt die dichte Menge durcheilte und auf dem erhöhten Sitze Platz nahm.

Und bevor er hier das Wort ergreifen konnte, erscholl ein Trompetenstoß vor der Tür: diese sprang auf und Werner, der dort Wache hielt, zurückdrängend, erschien eine ehrwürdige Priestergestalt und schritt langsam, feierlich auf den Herzogsitz zu. „Vater Burchard!" rief Ernst erfreut und wollte ihm die Stufen herab entgegeneilen.

Aber mit bekümmertem Antlitz und mit abweisender Handbewegung hemmte ihn der Bischof: „Laß dieses Wort, Unseliger! Übel hast du dich dagegen versündigt. Dein echter Vater oben im Himmel verabscheut die Empörung — die wiederholte! — des Schwabenherzogs gegen Kaiser und Reich. Nein, schweige! Versuche nicht, wie du planst, die Rebellion noch weiter zu treiben, diese wackern Männer, deine Lehnsleute, zum Treubruch gegen ihren König — noch einmal! — fortzureißen."

„Laß mich ihn verhaften," flüsterte Werner, „und schweigen machen: seine Reden verwirren!" — Aber Ernst schüttelte das Haupt. „Bischof von Worms," sprach er finster, „du bist hier nicht geladen, bist doch nicht mein Vasall. Kraft welches Rechts stehst du hier?" — „Mit Bruder Warmann dort von Konstanz als Gesandter deines Herrn, wie unser aller: des deutschen Königs." — „Wie?" — „Laß ihn nicht sprechen," drängte Werner. — Aber Ernst schwieg.

„Wiſſe denn, Betörter, das Verderben iſt über dich hereingebrochen. König Konrad erfuhr längſt von deinem Aufruf zur Empörung.“ — „Durch wen?“ — „Durch deine eigenen Vaſallen. Sie ſchickten ihm dieſe deines böſen Dämons — Werners — Rebellenrufe ein.“ — „Meine eigenen Vaſallen?“

„Der König berief einen Reichstag nach Ingelheim: dort traten ſie ſelbſt als Ankläger gegen dich auf: deine Briefe überführten dich ohne weiteres: das Reichsgericht hat dich und Werner geächtet, aus dem Reiche verbannt, der Lehen entſetzt, die heilige Kirche hat den Ächter ausgeſtoßen.“ — „Ja die,“ ſchrie Werner dazwiſchen, „die muß immer ihren mütterlichen Senf dazu geben.“ — Aber Ernſt erbleichte und verſtummte.

Doch Werner fuhr fort: „Ah, und ihr, ſchwäbiſche Ritter, ihr brecht eurem Herzog die Treue? Wie, Graf Wolfrat, Ihr? Und du, Werinher? Und Ihr, Heſſo, und vollends Ihr, Herr Hiltibald von der Baar, des Ruhm von je die Treue war, des alten Herzogs Schildgenoß?“ — „Ja, ich! Denn dem Herrn König haben wir Untertanentreue geſchworen wider jedermann, dem Herzog Lehentreue gegen jedermann, aber ausgenommen König und Reich.“

„Nun wartet!“ rief Werner grimmig. Wir werden euch allen die Lehen nehmen. Und euren Söhnen das Erbrecht darein.“ — „Das kann kein Herzog mehr,“ ſprach Biſchof Warmann. — „Ein neu Geſetz,“ fuhr Burchard fort, „erging zu Ingelheim: das hat die kleinen Lehen der Herzogsvaſallen für erblich erklärt.“

Da ſank Ernſt auf den Herzogſtuhl: „Das . . . das alſo war ſein Plan, ſein Mittel zu Peruſia.“

Werner ſchlug ſich die Fauſt vor die Stirn: „Verfluchter Fuchskopf! Ein Meiſterſtück der Schlauheit. Er

zieht dir den Boden unter den Füßen weg. Wir sind verloren." — „Ja, ihr seid verloren," sprach der alte Hiltibald, „aber nicht wegen jenes Gesetzes. Wir würden euch, auch wenn ihr uns die Lehen nehmen könntet, nicht folgen gegen König Konrad." — „Bah," höhnte Werner bitter, „seid uns doch schon mal gegen ihn gefolgt." — „Ja," erwiderte der Alte, „leider! Aber seither hat uns gerade dieser König ein Anderes, ein Höheres gelehrt: — durch Wort und Tat und Beispiel. Eine neue Zeit, jung Ernst, ist aufgegangen in deutschen Landen: nicht mehr das enge Heimatnest, das Reich ist's, dem zu dienen wir gelernt haben unter diesem Mann."

Ernst sprang auf, staunend. „Horch, Werner! Welch' neue Sprache! Und 's ist ihr Ernst. Hiltibald scherzt nicht und lügt nicht. Wir sind wirklich verloren." — „Ja, das wart ihr," hob Burchard an. „Hätten nicht die heißen Tränen, die Fürbitten der Mutter, die Gattenliebe des Kaisers euch gerettet: zum Tode waren die undankbaren, die rückfälligen Empörer verurteilt: dein und Werners Kopf . . ." — „Ei, er komme, sie holen!" trotzte Werner. „Auf, Ernst, erwache! Wir haben diese uns so feindlichen Männer. Laß sie mich greifen. Diese Stadt ist ja unser." — „Gewesen!" sprach Bischof Warmann, vortretend. „Jetzt ist sie des Kaisers. Für ihn haben wir sie beschritten und besetzt. Ja, fahr' nur ans Schwert. Wir sind dreitausend gegen zweihundert."

„Hie Kaiser und Reich," rief der weißhaarige Hiltibald und zog feierlich das Schwert. — „Hie Kaiser und Reich!" erscholl es im Saal und alle Klingen fuhren aus.

„Jetzt, erst jetzt ist es wirklich aus," knirschte Werner. „Fliehen wir," flüsterte er, „solang' es noch geht." — Allein Ernst blieb gesenkten Hauptes stehen: „Verlassen, verraten von meinen Schwaben! Das . . . das allein tut weh."

„Jung Ernſt,“ ſprach treuherzig der Alte, „'s wird uns nicht leicht. Glaub' es mir. Aber dieſer König hat eine neue Zeit ins Reich gebracht. Erſt das Reich, dann alles andre: auch ſelbſt unſer Schwaben.“

„Verzweifle nicht, Ernſt,“ mahnte Burchard. „Die Mutter hat dir auch das ausgewirkt: — nicht für immer ſollſt du verbannt ſein aus dem Reich. Nur von dieſem böſen Geiſt mußt du dich losſagen, eidlich losſagen für immerdar.“

„Ja, von deinem Verführer und Verderber, dem Anſtifter, dem Brandſtifter auch dieſer Empörung,“ ſchloß Warmann.

„Ah, Schmach ohne Maß!“ ſchrie Ernſt und ſchlug beide Arme um den Freund, „nie, niemals. Sagt eurem Herrn Kaiſer, nie laß ich von Werner, im Leben nicht und nicht im Tod. Seht, ihr treubrüchigen Vaſallen, ſo hält man Treue. Komm, Freund, hinweg von dieſen Menſchen. — Nein, laß das Schwert. Laß doch ſehn, ob ſie Hand legen an ihren Herzog.“

„Und an ſolche Treue!“ rief Werner ihm raſch durch den Saal nach dem Ausgang folgend.

Schweigend ſahen ihnen die Männer nach: keine Hand, keine Klinge rührte ſich, die Freunde zu hemmen oder zu ſcheiden.

Sechstes Buch.

I.

Als aber dem Kaiser in Ingelheim dies gemeinsame Entweichen der beiden gemeldet ward, geriet er in heftigen Zorn über die hartnäckige Verstockung des Stiefsohns gegenüber so reicher Gnade, welche die Gattin dem Schwergereizten abgerungen.

Alle Zeugen und die ihm eingelieferten Urkunden, die Aufrufe zur Empörung, bestätigten, daß Werner von Kiburg den Herzog diesmal wie bei seinem ersten Aufstand in das Verbrechen hineingetrieben habe. Sollte der Betörte für die Zukunft gerettet werden, was er der laut klagenden Mutter mit allen Mitteln anzustreben versprochen hatte, mußte der Jüngling von seinem Verführer getrennt werden und, da das in Güte nicht möglich schien, mit Gewalt.

Konrad sandte vier Streifscharen aus, die ganz Alamannien von West nach Ost, von Ost nach West, von Nord nach Süd, von Süd nach Nord, nach den Flüchtlingen durchsuchen und zuletzt im Schwarzwald zusammentreffen sollten, wohin der Kaiser sich zunächst begeben wollte.

Sorgsam, mit der Beflissenheit bittern Hasses gegen den Bastard, den er den Satan seines Stiefsohnes nannte, traf der Herrscher die Auswahl unter seinen Rittern, die

er zu Führern dieſer Sucheſcharen beſtellte: Ernſt zwar hatte kaum einen Feind: deſto zahlreichere hatte ſich Graf Werners raſche und ſpitze Zunge, ſein giftiger Spott, ſeine rückſichtsloſe Schärfe geweckt: Herr Konrad kannte gar genau ſolche Strömungen unter den Seinen: ſo ernannte er zu Führern lauter ſcharfe Franken, mit denen der „Schwab“ mancherlei Späne gehabt: Adalbert den Vogt von Bacharach, Werin den Burggrafen von Ehrenbreitſtein, Rollo den Truchſeß von Rüdingen und den Grafen Mangold: allen ſchärfte er ein, des Herzogs zu ſchonen, den Baſtard aber beizuſchaffen, lebend oder — anders. Dem treuen Mangold reichte er noch aufs Pferd hinauf die Rechte: „Diesmal, Freund, nicht nur den Schild gebraucht wie dazumal.“

„Ihr ſollt mit mir zufrieden ſein, Herr Kaiſer,“ ſprach jener ruhig.

Ganz allein, auch nicht von einem Knecht begleitet, — Ernſt wollte ſo wenige Leben wie möglich mit ſich in das Verderben ziehen — ritten die Freunde von Augsburg ab — auch an dem Tor wurden ſie nicht angehalten — gen Weſten, ohne feſtes Ziel, ohne beſtimmten Plan. Denn kaum mochten ſie ſelbſt einen Plan das Streben nennen, baldigſt die Grenze des Reichs, in welchem ihre Häupter die Acht verfolgte, zu überſchreiten und dann über Frankreich Italien und das Meer zu gewinnen, um die kühne Fahrt nach Byzanz zu wagen.

„Ich weiß es ja: es iſt ein Traum, was mir vorſchwebt, nicht einmal eine Hoffnung. Aber einmal noch, bevor ich dieſe Augen ſchließe, möcht' ich ihre edlen Züge ſchauen!“

„Freund, ich glaube wir kommen nicht ſo weit! Lang nicht! Aber wir wollen's verſuchen: iſt's doch gleich, wohin

uns die Rößlein tragen: wir reiten überall in den Tod. Ja, auch ich möchte gern noch einmal Praxedens weiche Lippen . . . Aber wir sprechen da — beim Tod — immer von ‚uns' und ‚wir'. Und handelt es sich doch nur um diesen Werner da, der, Hand aufs Herz, nie besonders viel getaugt hat und dein Leben, Herzogsohn, wahrlich nicht wert ist, ich, der Niemand-Sohn, der am Zaun Weggeworfene, die Brut der fahrenden Hübscherin und des Diebes, des Henkers vielleicht! Es ist ja alles ganz schön und edelmütig, was du da tust. Aber — brauchst mich ja nicht den Verfolgern auszuliefern: nur umzukehren, bei Väterchen dich — allein! — zu melden und auf die Frage nach dem Bastard lediglich die Achseln zu zucken — ohne zu lügen."

„Wie kannst du mich so kränken! Nie laß' ich von dir."

„Dann höre das Wort, das ich aus Höflichkeit bisher verschwieg: Herzog von Schwaben: Ihr handelt edel, aber dumm."

Ernst mußte lachen: — in allem Weh.

„Denn mir geschieht recht: der gute Bischof hat recht, ich bin dein böser Geist. Ich habe dich zweimal ins Verderben gerissen." — „Und Ravenna?" — „Bah, das machte mir Spaß. Leider hab' ich bei der Gelegenheit auch deinen Herrn Links-Vater heraushauen müssen." — „Und das Panier des Reichs?" — „Pfui Teufel!" schalt Werner. „Hast du noch immer nicht genug von diesem Gaukel-Spiel-Fetzen? Das Reich, ei — du hast ihm viel zu danken! Ich glaube nämlich wirklich: — und das allein macht ihn erträglich! — dieses Kaisers Götzendienst mit dem Reich ist nicht Heuchelei, ist ihm bittrer, dummer Ernst."

„Das weiß ich," sprach der Herzog düster. „Und das ist . . . so schwer zu tragen." — „Drum — nochmal sag' ich's: kehr' um! Sonst — du vergissest, Freund,

ich kann dich zwingen, auf meine Gesellschaft zu verzichten.“ — „Verstehe nicht.“ — „Bist nicht mehr der kluge Ernst von Byzanz!“ lächelte er kopfschüttelnd. „Sieh mal: ist kein groß Wässerlein hier unter der Brücke: aber wenn ich in dem Gewaffne mit dem Gaul über das Geländer sause, ist's reichlich tief genug für einen Bastard. Und du hast mich dann nicht verlassen, vielmehr ich dich: und in allen Ehren magst du zur Mutter gehn.“

Da zog Ernst den Zügel, sah dem Freund fest in die Augen und sprach: „Tust du das, tu ich's nach im Augenblick.“

„Nun, nun, nur nicht so eilig! Das läuft uns beiden nicht davon, wollen sie uns einmal mit Gewalt trennen. Und dazu kommt's doch wohl mal. Jetzt aber noch nicht! Siehst du die paar Reiter da links vor dem Walde? Sie suchen wohl uns. Aber sie haben uns nicht gesehn. Komm rasch rechts in das Gehölz.“

„Ah, wie ein schuldiger Schächer muß ich, der Sohn des Herzogs Ernst, mich verschlupfen in meinem eignen Lande! Die Schmach drückt mir das Herz ab. Ich halt's nicht lang aus.“

II.

Der Kaiser war an dem Tage nach Absendung der vier Streifscharen selbst aufgebrochen: obwohl die schwäbischen Vasallen in ihrer treuen Haltung verharrten, hielt er doch sein Erscheinen in dem Lande, das vielfach der Neuordnung, zumal der Neubesetzung des Herzogstuhls, bedurfte, für notwendig.

Er hatte den alten ſchon römiſchen Weg — vom Mittelrhein nach Alamannien über Baden — eingeſchlagen und war eben in der dortigen Pfalz eingetroffen, wohin ihm Biſchof Burchard entgegengeeilt war, genaueren Bericht über die Augsburger Vorgänge und über etwaige Spuren der Flüchtlinge zu erſtatten: er konnte aber nur angeben, eine Spur ſcheine nach dem Schwarzwald zu weiſen und dorthin habe eine der Sucheſcharen abgeſchwenkt.

Da meldete der Türhüter einen Mönch, der, ganz erſchöpft von langem eiligem Ritt, ſoeben eingetroffen war aus fernem Norden und dringend Gehör erbat: er bringe einen Brief von allerhöchſter Eile, von ſchwerſter Wichtigkeit, geſchrieben auf einem Sterbebette. Und ſchweißtriefend zog er ihn aus dem Gürtel. Es gehe Herrn Konrad ſelbſt ſehr nahe an.

„Ich ſpringe eben aus dem Sattel, bin ſehr müde," meinte der: „Herr Konrad ſelbſt ſoll warten." — „Herr, es geht gleich ſehr das Reich an." — „Dann raſch, gib her! — Nein, bleibt, Freund Burchard! — Ein Kloſterſiegel? Bote, wo kommſt du her?" — „Aus der Cella der büßenden Schweſtern zu Bremen. Frau Äbtiſſin Erdmuthe . . ." — „Eure Baſe, nicht?" fragte Burchard. — Konrad nickte. „Was iſt mit ihr?" — „Sie liegt im Sterben." — „Der Brief iſt aber nicht von ihr." Der Kaiſer begann zu leſen. — „Nein, von Erzbiſchof Unwan, Eurem treuen Diener. Er ſchärfte mir höchſte Eile ein, ſie tue Not." — „Ja, weiß Gott," rief der Kaiſer: er erbleichte, wie er weiter las: plötzlich ſchrie er laut auf wie ein zu Tod getroffenes Tier: er drehte ſich im Kreiſe, ließ den Brief fallen und ſank Burchard in die Arme.

Raſch ließ der durch den Mönch den heilkundigen Griechen rufen, der den Zug begleitete und den Ohnmäch-

tigen bald ins Bewußtſein zurückrief. Schwer atmend lag der nun eine Weile auf dem Pfühl: plötzlich fuhr er auf: „Der Brief! Wo iſt der Brief?“ — „In meiner Hand, Herr Konrad,“ ſprach Burchard.

„Ich muß ihn zu Ende leſen! Höre nur raſch den Eingang: Unwan ſchreibt mir, Erdmuthe, ſein Beichtkind, ſonſt ein geiſtgewaltig, faſt nur zu männiſch Weib, hat ſeit Jahrzehnten ihr Kloſter tüchtig, ſtreng, beinah mit allzuharter Kraft geleitet in allen geiſtlichen, mehr aber in den weltlichen Dingen. Plötzlich ſei ein Wandel über die ſtolze, hochfahrende Frau gekommen: Reue, Selbſtvorwürfe für eine vielleicht alte Sünde. Der Biſchof wußte nichts zu erraten und ſie beichtete offenbar jene Sünde nicht. Die Zeichen der Gewiſſensangſt mehrten ſich auf einmal gewaltig nach Eintreffen eines Schreibens aus einem deutſchen Kloſter, etwa zur Zeit des erſten Aufſtandes des jungen Ernſt.“

„Hm, wie ſoll das zuſammenhängen?“ meinte Burchard.

„Sie habe ſich dann wieder ein wenig beruhigt: aber jetzt — bei Ausbruch der zweiten ſchwäbiſchen Empörung — habe die ſchon vorher ſchwer Erkrankte maßloſe Aufregung ergriffen und: im ſichern Gefühl des nahenden Todes berief ſie Unwan zur letzten Beichte. Und nun geſtand ſie: — vor mehr als fünfundzwanzig Jahren von wahnſinniger Liebe zu mir ergriffen, habe ſie in lauernder Eiferſucht, heimlich all meine Schritte belauſcht. — So habe ſie auch jene Schäferhütte am Neckar entdeckt und darin Mildtrudis, ach, und unſer Kind: — du weißt davon, Burchard, ſeit . . .“

„Seit dein Gewiſſen und dein Zorn dich zu mir trieb.“

„Sie hoffte, falls mir Mildtrud und das Kind ſpurlos

verſchwänden, — die junge Mutter als eine Treuloſe! — werde jene Liebe von mir weichen, und Erdmuthe ſelbſt an meine Seite treten, wie unſre ganze Sippe wollte. So ließ ſie mit Gewalt — o Burchard, Freund! — das iſt ſchrecklich! — und ich habe die Unſchuldige, das arme, geopferte, rührende Kind mit allen Flüchen der Verachtung belaſtet!“

„Beruhigt Euch, Herr! Weiter, weiter!“

„Mutter und Kind entführen! Mir ſpielte ſie jenen angeblichen Brief Mildtrudens, jene mich verhöhnende Selbſtbeſchuldigung in die Hand. — Erdmuthe ſelbſt hatte ihn geſchmiedet. So weit hatte ich vorhin geleſen — nun aber weiter: erſt, als ich auch nach dem Verluſt Mildtrudens kalt blieb, beſchloß ſie, der Welt zu entſagen: ſie ward Äbtiſſin in Bremen. Nach einigen Jahren kam die Nachricht, Mildtrude, die Arme, ſei in Gram, in Sehnſucht nach mir geſtorben in jenem däniſchen Kloſter auf Seeland bei Roeskilde, das Erdmuthe geſtiftet hat, — ihrem Kerker. Vorher habe ſie mir viel tauſendmal verziehen und mich geſegnet für und für. Das traf die Schuldige ſchwer. ‚Aber furchtbare Reue, Verzweiflung ergriff ſie erſt,‘ ſchreibt weiter Unwan — Gott! was kann noch kommen? — ‚als ſie erfuhr, zweimal habe gegen den König die Waffen ergriffen‘ — doch nicht Ernſt? was geht der ſie an! — Nein, ah, ah jetzt kommt's, das Furchtbare! ‚Werner: denn Werner von Kiburg, der Baſtard, iſt‘ . . . . ah, Gott, Gott! — ‚des Kaiſers Sohn.‘“

Da ſprang Konrad laut aufſchreiend von dem Bett, ſtürzte auf die Kniee, raufte ſein Haar und ſchrie: „Werner, Werner! Dieſer verhaßte Menſch — mein Fleiſch und Blut! Und meiner geliebten Mildtrudis Kind! O Schrecken der Schrecken!“

„All' ihr Heiligen," betete der Biſchof, „laßt den Mann nicht verzweifeln."

Er hob den Brief auf und laß zu Ende — denn der Kaiſer war faſſungslos: „Erdmuthe hatte den Säugling vor das Burgtor des Schwabenherzogs legen laſſen: ſie erfuhr, daß der ſich des Kindes gütig angenommen. Aber Verzweiflung ergriff ſie, als ſie vernahm, daß der Sohn in Haß und Treubruch das Schwert wider den eignen Vater zückte — damals und jetzt, jetzt abermals! — Sollte um ihrer Schuld willen der Sohn den Vater, der Vater den Sohn im Gefecht durchbohren? . . ."

„O nein, nein!" ſchrie Konrad und ſprang empor. „Es iſt ja noch viel teufliſcher gekommen! Nicht ehrlicher Kampf — Hinrichtung des Sohnes durch den Vater. Hab' ich doch in dieſen Tagen viermal befohlen! — viermal, hörſt du? — den Baſtard mir einzuliefern, ſchonungslos, mir ihn zu bringen, lebendig oder tot! Ach meine Franken gehorchen mir gut! Gewiß tragen ſie ihn mir ſchon zu auf vier Lanzenſchäften."

Der Biſchof las den Brief raſch zu Ende: „Die Äbtiſſin fleht dich an, alles zu tun, das Schreckliche zu verhüten . . ."

„Und ich habe alles getan, es herbeizuführen!"

„Ihr aber zu verzeihen: auf den Knieen flehe ſie dich darum an: — ſo wahr du ſelbſt Verzeihung von Gott erhoffſt für deine Sünden. — Ja, Herr Konrad, das mußt du tun."

„Wie? Ihr verzeihen? Die mein Weib gefangen gehalten fürs Leben, mein Kind ausgeſetzt, mich ſelbſt zum Haſſer meiner Geliebten gemacht, zum Mörder — vielleicht jetzt eben — meines Sohnes?"

„Ja, ihr mußt du verzeihen, beteſt du ſelbſt zum Herrn um Verzeihung, um Abwendung dieſes Blutver-

gießens. ‚Wie wir vergeben unſern Schuldigern‘ heißt es. Verzeihe!“

„Ja, ja! Alles! Nur mögen die Heiligen mich die Hand nicht beflecken laſſen mit dem Blut des Sohnes. Auf! Eile! Fliege, Burchard. Sofort ſatteln laſſen . . . ich will . . .“

„Um Gott, Herr Kaiſer, Ihr könnt nicht ſtehn und wollt . . .?“

„Ich muß! Ich muß reiten! Muß ihn retten, den verhaßten Baſtard, ach meines armen Liebchens Kind!“

III.

Die Freunde waren, unentdeckt und unverfolgt, aus der Nähe von Augsburg und Ulm, in belebteren Gegenden nur bei Nacht ſcharf ausreitend, bei Tag in den dichten Wäldern ſchlafend, allmählich von Nordoſten her durch den Sulgau an den Saum des Schwarzwaldes gelangt, deſſen mächtig angeſtockter viele Klafter gründiger Granit die herrlichſten Tannen und Buchen trug. Hier, in der Nähe des heutigen Schramberg, in dem Tale des Berneck, wußte Werner eine halb zerfallene Feſte in grüner Einſamkeit liegen: vor einem Menſchenalter in einer Fehde zwiſchen den Grafen von Baar und den räuberiſchen Herrn von Falkenſtein zerſtört, war der Falkenſtein von ſeinen verarmten landflüchtigen Eignern nicht wieder aufgebaut worden: Werner hatte oft auf ſeinen Schwarzwaldjagden darin geraſtet: der Ort war kein Waffenplatz mehr, aber ein ſicherer Verſteck mit ſeinen zahlreichen Gräben und — auch unterirdiſchen — Gängen. Die heute noch vorhandenen

Überbleibſel laſſen deutlich die urſprüngliche Anlage des Burgbaus erkennen: jetzt noch ragt im Weſten des Baus der hohe Turm des alten Bergfrieds ſteil in die Luft.

Weit und breit fand ſich keine menſchliche Siedelung: der nächſte Einödhof lag fern draußen im Norden vor dem Walde, von wannen ſie gekommen waren: die Hofleute hatten ſie wohl kaum vorüberjagen ſehen: hier mochten ſie unverſtört ein paar Tage raſten, die arg abgehetzten Rößlein ſich verruhen und an dem würzigen Waldgras erholen laſſen: dann ſollte es weiter gehen mit friſch geſammelten Kräften, bei Baſel etwa über den Rhein ins Burgundiſche, ſo allmählich nach Italien, und endlich nach Byzanz, dem gelobten Land ihrer Minne.

Werners eifrigen, zuverſichtlichen Vorſchlägen gab Ernſt willig nach. Die Haſt, die Schmach, die Feigheit dieſer heimlichen Flucht hatten an ihm gezehrt: er ſehnte ſich nach Ruhe, im Äußern wie ach! in der Seele: der ſtille Friede dieſes Waldwinkels kam wohltätig über ihn. Stundenlang lag er an den warmen Tagen des milden Herbſtes unter den dichten Waldbüſchen regungslos in dem hohen weichen Gras auf dem Rücken, ſchweigend zu den weißen Wölklein emporſchauend, die langſam gen Oſten zogen: viele ſchmerzliche Grüße gab er ihnen mit.

Hier war es märchen-einſam: ſchon lange ſchien kein Menſchenfuß mehr hierher ſich verirrt zu haben: zutraulich kamen die Tiere des Waldes — ein Rehlein und zwei Haſen — näher heran und äugten aus nach der regungsloſen Geſtalt: das Eichhorn lugte neugierig hoch aus der Aſtgabel auf ihn herab: der Baumkleiber huſchte, eifrig klopfend, neben ihm den Stamm hinauf: hoch über den Waldwipfeln im lichten Blau zog ein Weih mit ſeltnem Flügelſchlag, ruhig ſchwebend, ſeine ſtolzen Kreiſe. Im Graſe unten flog über Agelei und großen Blauglocken der

ſchöne Falter mit den dunkel veilchenblauen Flügeln, der „Trauermantel“ heißt: er ließ ſich einen Augenblick nieder auf dem braunen Gelock des helmloſen Hauptes: die Hohltaube ließ aus dem dichten Holundergebüſch ihr zärtlich Rukuruh ertönen: ihn mahnte es an die Nachtigallen im Garten zu Byzanz!

Nun wandte er den Blick nach links hinauf, wo die ſtolzen, aber traurigen Trümmer der zerſtörten Burg gen Himmel ragten: die Ringmauern und die Gebäude des Erdgeſchoſſes lagen danieder: in einem Menſchenalter der Ruhe waren ſie von Moos, von Waldgras und Blumen, aber auch von Strauchwerk und Waldbüſchen überzogen worden: der Zugang zu dem halb eingeſtürzten Haupttor war über Felstrümmer zu erklettern, auf denen die Eidechſe ſich ſonnte. Dagegen wenig verſehrt ragte links im Hintergrund der Turm des alten Bergfried in die Höhe: freilich die Holzgalerien, die im Innern ſich hinter den Pfeilſcharten hingezogen hatten, lagen, verkohlt, herabgeſtürzt, im Burghof: aber dem ſtarken Steinbau des Turmes hatten Feuer und Zeit nichts anhaben können: und ganz hoch oben auf der oberſten Zinne war ein ſchlankes Birkenſtämmlein aufgeſproßt, das ſeine langen, grünen, fahnenähnlichen Zweige weithin im Winde wehen ließ: „ſchau,“ hatte Werner gedeutet: „grün iſt die Farbe deiner Herzogsfahne: der treue Turm grüßt ſeinen Herrn.“

Nachdem Ernſt lange ſo gelegen, kam Werner muntern Schritts von dem nahen Waldbach her, deſſen Rauſchen den Herzog ebenfalls an jenen fernen Garten gemahnte. Den unſteten keckgemuten Baſtard hatte die Haſt der Flucht gar wenig verſtört: nur um des Freundes willen wurmte ihn das Scheitern der Empörung: er ſelbſt hatte nie Wert gelegt auf ſeine Stellung in dieſem deutſchen Reich, das ihm Voll-Ehre doch nie gönnte, das er von je mehr als

Kerker denn als Heimat, mehr als Schranke denn als Grund und Schutz ſeiner Rechte empfunden hatte. Ihn vergnügte jedes abenteuerliche Treiben: „Da ich meine Mutter nicht kenne,“ pflegte er zu ſcherzen, „hab' ich mir Frau Aventiure zur Wahlmutter erkoren. Und wahrlich, ſie hat mich nie im Leben — gleich der andern! — verlaſſen und verleugnet.“

So kam er auch jetzt ganz frohgemut dahergeſprungen, ſtatt des Speeres eine lange Erlenrute über der Schulter, in dem Schild ein paar prachtvolle Bachforellen.

Nun blieb er bei dem Freunde ſtehen: „gelt, da machſt du Augen, Herr Herzog? Ja, wenn ich nicht ſorgte für die Dinge dieſer Welt, — wir müßten kläglich Hungers ſterben. Denn Frau Minne macht nicht ſatt und in dem blauen Sehnſuchtshimmel deiner Seele gibt's nichts zu beißen. Wie ich zu dem Angelgerät komme? Ei, der Schweif meines Rappen lieferte die beſte Schnur, die Erle gab willig ihre Stange: und der Hamen? Eine zerbrochene Schuppe des Ringpanzers war leicht zum Haken gebogen. Und die Fiſchlein hier, die menſchenfremden, ſie drängten ſich förmlich dazu, dem Herrn des Schwarzwaldes den Tiſch zu decken. Zunder haſt du natürlich nicht? Den braucht's nicht, dein Theodora-Feuer aufzuzünden! Aber hier, das trockne Waldmoos fängt ihn auch, den Funken aus Stahldolch und Kieſelſtein. Meine Sturmhaube gibt einen prächtigen Fiſch-Kochtopf. Zum Nachtiſch Waldbeeren jeder Art, rote und ſchwarze! Hei, ich glaube nicht, daß der Herr Kaiſer — den Gott fern halte! — ſo trefflich heut' zu Mittag ſpeiſt, wie wir beiden Ächter. Dazu ein ſüßes Mädel in Gedanken — leider nicht in den Armen! — und ein gut Gewiſſen im Herzen!“ — „Davon ſchweig lieber!“ meinte Ernſt, aber er mußte lächeln. — „Nun ja! Das bißchen Aufruhr! Nicht mal ausgebrochen! Da-

für ſind wir keine Schlauſchleicher, keine Fuchsſchwänze, wie dieſer Herr Kaiſer. Fluch und Verderben über ihn! Wenn ich ihn träfe!“ — „Da ſei Gott vor! Beſſer wir treffen ihn nie mehr im Leben.“ — „Ei, ich meine, wir ſind ihm entwiſcht. Hier zumal ſind wir ſicher. Du haſt dir doch alles genau gemerkt? Unter der alten Eſche, gerad unter ihren hoch herausgehobenen Wurzeln, öffnet ſich der Gang, der ſich lang unter der Erde hinzieht und weit draußen vor dem Wald erſt mündet: — ich hab' ihn einſt für einen Bau Meiſter Reinekes gehalten und verfolgt bis ins Freie. Dort hinein verſchwinden wir, tauchen hier einmal mehr Helme auf als zwei gute Klingen durchhauen mögen: ſie ſollen ſtaunen, verſchluckt uns der Erdboden vor ihren Augen.“

Ernſt ſprang auf, reckte ſich, ſchüttelte die Arme: „Ah, verhaßt iſt mir's, das elende Fliehen und Flüchten. Dächt' ich nicht der Einſamen dort in Byzanz, . . . ich machte ein Ende.“

„Beileibe! Das kommt immer noch früh genug. Du gehſt hinauf in unſern Schloß-Palaſt? Gut, ſieh dir den Erdgang genau an. Ich tafele hier noch üppig an Preiſelbeeren. Die löſchen auch den Durſt: — angenehmer als der Waldquell.“

Nur kurze Weile nachdem Ernſt oben in dem alten weitläufigen Gemäuer verſchwunden, — lang gedehnt war die Befeſtigung der Felſenkuppen geweſen zur Sperrung des ganzen Talkeſſels — eben wollte ſich Werner anſchicken, ihm zu folgeu, als von Norden her auf der wild von Knorrwurzeln überwachſenen Waldſtraße ſich Geräuſch vernehmen ließ.

Werner ſprang hinter einen breiten Baumſtamm und ſpähte vorſichtig aus: noch konnte er nichts ſehen: der Pfad bog hier um Gebüſch: aber da klirrte eine Waffe,

da wieherte ein Roß — jetzt wurden Hufschläge auf den Wurzeln vernehmbar — ohne Zweifel: ein Reiterzug. Ob ihre Verfolger? Nun ersah er den Führer, der allein vor den etwa dreißig Helmen weit voraus ritt. Pfalzgraf Mangold!

Eisig durchlief es den Späher. Sollte er noch an sich halten? Vielleicht erblickten sie ihn nicht, vielleicht ritten sie vorbei. Aber ersahen sie ihn, so war nicht nur er, war auch Ernst verloren: ungewarnt konnte der nicht mehr den Gang erreichen. Also ihn warnen um jeden Preis!

So stieß er in das Hifthorn, daß es weithin schallte, — die Burgfelsen gaben lauten Widerhall — und sprang hinter dem Baum hervor: da sah er Ernst, von dem Hornstoß gerufen, hart vor der Wurzel-Öffnung des Baumes stehn: „Flieh, flieh Ernst!“ schrie er. „Sie sind da!“

Damit riß er das Schwert heraus, lief Mangold an und führte so wütend Streich auf Streich gegen den Reiter, daß dieser sich des Anfalls kaum mit dem Schild erwehren mochte: gleich der erste Hieb hatte die Brust-Brünne durchschlagen und Blut geholt.

Aber nun hatte auch der Angefallene das Schwert heraus: hell sprühten die Funken der Hiebe von den Klingen: noch waren die Reisigen nicht heran. — Noch zwei grimmige Streiche! — Doch nun sah Ernst von oben her die Rosse der Reiter heranbrausen, ihre hochgeschwungenen Lanzen blitzten im Sonnenschein.

„Flieh, Ernst!“ schrie Werner nochmal, zurücktaumelnd: denn er war in das helmlose Haupt getroffen: aber noch stand er. — „Fliehen? Ah, denk' an den Löwen! Jetzt ist's an mir!“

Und in mächtigen Sätzen sprang er, das nackte Schwert in der Faust, von Fels zu Fels, ohne Weg, geradaus herunter über die Hügel. Er geriet schon mitten unter

die Reiter: er kam eben recht, den Stürz.. fzufangen: sofort zielten zwanzig Lanzen auf den neuen Feind.

„Halt, haltet ein!“ rief der Führer und schlug den nächsten Speer mit dem Schwert herab. „Es ist Herr Ernst. Schont sein Leben! Der Herr Kaiser will nicht sein Blut. Herr Ernst, Euch winkt volle Begnadigung. Gebt Euch gefangen!“

„Nie! Rache für Herrn Werner. Wahre dich.“

Und er fiel dem Gaul in den Zügel und schlug dem Reiter einen mächtigen Streich ober der Brünne in den Hals: zugleich stieß der in verzweifelter Abwehr einen wilden Schwertstoß gerade vor sich hin: er traf zwischen die Augen in die Stirn: dann glitt er aus dem Sattel.

Erschrocken sprangen ein paar Reiter ab und hoben die beiden soeben Gefallenen auf: sie waren tot. „Wird der Herr Kaiser schelten und zürnen!“ — „Ah was! Es war äußerste Not.“ — „Und der andre?“ — „Der Kiburger?“ — „Der atmet noch.“ — „Wir schaffen alle drei in den Einödhof, von wo sie uns den Weg der beiden Reiter gewiesen. Kommt, schneidet Tannenzweige zu den Bahren.“

Während der lärmenden Beschäftigung achteten die Leute nicht auf den Pfad, auf dem sie gekommen. So wurden sie überrascht, als plötzlich um die Büsche eine starke, glänzende Reiterschar bog.

„Der Kaiser! Herr Burchard!“ riefen die Bestürzten.

„Halt! Haltet ein!“ rief Konrad von weitem. „Gnade! Leben und volle Gnade beiden!“

Schon war er zur Stelle, schon sprang er ab, schon beugte er sich über die Liegenden. „Ernst? Tot! Ach um die Mutter! — Mangold? tot! — Und hier er — er, o Gott, auch er tot?“

„Nein,“ erwider.e Werner schwach atmend, „noch leb'

ich, dir zu . . . —“ — „Nein, fluch' ihm nicht!“ ſprach da der Biſchof, raſch ſeine Rechte faſſend. „Denn er iſt dein Vater.“ — „Was? Der Kaiſer! Biſt du wahnſinnig? Oder ich?“ — „Nein, nein,“ rief Konrad, ſich neben ihn niederknieend. „Es iſt wahr, zweifle nicht. Deine Mutter . . .“ — „Wo iſt ſie?“ — „Im Himmel.“

„Was war ſie?“

„Ein Hirtenkind.“

„Du haſt ſie verführt und verlaſſen! So ſei . . .“

„Nein! Ich wollte ſie in zwei Nächten zum Altare führen.“

Ein ſpöttiſch Lächeln zuckte um die ſchmalen bleichen Lippen.

„Ja, ja! Da ward ſie mir geraubt — geraubt für immer! — ſie und ihr Kind.“

„Von wem?“ forſchte der Sterbende ungläubig.

„Von einer eiferſüchtigen Nebenbuhlerin. O vergib mir, mein Sohn. Und glaube, glaube mir. Daran bin ich unſchuldig.“

„Und das haſt du nicht gewußt bis . . .?“

„Bis vor zwei Tagen,“ ſprach der Biſchof. „Ich ſtand dabei, als er's erfuhr. Es warf ihn um. Sofort eilte er, dich zu retten.“

„Etwas ſpät! Und all' das ſoll ich glauben?“

„Welchen Grund hätte er, den Sterbenden zu belügen?“

Werner ſann nach. „Das hat Verſtand. Er kann nichts dabei profitieren, der Franke.“

„O vergib mir, mein Sohn. Es iſt alles wahr. Ich ſchwöre bei Gott! Vergib mir allen Schimpf des Baſtards! Alles: von Wirzburg an.“

„Gott? Wer weiß, was der dir iſt? Nein, ſchwöre bei deinem Götzen —: ſchwöre beim Reich.“

„Ich ſchwör' es bei dem Heil des Reiches! Es verderbe binnen Jahr und Tag, ſprech' ich falſch," rief Konrad, die Schwurfinger erhebend.

„Ich glaube dir. Und ich . . .: meine Mutter hat dir vergeben?"

„Viel tauſendmal."

„So vergeb' auch ich dir. Gib mir die Hand, Vater. Laß mich begraben neben dem da — neben Ernſt. Ich hatt' ihn lieb."

Und er atmete tief und ſtarb.

Nun ward es gar ſtill in dem Walde. — Die ſinkende Sonne warf ein blutrot Licht durch die dunkeln Tannen.

Zögernd erhob ſich der Kaiſer von den Knieen: er konnte das Auge nicht löſen von Werners edeln, durch den Frieden des Todes verklärten Zügen: „Oh, Mildtrud, ſo — im Sterben! — erkenn' ich deinen Sohn. Wie er ihr gleicht!"

Burchard ſuchte ihn leiſe fortzuziehen, hinweg von dieſem Anblick.

„O frommer Biſchof, nicht wahr, du willſt ſie nicht ſehn, die Frage, den Vorwurf gegen den Himmel in meinen Augen? Warum? Warum dies Ende? Die Schuldigen ſind ich und Erdmuthe, die Leidenden ſind Mildtrud und ihr Sohn. Warum? Iſt das die Gerechtigkeit Gottes?"

Burchard ſchob ihn ſacht gegen ſein Pferd hin: „Die Wege Gottes ſind unerforſchlich."

„So freilich ſcheint es!" meinte der Kaiſer bitter.

„Darum muß man glauben und nicht grübeln. Grübeln entzweit, Glauben befriedet mit Gott. Gottes Friede komme wieder über dich. Du brauchſt ihn. Denn du mußt weiter leben!"

„Für wen?“ Gar ſchmerzlich kam das!

„Du kannſt fragen? Du? Für das Reich!“

„Ja,“ ſprach der Kaiſer, ſich hoch aufrichtend, „und ich *will*. Und ich *werde*. Gott verzeihe mir und helfe mir dazu.“

„Amen!“ ſchloß der Biſchof.

Anhang.

Herzog Ernſt von Schwaben.

Ballade [1862].

Abdruck aus: Gedichte I. Bd. (XVI. d. Geſ.-Ausg.) S. 267.

„Mein Vater liegt im kühlen Grab,
Meine Mutter tät' ihn verſchmerzen,
Die einem neuen Gatten gab
Mein Land mit ihrem Herzen.
Nun iſt mein Richter — ihr Gemahl:
Der Waiſen Hort auf Erden,
Der Kaiſer ſelbſt mein Erbe ſtahl
Und nie kann Recht mir werden.

Geächtet bin ich und verbannt,
Gehetzt mit Horn und Hunden,
Ein Bettler irr' ich durch das Land,
Der Herzog der Burgunden!
Nicht Vater, Mutter, Weib noch Kind
Darf ich mein eigen nennen:
Die Wölfe ſind mein Hausgeſind,
Die in den Wäldern rennen.

Nur dich, mein Freund, dich hab' ich noch,
Mein Werner, du Getreuer,

Mir mehr als Reich und Scepter doch,
Als Erd' und Himmel teuer:
Drei Kronen ob der Kaiſer hält
Und Perlen und Juwele,
Mein iſt der reichſte Schatz der Welt: —
Denn mein iſt deine Seele.

Die Menſchen laſſen uns nicht Wahl,
Sie haben uns ausgetrieben:
Wir wollen ſie haſſen allzumal, —
Uns beide woll'n wir lieben." —
Der Herzog ſang's auf dem Falkenſtein,
Der ſchuttzerfall'nen Feſte,
Herr Werner kredenzt ihm Brot und Wein,
Die Eulen waren die Gäſte.

Dann deckt er ihn mit dem Mantel zu,
Dem einz'gen, den ſie hatten:
Der Kaiſerſohn ſchlief ein in Ruh'
Auf armen Binſenmatten.
Herr Werner zog den ſcharfen Stahl,
Hielt Wach' am Tor von ferne
Und hell, mit ihrem ſchönſten Strahl,
Liebkoſ'ten ihn die Sterne. —

So lebten ſie, vom Sturm umfegt,
Ein Leben weltverſchollen,
Wie oft im Wald ein Recke pflegt,
Dem Recht und Richter grollen.
Und jagt der eine Wild und Fiſch, —
Der andre ſchirmt die Feſte:
Der reiche Schwarzwald deckt den Tiſch
Dem Herzogſohn aufs beſte.

Und wer zurück vom Jagen kam,
Der ſollte ſpähn bedächtig,
Und ſchnell, wenn er Gefahr vernahm,
Ins Hifthorn ſtoßen mächtig,
Auf daß durch einen dunkeln Gang
Tief unter des Flüßleins Bette
Der andre Freund ſich waldentlang
Hinaus ins Freie rette.

Lang ungefährdet lebten ſie
Im dichten Waldgehege,
Und nur der blaue Häher ſchrie
Verſcheucht auf ihrem Wege. — —
Doch einſt kam Werner von der Pirſch
Im erſten Abenddunkeln,
Am Rücken trug er den jungen Hirſch: —
Da ſah er Helme funkeln,

Und ſechzig Reiter ſieht er dort
Herab den Eichbühl traben, —
Ihr Banner fliegt gebauſcht im Nord: —
Die Grafenfahn' von Schwaben.
Er ſtutzt: — da ſprengt Graf Mangold ſchnell
Zu ihm mit blankem Schwerte:
„Du biſt des Todes, Weidgeſell,
Verrätſt du unſre Fährte.

Auf, nehmt ihn in die Mitte feſt: —
Er ſtirbt, will er ſich rühren,
Und vorwärts auf das Felſenneſt,
Die Marder aufzuſpüren."
Und weiter leiſe trabt der Zug, —
Herr Werner ſpäht mit Sehnen, —

Da ſieht er an dem Mauerbug
Den jungen Herzog lehnen.

Und nach dem Horn greift er in Haſt
Und ſtößt darein mit Schallen:
„Flieh, Herzog Ernſt, flieh ohne Raſt!“
Laut ruft er's noch im Fallen.
Und Herzog Ernſt vernahm den Ruf
Und wandte ſich erſchrocken:
Und ſah zerſtampft von Roſſes Huf
Herrn Werners ſchwarze Locken.

Und ſah den Führer ziehn den Stahl
Rot aus Herrn Werners Herzen:
Er ſah's und ſchrie und ſprang zu Tal
Und ſchwang ſein Schwert in Schmerzen,
Vorüber am geheimen Weg, —
Herab den Fels, den Hügel, —
Hoch über Graben, Wall und Steg, —
Es war, als hätt' er Flügel.

Und „Werner!“ — ſchreit er jetzt am Ziel:
Da ſprach der Graf behende:
„Iſt das Herr Werner, der da fiel?
Dann iſt mein Amt zu Ende.
Der Kaiſer grollt nur ihm allein,
Der ihm dein Herz genommen,
Du aber ſollſt begnadet ſein,
Herr Herzog, und willkommen.

Du ſollſt das Herzogtum Burgund
Und des Vaters Erbe haben:

Ich bürg' es dir mit Hand und Mund,
Ich, Mangold, Graf von Schwaben."
„Ha, Fluch dir und dem Kaiſer Fluch!
Gebt mir Herrn Werner wieder!"
Und ſcharf durch Schild und Brünne ſchlug
Sein Schwert den Grafen nieder.

Und ſchlug den Bannerwart danach
Und ſchlug noch drei der Knechte,
Bis klirrend ihm die Klinge brach
Und riß das Bruſtgeflechte.
Da traf ein Speer: — die Knechte floh'n
Und ließen die Freunde ſchlafen: — —
Das iſt das Lied vom Kaiſerſohn
Und vom getreuen Grafen.

Fünfzig Jahre.

Ein Feſtſpiel in drei Bildern

von

Felix Dahn.

Leipzig
Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel
1903.

Alle Rechte,
insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.

Perſonen:

Germania.
Badenia.
Die Geſchichte.
Der Dorfgeiſtliche.
Der Dorfſchulze.
Spielleute.

Bauern und Bäuerinnen des Schwarzwalds.
Badiſche Soldaten (Fußvolk).

Ort der Handlung:

I. Bild: Ein Dorf im Schwarzwald.
II. Bild: An der Liſaine.
III. Bild: Am Rhein in Baden.

Zeit der Handlung:

Bild I und II: 1870/71; Bild III: 1902.

I. Bild:

Ein Dorf im Schwarzwald.

Links vorn (rechts und links von der Bühne aus gedacht) das Wirtshaus, rechts gegenüber das Haus des Hochzeiters, im Hintergrund auf Stufen erhöht, die Kirche: alle Gebäude festlich geschmückt. Vor dem Aufgehn des Vorhangs hört man die letzten Orgelklänge der Trauungsfeier in der Kirche; nach Aufgehn des Vorhangs öffnet sich das Tor der Kirche und heraus flutet, die Stufen herab, der Hochzeitzug: der Geistliche, das getraute Paar, dessen Eltern, der Hochzeitlader, Kranzjungfern, Kranzherren, andre Bauern und Bäuerinnen, Spielleute. Zugleich wird von links hinten der hochbeladne Brautwagen mit Betten, Spindel, Wiege in das Haus des Hochzeiters (hinter dasselbe) geschoben (nicht von Pferden gezogen). Alle umstehen bewundernd den Wagen, bis er verschwunden.

Bräutigam (zu den Spielleuten): Nun spielt, daß sich von selbst die Füßlein lupfen!
Spielt einen echten Schwarzwald-Ländler auf!

Musik (vielleicht den Walzer aus dem Freischütz?). Tanz.

Halbchor der nicht tanzenden Mädchen.
Schauet im festlichen Glanz
Schauet wie flattert im Tanz
Lustig der bräutliche Kranz!
Halbchor der nicht tanzenden Bursche.
Unsre Mädels, die können sich zeigen!
Wie führen bei Fiedel und Geigen
Sie so hurtig den fröhlichen Reigen!

} Nötigenfalls zu wiederholen.

Ende von Tanz und Gesang.

Bräutigam: Ja, lustig sind wir all'. Der Lustigste
Bin aber ich. (Er umarmt die Braut.) Und daß ich's bin,
Daß ich mit graden Gliedern stehen hier

Und tanzen, ja und Hochzeit machen kann, —
Wem dank' ich's — nach dem lieben Gott!? — Allein
Dem güt'gen Herrn, dem guten Großherzog!
Als mich im Sturz die Rieſentanne traf, —
Verloren ſchien ich, Arm und Bein kaput!
Da kam des Wegs der Großherzog gefahren
Und hat mich in dem eignen Wagen mit
Nach Karlsruh' genommen, dort mich pflegen
Und heilen laſſen, daß ich heute tanze!
Käm' doch ein Tag, da ich's ihm lohnen kann!

Der Geiſtliche: Und ohne ihn wärſt du auch nicht getraut
In jenem Kirchlein, das der Blitz verbrannte.
Denn wir ſind arm; wir konnten's neu nicht bau'n.
Er hat's gebaut! Und jeder Glockenſchlag,
Der ſilbern daraus auf gen Himmel tönt,
Dankt ihm dafür. Ja, wahrlich Gottes Segen
Ruht ſichtbar auf dem Land, ſeit er drin herrſcht: —
Aus vielen Wunden blutend fand er's vor, —
Sie ſind geheilt und rings erblüht Gedeihn.

Alter Bauer: Ja, ſell is gwiß! Schaut auf die goldnen Ähren!
Kaum je ſo reich wie dies Jahr trug das Feld.
Es iſt, als lohne Gott dem milden Herrn
Wo der's am liebſten ſpürt: an ſeinem Volk.

Zweiter Bauer: Ja, wenn der Herr nur dieſen Fürſten und
Den Frieden uns erhält. Jüngſt war ich in
Der Stadt: da hört' ich viel von Kriegsgefahr,
Daß die Franzoſen woll'n ins Land uns brechen!

Ganz alte Frau (an der Krücke): O Himmel, nur kein Krieg! Die Mutter hat
Mir oft erzählt, wie arg, wie ſchrecklich arg
Der Feind im Land gehauſt.

Bräutigam: Ei, laß ſie kommen!
Mir iſt nicht bang, wenn wir zuſammenhalten!
Und diesmal werden wir's gewiß, ſo heißt's:
Die Preußen und die Bayern und wir Badner,
Und all' die andern. Ah, ich ſelber ginge
Getroſt von meinem jungen Weib und Herd,
Rief' mich der Großherzog zum Schutz des Lands!
Braut: Ich möcht' den Tropf nit, der zu Hauſe bliebe.

Umarmung. Trommelwirbel links hinter der Scene.

Geiſtlicher: Horch! Was iſt das?
Alter Bauer: Ei unſre alte Trommel!
Schon lang iſt's her, daß man ſie raſſeln hörte.
Braut: Iſt's Feuerlärm?
Bräutigam: Nein, der geht anders. Das
Iſt Sturm! Alarm!

Bewegung gegen den Hintergrund.

Mehrere: Was iſt's? Was kann's bedeuten?
Bräutigam: Da ſchaut! Da kommt der alte Dorfſchultheiß
Im weißen Haar gelaufen.

Der Dorfſchulze (von rechts hinten) den Schulzenſtab in der Hand, ein entfaltetes Schreiben mit großem Siegel in der Linken, hinter ihm ein Bub mit einer gewaltigen Trommel.

Schulze: Horcht auf! Horcht auf, ihr Männer all' und Weiber!
Den Krieg hat der Napoleon uns erklärt.
Mobil gemacht iſt unſre Diviſion!
Der Großherzog — er ruft. Hier ſeht das Schreiben!
Verkünden ſoll ich's rings in der Gemeind'.
Auf, zu den Waffen!
Alle Männer: Zu den Waffen, auf!
Ein junger Burſch: Hei, jetzt gibt's Krieg!
Der Geiſtliche: Frohlocke nicht darüber!

Du ahnſt nicht, was uns droht!
Den Frau'n ſogar! Ein Gottesurteil iſt
Ein jeder Krieg. Weh, wenn die Turko-Horden
Einbrechen in das friedlich heitre Land.

Bräutigam: Sie ſollen nicht! Nicht wahr, ihr Kameraden?

Alle (vortretend, zuſammen): Sie ſollen nicht! Wir laſſen keinen durch!

Bräutigam: Gelobt's! Wir ſtehen jeder für den andern.
Wir ſtehen feſt für Weib und Kind und Herd.
Nicht fremdes Gut begehren wir: wir ſchützen
Das Vaterland und unſer gutes Recht.

Alle Männer im Chor (Rütli!) wiederholen die letzten drei Zeilen.

Schulze: Der Großherzog wird ſelbſt das Heer begleiten,
Er teilt der Seinen Schickſal und Gefahr.

Der Geiſtliche: Heil ihm und Sieg! Der Herr wird für euch ſtreiten,
Bewahrt ihr, — fromm wie er! — die Gottesfurcht.
Wenn Gott es will, wird auch nicht ein Franzoſe
Betreten unſer Land, nicht überſchreiten
Den Rhein.

Bräutigam: Zum Rhein! Zum Rhein!
Wir alle wollen Hüter ſein.

Während die Männer, die Wacht am Rhein ſingend, abziehen, fällt der Vorhang raſch.

II. Bild:

An der Liſaine.

Schlachtfeld. Wald, Eis und Schnee vergrabne, ſtarrende Winterlandſchaft. Links zieht ſich von hinten nach vorn — nicht ganz die Hälfte der Bühne abſchneidend — ein Schützengraben mit niedrigem, ſchneebedecktem Wall: Die Soldaten liegen und ſtehen in dem Graben, die Gewehre auf dem Wall auflegend, andre ſtehen links auf dem Wall ſelbſt. Die unſichtbar bleibenden Franzoſen werden rechts hinter den Couliſſen angenommen. Vor Aufgang des Vorhangs fallen einzelne Gewehrſchüſſe von rechts, von den Franzoſen, her; unmittelbar vor dem Aufgehen eine ſtarke Salve.

Während der folgenden Scene gibt hin und wieder, aber nicht zu oft und nie, während geſprochen wird, ein Soldat nach langem Zielen einen Schuß ab.

Badiſches Fußvolk in Menge (der Bräutigam als Feldwebel darunter) in ſteter Bewegung der nicht im Graben liegenden.

I. Soldat: 's iſt bitter kalt. Mir friert das Herz noch ein.

Feldwebel: Nun, die Franzoſen heizen uns doch ein.

Schüſſe.

II. Soldat: So geht es nun ſchon ſeit drei Tagen fort. Wer nicht erſchoſſen wird, erfriert beinah.

Feldwebel (rüttelt den III. Soldaten, der ganz vorn mit ausgebreiteten Armen vornüber gebeugt regungslos auf dem Grabenwall liegt. He, Jockele, was iſch' mit dir? Biſch tot?

III. Soldat: Noi! Schlafe hab i nur a bißl müſſ'n.

Schüſſe der Franzoſen.

Feldwebel: Bei all dem Schießen! Haſt a gutes G'wiſſen!

I. Soldat: Hör' aber! Recht lang halt i's nimmer aus.

Feldwebel: So lang halt doch wie die Franzoſen drüben!

IV. Soldat: Der Hunger und die Kälte und das Krachen!

Kanonenſchuß.

V. **Soldat** (wankt verwundet von rechts herein, ſich ſchwer auf das Gewehr ſtützend):

Ich kann nicht mehr. Das traf! Die Bruſt!

ſinkt auf den Wall.

VI. **Soldat** (ebenſo von rechts): Gebt's auf! Zurück! Wir können uns nicht halten.

VII. **Soldat** (ebenſo): Es ſind zu viel! Sind drei, ja vier auf einen.

Die Unſern fallen Mann auf Mann.
Ach, unſre Kompagnie, ſie iſt geweſen!
Tot oder wund ſind alle Offiziere.

Feldwebel: So führ' ich euch, ſo gut ich's eben kann.

II. **Soldat** (ſpringt auf den Wall, ſpäht mit vorgehaltener Hand nach rechts).

Und ſchaut, Verſtärkung noch für die Franzoſen!
Ein ganzes Bataillon! In dichten Haufen!
Und grad auf uns!

Starkes Schießen, ein Kanonenſchuß.

III., IV., V. **Soldat**: Zurück! Zurück! Hier ſind wir all' verloren

wollen nach links ab.

Feldwebel (wirft ſich ihnen entgegen): Halt, Kameraden, bleibt! Nicht von dem Fleck!

Den ſtech' ich nieder mit dem Bajonett,
Der weichen will!
Habt ihr vergeſſen, wie ihr dort vor Straßburg
Habt zugejauchzt dem Großherzog, als er
Euch lobte! Wollt ihr täuſchen ſein Vertrau'n!
Hier iſt der Ort, und heute iſt der Tag,
Ihm wacker zu vergelten ſeine Güte.
Und — meine Schwarzwälder! —
Du Sepp, du Hannesle, du Jockele,
Habt ihr vergeſſen, was wir all' gelobt

Damals beim Aufbruch aus dem Heimatdorf:
„Wir laſſen keinen durch! Wir ſterben lieber!“
Soll'n denn die Feinde ihre Rachewut
Austoben in den ſtillen Schwarzwaldhütten?
Denkt eurer Frau'n, der blondgezopften Mädchen!
Gebt ihr ſie preis?

Viele Soldaten: Nein! Lieber woll'n wir ſterben.

Feldwebel: Ihr ſollt nicht ſterben; ſiegen ſollt ihr!
Hört:
Nicht weichen, aber auch nicht ſtehen bleiben.
Denn hier ſind wir verloren. Vorwärts drum!
Zum Angriff auf die Welſchen. Blaſ' Horniſt!
Das Bajonett gefällt! Zum Sturm! Laß ſeh'n,
Ob ſie uns ſtehen, Aug' in Auge! Drauf!
Nur eine Salve noch. (Salve) Nun nicht mehr ſchießen!
Drauf mit Hurra!

Alle ab mit Hurra. Sturmblaſen.

V. Soldat (ſteigt mit Anſtrengung auf den Wall, blickt ihnen nach):
Sie dringen vor! Es weichen die Franzoſen!
Sie flieh'n! Sieg! Sieg! Nun mag ich freudig ſterben,
Gerettet biſt du, teures Heimatland!

Sinkt nieder. Vorhang fällt raſch.

III. Bild:

1902 Daheim.

Scene: badiſche Rheinlandſchaft (oder das Heidelberger Schloß?) im Hintergrund, durch Vorhang verdeckt; vorn (kurze Bühne) Waldcouliſſen.

Badenia. Die Geſchichte.

Badenia: Oh ernſte Muſe! Dieſe dreißig Jahre,
Wie vieles gaben ſie dir zu verzeichnen
Von meinem ſchönen Alamannenland!
Von jener Mordſchlacht dort an der Liſaine
Bis zu des Heute froher Gegenwart.
Geſchichte: Jawohl, die Tage jenes Januar,
Da deine Söhne todesmutig ſtanden
Und ſtarben, wo ſie ſtanden, unverdrängbar, —
Es ſind ja auch die Tage von Verſailles.
Und wichen dazumal die Deinigen
Dann gab es nicht im Spiegelſaale dort
Das Schauſpiel, das mit goldnen Worten ich
Verzeichnet hab' in meinem Buch der Ehren.
Mit beſtem Recht ſtand deshalb euer Fürſt
Zunächſt am Thron, am neuen Kaiſerthron,
Des Kaiſers Eidam und ſein treuſter Helfer.
Badenia: Und was nicht alles hat ſeit jenem Tage
Der edle, milde Fürſt gewirkt im Land!
Schau um dich her, denn deinem hellen Auge
Darf nichts entgehn; nicht nur des Krieges Lorbeer, —
Des Friedens ſegenvollen Erntekranz
Beſchaue, den ſo dicht ein Menſchenalter
Seitdem er flechten half. Er emſiger

Als irgend wer im Land. Schau ringsumher:
Die Kirchen ſtehn in ſeinem ſtarken Schutz,
Mit freier Lehre blüht die Wiſſenſchaft,
Die Kunſt geht nicht leerhändig von dem Thron,
Blank iſt der Schild der Richter und des Rechts,
Der Kaufmann darbt nicht und der Bauer nicht
Und ſcharf geſchliffen glänzt das Schwert des Heers.
Die Wohlfahrt aller will er gleichermaßen,
Auch derer, die ihm trotzig widerſtehn;
Und jedes Weh, das er nicht heilen kann,
Fühlt mit ſein weiches Herz.

Geſchichte: Ja, das bezeug' ich!
Und nicht zum mindſten rühm' ich das an ihm,
Daß er dem eiteln Herrſcherwahne fremd,
Es ſei ſchon alles gut beſtellt im Land:
Daß manches noch der Beſſ'rung harrt, — er weiß es!
Gar oft hat feiler Schmeichler Mund entweiht
Das Wort von eines Fürſten „Vaterherzen"
— Glaub' mir: viel hätt' ich davon zu erzählen! —
Hier aber iſt das heilge Wort nicht Lüge,
Was er vermochte, tat er für ſein Volk
Und was er nicht vermochte, ſchmerzt ihn tief.

Badenia (freudig): Dank für dies Wort: — dies Lob aus deinem Munde!
Laut wird's im Land und freudig widerhallen.
Sprich, welchen Lohn wird ihm die Zukunft bringen?

Geſchichte: Sein höchſter Lohn ward das Bewußtſein ſchon
Der treu erfüllten Pflicht.

Badenia: Und ſeines Volkes Dank!

Der Mittelvorhang fällt; im Hintergrund die verhüllte Büſte des Großherzogs auf hohem Geſtell.

Germania (einen Eichkranz auf dem Haupt, tritt vor):
Nicht ſeines Volkes, ſeines Landes nur, —
Auch mir gehört er an.

Badenia, Geſchichte zuſammen: Germania!

Germania: Germania, ja die dankerfüllte Mutter,
Die ſtolz auf dieſen Sohn und ſeine Treue,
Der Beſten einen, die mir je gedient.
Er hat in langen Jahren meiner Leiden,
Da gar viel' andre mich verleugneten,
Mit feſter Hand getragen mein Panier,
Drum wirſt du (zur Geſchichte) ſeinen Namen immerdar
Mit jenen nennen, den Unſterblichen,
Die mir zu Recht und Ehre wieder halfen:
Mit Kaiſer Barbablanca, Bismarck, Moltke;
Du ſollſt den drein als vierten ihn geſellen,
Friedrich von Baden, dem zu ew'gem Dank
Ich meinen eignen Eichenkranz vom Haupt
Mir löſe, ihn damit zu ſchmücken.

(Die Hülle der Büſte fällt, ſie tut nach den Worten.)

So lange Dank in deutſchen Herzen ſchlägt
Heil Friedrich dir: der Deutſche ſollſt du heißen!

Alle drei: Heil Friedrich dir, der Deutſche ſollſt du heißen!

Die badiſche Volkshymne fällt ein. Vorhang fällt langſam.

Meine welſchen Ahnen.

Kleine Erzählungen

von

Felix Dahn.

Leipzig
Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel
1903.

Alle Rechte,
insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.

Vorwort.

Der Vater meiner Mutter war Franzoſe: Monſieur le Gay hieß er und war Kapellmeiſter am Hofe des Königs Jérome zu Kaſſel: mit deſſen Sturz verlor er ſeine Stellung: ſonſt weiß ich nichts von ihm und gar nichts von ſeinen Vorfahren.

Ich habe aber oft in meinem langen Leben den Einfluß jener Tropfen — 25 vom Hundert — romaniſchen, franzöſiſchen — Blutes auf meine Gedanken und Gefühle, zumal auf die Art ihrer Äußerung, zu verſpüren geglaubt. Und gar manche Nacht hab' ich mich vor dem Einſchlafen mit den Vorſtellungen beſchäftigt, was wohl alles dieſe meine welſchen Ahnen in Gallien und anderwärts möchten erlebt, was ſie an guten oder auch ſchlimmen Anlagen und Neigungen ſeit etwa zwei Jahrtauſenden auf mich möchten vererbt haben. Schlief ich dann unter ſolchen Phantaſien ein, ſo pflanzten ſie ſich oft in meine Träume

fort, nicht ohne Einwirkung meiner jeweiligen geſchichtlichen Forſchungen und meiner Dichtungen. Einiges von dieſen Träumen über jene Ahnen im ſchönen Weſtland und aus ſeiner reichen Geſchichte will ich hier erzählen.

I.

Im Jahre 58 vor Chriſtus diente in der zehnten Legion unter dem Prokonſul Cajus Julius Cäſar in Gallien der Centurio Marcus Manlius Gaudioſus: ſein Geſchlecht ſtammte aus den Bergen der Samniten. Als die meiſten im römiſchen Lager vor den Germanen Arioviſts bangten — die oft von ihm geſchlagenen Gallier hatten ſie ins Ungeheure ausgemalt! — erklärte der Feldherr, er werde mit der zehnten Legion allein zum Angriff ziehen. Das half: alle folgten. Der Markomannenkönig ward geſchlagen: auf der von Cäſar ſelbſt geführten ſchonungsloſen Verfolgung — fünf Milien weit, bis an den Rhein — kam der Centurio dazu, wie ein numidiſcher Reiter zwei fliehende Frauen niederhieb: ihr Blut rötete die gelben ſuebiſchen Haarſchweife: es waren die Frauen des Königs. Schon hob der Afrikaner das Schwert gegen ein junges Mädchen, das vor beiden lief: Gaudioſus ſprang hinzu, hob den Schild über die Knieende und verſcheuchte den Unhold. Er brachte die Gefangene — Ariobertha hieß ſie und war des Königs Tochter — dem Feldherrn. Der belobte ihn. Viele Jahre ſpäter, auf dem Blachfeld bei Pharſalus, drohte Cäſar ſein Glück zu verlaſſen: germaniſche Reiter — Sugambern — retteten ihm die wankende Schlacht: aber Sunno, ihr Führer, ſtürzte mit dem durchſpeerten Roß: Gaudioſus trug ihn auf dem Rücken aus dem Ge-

fecht: ein Pfeil, zwei Pfeile trafen ihn: er ließ nicht ab bis der Wunde gerettet war: Cäsar hatte es mit angesehen. Nach dem Frieden schickte er den Samniten mit ehrenvollem Abschied als Kolonisten nach Gallien, wo ihm ein ausreichend Gütlein, reich an köstlichen Reben, angewiesen ward — an dem herrlichen Rhone bei Arles[1]. Dieses bescheidene Besitztum, im Lauf der Zeiten gebessert und erweitert, blieb die wirtschaftliche Grundlage des Geschlechts durch die Jahrhunderte. Der Centurio, noch ein voll rüstiger Mann, nahm zum Weibe die Tochter seines keltischen Nachbars Lugótorix: Eponocea hieß sie, und war schön in ihren wie Feuer glühenden roten Haaren: daher vielleicht waren die Kinder und Enkel des ganz schwarzhaarigen und schwarzäugigen Samniten nicht auch schwarz, sondern braunlockig und grau in den Augen: „grün" meinten und meinen Abgünstige häufig! Auch ein um ein klein bißchen zu kurz geratenes Näslein, das vorn steil abfiel, und neugierig in die Welt guckte, hatte die schlanke Eponocea in das Geschlecht mit eingebracht: aber auch kleine Gliedmaßen und die Abneigung gegen alles Plumpe und Rohe an Leib und Seele.

II.

Weder Trägheit noch Vergeudung eigneten dem Ahnherrn und den Folgern: so erwarb der Enkel schon durch den Gewinn aus dem eifrig gepflegten Rebgarten auch in der Stadt Arles ein kleines Haus und ward Bürger dieser Civitas.

---

[1] Nicht etwa bei Tarascon!

In der Folgezeit ſchloſſen die römiſch-keltiſchen Miſchlinge auch wohl wieder mit Keltinnen Ehebündniſſe, aber doch viel häufiger mit römiſchen Provinzialinnen: und die Kelten in jener Südlandſchaft wurden ja ſelbſt immer mehr romaniſiert: — ſo blieb das Römiſche in dem Geſchlecht weit überwiegend.

Auch die römiſche Geſinnung: als während des Bürgerkriegs zwiſchen Otho, Vitellius und Veſpaſian im Jahre 69 bei der Erhebung der (germaniſchen) Bataver gegen Rom ein großer Teil der keltiſchen Gallier ſich ebenfalls gegen die römiſche Herrſchaft empörte mit lärmenden, großſprecheriſchen, theatraliſchen Veranſtaltungen und als die Rebellen in der „Campania“ vor den Toren von Arles Publius Gaudentius aus ſeinem Garten, in dem er friedlich die Wildlinge der Obſtbäume veredelte, hinweg mit zum Aufſtand fortreißen wollten, ſchüttelte er den grauen Kopf und ſprach: „Ich bin Römer, und ihr ſeid galliſche Komödianten. Weh euch, ertönt hier wieder die Tuba der Legionen.“ Sie ſchlugen ihn tot auf dem Fleck, aber bald darauf war das prahleriſche „Großreich Gallien“ in Schaum zerſtoben.

III.

Jedoch nicht nur am römiſchen Staat, auch an den römiſchen Göttern hielten ſie treu, die Gaudioſi.

Als unter Conſtantius, dem Sohne Conſtantins, die Tempel geſchloſſen und die Opfer verboten wurden, wie im ganzen Reich ſo in Gallien, geriet Felix Gaudioſus in Verdacht bei dem Archipresbyter von Arles: deſſen Späher überraſchten ihn wie er in ſeinem ſchönen Reb- und Oliven-

Garten am Rhodanus dem Genius Loci ein Rauchopfer darbrachte: einer der Kirchendiener ſprang hinzu und ſtieß die Räucherſchale in das Feuer: Felix ſchlug ihn nieder mit der Fauſt. Schlimm wär es ihm ergangen vor dem Tribunal des Judex zu Arles: aber da trat während der Verhandlung von der Straße her vor die „Cancelli“ des Gerichts ein Mann, dem der Kriegermantel das Haupt und die Stirn bedeckte: er hörte aufmerkſam zu und als der Richter das Urteil fällen wollte, rief jener: „Halt ein! Es wird keiner mehr geſtraft in meinem Gallien, weil er den Göttern dient und ihre Altäre ſchützt.“ Und ſchlug die Kapuze zurück: es war der Cäſar Julian. „Felix Gaudioſus heißeſt du, wie der Ankläger ſprach? So ſei denn ‚glücklich‘ und ‚freudig‘ immerdar, tritt her zu mir und folge mir fortan.“ Und er folgte ihm getreulich — als einer ſeiner Leibwächter.

Bevor ſie Arles verließen, verriet er dem Cäſar, daß der Archipresbyter, der das Nackte zu ſehen nicht ertragen konnte, befohlen hatte, eine wunderſchöne marmorweiße Venus in ihrem — nun geſchloſſenen — Tempel zu zerſchlagen: Julian ſtellte Wachen auf, die Göttin zu ſchützen.

Noch heute lebt ſie im Louvre zu Paris. —

Nach kurzem Abſchied von Weib und Kindern — der Cäſar verſchmähte dabei nicht, im wohlgepflegten Rebgarten einen Becher des dunkeln Rhoneweins zu leeren — folgte der ‚Satelles‘ dem Feldherrn.

Er ſollte nicht mehr zurückkehren: zwar bei Straßburg kam er noch mit einem alamanniſchen Schwerthieb König Chnodomars davon, aber in Perſien waren es der Pfeile zu viele, die er für den vom Roß geſtürzten Imperator auffing.

IV.

Der jüngere seiner Söhne, Secundus, erregte Merksamkeit und Beifall des gefeierten Dichters Ausonius, der ebenfalls Weingüter bei Arles eignete: der reiche, vornehme Herr hörte den Nachbarsohn durch die Olivenhecke, welche die Güter schied, hindurch, seine noch gar jugendlichen Hexameter laut deklamieren: die zweifellose Formbegabung zog den sachkundigen Gönner an: er lud den fast noch knabenhaften Braungelockten ein, ihm zu folgen, in seiner Nähe zu lernen: „zumal zu leben", meinte er: „die Daktylen und Spondeen fließen ja schon ganz fehlerlos. Aber der Inhalt! Hier unter seinen Reben, Mandeln und Oliven erlebt der Junge nichts, Matrona Constantina: gebt ihn mir, bei mir in meinem schönen Hause zu Bordeaux, unter meinen Freunden, den Rhetoren und Philosophen, wird er allerlei Inhalt in sich aufnehmen." Aber in Bordeaux erlebte der Jüngling auch in den nächsten zwei Jahren nichts: ganz wo anders im dritten Jahr: — in Alamannien, am Bodensee.

Da fingen die Römer eines Morgens, dicht beim trauten Friedrichshafen, das aber damals noch nicht stand, ein ganz junges Ding: schöne rote Haare hatte es, war gar trutzig und schnappig und hieß Bissula, das will sagen „die Kleine". In dieses anmutige Hexlein verliebte sich der ganze Generalstab des kaiserlichen Heeres: — die niederen „Chargen" nicht gerechnet. Vor allem Ausonius, der alte Herr, auf dessen Beuteteil sie — zu ihrem Glück — gefallen war. Aber noch viel heftiger jung Secundus. Der Alte machte viele Verse auf das Schwabenkind: sie sind erhalten: viel schönere auf sie machte Secundus, — jetzt hatten die glatten Rhythmen „Inhalt" gewonnen —

er ward an ihr wirklich zum Poeten: leider ſind ſeine nicht erhalten. Am Ende ſah der grauhaarige Auſonius ein, daß er für das Kind doch zu „väterlich“ ſei und da er in einem jungen alamanniſchen Helden ihren — mehr angemeſſenen — Schatz entdeckte, gab er ſie ihm großherzig frei. Das ging Secundus nah, ſehr nah. Natürlich hatte das Mädel längſt entdeckt, wie es um ihn ſtand. Da er aber nie zudringlich oder derb wurde, wie wohl die andre römiſche Jugend im Lager, die Gefangene vielmehr gelegentlich gegen plumpe Scherze ſchützte, und auch nicht gerade garſtig war, iſt ſie ihm recht gut geworden. So ſprach ſie vor der Trennung, als ſie allein mit ihm im Zelte des Auſonius war: „Secundusleín, biſt kein übler Bub. Nun leb wohl. Da haſt du was zum Dank und Abſchied.“

Erglühend ſpitzte er den kleinen Mund.

Aber ſie gab ihm einen Naſenſtüber und hüpfte lachend aus dem Zelt.

Von dieſem Naſenſtüber mußte nun der Arme leben und dichten!

War doch wohl zu wenig Inhalt: drum iſt er auch kein Klaſſiker worden.

V.

Da der ältere Bruder kinderlos ſtarb, ward dieſer Secundus der Stammhalter der Familie. Sein Sohn Magnus geriet in die ſtürmiſchen Zeiten, die zu Anfang des V. Jahrhunderts gerade Südgallien beſonders heimſuchten: auch über das Stadthaus der Gaudioſi zu Arles

und die kleine Villa vor den Toren brauſten ſie wild dahin.

Wiederholt erhoben ſich Anmaßer, empörte Feldherren, gegen Kaiſer Honorius und bekämpften ſich untereinander, wie den Imperator: Arles ward von den Kaiſerlichen verloren und von hunniſchen Söldnern des Anmaßers Jovinus erobert.

Da wirkte es wie eine Wohltat, als in dieſen Landen die gefürchteten „Barbaren“, die Weſtgoten, erſchienen, welche ihr jugendlicher und ſchöner König Ataulf aus Italien nach Gallien geführt hatte, dort endlich die lang geſuchte ruhige Heimat — eine ‚quieta patria‘ — zu finden. Der König war damals — nicht gar lange ſollte es währen! — Verbündeter des Imperators und ſuchte die Stadt für dieſen wieder zu erobern. Schwer litten unter den Belagerungsarbeiten die Villen und Güter vor den Mauern, auch die Villa Gaudioſa, wohin Magnus, treu kaiſerlich geſinnt, mit den Seinen aus dem Stadthauſe gewichen war.

Er war noch nicht vermählt: nur mit jüngeren Geſchwiſtern hauſte er als ihr Vormund zuſammen. Das Herz tat ihm weh, wie er Tag um Tag mit anſehn mußte, wie die Goten und die „Honorianer“ ſeine Oliven- und Kaſtanien-Bäume fällten, ihre Belagerungsmaſchinen daraus zu bauen und dann dieſe auf breiten Rädern über ſeine Felder hin wider die Mauern wälzten, gegen die ſie doch wenig ausrichteten. Nachdem er wochenlang ratlos unter ſolcher Verwüſtung gelitten, faßte er ſich eines Tages ein Herz und ſuchte den Goten-König auf, der in der viel glänzenderen Nachbarvilla des Auſonius — ſie ſtand leer, war verlaſſen — Quartier genommen hatte, neigte ſich und ſprach:

„Herr König, mit Vergunſt, ſo geht das nicht fort.

Ihr verliert Zeit und Krieger und wir verlieren alles und die Stadt fällt nicht. Ich will Euch aber die Stadt in die Hände liefern: denn ich bin dem rechtmäßigen Kaiser getreu und ich haſſe die hunniſchen Söldner hinter jenen Mauern, hab' ich doch unter dem Magiſter militum Stilicho gekämpft bei Florentia gegen Rhadagais, das Ungetüm. Und dieſe Panzer-Ehrenſcheibe hier aus der Hand des Feldherrn ſelbſt erhalten."

Da ſprach kopfnickend, daß die blonden Königslocken wallten, Herr Ataulf: „Eine Ehrung durch Stilicho? Keine beſſere Empfehlung gibt's! Öffneſt du mir die trotzige Stadt, will ich dir allen Schaden reichlich erſetzen, den dein Gut — wohl hab' ich es geſehen! — erfahren hat in dieſen Wochen."

„Ich aber," ſprach da Frau Königin Placidia, hinter dem Vorhang des Atriums hervortretend, — ſie war das ſchönſte Weib des Abend- und des Morgen-Reichs — Magnus hatte ſie noch nie geſehen: er ſank wie vor einer Göttin auf die Knie —: „ich gebe dir noch viel köſtlicheren Lohn, nicht Geld. Denn ich habe dein Herz durchſchaut in dieſen Wochen", lächelte ſie anmutig und hoheitvoll.

Der junge Römer errötete über und über: „Sie hat mich ja noch nie geſehen," dachte er, aber er ſchwieg.

Und der König verſprach nun, in allen Stücken zu tun, wie ihm Magnus raten werde. Am ſelben Tage noch hoben die Goten die Belagerung auf, brachen ihre Zelte ab und zogen gegen Weſten, gegen die Pyrenäen zu: denn ſie hatten, ſo hieß es, vom Kaiſer ſtatt Galliens Spanien erhalten: bald waren ihre letzten Reiter in dem nahen Pinienwald verſchwunden.

Die Hunnen in der Stadt freuten ſich gar ſehr, denn Hunger und Durſt hatten ſich längſt bei ihnen eingeſtellt:

aber vorsichtig unterließen sie es, die fest geschlossenen Tore zu öffnen und etwa den Weichenden zu folgen, deren Übermacht sie im offenen Felde nicht gewachsen waren: auch um zu plündern wagten sie sich nicht aus den Toren: sie befahlen nur durch ein paar Herolde den Villenbesitzern, Bauern und Winzern vor den Toren, vor allem Wein, dann aber auch andre Lebensmittel in Menge auf Wagen in die Stadt zu schaffen unter Bedrohung mit grausamen Todesstrafen. Seufzend, aber gehorsam übernahm Magnus die Lieferung für alle Villen und Güter auf der Westseite der Stadt und so fuhren denn am folgenden Morgen an zwanzig Wagen an, jeder mit vielen Rindern bespannt und schwer mit Wein-Schläuchen und Mehlsäcken beladen, zum Schutz gegen den Regen mit Lederhäuten überspannt. Vor dem Westtor angelangt machten die Fuhrleute Halt und riefen unter Peitschenknallen die Hunnen herbei. Gierig, zungenschnalzend begrüßten die Ausgehungerten und Durstenden den Anblick, eilfertig liefen sie an das Tor, öffneten und ließen die vordersten Wagen ein: Magnus blieb im Tore stehen und zählte: vier Gefährte waren herein: da blieb das fünfte — schwerste, so schien es — im Tore stecken: vergeblich suchte Magnus, es vor- oder rückwärts schieben zu lassen: weit sperrte es die beiden Torflügel auseinander: „Da muß man abpacken!“ rief Magnus und schlug zweimal in die Hände: sieh, da sprangen auf den Wagen unter den Decken hervor waffenklirrende Männer, dann herab von den Wagen und schwerterschwingend unter die überraschten Mongolen: die flohen nach kurzem Widerstand: denn immer mehr gotische Helme entpuppten sich aus den Schläuchen und Säcken: die Erschrockenen flohen zum Osttor hinaus, während von dem Pinienwalde her der König die Hauptmacht zurück und in die Stadt führte.

Er nahm für die Nacht mit Placidia Quartier in dem Stadthaus der Gaudioſi.

Am andern Morgen, als Magnus vor dem Paare ſtand, ſprach die Königin: „Übel haben ſie gehauſt, die Barbaren, hier in dieſem Speiſeſaal und da hinten im Cubiculum. Der Herr König wird dir das Geld geben zur Herſtellung. Aber ein leeres Haus gedeiht nicht: es will in Ordnung gehalten ſein: es bedarf der Hausfrau und dieſe ſchenkt dir Placidia.“

Und griff hinter den Vorhang und führte hervor ein gar holdes blondes Mädchen: das errötete über und über — aber Magnus kaum weniger. „Ihr habt mich nicht vermerkt,“ lächelte Placidia, „all dieſe Wochen, wann ihr hinter der dichten Myrtenhecke plaudertet: — plaudertet! Meine Adalgotho! mehr hab' ich ja nicht geſagt! — ich aber ſah hinter dem Vorhang der Loggia hervor auf euch herab. Möge die Ehe des Römers mit der Gotin ſo gut ausfallen wie die des Gotenkönigs mit der Römerin!“

Und ſo geſchah's, daß auch gotiſch Blut überging in das Miſchgeſchlecht der Gaudioſi.

VI.

Vierzig Jahre ſpäter war's: drei Söhne waren Magnus nachgefolgt: Aulus, Cajus, Lucius: dieſer letzte, noch ein Kind, blieb in der Obhut der Mutter zu Arles, während die beiden älteren von Aëtius zu dem Heer aufgeboten wurden, das neben den Weſtgoten dem furchtbaren Attila entgegenzog, deſſen Scharen bereits den ganzen Nordoſten von Gallien überflutet hatten: die rauchenden Trümmer

von Metz, Reims, Châlons und Sens bezeichneten seinen Weg: im Mai langte er vor der starken Festung Orleans an: er verlangte die sofortige Übergabe, sonst werde nach dem Sturm alles Leben in der Stadt ausgetilgt.

Aber die Verteidigung leitete der ausgezeichnete Bischof Anian: er war von Arles zurück, wo er sich von Aëtius auf die Reliquien und von dem Westgotenkönig Theoderich auf das Schwert hatte eiden lassen, allerspätestens am Tage Johannis des Täufers — dem 24. Juni — würden sie mit ihren Heeren zum Entsatz von Orleans eintreffen. Mit diesem Versprechen hielt der Bischof immer wieder den Mut der hart bedrängten Verteidiger aufrecht, unter denen nach der Einschließung von sechs Wochen Hunger und Seuchen wüteten. Immer sehnsüchtiger sahen die Wächter von den Türmen über die Zelte der Hunnen hinweg nach Südwesten aus: keine Staubwolke, kein Tubaton, kein Schlachtruf verkündete das Anrücken des Entsatzheeres der Römer und Goten.

Der Tag Johannis des Täufers war herangekommen: die Senatoren der Stadt, die Geistlichen, auch die Befehlshaber der wenigen Kohorten erschienen um Mittag in dem Hause des Bischofs und erflehten auf den Knieen die Übergabe der Stadt: längerer Widerstand sei unmöglich, zwei Breschen klafften in den Mauern auf der Ostseite und die Hunnen hatten den Brückenkopf im Süden der Loire genommen.

Die Vorräte reichten kaum mehr für den nächsten Tag.

Da sprach der fromme Bischof, den Finger mit dem Fischerring erhebend: „Und wahrlich, wahrlich, ich sage euch: die fromme Stadt des heiligen Johannes, dessen Fest wir heute feiern, — wird nicht fallen in die Hände der Heiden: heute Nacht ist mir der Heilige er-

ſchienen und hat mir auf der Legionenſtraße von Tours her die heranziehenden Befreier gezeigt. Geht in ſeine Baſilika, betet inbrünſtig auf den Knieen und kommt in einer Stunde wieder: ich beſteige den Glockenturm der Baſilika: er überſchaut ſo hoch die Türme der Wälle als die heilige Kirche die Reiche der Welt überragt. Dort ſucht mich auf nach einer Stunde."

Und nach einer Stunde kamen ſie wieder, die Vertreter der Stadt: keuchend, mit Verzagen ſtiegen ſie zu dem Biſchof empor. Der hatte — er war alt und ſchwach das Licht ſeiner Augen — von Viertelſtunde zu Viertelſtunde einen jungen Diakon gefragt: „Mein Sohn, ſiehſt du nichts auf der Legionenſtraße?" Und kopfſchüttelnd hatte der jedesmal traurig erwidert: „Herr, ich ſehe nichts." Als nun die Verzweifelten in der Turmſtube ſich vor dem Biſchof zu Füßen warfen, ſprach der befehlend: „Schau hinaus, mein Sohn, gen Weſt: — ich ſage dir: — du ſiehſt etwas!"

Der hielt die Hand vor die Augen — denn die ſchon ſinkende Sonne blendete von Weſten her — und ſpähte lange ſcharf: dann rief er plötzlich: „Ja, Herr! Ich ſehe Staub aufwirbeln. Immer näher! Schon blitzen Waffen! Es ſind ein paar Reiter."

Der Biſchof und alle Häupter der Stadt eilten hinab an das Weſttor. —

Einſtweilen waren die Reiter in das Lager vor der Stadt gelangt: ach, Hunnen waren's und zwei römiſche Gefangene! Sie wurden vor Attila geführt: da erſchraken die beiden Römer bei deſſen Anblick: der jüngere ſank in die Knie: es war ein weicher Jüngling, nur ungern war er dem Heergebot gefolgt. Der ältere riß ihn unſanft auf: „Knien vor dem Tyrannen, dem Barbaren!"

Attila raunte erſt hunniſch mit ſeinen Hunnen: dann ſprach er zu den Gefangenen: „Ihr geht jetzt vor das

Loiretor und bezeugt dem Biſchof, daß das Entſatzheer geſchlagen und entflohen iſt auf Nimmerwiederkehr. Sagt ihr andres, — ſchaut dorthin! — pfählen laß ich euch wie die dreißig germaniſchen Verräter, die dort hängen und ſtecken."

Cajus ſchaute hin, ſchrie auf vor Entſetzen und ſchlug die Hände vor die Augen. Die Hunnen riſſen die beiden hinaus und an das Loiretor, auf deſſen Zinnen der Biſchof und die Senatoren ſtanden: „Jetzt gebt das befohlene Zeugnis," rief einer der Hunnen auf Lateiniſch. Aber beide ſchwiegen.

Da ſchlug der Hunne — mit der neunſträngigen Geißel — jeder Strang lief aus in eine Eiſenkugel — Cajus über das Geſicht und ſchrie: „Gib Zeugnis oder — ſieh dort die Pfähle!"

Da erſchrak der Jüngling und rief zu den Männern auf den Zinnen empor: „Ergebt euch! Das Entſatzheer iſt geſchlagen und entflohen." Da ergrimmte Aulus und ſchrie: „Nein! Er lügt, der Feigling! Die Hunnen ſind geſchlagen: — wir — gleich im Anfang des Gefechts ergriffen — ſind ihre einzigen Gefangenen: — Römer und Goten ziehen in Eile heran — gleich müſſen ſie hier ſein! Harret aus."

Es war ſein letztes Wort: der Hunnenführer, vom Jähzorn fortgeriſſen, ſtieß ihm den Dolch in die Kehle, ebenſo Cajus, wandte ſich und eilte zu Attila ins Zelt. Der befahl den Rückzug: denn ſchon fluteten ſeine geſchlagenen Reiter in Auflöſung von Weſten her ins Lager herein, ſchon hörte man in der Ferne die gotiſchen Hörner und den Tubaruf der verfolgenden Sieger. Schleunig zogen die Belagerer ab gen Nordoſten — auf Châlons.

Biſchof Anianus aber und ſeine Geiſtlichen oben auf den Zinnen ſtimmten pſallierend einen Dank-Hymnus an:

es war aus dem Pſalm 27: „Wenn ſich ſchon ein ganzes Heer wider mich leget, ſo fürchtet ſich dennoch mein Herz nicht; wenn ſich Krieg wider mich erhebt, ſo verlaſſe ich mich auf den Herrn!“

Und der Biſchof beſchloß, dem „Retter der Stadt“, Aulus Gaudioſus, ein Grabmal im Vorhof der Baſilika des Heiligen zu gewähren; der jüngere Bruder ward eingeſcharrt, wo er gefallen war.

Aber ein paar Tage darauf ließ der fromme Biſchof auch ſeine Gebeine in geweihter Erde kirchlich beſtatten: „Mir iſt in dieſer Nacht,“ ſprach er, „die Seele des Erretters erſchienen und hat zu mir geſprochen: ‚Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet. Ich hab' ihn frei gebeten bei den Heiligen: ſo mögen auch die Menſchen ihm vergeben: denn das Fleiſch iſt ſchwach‘.“

VII.

Etwa hundert Jahre ſpäter war Clemens, ein Nachkomme des Knaben Secundus, zu voller Mannesreife gediehen und hatte ſich aus den ſchönen Arleſerinnen, die an Antlitz und Geſtalt ihre Herkunft von der Zeustochter Helena heute noch bekunden, eine der allerſchönſten zum Weib erkoren: Hermione hieß ſie und wie Muſik umflutete hoheitvolle Anmut all' ihr Weſen: „Die Frau Königin“ nannten ſie ſogar — die Nachbarinnen.

Clemens überließ die Bewirtſchaftung der Villa Gaudioſa dem älteren Bruder Paulus und folgte ſeiner Neigung zum Lernen, bald zum Lehren. In der Rhetorenſchule zu Arles, dann in der höher gewerteten zu Bordeaux lernte

er zuerſt und lehrte dann Grammatik und Dialektik. Am mächtigſten zogen ihn philoſophiſche Fragen an: doch wenig Befriedigung gewährten ihm die Antworten ſeiner Lehrer: über das ſchulmäßig Hergebrachte ging deren Weisheit nicht hinaus: fragte der „übereifrige“ Schüler und bald Amtsgenoſſe und Mitwerber nach ihrer Anſicht vom Willen und der Allwiſſenheit Gottes und deren Verhältnis zu dem freien Entſchluß des Menſchen, nach der Rechtfertigung der Leiden des guten, des Triumphes des böſen Menſchen, ſo verwieſen ſie ihn an die Theologen: — und dieſe verwieſen auf die Unerforſchlichkeit der Wege Gottes und auf den Ausgleich im Jenſeit.

Clemens fand darin wenig Befriedigung. Sein Glück war ſeine edle ſchöne Frau und deren Liebe: ſie mußte ihn überallhin begleiten, wohin er reiſte, zu lernen und zu lehren: Kinder hatten ſie nicht: ſo ging beider Leben ungeteilt ineinander auf: ihre Harmonie war vollkommen. Da erhielt Clemens in Tours, wo er Grammatik lehrte, — der gute Biſchof Gregor, der ſich einer Nachhilfe hierin ziemlich bedürftig fühlte, hatte ihn dorthin eingeladen — ein Schreiben des Königs Chilperich aus Paris, der ihn dorthin entbot als Mitarbeiter, wie er ſagte: denn er habe ein paar neue Buchſtaben für das lateiniſche Alphabet erfunden und wolle ſich mit dem „berühmten Grammatiker von Arles“ über deren Berechtigung, ja Notwendigkeit beſprechen.

Frau Hermione pflegte nicht bei ſolchen Entſcheidungen mit zu reden: aber ſie konnte diesmal die Freude des Gatten nicht teilen: „Paris?“ meinte ſie beklommen. „Der Hof des roten Chilperich und ſeiner . . . . Nun, man nennt ſie nicht gern! Frage doch den trefflichen Herrn Biſchof. Sein Latein, klagſt du, iſt noch immer ſchlecht . . . .“

„Gestern 64 Fehler in einem Predigt-Aufsatz!“

„Aber sein Herz ist gut . . .“

„Ja, das — nicht sein Latein! — gehört noch der ‚goldenen Zeit‘ an. Ich werd’ ihn fragen.“

Befragt lehnte Herr Gregor den gutmütigen Kopf auf beide Hände: die Arme hatte er auf den Tisch gestützt und das Schreiben des Herrn Chilperichs dazwischen gelegt: „Hm,“ meinte er, „lieber Sohn, das ist so eine Sache. Ich für meinen Teil bin immer froh, wenn ich nicht zu Hofe muß — wenigstens nicht an den Hof der . . . . nun, der Frau, die man nicht gern nennt. Anderseits, die Weigerung, — das ist auch so ’ne Sache. Schon um geringerer Weigerung willen ist Herr Chilperich oft gar böse geworden. Oder noch böser als er immer ist! Aber schließlich: — in Staatsgeschäfte wirst du dich nicht mischen?“

„Schwerlich,“ lächelte der Grammatikus.

„Und überall stehen wir in Gottes Hand. Geh’ denn mit Gott, mein Sohn.“

Und Clemens reiste mit Hermione nach Paris, als Gäste des Königs gar bequem, ja vornehm befördert und begleitet. Sie wurden untergebracht in dem Palatium, das einst Julian bewohnt: jetzt heißt es dort Musée de Cluny. Aber der König wohnte in dem neuen Palatium an der Seinebrücke.

Dorthin ward der Grammatikus abgeholt zu den Unterredungen mit dem königlichen Schüler.

Am vierten Tage kam der mit brennrotem Kopf zu dem Mittagmahl, das er stets mit seiner Gattin allein einnahm.

„Was hast du, Lieber?“ fragte diese, den seelendurchbohrenden Blick der grauen Augen auf ihn geheftet.

„Was ich habe? Ärger hab’ ich. Aber zugleich

Freude. Ärger über mich und Freude an einem andern. Ärger über mich: denn mit meinen neu erfundenen vier Buchſtaben — du weißt? dem langen ó, omega, dem the, dem ae und vi . . . .“

„Ich weiß! Du ſprichſt Nachts im Schlaf davon!“

„Nichts iſt's damit! ‚Überflüſſig ſind ſie, verwirrend und ſchädlich.‘ Höre nur: überflüſſig, verwirrend und ſchädlich!“

„Wer hat das zu ſagen gewagt? — Dir!“

„Ja, gelt, du ſtaunſt? Ich ſtaunte auch. Ein Kerlchen, nicht länger als ich ſelbſt. Ein Schulmeiſter aus Arles. Denke nur! Und als ich ihn anfuhr, lächelte er und ſprach: ‚Der König ſteht nicht über der Grammatik wie nicht über dem Geſetz, ſondern unter beiden.“

„Der Rebell!“

„Ja, aber der Mut des Profeſſorleins hat mir gefallen. Und dann — dann hat mir noch was gefallen.“ Er beugte das Geſicht auf den Teller und ſchien eifrig bemüht, aus dem Seelachs Gräten zu ziehen, die gar nicht darin waren.

Sie aber hielt inne, das ſilberne Meſſer in der Hand, und vorgebeugt fragte ſie lächelnd: „Nun, wer hat dir gefallen?“

Er lachte hell auf: „Gut getroffen! Ja, es war kein ‚was‘. Ihn abzuholen — nach der dem König erteilten ‚Lektion!‘ — war ſeine Frau gekommen: ſie ging vor dem Palaſttor auf und nieder: da ich nun ausritt, ſah ich ſie beim Aufſteigen. Das Weib — es iſt aus Arles! — iſt einfach ein Wunder! Ein Wunder, ſag' ich dir, Gundelchen!“ Und er tat einen tiefen Trunk des dunkeln, ſchweren Rhoneweins und ſchnalzte leiſe mit den Lippen. „Ein Wunder.“

„So? — —“

„Weißt du, etwas Königliches, wie von Königen — nicht aus armem Plebs — entſtammt.“

„So?“

„Für den Purpur — man meint, im Purpur geboren.“

„So?“

„Wie ſoll ich ſie ſchildern? Sie hat was von Frau Brunichildis, der gebornen Königstochter.“

„So?“

„Weißt du, — ich könnte ſie malen! — ihre Geſtalt ... — aber bei Sankt Martin! — ich brauche ſie nicht zu malen. Schau, da zum Bogenfenſter hinaus — dort am Seine-Ufer, wo die Barken liegen, da geht ſie, Hand in Hand mit ihrem Schulmeiſter. Gott, wie kommt der Pedant zu dieſem Götterweib! Siehſt du ſie?“

„Ich ſah ſie,“ ſprach die Königin ruhig.

Sie war wie eine ſchnellende Schlange an das Bogenfenſter gefahren und ließ ſich nun wieder, das rote Haar aus den Schläfen ſtreichend, neben dem Gatten nieder: „Ein wenig zu groß. Aber ſchön.“

Als am andern Mittag Clemens endgültig entlaſſen und reich beſchenkt von der Lehrſtunde in ſeine Wohnung zurückkehrte, verließen den Vorgarten zwei wüſtblickende Männer, Stricke in den Händen.

„Das iſt der Ehemann,“ flüſterte der eine.

„Schad' um ſie,“ meinte der andre. „Hätte ſie nur noch einmal die Augen aufgeſchlagen, — hätt' ich den Strick nicht zuziehen können.“

Hermione lag auf dem Eſtrich: erwürgt — Clemens ſtürzte ohnmächtig neben ihr nieder.

Er erwachte, als er weit unterhalb Paris von den zwei Männern, die gerudert hatten, aus einem Seineboot geriſſen und an das Ufer geworfen ward.

„Kehrſt du zurück, biſt du des Todes!“ riefen ſie, ſprangen in den Kahn und ruderten zu Berg.

Er kehrte nicht nach Paris zurück, aber auch nicht nach Tours oder Arles. Er verkroch ſich in eine Höhle bei Rouen. Die Bauern der Nachbarſchaft ſagten: „Er iſt ein frommer Einſiedler, man muß ihn ſpeiſen.“ „Nein,“ ſagten die andern, „er hat einen Dämon: denn er redet wirr: er kann nur eines ſagen: ‚Hermione erdroſſelt. Es iſt kein Gott.‘ Man muß ihn totſchlagen.“ „Nein, man muß den Biſchof rufen, den Dämon auszutreiben.“

Aber bevor der kam, war Clemens tot.

VIII.

Und aber nach mehr als zwei Jahrhunderten geſchah's, daß Herr Karl, den man den Großen nennt, aber den „ganz Großen“ nennen ſollte, mit gewaltigem Heer durch Südfrankreich gezogen kam, über die Pyrenäen nach Spanien hinabzuſteigen, auch dort die den Chriſten feindlichen Heiden zu bekämpfen.

Es ſollte der einzige Feldzug werden, der dem auch als Feldherr — und vielleicht gerade am meiſten als Feldherr — ausgezeichneten Manne mißlang.

Er hatte die ganze Streitmacht, alle Stämme des Reiches aufgeboten. Bald nach Oſtern (19. April a. 778) erreichte er mit dem gewaltigen Heere Arles: hier ward vor dem Überſchreiten des Rhone eine Woche Raſt gemacht, das Eintreffen eines zweiten Heeres zu erwarten, das aus den überrheiniſchen Landen aufgebannt war.

Die Stadt und alle Villen um ſie her hatten ſtarke

Einquartierung erhalten: auch Villa Gaudiosa: zu äußerster Ergötzung der zahlreichen Knaben des Hausherrn Lucius, der immer seine Not hatte, die wilden Buben in Zucht zu halten: jetzt aber waren sie kaum von den Rossen und Reitern hinweg und in die städtische Schule zu bringen. Zumal der Zweitgeborne, Hilaris, — 15 Jahre alt — war dem Vater allzu lebhaft: und doch war gerade der des Vaters wie aller Leute Liebling.

So auch der beiden vornehmen Paladine, die mit ein paar Reitern in der Villa eingelagert waren: vergebens bat der Vater die Herren, den unnützen Buben, der nicht von ihrer Seite wich, unerschöpflich an Fragen, fortzujagen. „Laßt ihn nur, und geht an Eure Rebarbeit" lachte der kleinere der beiden, „er gefällt uns gar gut, nicht wahr, Freund Roland?"

„Gewiß," rief der andre — eine hochragende Heldengestalt — und fuhr dem Jüngling über das braunlockige Haar. „Er hat so fröhliche Augen. Am liebsten nähme ich ihn mit über die Berge ins Feld als meinen Schildträger. Da, versuch einmal, ob du ihn schleppen könntest."

Heißgierig sprang Hilaris herzu, ergriff mit beiden Händen die wuchtige Erzscheibe, die an einer Säule des Atriums hing und streifte sie über den linken Arm, fest den vorderen, den „Faustbügel", fassend. „Ist ja ganz leicht," jubelte er, „geb' ihn gar nicht mehr her."

„So?" lächelte der Ältere. „Wirst doch den Herrn Markgrafen nicht schildlos unter die Heiden fahren lassen?"

„Ein Markgraf seid Ihr? So schaun die aus?" staunend sah der Junge zu ihm empor. „Welcher Mark?"

„Der Bretonischen, wo die Feen und die Nachtigallen wohnen," erwiderte Roland.

„Da möcht' ich gleich hin! Und Ihr, Herr, wer seid Ihr?"

„Oliver heißt er," antwortete jener an des Gefragten Statt, „und ist des Herrn Königs weiseſter Pfalzgraf und Vaſall."

„Herrn Roland ſchau dir nur recht an: der iſt, ſo ſingen und ſagen ſchon jetzt die Leute, Herrn Karls Schwert."

„Das muß wahr ſein, aber Oliver iſt mein Gedanke," ſprach da eine tiefe Stimme und den Außenvorhang des Atriums ſchlug zurück, hereintretend, ein Gewaltiger: tief neigten ſich die Paladine: Hilaris ſtarrte zu dem ſieben Fuß Langen hinauf mit weit offenen Augen: „das . . . das iſt der Herr König" brachte er endlich heraus: „aber er iſt ja gar nicht von Eiſen, wie die Bänkelſänger rühmen."

Der König lachte: „Ich hab' das Eiſen inwendig. — Ich mußte doch nachſehn, wie mein Schwert und mein Gedanke untergebracht ſind: ganz gut, ſcheint's. Aber ſag', Bub, da im Garten, hinter dem Haus hervor, hörte ich ein Durcheinander von gar vielen Vogelſtimmen — hört ihr? ſie ſchallen bis hier herein! — Horch: Amſel, Schwarzmönch, Rotkehlchen, Blaukehlchen, Grasmücke, — zwei Arten! — Fink, Zeiſig, Stieglitz.

„Wie Ihr ſie alle kennt!" ſtaunte der Knabe. „So iſt's wahr, daß Euch der Ring Salomonis aller Vögel Sprache verſtehen gelehrt hat?"

„Iſt leichter als der Menſchen! Vöglein lügen nicht. — Du haſt wohl die ganze Geſellſchaft beiſammen? Ich will ſie mir anſehn."

„Kommt nur mit, Herr König!" Schon ſprang er die Vorſtufen hinab. Karl folgte.

„Der Bub hat Glück. 's iſt des Herrn liebſter Zeitvertreib," meinte Roland. „Und zumal Frau Hildigar-

dens! In jeder Lieblingsvilla ließ ſie ſolch ein Aviarium anlegen," ſchloß Oliver, ihm folgend.

An der ſonnigen Seitenwand der Villa war ein hoher Flugkäfig von Drahtgitter angebracht, in deſſen Myrten- und Taxus-Büſchen ſich eine Menge Vögel tummelte. Karl ſtand davor und nickte wohlgefällig mit dem Haupte: „Das laß ich mir gefallen. Sind gut gehalten. Keine Quälerei. Auch rinnend Waſſer haben ſie. Und weißen Sand. „Aber," fragte er, „vertragen ſie ſich denn?"

Der Jüngling ſchüttelte den Kopf: „Nicht immer, nicht in der Werbezeit der Männchen. Und nicht alle. Zumal nicht die Sänger untereinander!"

„Ja, ja, wie bei den Menſchen," meinte Herr Karl. „Wenn doch nur meine Hildigard das ſehen könnte. Hat ſolche Freude dran, die kindjunge Frau!"

„Sie ſoll gar ſchön ſein, die Frau Königin, ſagt man?"

„Da ſagt man recht!"

„Ja, warum habt Ihr ſie dann nicht mitgenommen?"

Karl lachte: „Du frägſt nicht dumm! Ich hab' ſie mitgenommen, ſo lang ſie reiſen konnte: bis an den Clain, bis Caſſinogilum: dort wartet ſie einer ſchweren Stunde. Sie ſchreibt in ihrer Einſamkeit gar traurige Briefe," ſprach er zu den beiden Helden gewendet.

„Traurig iſt ſie?" rief da Hilaris. „Ei, da wollen wir ihr eine kleine Freude machen: — mit meinen Vögeln da."

Erfreut ſah ihm der Herr in das Geſicht: „Ei! ein hübſcher Einfall. Gut! Ich kauf ſie dir ab. Was koſten ſie?"

Da fuhr der Knabe auf und ſchüttelte die Locken: „Nein, Herr König. Meine Vögel ſind mir nicht feil. Aber ich ſchenke ſie der Frau Königin: ſoll ſie doch ſo gut wie ſchön ſein."

„Das iſt ſie!“ ſprach Herr Karl gerührt.

„Der geriebenſte Höfling,“ meinte Oliver, „könnte ſich nicht geſchickter einſchmeicheln als dieſer dumme Bub.“

„Bin gar nicht ſo dumm, wie Ihr meint. Sollt's gleich erleben!

Herr König, verkaufen tu' ich meine Vöglein nicht. Aber ein Gefallen iſt des andern wert, nicht? Ja? Wohlan, ſo tut mir auch einen: laßt mich mit zu Felde ziehn — mit dieſem Markgrafen hier: zu dem und ſeiner Kraft hab' ich Vertrauen.“

„Haſt alle Urſach,“ lächelte der König. „Willſt ihn mitnehmen, Neffe?“

„Gern! Hab ihn lieb gewonnen, den Fratzen, in dieſen Tagen. Aber ſein Vater . . ?“

„Mit meinem Vater muß der Herr König reden! Das hilft gewiß.“

„Hoffentlich!“ lachte der und ſchlug ihm auf die Schulter.

Und es half.

Der Vater entſchloß ſich zwar ſchwer ſeinen Liebling herzugeben, aber der Markgraf verſprach, ihn getreulich zu ſchützen im Kriege. „So lang ich den Schild da halten kann, geſchieht ihm nichts zu leide“, lachte er — und da der König für ihn am Hofe zu ſorgen verſprach im Frieden: ſo wollte Lucius dem Knaben einen glanzvollen Weg nicht verſperren und ließ ihn ziehn.

Er ſollte ſie nicht wiederſehn, die fröhlichen Augen!

Die politiſchen Vorausſetzungen des Feldzugs waren irrig: deshalb mußte er ſcheitern. Die arabiſchen Emire und Scheichs, die vor Jahr und Tag ſich gegen Abderrahman, ihr Oberhaupt in Spanien, empört und Karls Hilfe angerufen hatten, waren zum Teil reuig zu jenem zurückgetreten, zum Teil untereinander in Kampf geraten. Vor allem die Chriſten auf der Halbinſel, deren eifrigen An-

ſchluß man als ſicher vorausgeſetzt hatte, ſowohl die Aſturier wie die Basken erwieſen ſich als höchſt feindlich: gleich die erſte Stadt auf dem Weg in das Innere, Pampelona, mußte erobert, Saragoſſa konnte nicht bezwungen werden. Schweren Herzens befahl Karl den Rückzug.

Roland erbat ſich die gefährlichſte Aufgabe, in den ſchlimmen Felſenpäſſen der Pyrenäen die Nachhut zu befehligen: er beſtand darauf, Oliver müſſe den Schutz des Herrn ſelbſt übernehmen: doch teilte der ihm erleſene Scharen, bergkundige Bayern und Alamannen, zu und hervorragende Helden, wie den Seniſkalk Eggehard, Rolands Freund, den Grafen Anshelm, die Bayern Hachiling vom Iſargau und Fagano vom Chiemgau.

Heiß brannte die Mittagſonne des 15. Auguſt von dem wolkenloſen, tief dunkelblauen Himmel auf die nackten, kahlen Porphyrwände auf der linken, der Nordſeite des nach Oſten gerichteten Zuges: als der mit ſeinen vorderſten Spitzen die Schlucht von Ronceval — „Roncesvalles“ — erreicht hatte, erkannte Roland ſofort die Gefährlichkeit dieſer Strecke: denn hier verſagten auf der rechten, der Südſeite, plötzlich für eine ganze Viertelſtunde die ſchirmenden Felſen: dicht neben dem nur pferdbreiten Felsſteig gähnte der „ſchwindelnde“ Abgrund, ſenkrecht abfallend, nochmal ſo tief als auf der Linken, im Norden, die ſteilen nackten Schroffen gen Himmel ragten: brauſend brach ſich in der Sohle des Abgrunds die reißende Malſanna durch Felstrümmer Bahn nach Oſten.

Roland und Hilaris und ein paar Reiſige bildeten den Schluß des langen, langen Zuges.

„Jung Hilaris,“ ſprach jener nach einem beſorgten Blick nach oben, nach der Krone der Felswände links, ſich im Sattel rückwärts wendend: „ich wollte, du wärſt bei deinen

Vögelein und Frau Hildigard daheim. Wenn ſie uns hier anpacken — gerade hier . . .!“

„Bah,“ meinte Hilaris, ſein Maultier antreibend, das ſtets haarſcharf am Abgrund hin einen Fuß vor den andern ſetzte, „freilich, wenn der Himmel einfällt, ſchlägt er alle Schwalben tot.“

„Da! Er fällt aber ein!“ rief Roland und ſprang ab: dicht vor ihm war ein mächtig Porphyrſtück von der Wandkrone herabgeſtürzt: zwei Reiter und Roſſe riß es krachend in den Abgrund. Zugleich gellten hinter ihnen im Weſten und vor ihnen im Oſten die ſchrillen Kriegspfeifen der Basken.

„Vorwärts!“ befahl der Markgraf. „Alles nach vorn! Zu Herrn Karl, von dem ſie uns abſperren wollen. Nach vorn! Laßt hier fallen was fällt.“

Alle Reiter ſprangen ab und drängten, die Gäule führend, nach vorn.

Aber ach! Von der Felswandkrone links im Norden drohte das ärgſte Verderben: — unabwendbar. Man ſah gar die Feinde nicht, die unaufhörlich Felsſtücke auf die gedrängt Haſtenden herunterſchleuderten. Ein ſolcher Block riß die beiden Bayern Hachiling und Fagano zuſammen hinunter in den Abgrund.

„Wir müſſen durch! Komm, Bub! Laß die Tiere ſtehn!“

Und mit Macht drängten beide nach Oſten, über Tote und Verwundete hinwegſteigend und ſpringend. Ach, ſie kamen nicht weit! Ein Hügel von Leichen ſperrte bald hoch und weithin den Pfad: mit Gram, mit Zorn gewahrte der Markgraf darunter zwei Freunde, Herrn Eggihard und Herrn Anshelm.

Er hatte nicht Zeit zu trauern: denn jetzt waren ſie von den Aſturiern und Basken im Rücken von Weſten her

erreicht: die Franken fielen gar raſch einer nach dem andern, jetzt ſchon viel mehrere durch die Wurfſpeere von rückwärts als durch die Felstrümmer von oben. Da gebot Herr Roland dem Knaben: „Gib mir Oliſant, mein Horn. Herr Karl kennt den Ton: vernimmt er ihn, kehrt er um: er läßt mich nicht im Stich!“

Und er blies einmal, zweimal mit Macht.

Weit, weit voran zog Herr Karl Tenzendur, ſeinem ſtahlgrauen Roß, den Zügel: „Horch, Oliver, hörſt du nichts?“

„Doch, Herr König: ich meine, ſo ruft Oliſant.“

„Bah,“ ſprach Ganelon von Mainz, der Verräter, Herrn Rolands ruhmneidiſcher Feind, „das war des Adlers Schrei dort hinten auf dem Fels.“

Da fiel hinter Hilaris auch der Alamanne Lantfrid, der bisher den Feind im Rücken gehemmt. Nun ſtieß Herr Roland zum dritten Mal ins Horn — zum letzten Mal: denn er blies, daß es zerſprang. Er warf es in den Abgrund.

„Nun geht's zum Ende, Bub. Tritt hinter mich.“

Aber der blieb vor ihm ſtehen wo er ſtand.

Jetzt waren ſie heran: zehn, zwanzig, dreißig Feinde: die vorderſten knieten und warfen, die hinteren über ihre Schultern weg.

„Zurück doch, Bub!“ Gebot der Markgraf und hielt den Schild über Hilaris. Da flogen ſechs Speere auf einmal: die gute Erzplatte erdröhnte: ſie fing vier davon: aber der Held konnte die Laſt nicht mehr halten, er ließ ſie fallen. Hilaris fing ſie auf, kniete vor den Herrn und hielt den Schild aufrecht mit zwei Händen vor deſſen Bruſt.

„Willſt du nun mich beſchilden!“

Da flogen nochmal ſechs Speere: beide fielen.

Über sie hinweg nach vorwärts sprangen die Verfolger. Aber deren Führer, König Alfons von Asturien, beugte sich über die Toten: „Das war Roland, der größte Held der Franken: ich kenn' ihn. Begrabt ihn mit Ehren. Und daneben seinen Schildträger: denn der war treu."

IX.

Und mehr als 400 Jahre waren vergangen seit dem heißen Augusttag von Roncevaľ.

Die Leute an dem Rhone sprachen nicht mehr Vulgärlatein, sondern provençalisch. Den lateinischen Namen Gaudiosus, den sie nicht mehr verstanden, hatten sie, ungefähr sinnentsprechend, verwandelt in gay, le gay, der Heitere. Keiner von diesen hatte den Rittergürtel erworben: sie waren Ackerbürger bei Arles geblieben, aber persönlich vollfrei auf eigner Scholle.

Daran hatte es auch nichts geändert, daß sie im Laufe der Zeiten, von Krieg und mancher andern Not bedrängt, den Schutz eines benachbarten Adelsgeschlechts gesucht hatten, das sie, gegen einen mäßigen Jahreszins an Wein, zu schirmen hatte. Es waren die Seigneurs de Cavaillon et Haut-Alion, die von Geschlecht zu Geschlecht mit tapferem Schwert seinen Sinn und seine Sitte, ein gütevolles Herz und Freude an der »gaya sciencia«, der frohen Kunst von Sang und Dichtung, verbanden. Schon manches Glied des Hauses hatte dessen Namen berühmt gemacht unter den „Trouvères", den „Trovatores" und an den »cours d'amour«, seit die Provence von deren süßen Weisen widerklang. Manch schönes Band von Huld

und von Dankbarkeit hatte ſich im Lauf der Geſchlechter um das Manoir d'Alion auf dem Hügel und das Winzerhaus im Rebenthal bei Arles geſchlungen. Die heranwachſenden Töchter und Söhne der Le Gay waren gern geſehene Gäſte in dem Schloß, wo ſie im Dienſt der Châtelaine und der ritterlichen Herren feinere Lebensſitte und weitere Kenntniſſe lernten als ſonſt die »vilains« erreichten.

Und als auf einen der Jünglinge, Gaſton, den Sohn des Marc le Gay, die Begabung jenes Ahnherrn Secundus, des Schülers des Auſonius, für Poeſie vererbt ſchien, da traf es ſich gut, daß gleichzeitig in Guy, dem Burgherrn, einer der gefeiertſten Troubadours des ganzen Rhonelands erſtand.

Der Seigneur nahm den »gars« aus dem Vaterhauſe ganz zu ſich in das Schloß hinauf und behielt ihn als Harfenträger, der zuweilen den Liedvortrag des Herrn zu begleiten hatte und auch ſelbſt manche wohlgereimte „Sirvente" zu dichten lernte. Heiß war der Dank des nun Zwanzigjährigen, der den geliebten Herrn auf ſeinen häufigen Sängerfahrten zu den ſangesfrohen und glänzend gaſtfreundlichen Burgen und Schlöſſern begleitete, die reich geſät von dem Rhone bis an den Fuß der Pyrenäen lagen, in ihren weißen Marmor- und rotbraunen Porphyrmauern wie Perlen und Rubinen über das ſmaragdgrüne Wieſen-, Reben- und Oliven-Land verſtreut.

Rittertum und Sangesfreude und Damendienſt und glänzendſter Lebensgenuß verbreiteten den Ruhm der Provence weithin wie nach Aragon und Kaſtilien ſo nach dem Nordoſten an den Hof der Capetinger nach Paris, die mit habgierigen und herrſchſüchtigen Augen nach dem reichen Südland ausſpähten, das ſich ſeit lange den Königen von Frankreich entzogen hatte und der Selbſtverwaltung

ſeiner Städterepubliken und uralten, meiſt ſchon iberiſchen, nicht erſt keltiſch-römiſchen, Adelsgeſchlechter erfreute.

Wenig ahnten dieſe frohlebigen Menſchen, welch furchtbares Verderben plötzlich über ſie hereinbrechen ſollte.

Zumal auf dem Manoir d'Alion ſchwangen ſich damals Glück und Glanz auf die ſonnigſten Gipfel, als der Seigneur die wunderſchöne Aladaidis de Trenkabel, la belle albigeoise, in das von Roſen verhüllte altersgraue Tor des Schloſſes eingeführt hatte.

Die zwanzigjährige Chatelaine in ihrem goldbraunen Gelock galt als die erſte Schönheit der Provence und, ritt ſie auf dem weißen Zelter neben ihrem in vollſter Manneskraft ſtrotzenden Gemahl, ſo blieben die Leute von Arles bis Bayonne bewundernd auf den Straßen ſtehen.

Im zweiten Jahre der Ehe hielten die Gatten einen „Liebeshof" zu Alion, der an Pracht der Feſte, an Schönheit der Damen, an Liedeskunſt der Trouvères alles Bisherige überſtrahlte: nach dem einſtimmigen Urteil der berühmteſten Troubadoure, Guilhem de Cabestanh, Peire Vidal und Raimond von Miraval, erhielt der Hausherr für ſein glühendes Werbelied in Brief-Form, eine reimreiche „Letra", den erſten Preis, einen ſchlichten Olivenkranz —: er hatte ſelbſt die Spenderin wählen dürfen — aus der Hand Aladaidens. Und in der Halle der Garzuns trug Gaſton den erſten Preis unter dreißig für eine ſchöne „Alba", ein Tagelied des Wächters, davon. Aber auch bei den kriegeriſchen Spielen der Knappen und Servitore im Schloßhof gewann er im Pfeilſchießen den zweiten und im Schleuderwurf gar den erſten Preis. Denn als Knabe hatte er die Schafe des Vaters gehütet und gar oft den Adler, der kreiſend über der Herde ſchwebte, im Flug mit der nie fehlenden Steinſchleuder hoch aus der Luft herabgeholt. Das war der höchſte Tag von Alion.

Bald nach den Gäſten verließen die Gatten das Schloß: — auf unbeſtimmte Zeit: die Eltern der Châtelaine und die ungezählten vervetterten und verſchwägerten Geſchlechter im ganzen Südland auf den vielen im Lied gefeierten Schlöſſern hatten ſie zu langem Beſuch geladen: den Troubadour lüſtete nach neuen Kränzen für ſich, mehr noch nach der Anerkennung ſeines jungen Weibes als der „Roſe der Provence“. Auch wollte das Paar nun geraume Zeit auf dem Stammgut, der viel bedeutenderen Beſitzung, Schloß Cavaillon, verleben. Er übertrug Gaſton — trotz ſeiner Jugend — die Verwaltung und Obhut des Manoirs und als der beſcheiden, ſo viel Vertrauen anzunehmen, zögerte, reichte ihm die Châtelaine die weiße ſchmale Hand zum Kuß und ſprach „Du biſt — ich weiß — uns treu bis in den Tod.“

Da kniete er niede, berührte die Hand leis mit den Lippen und ſprach: „Das bin ich.“

Und Jahre vergingen.

Wenig vernahm Gaſton von ſeiner Herrſchaft. Man ſchrieb damals — außer ungezählten Liebesbriefen in Verſen und in Proſa — nicht mehr Briefe als nötig. Lange Zeit hatten die Antworten auf die Berichte des Verwalters aus Alion nur eitel Glanz und Glück zu melden.

Dann blieben die Antworten ganz aus.

Dunkle Gerüchte, von unglaubhaften Dingen, — von unmöglichen, ſo ſchien es —, gelangten durch Flüchtlinge aus dem Weſten bis über den Rhone, nach Arles und Alion. Der Jüngling glaubte wenig den Erfindungen, wie er ſchalt.

Aber plötzlich, in einer wilden Sturmnacht des Frühſommers, weckte ihn in ſeinem Turmgemach ein wohlbekannter, obzwar lange, lang nicht mehr gehörter Ton: der Ruf eines Horns, der, ob vom Sturm zerriſſen und

verweht doch immer näher drang: er ſprang auf vom Lager: „Der Herr! Das iſt das Horn des Herrn. Sein Notruf!“

Alsbald eilte er mit einem Fackelträger aus dem Tor auf den Rennweg, der vom Fluß auf die Burg führte: das Licht einer emporſteigenden Fackel zeigte eine Tragbahre, die von vier Reiſigen langſam, langſam bergan getragen wurde: oft ertönte aus den Decken der Bahre ein Schmerzensſchrei: das Horn war verſtummt.

„Seigneur!“ ſchrie Gaſton, entſetzt in das edle, aber leichenfahle Antlitz leuchtend. „Teurer Herr! Was — was iſt mit Euch?“

„Ich ſterbe.“

„Da ſei Gott vor! — Und die Herrin? Wo iſt ſie?“

„Im Himmel.“

„Tot!“

„Ja! Ermordet. Lebendig verbrannt. Ah!“

Der Wunde ſank zurück. Die Sinne vergingen ihm.

Er fand die Sprache erſt wieder, als er in der großen Halle neben einem lodernden Herdfeuer auf das Ruhebett gelagert war. Gaſton kniete an ſeiner Seite.

Der Ritter ſchlug die Augen auf und begann mit matter Stimme: „Ja, das iſt meine Halle, ſo darf ich auf eignem Boden ſterben. Höre! ich habe nicht viele Worte mehr. Du haſt vernommen von dem neuen Glauben, der aufgekommen iſt im Albigeois?“

„Jawohl! Sie glauben an den heiligen Geiſt, den Tröſter, den Paraklet. Und verwerfen den Papſt in Rom. Es ſollen aber doch gar gute, reine Menſchen ſein.“

„Sie — ſie ſelbſt! — trat ein in dieſe heilige Gemeinſchaft. Und zog mich mit hinein. Aber Papſt Innocens hat uns verflucht und das Kreuz gepredigt gegen uns — ſtatt gegen die Heiden. Ein Kreuzzug — Mörder und

Räuber! — aus allen Reichen des Abendlandes — wohl hunderttauſend — ſind aufgeboten gegen unſer friedlich Land und ein Höllenhund, vom Abgrund aufgeſtiegen, führt ſie an."

„Wer iſt . . .?"

„Simon von Montfort," ſchrie der Wunde hinaus mit überraſchender Kraft: „Merk' dir den Namen! Hörſt du? Er — Er! — hat deine Herrin verbrannt!"

Gaſton ſprang auf: „Simon von Montfort!" wiederholte er tonlos.

„Er iſt — das iſt wahr — ein großer Held: — in vielen Schlachten — im Morgen- und im Abend-Lande Sieger — nie beſiegt — nie verwundet — von der Hölle gefeit: — Eiſen und Holz kann ihm nicht an! Er trägt einen Helm, vom Papſte geweiht, der macht den Träger unverwundbar."

„Simon von Montfort!"

„Mit einer Rotte ſeiner Kreuzfahrer überfiel er im tiefen Frieden — in der Nacht — Cavaillon, das gute alte Haus. Ich war fern auf einem Turnier zu Carcaſſonne. Er fand bei der Frau Vater Matthieu, den greiſen Biſchof der Katharer: — ſo heißen die ‚Frommen': — er befahl beiden, dem Paraklet, unſerem Gott zu fluchen, zum römiſchen Papſt zurückzukehren — und da ſich beide weigerten, ließ er Haus Cavaillon anzünden an allen vier Ecken und — wehe, wehe! — die beiden in die Flammen ſtoßen."

„Ah, Simon von Montfort!"

„Als ich bei Tagesanbruch aus dem Walde von Foix auf mein Schloß zuſprengen wollte, ſah ich, wo ſeine Zinnen geragt, eine ſchwarze Rauchwolke quer in die Luft gelagert. Und ſobald wir — zehn Reiter! — ins freie Feld gelangt waren, jagten unter wildem Geheul: „Gott

will's, Gott will's!" hundert Kreuzfahrer uns entgegen. Ein Pfeil traf mich in den Schwertarm. Die Meinen fielen bis auf dieſe vier. Sie flüchteten mich mit Müh' und Not. Ich floh nur, um zurückzukehren, um hier alle meine Vaſallen aufzubieten und den Mörder — ach, ich kann nicht! Die Ärzte zu Montpellier, wo ich raſten mußte, verhehlten mir nicht: der Pfeil war vergiftet. Ich muß ſterben — alsbald! — So wollte ich ſterben in meinem eigenen Haus. Leb wohl! Die Augen verſagen: — ich ſehe dich nicht mehr. Leb wohl, Gaſton!"

Und ſie begruben ihn in der Gruft ſeiner Väter, den frohſten, ſchönſten Troubadour.

Gaſton aber zog von dannen — ganz allein. „Wohin? Wen ſuchſt du?" hatten der Vater und die Brüder gefragt.

„Simon von Montfort. Ich dichte meinem Herrn einen „Totenſchrei"[1]), der iſt noch nicht fertig."

Und ſo zog der einſame Reiter durch die Lande, immer nach Weſten, nach Weſt.

Bald hinter Arles ſtieß er auf die Spuren der furchtbarſten Zerſtörung, die das Abendland je geſchaut.

Die Mauern der Städte niedergeworfen, die Türme abgetragen, die Gräben ausgefüllt, hunderte, ja tauſende Schlöſſer, Burgen, Manoirs, Edelhöfe in Brandſchutt und Trümmern liegend, die Ölbäume umgehackt, die Rebſtöcke herausgeriſſen, die Saaten zerſtampft: — und hier und da vor den eingeſchlagenen Toren der entwallten Städte auf Kies und Sand große viereckige ſchwarze Flecke: — über denen ein unleidlich ekelhafter Geruch brütend ſchwebte.

Nur einmal fragte er einen blinden Greis, der neben dem verbrannten Tor von Beziers ſaß und betete.

---

[1]) Totenklage, Nachruf.

„Woher das kommt?“ — „Das kommt von Simon von Montfort. Zweihundert Menſchen: viel Weiber und Kinder waren's. Das riecht man lang. Mir und ſiebzig andern haben ſie nur die Augen ausgeſtochen. Aber ich ſehe ſie doch die Herrlichkeit des Parakleten: hell ſtrahlen ſeh' ich ſie.“

Der einſame Reiter trieb den Rappen zu raſcherem Trab.

Und ſo kam er über Beaucaire, Beziers, Carcaſſonne, von Südoſten her in die Nähe von Toulouſe, das Simon mit dem Hauptheer ſeiner Kreuzfahrer belagerte.

Der Reiter ſtieg ab, als er von fern der Zelte der Belagerer anſichtig wurde: — ſie ſchienen ihm wie Blut getüncht in der Abendſonne. Er verbarg ſein Rößlein in dichtem Geſtrüpp, dann grub er mit dem Schwert eine Grube in dem hohen Waldmoos, barg dann darin Helm, Brünne und Schild, Dolch und zuletzt das Schwert und deckte ſorgfältig das Moos wieder darüber. „Bleibt da ruhen,“ flüſterte er, „ich brauche euch nie mehr.“

Er verſuchte es gar nicht, in die Stadt zu gelangen: die Belagerer bewachten gar ſcharf alle Zugänge. Er beſchloß, ſich die Sommernacht über im Walde verborgen zu halten und abzuwarten, was da kommen ſollte am nächſten Tag.

Dieſer war der 24. Juni des Jahres 1217 — die Sommerſonnenwende iſt für gar manchen ſeines Geſchlechts bedeutungsvoll geweſen! — — —

In den gleichen Abendſtunden ſaß in ſeinem Zelt, deſſen Wände reiche Waffentrophäen, aber auch Kruzifixe und in Seide geſtickte Heiligenbilder ſchmückten, beim Becher Simon von Montfort, deſſen Sohn Amaury und der Groß-Kapellan des Kreuzheeres, Abt Armaud, der Legat des Papſtes.

Simon „der Gefürchtete“ — wie er im Morgen- und

im Abendlande hieß — eine gewaltige Hünengestalt, fast 7 Fuß hoch, breitköpfig, breitbrüstig, stiernackig, das pechschwarze Haar nach Normannenart ganz kurz rund um das Haupt geschoren, war in der Tat ein Staunen und Bangen erregender Anblick: zumal den Blick der tief-schwarzen Augen, die wie bei Raubvögeln allzunah aneinander standen, durch die scharfe Adlernase zu wenig geschieden, raunte man, könne niemand ertragen und schon oft habe er im Zweikampf gesiegt, weil der Gegner unter diesem Blick mit den Wimpern zuckte.

Er stellte nach einem tiefen Trunk den Goldbecher klirrend auf den Schänktisch, wischte den bartlosen, fest geschlossenen, den grausamen Mund und begann: „Morgen, ihr Genossen des heiligsten Krieges, hoff' ich, ernten wir die Frucht unserer Mühen. Allzulang schon hat uns dies trotzige Ketzernest vor den dicken Mauern festgehalten: unser sind und in Schutt liegen Carcassonne, Avignon, Nîmes, Mazarec, Laurac, Albi und viele andere Städte: nur diese Höllenfeste unter ihrem alten Grafen, dem Altvater aller Ketzer, widersteht noch. Aber morgen fällt sie. Sie planen kurz vor Tagesanbruch einen Ausfall aus allen Toren zugleich: sie hoffen uns zu überrumpeln. Wir werden *sie* überraschen. Meine geheimen Späher waren wachsam. Und zum Überfluß ist mir diese Nacht Sankt Johann der Täufer, unser Schutzpatron, erschienen und hat mir gezeigt, *wo* die Entscheidung fällt: ‚Bei dem letzten Barbacan, der Vorstadt Saint Subran vor dem Walde,' sprach der Heilige, mit dem Finger deutend: das also wird *mein* Platz in der Schlacht."

„Der gefährlichste, wie immer," meinte Amaury.

„Was heißt Gefahr?" fiel ein der Abt, eine hagere unheimliche Priestergestalt in den weißen und schwarzen Gewanden der Dominikaner. „Gefahr droht nicht dem

erwählten Rüſtzeug des Herrn. Der vergoldete Glockenhelm dort auf der Truhe ſchützt, ſo lang es ihn trägt, das Haupt des ‚Gefürchteten‘, den nicht Eiſen, nicht Holz gefährden, nach der Kirche erhörtem Gebet, ſo lang er ihr getreueſter Sohn.“

„Das werd’ ich bleiben. So hört das Gelübde, das ich getan, als mich heut’ Nacht der Heilige im Traume verließ: alles Gold, das wir morgen in der Stadt erbeuten, Sankt Denis zu Paris, alles Silber Sankt Martin von Tours und jeden Ketzer, jede Ketzerin, die wir greifen, erſchlagen als ein Opfer für Chriſtus, deſſen Gottheit ſie leugnen.“

„Amen!“ ſprach der Abt.

„Aber,“ fragte Amaury, der mit ungleich milderen Augen in die Welt ſah, — „das wird des Blutes doch allzuviel! Und es ſind auch Katholiken in der Stadt. Wie ſollen wir unterſcheiden? Wen verſchonen, wen erſchlagen?“

„Erſchlagt Alle,“ ſprach der Abt, ſich erhebend. „Gott kennt die Seinen.“ Und er ſchritt aus dem Zelt.

„Vater,“ meinte Amaury, leiſe fröſtelnd. „Manchmal erſchauere ich doch. Die zweihundert von Beziers! Und jene wunderſchöne Frau zu Cavaillon: — ich ſprang hinzu, ſie herauszureißen. Zu ſpät . . .“

„Schweig von der. Sie hatte einen Dämon,“ er ſchlug ein Kreuz über die breite Bruſt. „Beſſer die Flammen für ſie als die Flammen, die ſie weckte — in andern. Der hölliſche Reiz ihrer weißen Glieder hatte auch dich betört, ich ſah es wohl, mein Sohn. — Aber ich heuchle nicht gegen den Sohn, den Erben meiner Macht und meines Plans. Auch mir wär’ wohl der Mühen, der Flammen und des Bluts zu viel geworden, föchte ich nur für Sankt Peter. Aber ich fechte auch für mich,

für dich, für unſer Haus. Hör', aber ſchweig. Der heilige Vater in Rom und mein Lehnsherr, König Ludwig in Paris, — längſt giert er nach der reichen Provence! — haben mich im voraus belehnt mit allem Land, allen Städten, Dörfern, Burgen und Manoirs, die ich den Ketzern abnehme zwiſchen Rhone im Aufgang und der Mündung des Adour im Niedergang."

„Vater!"

„Du ſtaunſt, nicht wahr? Das ſchönſte, reichſte Reich des Abendlands! ‚Simon, König von Aquitanien': das klingt nicht ſchlecht. Morgen erobere ich die Hauptſtadt dieſes meines Reichs — Toulouſe. Nun gute Nacht. Ich brauche Schlaf. Vor Morgengrauen heißt's heraus."

Und vor Morgengrauen kniete Montfort, gewappnet vom Wirbel bis zur Sohle, den goldnen Helm im linken Arm, vor dem Feldaltar im Hintergrund ſeines Zeltes. Der Abt Arnauld celebrierte ihm die Meſſe. Inbrünſtig, in Andacht verſunken begleitete jener mit ſeinem Gebet die heilige Handlung, die zu Ende ging.

Schon in dem Verlauf waren Trompetenrufe, Roſſewiehern, Waffengetöſe in das Zelt gedrungen: den Prieſter ſtörten ſie: den Beter nicht. Nun — der Abt war bis nah an das Ende gelangt, — da eilte Amaury herein und rief: „Auf, Vater, raſch! Das Gefecht iſt in vollem Gang. Die Feinde ſind aus allen Toren gebrochen. Komm, ſofort!"

„Da ſeien Sankt Peter vor und alle Heiligen, daß ich in die Schlacht reite, bevor ich meinen Gott geſehn. Vollende, Prieſter."

Haſtig eilte der zum Schluß. Als er das Wunder der Transſubſtantiation vollbracht und die Hoſtie erhoben hatte, ſtand der Gefürchtete auf — ganz langſam — und

ſprach, den Helm aufſtülpend: „Zu haſtig, Prieſter! Du haſt an Gott Zeit ſparen wollen. Aber der hat die Ewigkeit. — Jetzt — nieder mit den Ketzern! Sie ſind verloren: denn dies iſt das Schwert des Herrn!“ Damit zog er die Toledoklinge feierlich aus der Scheide und ſchritt aus dem Zelt, den mächtigen normanniſchen Rapphengſt zu beſteigen.

Und verloren, ſo ſchien es, waren auch diesmal die Feinde des Niebeſiegten.

Als die Ausfallenden, geführt von dem greiſen Grafen von Toulouſe und dem jungen Vicomte von Foix, über Notſtege, die ſie raſch über die Wallgräben geworfen, die verhaßten Belagerungstürme erreicht hatten, die ſie ſtets von wenigen bewacht geſehen, und Feuer darein werfen wollten, ſprangen, bisher hinter dem Gezimmer verdeckt gehalten, ſtarke Scharen der Kreuzfahrer hervor, zumal Normannen und Nordfranzoſen waren's, und warfen die Überraſchten überraſchend in dichten Haufen in die Gräben und auf die Ausfallſtege zurück.

Nur vor einem Tor der Vorſtadt Saint Subran, neben dem mächtigen Barbacan, den all dieſe Wochen her der Graf von Toulouſe heldenhaft verteidigt hatte — und er hatte jetzt die Tapferſten der provençaliſchen Ritterſchaft für den Ausfall hier zuſammengefaßt, — machten die Ketzer Fortſchritte.

Die erſte Reihe der Belagerer war hier durchbrochen: ſie wich bis an den Saum des dichten Waldes zurück.

Allein nun brach von dem Lager Montforts her, wie ein Lavaguß alles vor ſich her nieder- und fortreißend, die Hauptmacht der Kreuzfahrer auf die Verfolger ein: die Toloſaner ſtutzten, hielten, wankten ſchon.

Da trat aus dem dunkeln Wald ein Ungewaffneter und rief den nächſten Reiter an, der gerade das Pferd

zur Flucht herumriß: „Halt! Sag mir nur noch raſch: der — der auf dem Rappen — der mit dem goldnen Helm — das iſt doch er.“

„Ja! Das iſt Montfort! Freſſe ihn die Hölle, den Unverwundbaren.“ Und er wandte den Gaul und floh.

Da langte der Fremdling aus ſeinem Ranzen eine handbreite Lederſchlinge an einer derben Schnur, legte einen ſcharf geſpitzten ſchweren Kieſelſtein darauf und flüſterte: „Nun hilf mir, Gott, du alter Gott der Hirten. — Halt!“ ſchrie er den gegen ihn Anreitenden an: „halt, Simon von Montfort: denn du mußt jetzt ſterben. Denk an Cavaillon.“

Der Reiter hatte trotz ſeines Helmviſiers dies Wort — nur dies! — verſtanden — er ſtutzte: er hielt den Renner an: da flog der Schleuderſtein: er traf den Goldhelm: klirrend ſprang der in zwei Stücke auseinander und flog zur Erde: barhäuptig ſaß jetzt der Rieſe auf dem Roß: ſtaunend, wie ungläubig ſah er herab nach rechts und links auf die Trümmer des geweihten Helms. Nun ſchaute er wieder auf, dem Feind entgegen: er ſpornte den mächtigen Hengſt, den Recken niederzuſtampfen. Da kam ſauſend ein zweiter Stein geflogen: er traf die Stirn mitten zwiſchen den furchtbar blickenden Augen: raſſelnd in ſeinen Waffen, das Schwert noch feſt in der Fauſt, ſtürzte er rücklings vom Roß.

Gaſton aber ſchrie mehr als er ſang:

„Tot iſt Montfort!
Montfort iſt tot!
Tot iſt Montfort!
Gelöſt iſt mein Wort
Und gerächt biſt du, Herrin Aladaidis!“

Es war ſein letztes Wort. Im Augenblick war er

von des Gefallenen Gefolg überritten und im Sinken von Speeren durchbohrt.

Aber der Fall des vergötterten Führers entſchied die Schlacht. Vom Schreck entſchart, von dem Unfaßlichen entſetzt, daß „der im geſegneten Helm“ gefallen, flohen die Abenteurer aus allen Landen, die nur unter ihm zu kämpfen, zu ſiegen gewußt hatten, eifrig verfolgt von den aufatmenden Toloſanern.

Nie ward die Leiche erkannt des Jünglings, der den „Gefürchteten“ erlegt hatte.

Hier bricht ſie ab, meine „Familien-Chronik“, d. h. das Gewebe meiner Phantaſien und Träume: ſie reichen nicht über das XIII. Jahrhundert herunter. Nur undeutlich, wolkenähnlich tauchen mir noch einzelne Geſtalten aus jüngeren Zeiten auf: ſie laſſen ſich nicht greifen, nicht mir ſelbſt zur Anſchauung bringen, geſchweige anderen. Nehmen wir alſo Abſchied von den Le Gays bei Gaſton dem Getreuen.

Digitized by Google